Dr ERNST HORN,

Königl. Preussischer Geheimer Medicinal Rath und Professor

Ritter des eisernen Kreutzes u. des rothen Adler Ordens.

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie.

Hundert und vierzigster Theil,
welcher die Artikel Schai bis Schauspiel enthält.
Nebst 4 Kupfertafeln auf 1 Bogen und einem Portrait.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1825.
In der Paulischen Buchhandlung.
(Pränumerations-Preis 2⅔ Thlr. — Laden-Preis 4¼ Thlr.)

E IV 1718

Coburger
Landes-
Bibliothek

Dem

Königl. Preußischen Geheimen-Medizinal-Rathe und Professor

Herrn Dr. Ernst Horn,

Ritter des eisernen Kreuzes und des Rothen Adlerordens dritter Klasse,

Hochwohlgeboren,

widmet

den gegenwärtigen Theil seiner Encyklopädie

zum öffentlichen Beweise

der

innigsten Hochachtung und Dankbarkeit

C. H. Mowinkel,

Besitzer der Paulischen Buchhandlung.

Schai, s. Schach, Th. 138, S. 366.
Schaide, s. Wels.
Schaiderknecht, im Oesterreichischen, ein Mühlknecht.
Schakal,, Schachal, Schagal, Jackal; nach Kämpfer in Persien Siachal, Siechnal, Siacali; nach Belon Adil; in einigen Provinzen der Levante, nach Olearius, Tulki; in der Türkey, nach Hasselquist, Chical; Sical, nach Pollux; nach Belon im Griechischen Squilachi; nach Spon und Weeler, Zacalia; nach Delon, Jacard; nach Shaw, in der Barbarey Deeb; in Bengalen Jngueparel; in Madura, Nari; nach dem P. Vincenz Maria im Italienischen Addibo; der Zwerg- oder Goldwolf. Haller vierfüßige Thiere S. 500; der Goldwolf, Goldhund, Müll. Naturs. I., S. 227. Berl. neueste Mannigfaltigkeiten, II. 1779; IV, 1786. Der Schakkal und Adive; Zimmermann geograph. Zoologie, II, S. 33 u. S. 244.

Der Schnellwolf, Thos. Blumenbach, Naturg. 2, S. 101. Shakall, Gatterer, vom Nutzen und Schaden der Thiere. I., S. 381. Nach Einigen soll es der Goldwolf, Chryseos, Lupus aureus, der alten Griechen seyn. Obs. de Belon feuillet, 163. In der Barbarey heißt er Chathal; im Tamulischen Kad-tu-nari oder neri; in Indien, Gôlâ; in Georgien Tura; im Portugiesischen, nach Obsonville, Adive. Im Arabischen Deeb oder Wawi; im Hindostanischen Kuidder und Kola. Lupus aureus. Kämpfer. Amoenit. exotic. p. 413. Klein. quadr. p. 70. Charlet excerc. p. 15. Ray syn. quadr. p. 174. Pallas, Spicil. Zool. XI., p. 3. Brisson. quadr. Ed. in 8. p. 171. Vulpes Indiae Orientalis. Valentin Mus. p. 452. Canis flavus, Lupus aureus — Le Loup doré. Brisson. Regn. anim. p. 237. Aureus canis, Lupus aureus dictus. Linn. syst. nat. edit. X. p. 40. Asiaticum Animal nuncupatum. Bellon Obs. p. 160. Canis (Aureus), cauda recta, corpore pallide flavo. Erxleben Mammal. p. 571. n. 12. Canis Chical Turquarum. Hasselquist, Palästinische Reise, 271. Θως Aristot. hist. anim. II., c. 19. n. 150. VI. c. 35. n. 426-428. IX. c. 70. n. 473-475. Thoes, Plin. hist. nat. VIII. c. 34. X. c. 74. Sjakallen of wilde honden. Bruin Reiz. p. 321. The Deeb or Jackall. Shaw trav. p. 247. Αυκος ξουθος; Αυκος χρυσεος Oppian. cyneg III., 296, 314. Jakkals: Hond, de Gulden Wolf genaamd. Houtt nat. hist. II. p. 93. The Jackal. Penn. syn. quadr. p. 158. Le Chacal et l'Adive. Buffon Quadr. Tom. VI. p. 188 et Suppl. Quadr. VIII. p. 180.

Chien sauvage indien. Vosmaer. Amsterdam, 1773.

Der Schakal hält sich unter verschiedenen Himmelsstrichen auf, besonders gemein ist er in der Levante und Barbarey. Wegen der hellgelben und glänzenden Haare ist dieses Thier von verschiedenen Schriftstellern der vergoldete Wolf oder Goldwolf genannt worden. In der Barbarey, Ostindien, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und in andern Provinzen von Afrika und Asien soll diese Gattung, dem Anscheine nach, noch verschiedene Abfälle erlitten haben. In den heißeren Ländern sind die Schakals größer und ihre Haare mehr braunroth, als gelb; auch giebt es einige von verschiedenen Farben. Nach Bosmann*), in seinen Reisen soll der Schakal, welchen die Unterthanen des Königs von Comany, nahe bei Acra, den Reisenden brachten, die Größe eines Hammels gehabt haben, nur seien die Beine höher gewesen. Der Kopf war dick, platt und breit, die Zähne eines Fingers lang und darüber; die Pfoten, nach dem Verhältnisse seines Leibes, außerordentlich dick, und die Haare kurz und gefleckt. An den Füßen soll er sehr große Klauen gehabt haben. Die ganze Gattung des Schakals ist in ganz Asien, von Armenien an, bis nach Malabar verbreitet; man findet sie auch in Arabien, der Barbarey, wie schon oben angeführt worden, Mauritanien, Guinea und den Landschaften des Vorgebirges. In Bengalen, wo man sie wilde Hunde, Jaguepa-rels oder Schreihunde nennt, haben sie rothe Haare. Sie sollen nach Biervillas**) alle Nächte Scharenweise kommen und längs dem Ganges fürchterlich bellen. Ihre Stimme soll so verschieden und betäu-

*) Voyage de Bosmann, p. 331.
**) Voyage d'Innigo de Biervillas, I., p. 178.

bend seyn, daß man sein eignes Wort nicht hören kann. Wenn die Mauren bei ihnen dicht vorübergehen, laufen sie nicht auf die Seite. Nach der Beschreibung, welche ältere Reisebeschreiber von dem Schakal machen, soll es ein wildes, herumstreifendes, unruhiges, dabei grausames und blutdürstiges Thier seyn. So heißt es in den Lettres édifiantes *). Es giebt in Madura eine Art von wilden Hunden, die man eher für einen Fuchs halten möchte. Die Indianer nennne ihn Nari, und die Portugiesen Adiba. Man hört diese Thiere immerfort heulen. In der Relation de Mandelsloh **) heißt es: In Gugurate findet sich eine Art vom wilden Hunde, den man Jakal nennt. — In der Recueil des Voyages de la Compagnie des Indes orientales ***) heißt es: In Malabar sieht man eine große Menge Jakals oder Jachals; auch in den Gehölzen auf Ceylon giebt es dergleichen, welche wie der Fuchs gestaltet sind, besonders in Ansehung des Schwanzes. Nach Menschenfleisch sind sie sehr begierig. Sie folgten unserer Armee nach und gruben unsere Leichen auf. Wir hörten oft des Nachts das erschreckliche Geschrei dieser Thiere, welches viel Aehnlichkeit mit dem Bellen böser Hunde hat. Sie schrieen verschiedene Male, als wenn sie sich antworteten. — In der Voyage de Fr. Pyrard †) steht: Das ganze Land Calicut ist gleichfalls voller Füchse (Schakals), welche des Nachts bis in die Stadt kommen und wie Hunde herumstreifen; alle Nächte hört man sie in den Straßen und Gärten. — In der Voyage de la Boulaye-le-Gouz, p.

*) XIIme recueil, p. 98.
**) Suite d'Olearius, Tom. II, 234.
***) Tom. VI, p. 985.
†) Tom. I, p. 427.

254, heißt es: der Schakal ist eine Art wilder Hunde. In den Gegenden von Surate giebt es davon eine so große Menge, daß wir vor dem großen Lärm, den sie machten, unser eigenes Wort nicht hören konnten. Sie schreien deutlich ua, ua, ua, beinahe so wie ein Hund bellt. Dieses Thier frißt gern todte Körper. In den Wüsten Arabiens längst dem Tiger und Euphrat und in Aegypten findet man sie auch in Menge. — Delon sagt in seiner Reise (Voyage de Delon, p. 109): der Jacard oder Adive ist so groß, als ein regelmäßiger Hund; er gleicht dem Fuchse, in Absicht des Schwanzes, und dem Wolfe, in Ansehung der Schnauze. Man zieht sie auch in den Häusern auf; sie haben aber die Natur an sich, daß sie sich den Tag über in der Erde verkriechen und daraus nur des Nachts wieder herauskommen, um sich etwas zu fressen zu suchen. Sie ziehen Schaarenweise, fressen Kinder und fliehen vor großen Leuten. Ihr Geschrei ist kläglich und wehmüthig, so daß es sich anhören läßt, als wenn viele Kinder von verschiedenem Alter zusammenschreien. Sie fallen die Hunde an und jagen sie aus den Häusern. Olearius sagt in seiner Reise (Voyage d'Olearius, p. 531): Es findet sich in Persien eine Art von Fuchs, die Schakal heißt, und von den Einwohnern gewöhnlich Tulki genannt wird. Sie sind daselbst in großer Menge und beinahe von der Größe unserer Europäischen Füchse. Der Rücken und die Seiten sind mit einer Art von dicker Wolle und langen und steifen Haaren bedeckt; der Bauch ist schneeweiß, die Ohren sind pechschwarz, und der Schwanz ist kleiner, als der unserer Füchse. Wir hörten sie des Nachts um das Dorf, wo wir waren, herumlaufen, und wurden von ihrem traurigen Geschrei sehr beunruhiget, welches mit dem eines wehklagenden Menschen übereinkommt, und immer

fort dauerte. In den Reisen des Paters Fr. Vincent (Kap. XII), heißt es: der Addibo (Adive) gleicht in Ansehung der Gestalt des Haares und des Schwanzes dem Wolfe, ist aber kleiner und kommt in der Größe dem Fuchse nicht bei. Er ist sehr gefräßig, aber dumm; des Tages streicht er herum und des Nachts bleibt er in seiner Höhle. Gegen Abend sieht man das Feld ganz voll von ihnen. Diese Thiere nähern sich den Reisenden, stehen still und sehen sie an, ohne die geringste Scheu zu verrathen. Sie laufen in die Kirchen, wo sie Alles zerreißen und auffressen, was ihnen gefällt. Lederzeug fressen sie vorzüglich gern. Sie belfern wie die Hunde, und wenn einer schreit, so antworten ihm alle die andern. Dieser Instinkt, vermöge dessen sie alle zusammen schreien, scheint nicht freiwillig zu seyn, sondern aus bloßer Noth zu entstehen, so, daß wenn eins dieser Thiere in ein Haus gegangen ist, und daselbst stehlen will, wenn es seine Gefährten in der Ferne schreien hört, es nicht unterlassen kann, gleichfalls zu schreien, obgleich er sich dadurch entdeckt. In Dümonts Reise (La Haye, 1699. Tom. IV. p. 29) heißt es: Man hat in einem Hause, in welchem ich einige Zeit gewohnt habe, länger, als zehn Monate einen Chacali gehabt. Dieses Thier ist den Füchsen in der Größe, Gestalt und Farbe so ähnlich, daß die meisten Fremde sich fast beständig irren, wenn sie ein solches Thier zum ersten Male sehen. Der größeste Unterschied zwischen diesen beiden Thieren besteht in dem Kopfe, welcher bei dem Schakali wie bei einem Schäferhunde mit einer langen Schnauze gebildet ist, und in dem Haare, welches so störrig, wie bei einem Wolfe ist. Seine Farbe ist der Farbe eines Wolfes ziemlich ähnlich. Er giebt einen außerordentlichen Gestank von sich, so daß er an dem

Orte, wo er sich einen Augenblick niederlegt, gleich einen Gestank verbreitet. Uebrigens ist dieses Thier überaus gefräßig und verwegen; denn es scheut sich nicht in die Häuser hinein zu gehen. Wenn es einem Menschen begegnet, so flieht es nicht sogleich, wie andere Thiere thun, sondern sieht ihn frech an, als wenn es ihm Trotz bieten wollte, und dann lauft es wieder weg. Es hat ein bösartiges Naturel, will immer beißen, wenn man sich auch noch so sehr bemühet, es durch Liebkosungen oder Fraß zu besänftigen. Ich habe Gelegenheit gehabt, dieses bei dem oben erwähnten zu bemerken. Diesen hatte man sehr jung gefunden, und wie ein Hund, von dem man viel hält, zum Vergnügen auferzogen, gleichwohl ward er nicht völlig zahm; er ließ sich von Niemanden anrühren, biß alle Leute, und man konnte ihn auf keinerlei Art davon abhalten, daß er nicht auf den Tisch stieg und Alles wegnahm, was er bekommen konnte. Das ganze Feld von Natolien ist voll von diesen Schakals; man hört sie alle Nächte um die Städte ein großes Geräusch machen; sie bellen nicht wie die Hunde, sondern machen ein ihnen besonders eigenes helles Geschrei. — In der Reise des Pater Zuchel nach Conjo und in Aethiopien,*) heißt es: die wilden Hunde in Conjo, welche man Mebbia nennt, sind Todfeinde von allen andern vierfüßigen Thieren; sie sind nicht sehr von unsern Windhunden verschieden. Man sieht sie Schaarenweise bei dreißigen und vierzigen, ja zuweilen in noch größerer Anzahl herumlaufen. Sie fallen allerlei Thiere an, und bezwingen solche gemeiniglich durch die Menge; den Menschen kommen sie nicht zu nahe. Nach Kolbe, in seiner

*) Voyage du P. Zuchel à Conjo et en Ethiopie, p. 293, cité par Kolbe.

Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung*) soll der wilde Hund oder Schakal auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, denen vom P. Zuchel beschriebenen in Conjo gleichen. Derselbe Schriftsteller sagt, S. 62: Am Vorgebirge ist ein Thier, dessen Gattung dem Fuchs sehr nahe kommt. Gesner und Andere haben es den Kreuzfuchs genannt. Die Europäer am Vorgebirge geben ihm den Namen Jakal, und die Hottentotten nennen es Zenlie oder Kenlie.

Büffon unterscheidet zwei Arten dieser Thiere, nämlich den Schakal und den Adive, und nennt den ersten den großen und den letzteren den kleinen Schakal. Der große Schakal ist grimmiger und schwerer zu zähmen, als der kleine. Einige ältere Naturforscher wollen diese beiden Thiere, als zwei verschiedene Gattungen angesehen, und daher getrennt wissen. Allein Büffon ist nicht dieser Meinung; denn da sie sich in allen Stücken zu gleichen scheinen, so sucht er sie, nur mit dem oben angeführten Unterschiede, in seinen Supplementen zu den Quadrupeden, zu vereinigen. Er sagt zwar in seinem Werke: Da die Schakalart überhaupt keine zahme Art, wie die von Hunden ist, und da überdies sich bei einer in Freiheit lebenden Art, selten so große Verschiedenheiten finden, so sind wir sehr geneigt zu glauben, daß der Schakal und der Adive wirklich zwei verschiedene Arten sind. Er sagt aber auch: „Es könnte wohl seyn, daß der Adive nur der zahme Schakal wäre, und man daraus eine zahme Race gemacht hätte, die kleiner, schwächer und frommer, als die wilde Race wäre; denn der Adive ist gegen den Schakal beinahe das, was der Schafhund oder

*) Description du Cap de Bonne espérance, par Kolbe, part. III. p. 48.

der kleine Pudelhund gegen den Haushund ist.“ Auch hat der genannte Schriftsteller in einigen Französischen Chroniken gelesen, daß zur Zeit Karls des Neunten viele Hofdamen sich Adive statt kleiner Hunde gehalten hätten. Daubenton giebt folgende Beschreibung von einem Schakal: Die Haut war zwei Schuh und sieben bis acht Zoll lang, von der Spitze der Nase bis an den Anfang des Schwanzes, welcher sieben Zoll in der Länge hatte. Das Haar auf dem Obertheile und an den Seiten des Kopfes war weißlich, röthlich und schwarz untermengt; der Obertheil des Halses, der Widerriß, die Schultern, der Obertheil und die Seiten des Leibes und der Schwanz, hatten eben dieselbe Farbe, als der Kopf; allein die schwarze war die herrschende. Die längsten Haare enthielten zwei Zoll, sie waren nach der Wurzel zu weiß, über dem Weißen war etwas Schwarzes, und dann folgten diese beiden Farben in dem übrigen Theile von der Länge der Haare noch einmal eine auf die andere. Bog man sie von einander, so fand man zwischen denselben ein Wollhaar von brauner Farbe, welches weich und dicht war. Die Seiten des Halses und der Untertheil von den Seiten des Leibes, die Brust und die Außenfläche der Beine, hatten eine falbe Farbe, die bald heller, bald dunkler war; unten, an der Außenseite des Vorderarms war ein schwarzer Fleck befindlich. Die Ober- und Unterlefze, der Unterkinnbacken, der Unterhals, der Bauch und die inwendige Seite der Beine waren weiß oder weißlicht; die Barthaare waren schwarz und hatten gegen drei Zoll in der Länge. Die Knochen von dem Kopfe des Schakals gleichen denen vom Kopfe des Fuchses vollkommen, nur nicht der Stirnknochen, dessen hinterer Mitteltheil an dem Schakalgerippe erhaben war. Die Zähne dieser beiden Thiere kommen

auch in der Anzahl, Gestalt und Lage mit einander überein. An dem Gerippe des Schakals finden sich eben so viele Wirbel und Rippen, als an den Gerippen des Fuchses, des Hundes und des Wolfes. Alle diese Gerippe haben auch eine gleiche Anzahl Knochen im Brustbeine; die Vergliederungen der Rippen finden sich an eben denselben Stellen. Die Knochen des Beckens und der vier Beine, sind ebenfalls in gleicher Anzahl, und haben eben dieselbe Bildung. In dem Schwanze waren nur sechs Wirbel, jedoch glaubt Daubenton, daß einige an dem Skelette, wovon hier die Rede ist, fehlten, es läßt sich also vermuthen, daß der Schakal neunzehn solcher Wirbelknochen, als der Fuchs, haben könne, und mit diesem Thiere in Ansehung des ganzen Gerippes eben so übereinkomme, als mit den Kopfknochen, die besonders den Fuchs von dem Wolfe und den meisten Hunden unterscheiden; nur ist der Schakal größer, als der Fuchs.

Nach Güldenstädt's Beschreibung des Schakals, übertrifft derselbe an Größe kaum den Fuchs, dagegen hält er in der Gesichtsbildung und dem übrigen Ansehen das Mittel zwischen dem Wolfe und dem Fuchse. Der genannte Schriftsteller hat sie nie so groß als Gmelin von $3\frac{1}{2}$ Fuß gesehen, sondern der Leib war von der Spitze der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes gewöhnlich 26 bis 28 Pariser Zoll. Der Kopf ist viel kürzer, die Schnauze viel stumpfer, die Backen nicht so erhaben, die Stirn gewölbter und mehr keilförmig, als am Fuchse. Die Iris ist bräunlich gelb. Die Nase ragt ein wenig über die Oberlefze hervor, ist nackt, schwarz, etwas feucht, und hat die Nasenlöcher nach außen zurückgebogen. Die Lefzen sind schlaff und schwarz, die untere ist etwas ausgekantet, und die Zunge glatt. Die Haare des Knebelbartes stehen in sechs

Reihen, von welchen die oberste etwas entfernter, am kürzesten und zurückgebogen ist, die übrigen sind wagerecht; an der Unterlippe sind sie weniger regelmäßig gestellt, und nicht über 3 Zoll lang. Am Kopfe stehen sieben Warzen; an jeder Seite eine über den Augen, mitten auf dem oberen Augenliede, von drei Borsten; eine unter der Augenhöhle, gerade gegen die obere, in gleicher Linie mit der Falte des Mauls, von drei Borsten; eine an der Backendrüse mitten zwischen dem Mundwinkel und der Ohröffnung, von zwei Borsten; die einzelne unter der Kehle ist gleichsam abgerieben, und hat viele Borsten. Diese Borsten der Warzen haben etwas Aehnlichkeit mit denen des Knebelbartes, auch sind sie von gleicher Farbe, alle sehr schwarz, steif und etwas hornartig; in jeder Warze kommen aber noch drei und mehrere nicht so steife, abgenutzte Borsten, wie bei dem Wolfe und Fuchse hinzu. Die Ohren sind aufgerichtet, den Fuchsohren ähnlich, aber kürzer, ganz behaart, inwendig weißlicht, außerhalb braun und etwas rußfarbig schattirt, aber nie schwarz, wie beim Fuchse. In Ansehung des Halses und des Leibes ist er dem Fuchse am ähnlichsten; denn der größte senkrechte Durchmesser des Leibes, beträgt 7, und der in der Quere 5 Pariser Zoll. Die Füße sind denen des Fuchses am ähnlichsten, wo nicht höher; die Zehe sind gänzlich behaart, so daß die Nägel kaum hervorragen; sowohl an den Fußsohlen der Vorder- und Hinterfüße sind fünf nackte, schwarze Erhabenheiten, auf denen das Thier tritt. Von den vier Zehen an den Füßen sind die beiden mittelsten ein wenig kürzer, als die äußeren, und alle etwas mit einer Haut verbunden. Der Daum, welcher an den Hinterfüßen fehlt, steht an den Vorderfüßen an der inneren Seite des Mittelfußes, sehr kurz und erhaben. Die Nägel an allen Zehen und am Daume sind sich gleich, schwarz, zu-

sammengedrückt, etwas gebogen, spitzig, kurz und fest. Der Schwanz ist in der Mitte etwas verdickt, an der Spitze dünner, aller Orten behaart und reicht kaum zur Hacke. Er gleicht sehr dem Wolfsschwanze, weniger dem Schwanze des Fuchses. Das Thier trägt ihn im Laufe gerade, sonst aber herabhängend. Das anderthalb Zoll breite Mittelfleisch war behaart; die Schamlefzen sind es ebenfalls und bedecken den kegelförmigen, drei Linien langen Kitzler; der Hodensack und die Vorhaut sind straff, etwas behaart und die knotige Ruthe mit dem Knochen ist der vom Hunde am ähnlichsten. Brüste waren am Männchen gar nicht sichtbar, und am Weibchen, an jeder Seite vier bis fünf; sie sind aber beim nicht säugenden Weibchen schwer zu entdecken. Die Haare waren viel steifer, als am Fuchse, aber kaum mehr, als am Wolfe; am kürzesten an der Schnauze, an dem übrigen Kopfe und an den Füßen etwas länger; viel länger am Bauche; auch auf dem Rücken, woselbst sie über 3 Zoll sind; am längsten sind sie an der Spitze des Schwanzes, wo sie vier Zoll betragen. Die Nähte und Wirbel, welche am Hunde mit kurzen Haaren sehr sichtbar sind, sind am Schakal, wie bei Hunden, die eben solche lange Haaren haben, sehr undeutlich und kaum zu unterscheiden; das auf dem Leibe zwischen den Haaren liegende Wollhaar ist auf die Hälfte kürzer und von aschgrauer Farbe. Auch fand Güldenstädt das Fell nicht von einem so schönen Goldglanze, wie es die Schriftsteller rühmen. Das ganze Thier ist oben schmutzig rothgelb, mit schwarz, mehr auf dem Rücken, weniger an den Seiten schattirt; unten gelbweißlich. Die Füße sind einfarbig, braunrothgelb und an der Biegung des Unterfußes ist vorn oft, nicht immer, ein erloschener schwärzlicher Flecken. Der Schwanz hat die Farbe des Rückens und

ist an der Spitze wieder schwarz. Die Haare an der Schwanzspitze sind nur an der Wurzel weiß und darauf gänzlich schwarz.

Nach Güldenstädt's Beschreibung und Ausmessung gleicht der Schakal am mehrsten dem Hirtenhunde. Dem Schakal noch ähnlichere gemeine Hunde sah derselbe in Rußland. Sie hatten die Größe des Schakals, ein gelblichtbraunes, nicht so langes Fell, aufgerichtete Ohren und eine spitzige Schnauze. Auch Pallas bestätiget dieses, indem er sagt: „der wilde Stamm der Hunde ist bis jetzt bei allen Zoologen zweifelhaft geblieben und zwar aus keiner andern Ursache, als weil Kämpfer's Goldwolf (Lupus aureus) ein im ganzen Orient sehr häufiges Thier, nicht vollkommen bekannt war. Ich habe solches lebendig in London gesehen, welches aus Persien dahin gebracht worden, und welches nicht allein in dem Ansehen und der ganzen Gestalt den schmalen, hohen Haushunden, dergleichen die Kalmücken gewöhnlich halten, sehr ähnlich war, sondern ich bemerkte auch, nicht ohne Bewunderung, daß es in seinen Neigungen und Sitten dem gemeinen Hunde am ähnlichsten sey. Es gewöhnt sich auch sehr leicht zum Menschen, und zeigt niemals Heimtücke oder Blutvergießen, wie die gezähmten Wölfe oder Füchse. Die Hunde flieht es nicht, sondern sehnt sich eifrig nach ihnen, und spielt mit ihnen, so daß es ohne Zweifel mit denselben Junge zeugen würde, wenn man den Versuch machte. Seine Stimme des Verlangens ist dem vom Hunde höchst ähnlich; es schmeichelt dem Menschen eben so mit dem Schwanze, und läßt sich gern auf den Rücken werfen und mit den Händen streicheln. Selbst sein Geheul hat große Aehnlichkeit mit dem heulenden Gebell der Hunde. Ich halte es daher kaum zweifelhaft, daß der Mensch, der von Natur mit dem Goldfuchse einerlei Klima bewohnt hat, sich von des-

sen gezähmten Jungen in alten Zeiten Haushunde aufgezogen habe, deren natürlicher Trieb dem Menschen, den die wilden auch nicht sehr fürchten, schon zugethan und zur Jagd geneigt machte. Dazu kommt, daß viele von den Bauerhunden noch jetzt, nach hundertjährigen Begattungen und Ausartungen dem Goldwolfe nicht allein in der Gestalt, sondern auch in der Farbe ganz ähnlich sind.

Was der innere Bau des Schakals anbetrifft, so ist derselbe, wie Güldenstädt durch die Beschreibung und Ausmessung der Eingeweide beweiset, von dem Hunde nicht sehr verschieden. Nach Daubenton sind die Eingeweide des Wolfes und Fuchses nur in Ansehung des Blinddarms von dem Hunde verschieden, bei dem Schakal aber nicht; auch im Knochenbau hat der Schakal mehr Aehnlichkeit mit dem Hunde, als mit dem Wolfe und Fuchse. Otto in den Anmerkungen zu Büffon's Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, führt an; daß er die Hundsköpfe, dem von Güldenstädt beschriebenen Schakalskopfe auch ähnlicher, als dem des Fuchses findet. Die Gehirnhöhle ist am Fuchse größer, als am Wolfe, und am Schakal und Hunde noch größer. Auch Güldenstädt sucht es wahrscheinlich zu machen, daß der Mensch zuerst die Ziege, das Schaf und den Hund gezähmt habe. Letzterer sei wahrscheinlich nachher durch verschiedene Klimate und andere Umstände sehr ausgeartet. Die Zergliederung zeige, die Hyäne könne ihrem Baue nach, nicht der Stamm des Hundes seyn, und der Wolf und Fuchs wären, besonders ihren inneren Theilen nach, dem Hunde auch weniger ähnlich, als es der Schakal sei. Dieser lebe auch in solchen gebirgigten Gegenden Klein-Asiens, woselbst die ersten Menschen ihn wahrscheinlich auch zuerst kennen lernen konnten, und da zwischen dem Schakal und dem Hunde auch gar kein wesentliches Unterscheidungs-

zeichen anzugeben sei, so sei letzterer aus dem ersten entsprungen. Der Schakal begleite ferner den Menschen oft sehr weit, statt der Wolf und Fuchs ihn fliehe. Auch halte die Größe des Schakals das Mittel zwischen den großen und kleinen Hunden; das Haar des Schakals sei gröber, als das vom Hunde und halte das Mittel in der Länge zwischen den längsten und kürzesten Hundshaaren; so auch die Länge der Schnauze, die bei dem Fuchse spitzer ist. Im Bau der Vorderzähne weiche der Hund vom Fuchse ab, und in der Gestalt des Blinddarmes vom Wolfe und Fuchse, in welchen Stücken er aber mit dem Schakal übereinkomme. Noch gewisser sei es, daß der Schakal in den Sitten noch mehr, als in Ansehung des Baues mit dem Hunde überein komme. Jung gefangen werde er leicht gezähmt, und erwachsen schmeichelhaft, indem er den Menschen freundlich ansieht, den Schwanz bewegt, sich niederwirft oder auf den Rücken legt und sanft murrt. Seinen Herren unterscheidet er von anderen Menschen, merkt auf seinen eigenen ihm beigelegten Namen; springt, wenn man ihn lockt, auf den Tisch; schläft zusammengewickelt; sauft mit Lecken; wirft harten Unrath aus; harnet auf die Seite, und in Gesellschaft von Hunden beriecht er freundschaftlich ihren After. Der Geruch, den die Afterdrüsen des Schakals geben, riecht nicht so häßlich, als Dûmon angiebt, auch nicht wie Andere angeben, als Bisam, sondern schwächer, als am Fuchse, und ist kaum übler, als bei den Hunden, wenn Unwetter bevorsteht. Die Schakale Güldenstädt's starben jünger, als daß sie sich hätten mit Hunden begatten können, daß sie solches aber leicht thun, davon hat man mehrere Beispiele selbst Büffon führt dergleichen in der Abhandlung von der Ausartung der Thiere an. Diese hier angeführte Meinung Güldenstädt's, daß der Schakal der wilde Stamm

der Hundeart sei, bestreitet Oedmann *), er hält ihn aber für den Schualim der Bibel und daß Simson sich ihrer zum Schaden der Philister bedient habe, wie solches Schaw (Reise, S. 155) Hasselquist (Reise, S. 271), Schreber (Säugethiere III, S. 365.), Michaelis (Arabische Fragen, S. 118) und Büsching (Geographie von Palästina, S. 326) angenommen, s. auch Th. 12, S. 302 u. f. Faber, in seiner Archeologie der Hebräer ist nicht ganz dieser Meinung; er sagt: schon Bochart **) vermuthete der Hebräische Name der Füchse möchte auch Thoes oder Schagals unter sich begreifen, und diese Vermuthung ist so unwahrscheinlich nicht, weil beide Thiere verschiedenes mit einander gemein haben; aber Andere sind weiter gegangen und haben selbst das Hebräische Wort Fuchs und das Persische Schagal und daher Simson's Füchse mit den Schaglas für einerlei gehalten. So viel ist jedoch gewiß, daß auch die Füchse in Palästina sehr häufig sind; selbst Haselquist sagt in seiner Reise nach Palästina, S. 342 vulpes vulgaris prope Bethlehmum et in Philistaea in vinetis copiose. Und will man statt der Füchse Simson's lieber Schakals verstehen, weil sich die ersteren nicht leicht fangen ließen, so entgeht man dieser Schwierigkeit noch viel weniger bei den Schakals, die noch überdies gefährlich sind. Also ist Simson's Füchse für Schakals zu halten mehr eine Vermuthung, als eine zuverlässige Wahrheit.

Wenn die Brunstzeit der Schakals in den

---

*) Th. 1. B. III, C. XIII, S. 855.

**) Strödde Anmärkningar utur Naturkunnigheten til den Heliga Skrifts uplysning. Upsal, 1785. 8; ins Deutsche übersetzt unter dem Titel: Oedmann vermischte Sammlungen aus der Naturkunde zur Erklärung der heiligen Schrift. Rostock, 1787, 2.

Wintermonaten kommt, gehen sie des Nachts Schaarenweise, sonst selten, und dann schreien sie erbärmlich. Ihre Stimme ist dem Geheule und nicht dem Gebelle der Hunde ähnlich. Dieses Gebell hat der Hund auch nur als Hausthier, man findet es daher auch seltner bei den großen, als bei den kleinen Hunden, die beständig um den Menschen sind. Der Mensch und die Herden dürfen den Schakal auch nicht so sehr fürchten, als den Wolf, da er nicht so grausam ist, als Büffon anführt; er frißt zwar kleine Thiere, todte Menschen, Leder, Beeren wie der Hund; allein er kann auch in der Gefangenschaft mit Brod ernährt werden und ist wegen Länge der Gedärme wahrscheinlich nicht so gefräßig, als der Wolf und der Fuchs. — Es scheint auch, als wenn viele Schriftsteller die Hyäne mit dem Schakal verwechseln. — Der zurückgebogene Schwanz ist nicht ein Kennzeichen aller Hunde, z. B. nicht bei dem Schäferhunde, und findet sich nur bei manchen, wenn sie freudig sind. Ohnehin sieht man bei den Hausthieren, an keinem Theile des Körpers mehr Abweichungen, als am Schwanze, dieserhalb kann derselbe auch kein Unterscheidungszeichen zwischen dem Hunde und Schakal abgeben. In der Asiatischen Türkey bedeutet der Tulki nicht den Schakal, sondern den Fuchs; so soll auch Bosmanns Guineischer Jakal, nicht der rechte Schakal, sondern Pennant's gefleckte Hyäne (Canis Crocura Erxl.) seyn; auch das Thier, welches man in der Ukraine, Polen und in einigen Gegenden von Rußland Tschacal nennt, sei nicht dieses Thier, sondern der Wolf der Sklavonier oder der gemeine Wolf.

Der Schakal ist, wie schon oben erwähnt worden, in ganz Persien und der Asiatischen Türkey einheimisch, selten im flachen Felde, am häufigsten dagegen in gebirgigten Gegenden, aber nicht jenseits des

nördlichen Bergrückens vom Caucasus. Die Tartaren, Perser, Türken und Russen im Astrachanischen Gebiete, belegen dieses Thier gemeinschaftlich mit dem Namen Schakal, so daß sie das a nur mit i und e verwechseln und den Anfangsbuchstaben bald gelinder, bald stärker aussprechen, bald als Sche oder das Lateinische S, oder als das Französische J, aber nicht als das Deutsche oder Lateinische J, deshalb es auch im Deutschen nicht Jakal geschrieben werden muß. In Georgien findet man in einem Klima gleichhäufig den Schakal, den Wolf und den Fuchs; ein jedes dieser Thiere hat aber auch daselbst seinen eigenen Namen. Der Schakal heißt nämlich daselbst, Tura, der Wolf Gmeli und der Fuchs, Mela. Herr von Obsonville sagt: daß der Schakal etwas vom Schäferhunde, vom Fuchse und vom Wolfe habe und sie so zu sagen Blutsverwandte wären; allein ihre Art sei wirklich verschieden. Die Schakals graben sich gewöhnlich in die Erde, oder halten sich, des Tages versteckt in dichten Gebüschen oder unter den Klippen auf. Vom Untergange der Sonne an bis an den Morgen machen sie den unbändigsten Lärm, und sobald nur einige ihre Stimme erheben, sogleich fangen die andern einzeln ein widriges Geschrei von allen Seiten an, andere antworten belfernd und ihre abgebrochenen und gezogenen Töne haben immer etwas Klägliches und Durchdringendes. So fleischfräßig diese Thiere auch seyn sollen und sich im Nothfall beizustehen wissen, so sind sie doch nicht wirklich muthig; denn sie greifen nur das Wehrlose an und nähren sich, wie die Geyer unter den Raubvögeln, sehr gern mit allerlei Aas. Sie sind übrigens sehr listig; denn es geschieht oft, daß während einige, unbeschäftigt, ihr widriges Gebell in der Ferne hören lassen, verschiedene andere, weil gewöhnlich immer zwei und drei zusammengehen, still umherstrei-

fen, um einen Fang zu thun. Sie dringen nicht allein in die Schäfereyen und Befriedigungen der Häuser ein; sondern schleichen sich auch an schlafende Reisende und wissen ihnen mit erstaunender Behendigkeit den Bündel zu stehlen, worin sie Nahrungsmittel riechen. Der genannte Schriftsteller hatte einen jungen Schakal ungefähr einen Monat, welches zahm zu werden schien; allein wegen seiner Gefräßigkeit und seines niedrigen Betragens ließ er ihn wieder in Freiheit. Auch Aristoteles scheint diese Thierart schon unterschieden zu haben; denn er redet deutlich von dem Wolfe, dem Fuchse und der Hyäne, und führt dann noch zwei andere Thiere von eben diesem Geschlechte, das eine unter dem Namen Panther und das andere unter dem Namen Thos sehr dunkel an. Die Uebersetzer des Aristoteles haben Panther durch Lupus Canarius oder Hundswolf, und Thos durch Lupus Cervarius oder Hirschwolf gegeben. Aus dieser Auslegung erhellt zur Genüge, daß sie den Panther und den Thos für Arten von Wölfen angesehen haben. Nach Büffon ist der Lupus Cervarius der Lateiner nicht der Thos der Griechen. Dieser Lupus Cervarius ist einerlei Thier mit dem Chaus des Plinius und mit unserem Luchse oder Hirschwolfe, von dem kein einziger Charakter dem Thos anpassend ist.

Wenn Homer die Tapferkeit des Ajax, der allein auf eine große Menge Trojaner losgeht, von welchen der verwundete Ulysses ganz umzingelt wurde, schildert; so vergleicht er ihn mit einem Löwen, der einen Haufen Thos, die einen in den letzten Zügen liegenden Hirsch umgeben, überfällt, sie zerstreut, und sie als verächtliche Thiere wegjagt. Der Scholiast des Homers, erklärt das Wort Thos durch Panther, von welchem er behauptet, daß es eine Art von einem schwachen und furchtsamen Wolfe sei. Man hat da-

her den Thos und den Panther bei den alten Griechen für einerlei Thiere gehalten. Aristoteles scheint sie aber zu unterscheiden, ohne ihnen verschiedene Charaktere oder Eigenschaften beizulegen. Er sagt: die inneren Theile des Thos gleichen denen des Wolfes, sie paaren sich wie die Hunde, und werfen zwei, drei, bis vier Junge, die mit verschlossenen Augen auf die Welt kommen. Der Thos hat einen längeren Leib und Schwanz, als der Hund, ist dabei nicht so hoch, und ungeachtet seiner kürzeren Beine, eben so schnell, weil er geschmeidig und behend ist, und größere Sprünge machen kann. — Der Löwe und der Thos sind Feinde; denn beide leben vom Fleisch, und sind gezwungen, auf einerlei Art ihren Fraß zu suchen und darum mit einander zu streiten. Die Thos lieben den Menschen, fallen ihn nicht an, und scheuen sich nicht sehr vor ihm; sie beißen sich mit den Hunden und wehren sich gegen den Löwen. Man findet daher selten in einer und eben derselben Gegend Löwen und Thos. Die kleinsten Thos sind die besten; es giebt zweierlei Arten davon, und Einige nehmen sogar dreierlei Arten an. So weit Aristoteles. Was dieser Schriftsteller von dem Panther sagt, ist noch weniger, als von dem Schakal. Man findet davon nur eine einzige Stelle, in dem bereits angeführten 35sten Kapitel des 6ten Buches seiner Geschichte von Thieren. „Der Panther, sagt er daselbst, wirft vier Junge, welche eben so, wie die Wölfe, wenn sie geboren werden, verschlossene Augen haben.“ Wenn man nun diese Stelle, sagt Büffon, mit der aus dem Homer und mit denen aus andern Griechischen Schriftstellern vergleicht, so kommt es mir beinahe als gewiß vor, daß der Thos des Aristoteles der große Schakal, und der Panther der kleine Schakal oder der Adive ist. Es scheint auch beinahe außer Zweifel zu seyn,

wenn man das Zeugniß des Oppians erwägt, der den Panther unter die kleinen Thiere, als Siebenschläfer und Katzen, setzt. Der Thos ist demnach der Schakal, und der Panther der Adive. Denn wenn gleich die wahre Bedeutung dieser Namen bisher unbekannt gewesen, und die Namen immer unrecht erklärt worden sind, so liegt solches bloß an den Uebersetzern, welche die Thiere nicht kannten. Wenn gleich die Wolfsart sehr nahe mit der Hundsart verwandt ist, so findet die Schakalart doch noch ihre Stelle zwischen beiden. Der Schakal und Adive ist, wie Belon sagt, ein Mittelthier zwischen dem Hunde und dem Wolfe. Er ist grimmig wie der Wolf, und dabei ein wenig schmeichelhaft wie der Hund. Seine Stimme ist ein Geheul mit Bellen und Winseln vermengt. Er macht ein größeres Geschrei, als der Hund, und ist gefräßiger, als der Wolf; er geht nie allein, sondern in Schaaren von zwanzigen, dreißigen und vierzigen. Nachdem sie sich versammelt haben, gehen sie auf Raub aus. Sie fallen allerlei zahmes Vieh und Geflügel, selbst unter den Augen der Menschen, an, und machen sich durch ihre Menge sogar bei den mächtigsten Thieren furchtbar, obgleich sie nur von kleinen Thieren leben.*) Ihr Lauf und ihr Angriff ist kühn. Ohne Furcht zu verrathen, gehen sie in die Schäfereyen und andere Viehställe,

---

*) Kaempfer in Amoenit. exotic. pag. 413 sagt: Jackal pene omnem orientem inhabitat; bestia astuta audax et furacissima est. — Interdiu circa montes latet, noctu pervigil et vagus est; catervatim praedatum excurrit in rura et pagos. — Ululatum noctu edunt execrabilem ejulatui humano non dissimilem, quem interdum vox latrantium quasi-canum interstrepit; unique inclamanti omnes acclamant, quotquot vocem e longinquo audiunt. —

und wenn sie daselbst nichts anderes finden, so fressen sie das Ledergeschirr, Stiefeln, Schuhe; auch nehmen sie das Riemenzeug mit sich fort, was sie zum Verschlingen nicht Zeit haben.

Wenn sie keine lebendige Beute finden, so scharren sie die Leichname der Menschen, und die Aeser der Thiere aus; man muß die Erde auf den Gräbern fest stampfen und große Dornen darunter mischen, wenn man verhüten will, daß sie nicht darin kratzen und scharren; denn eine Dicke von einigen Fuß Erde schreckt sie nicht ab. Der schon oben angeführte P. Vinzent Marie sagt im 13ten Kapitel seiner Reise: „Die Adiven sind nach Aesern und vorzüglich nach menschlichen Leichnamen sehr begierig. Wenn die Christen auf dem Felde Jemanden begraben wollen, so graben sie eine sehr tiefe Grube dieser Thiere wegen; dessen ungeachtet würden sie die Leichname ausscharren, wenn man nicht die Erde, welche man in die Grube wirft, mit den Füßen niedertrete und sie mit Steinen und Dornen vermischte; denn hieran verwunden sich die Thiere, und werden von dem weiteren Scharren abgehalten." Auch Chardin sagt in seiner Reise, S. 76, daß man im Orient, wo die Todten ohne Sarg, bloß in ein Leichentuch gewickelt, begraben werden, dieser Thiere wegen große Steine auf die Gräber wälzt, damit diese Thiere sie nicht öffnen, und die Leichen ausscharren und fressen können. Mingrelien soll mit diesen Thieren angefüllt sind, wo sie in den Herden und Stutereyen große Verwüstungen anrichten. Nicht eines dieser Thiere geht auf diesen Raub der Leichname allein aus, sondern viele zusammen, welche auch zusammen arbeiten, und bei dem Ausscharren ein klägliches Geschrei erheben. Sind sie einmal an den Fraß menschlicher Leichname gewöhnt, so hören sie nachher nicht wieder auf die Kirchhöfe zu besuchen,

und den Armeen, so wie den Karavanen nach zu folgen. Sie sind das unter den vierfüßigen Thieren, was die Raben unter den Vögeln sind. Vor dem stinkenden Fleische haben sie keinen Ekel, und ihre Freßbegierde ist beständig so heftig, daß das trockendste Leder für sie noch saftig, und jede Haut, altes Fett, und jeder stinkender Unrath von Thieren ihnen ebenfalls gut ist. Obgleich die Hyäne eben so sehr das faule Fleisch liebt und die Aeser ausscharrt, so wird sie doch nicht so lästig, als dieses Thier. Die Hyäne ist ein zwar sehr wildes, aber dabei einsames und stilles Thier, und frißt bloß die Todten, beunruhiget aber die Lebendigen nicht; nicht so der Schakal und der Adive, welche nicht so stark und mächtig, als jenes Thier sind, und dennoch die größten Räubereyen verüben und die Reisenden durch ihr Geschrei immerwährend beunruhigen.

Wie schon oben, S. 16, erwähnt worden, so wollen viele Naturforscher den Hund nicht von dem Goldwolfe abstammen lassen, sondern, wenn sie ihn auch nicht als eine Urart ansehen, doch von dem Wolfe, Fuchse ꝛc. abstammen lassen. Die Gründe gegen eine solche Abstammungsart sind oben schon hinlänglich auseinander gesetzt worden, und sprechen für den Goldwolf oder Schakal; nur muß hier noch erwähnt werden: daß auch späterhin der schon zum Hausthiere gewordene Schakal sich wieder von neuem mit dem wilden begattet haben kann, so wie auch mit dem Wolfe und Fuchse, wodurch die verschiedenen Racen von Hunde, die wir jetzt haben, und die durch das Fortpflanzen unter sich, wieder verschiedene Spielarten gegeben haben und noch geben, entstanden sind. Pallas sagt: „Was scheint die edle Gattung der Canum Laconum bei den Alten, von denen sie berichten, daß sie vom Hunde und Fuchse gezeugt wären, anders zu seyn, als eine durch die

Begattung des wilden Goldfuchses mit angeborener Stärke und Naturtrieben von neuem veredelte Race des zum Hausthiere gewordenen Thieres." Die Indianer sollen diese Begattung noch jetzt leicht halten, und oft veranstalten; daher nennen die in Bengalen sich aufhaltenden Franzosen den Goldfuchs gemeiniglich den wilden Hund, Chien maron. — So können die Begattungen mit verwandten Arten, als mit der Hyäne, dem Wolfe, dem wilden Afrikanischen Hunde des Kolbe, Canis Mesomelas, der eine besondere Art zu seyn scheint ꝛc., noch unzählige Abarten hervorbringen, auch schon hervorgebracht haben, nur fehlen uns hiervon die Erfahrungen, weil Beobachtungen und Versuche nicht von den früheren Naturforschern in dieser Hinsicht gemacht worden, und man jetzt die Aufklärung dieses Gegenstandes wohl nicht für so wichtig hält.

Büffon leugnet die Begattung des Hundes mit dem Wolfe, obgleich man schon vor und zu seiner Zeit oft Beispiele davon gehabt hat, und es jetzt ganz außer Zweifel ist; denn ich habe vor einigen Jahren hier in Berlin, eine Wölfin gesehen, welche sich mit einem Hunde, von Dänischer Race begattet, und fünf Junge geworfen hatte, welche der Mutter sehr ähnlich sahen. Sie lagen bei der Mutter in dem eisernen Käfig, und flohen jedesmal, wenn der Besitzer, der sie zur Schau ausgestellt, mit einer Stange in den Käfig fuhr, um die Mutter zur Wuth und zum Heulen zu reitzen, aus einer kleinen Oeffnung heraus, zu einem nicht weit davon liegenden Mopse, einer Mißgeburt, die nur zwei Füße hatte. Die Dänische Dogge mit dem sich die Wölfin begattet hatte, lag neben dem Käfig an einer Kette. Auch Mosch giebt im Naturforscher, 15s St., S. 21, Nachricht von Bastarden von einer zahmen Wölfin und einem

Hunde die fruchtbar waren. Pennant*) sah einen Bastard vom Wolfe und einer Hündin. Nach Pallas, in den N. Nordischen Beiträgen, 1r Bd., S. 154, ward ein wilder Wolf, der noch mit einer zahmen Hündin zusammenhing, von dem Herrn der Hündin bei derselben in der Steppe erschlagen. Otto kennt Beispiele von der Begattung des Fuchses mit dem Hunde, woraus fruchtbare Junge hervorgegangen. In dem 1sten Bde., 1s St., der oben erwähnten Nordischen Beiträge von Pallas, S. 153 — 154, ist aus einem Schreiben von Pennant, folgendes übersetzt worden: „Einer der Bastarden, die von einem Wolfe und einer hitzigen Pommerschen Hündin gefallen sind, habe ich in Gordoncastle gesehen. Er hatte ganz das Ansehen eines Wolfes, und auch viel von seinen Eigenschaften. Man ließ ihn auf ein schwaches Damwild los, welches er sogleich an der Gurgel faßte und tödtete. Ich habe von diesem Bastarde nicht erfahren können, ob er seine Art fortgepflanzt hat; von einem andern weiß ich es gewiß, welcher in der Nachbarschaft von Fochaber in der Grafschaft Murray, wo man ihn hielt, eine ganze Generation Wölfen ähnlicher Haushunde hervorgebracht hat. Sir Willoughby Aston hatte einen sehr schönen, von einem Wolfe und einer Hündin gezeugten, Hund, den die Hündin ganz allein geworfen hatte. Er sah dem Vater Wolf sehr ähnlich, und gehörte zuvor Sir Wolstan Dixey.

Am Tage war er sehr zahm; allein bei Nachtzeit verfiel er zuweilen in Wuth. Man hörte ihn nie bellen, sondern vielmehr heulen; kam er auf eine Schaftrift, so stellte er sich lahm, und sobald man den Rücken wendete, fiel er die Schafe an. Man

*) Synops. Quadrup. p. 144.

hat ihn eine Hündin belegen gesehen, die auch ein Junges brachte, daß dem Bastardvater ganz ähnlich schien, aber jung starb. Der Hund kann sich auch mit dem Fuchse fruchtbar begatten. Der Förster von Mongwell in Oxfordshire hat eine Hündin, welche ihm beständig folgt, und die von einer zahmen Füchsin geboren ist, die ein kleiner Schäferhund belegt hatte. Dieser Bastard, weiblichen Geschlechts, hat auch, von einem Hunde befruchtet, Junge geworfen.

In Tempelhof, einem Dorfe, ungefähr $\frac{1}{2}$ Meile von Berlin, habe ich einen jungen Hund gesehen, der dem Wolfe in allem glich, ich fragte bei den Leuten, die ihn besaßen, nach dessen Abstammung, sie wußten es nicht genau, sagten aber, daß sie ihn von einem anderen Dorfe erhalten hätten, wo die Hündin, die ihn geworfen, vor ihrem Trächtigseyn, eine Zeitlang abwesend gewesen, so daß sie solche schon für verloren gehalten; nach mehreren Wochen sei sie endlich wieder gekommen, sei trächtig gewesen, und habe fünf Hunde geworfen, die dasselbe Ansehen gehabt. Sie erzählten nun, daß ihr Hund des Nachts, wo er von der Kette gelassen wird, sehr oft schon andere fremde Hunde, die sich im Dorfe verirrt, gewürgt, ja zerrissen habe. Es ist also wahrscheinlich, daß die Hündin bei ihrer Abwesenheit sich mit einem Wolfe begattet hat, weil der junge Hund, welchen ich sah, alle Kennzeichen des Wolfes an sich trug, so wohl in der ganzen Gestalt des Körpers, der Farbe ꝛc., sondern auch in der Begierde zu Würgen und Rauben.

Der von Pontoppidans in seinem Versuche einer natürlichen Historie von Norwegen*) erwähnte

*) 2r Th., aus dem Dänischen übersetzt von J. A. Scheiben, Kopenhagen, 1754, S. 44.

Vielfraß, scheint der Schakal zu seyn. Er wird im nordischen Jerven oder Erven genannt. Der genannte Schriftsteller sagt darüber: Der Vielfraß ist eins der nordischen Thiere, die den meisten Ländern nur dem Gerüchte nach bekannt sind. In einige Gegenden, besonders im Amte Drontheim, wo er am meisten gefunden wird, nennt man ihn Kola, allein sein gewöhnlicher Name Jerv oder Gierv zeigt in sensu nativo, per exellentiam, seine unverschämte Gefräßigkeit an, weshalb er von den Deutschen der Vielfraß, und von einigen auf Lateinisch Gulo genannt wird. Seine Größe und Gestalt kommt mit einem länglichen Hunde überein; er hat dicke Beine und sehr scharfe Klauen und Zähne; daher er so verwegen ist, alle andere Thiere, die er nur finden kann, anzugreifen. Auch Scheffer berichtet, daß er auch fischen soll, es wird ihm aber von Högström in seiner Beschreibung von Lappland widersprochen. Seine Farbe ist schwarz, mit braunen und gelblichen Flammen vermischt; daher der Pelz, der wie ein Damast glänzt und sehr weich von Haaren ist, sehr kostbar ist, und dem Jäger die Mühe wohl bezahlt, die er sich macht, um ihn ohne Geschoß oder auch mit einem Bogen und platten hölzernen Pfeilen zu erlegen, damit der Pelz, der ihm allein nützlich ist, nicht beschädiget werde. Die beste Gelegenheit, den Vielfraß zu fangen, ist diese: wenn er sich seiner Gewohnheit nach, zwischen zwei dicht aneinander stehende Bäume hindurch zwingt, welches Mittel er dazu gebraucht, den Magen zu erleichtern und auszuleeren, weil er nicht die Zeit abwarten kann, die Speisen, die er eben verschlungen hat, zu verdauen; denn wenn er auch ein Aas hat, welches sechsmal größer ist, als er selbst, so hört er doch nicht eher auf zu fressen, bis alles verzehrt ist; ja seine Freßbegierde soll so weit gehen, daß er, wenn er lebendig

gefangen wird, welches aber selten geschieht, und man ihn an eine Mauer bindet, er weder Kalk noch Steine verschont. Er ist mit allem zufrieden und gar nicht lecker; denn Alles, was ihm aufstößt und er nur bekommen kann, wird verschlungen. Derham, in seiner Physico-Theologie*) hält ihn für dasselbe Thier, von welchem Plinius in seiner Naturgeschichte**) unter dem Namen Hyäne redet, weil die Eigenschaften ganz mit einander übereinzustimmen scheinen. Mir scheint es nach der Beschreibung der Schakal zu seyn. Das schwarze Haar stimmt zwar nicht ganz überein mit dem des Schakals, da es aber auch dabei braun und gelb gefleckt ist, und die Beschreibung davon überhaupt nur oberflächlich gegeben ist, so paßt der Entwurf immer eher für den Schakal, als für die Hyäne; da überhaupt seine Gestalt und seine nichts verschonende Gefräßigkeit, ganz damit übereinkommt. Auch die Farbe der Haare giebt nicht immer ein sicheres Kennzeichen ab, weil sich solche durch die vermischte Begattung, das Klima ꝛc. abändert; aber auch die Farbe des Vielfraßes mehr mit der folgenden Kapischen Schakalart übereinkommt.

Der Kapische Schakal, von den Hottentotten Kenlee oder Tenlie genannt, Canis Mesomelas, Schreber Säugethiere, III, p. 370. Canis (Mesomelas), cauda recta, corpore ferrugines fascia dorsali nigra. Erxleben Mammal. p. 574. Canis Mesomelas. Linn. Syst. nat. XIII. I. p. 73. Nach Kolbe findet sich dieses Thier am Vorgebirge der guten Hoffnung nicht selten. Schreber liefert davon folgende Beschreibung: Der Kopf ist gelbbräunlich, weiß und schwarz gemischt; er wird weiter nach hin-

*) Bd. 4, Kap. 2, S. 402.
**) Hist. Nat. Lib. VII, c. 30.

ten zu immer schwärzer; die stärkeren Haare sind unten weiß, an der Spitze schwarz. Der Nacken und Rücken bis an den Schwanz ist schwarz mit weiß vermischt. Auf dem Halse bildet sich ein schwarzes, weiß eingefaßtes Schild, das zwischen den Schultern spitz zuläuft, und zu beiden Seiten auf denselben einen weißen, weniger schwarz gemischten in der Mitte schwarzen Flecken hat; sich hernach wieder erweitert und in dem schwarzen, am Schwanze zugespitzten Rückenstreif übergeht, dessen weiße Flecken keine gewisse Zeichnung darstellen, und sich, nachdem die Lage der Haare geändert wird, auf allerlei Art ändern. Die Ohren sind gelbbräunlich, mit einzelnen schwarzen Haaren untermengt, so auch die Seiten des Halses. Die Seiten des Leibes und die äußere Seite der Beine braungelb, am Leibe etwas lichter. Kehle, Brust und Bauch weich. Des Schwanzes obere Hälfte braungelb, mit einem über die Mitte längshin laufenden schmalen schwarzen Streife; die untere schwarz, mit ein paar schmalen lichten Ringen. An der Spitze einige weißlichte Haare. Ueber jedem Auge und auf jedem Backen steht eine Warze mit zwei langen schwarzen Haaren. Die Bartborsten sind schwärzlich. Die Länge des Thieres beträgt $2\frac{3}{4}$ Fuß ohne den Schwanz, die Länge des Schwanzes einen Fuß und die der Beine eben so viel. Auch oben unter dem Schakal ist der Tenli schon erwähnt worden, und nach Otto könnte der von Daubenton beschriebene Schakal, wohl der Kapische seyn, der aber von dem gemeinen Asiatischen sowohl an Größe, als auch an Farbe sehr verschieden ist, als daß er, als eine Abart desselben angesehen werden könnte, welches auch Pallas bemerkt.

Büffon's Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere. Aus dem Französischen übersetzt durch Bernhard, Christian Otto. Berlin, 1789, 15r Bd. S. 7 u, f.

Schakal, die Benennung eines von dem Leder des Schakals verfertigten Beutels, womit die Hottentottinnen ihre Schamtheile bedecken, ſ. Th. 40, S. 187 u. f.

Schakal, (Afrikaniſcher), ſ. Schakal (Kapiſcher).

— (Aſiatiſcher), eine Benennung des gemeinen Schakals, welcher ſich in verſchiedenen Gegenden Aſiens aufhält; ſ. auch Schakal (gemeiner).

— (gemeiner), eine Benennung des Aſiatiſchen oder eigentlichen Schakals; ſ. oben, S. 1. u. f.

— (großer), ſ. oben, S. 8.

— (Kapiſcher), Afrikaniſcher Schakal, weil er nur in Afrika, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung angetroffen wird, ſ. oben, S. 28.

— (kleiner), ſ. oben, S. 8.

Schakalskoſt, Fuchsfraß, Köll, bei den Hottentotten Kanimp, Hydnora Africana, eine Art Schwamm, welcher in Afrika angetroffen wird. Die Hydnora oder die Schakalskoſt iſt ſchwer zu finden. Ihre Wurzel iſt paraſitiſch, faſt allemal an der Wurzel der Euphorbia Mauritanica. Die junge Pflanze befindet ſich völlig unter der Erdfläche; iſt ſie ſo weit gekommen, daß ſie im Gipfel aufſpringen muß, ſo ſteht ſie an der Erdfläche oder etwas darüber; ſie ſpringt in drei, ſelten in vier Theile. Wenn ſie in der ſchönſten Blüthe ſteht, ſo befindet ſie ſich zur Hälfte über der Erde, und hat dann einen ekelhaften Schwammgeruch. Nach der Blüthe trocknet der obere Theil hinweg, die Frucht wächſt aus, wird kugelrund, und ſo groß, als ein Apfel, inwendig mit einem großen weißen Kern, der aus kleinen weißen Körnchen beſteht, die eine wäſſerige Emulſion zu geben ſcheinen. Nach der Blüthe fallen die drei geſpaltenen Blumenkelche an den Männchen ab, und

wenn die Frucht ganz reif ist, wird das Kraut rund herum abgelöset und fällt ab, so daß der Same bloß liegt. Die Frucht ist eine Beere, besteht aus einem feinen Marke, hat ganz kleine Samen, die anfangs schneeweiß und feucht sind, nach und nach dunkler, trockner und glatt werden. Die reife Frucht riecht wie die Blüthe, nicht unangenehm. Sie soll vom Januar bis März am besten reif seyn. Sie wird von den Hottentotten nach abgenommener Schale gegessen. Man ißt sie roh, auch in Asche gebraten; auch von Füchsen wird sie begierig verzehrt, daher der Name Schakalskost, besonders von Viverris; s. auch den Art. Schwamm.

Schakamel, oder Chakamel, in der Mexikanischen Sprache Chachakacametl; Chachalacametl, Fernandez, Hist. Av novae Hisp. c. XLI. Onom. H. Nat. II, 802. Le Chacamel. Buff.; der Schreyvogel. Raj. Av. p. 163. Dictionn. des Animaux I, 477; ein Amerikanischer Vogel, welchen Fernandez erwähnt. Seine vorzügliche Eigenschaft ist, wie das gemeine Haushuhn, oder vielmehr wie viele derselben auf einmal, zu schreien; denn sein Geschrei ist, wie man sagt, so stark und anhaltend, daß ein einziger dieser Vögel eben so viel Geräusch macht, als das Geflügel eines ganzen Hühnerhofes. Daher ist ihm auch in Mexico der Name beigelegt worden, der in unserer Sprache so viel heißt, als Schreivogel, Fr. Oiseau criard. Der Rücken ist braun, die Farbe unter dem Bauche fällt aus dem Weißen ins Bräunliche, Schnabel und Füße hingegen ins Blaue. Gemeiniglich pflegt sich der Schakamel auf den Bergen, wie die meisten Hokkos, aufzuhalten und seine Junge daselbst zu erziehen.

Schakorilla, s.

Schake, s. Schacken, Th. 138, S. 494.

Schakenholz, s. daselbst.

Schakenkette, s. Th. 100, unter Nadel.

Schäker, im gemeinen Leben, eine Person, welche schäkert, das heißt, welche sich munter und scherzhaft äußert. Man legt diesen Ausdruck besonders Kindern bei, welche sich munter, auf eine lärmende Art scherzhaft äußern; s. Schäkern, weiter unten, das in einigen Gegenden, z. B. in Meissen übliche Schäker oder Schächer, ein untaugliches ungesundes Pferd zu bezeichnen, ist von einem anderen Stamme und nach Adelung vielleicht Wendischen oder Slavonischen Ursprunges, welche Sprachen noch verschiedene Ueberbleibsel unter den Meißnischen Landleuten zurückgelassen haben. In Liefland ist Tschuker eine Schindmähre.

Schäkerey, in der vertraulichen Sprechart, ein lauter, mit einem Geräusche verbundener Scherz, und in weiterer Bedeutung ein jeder Scherz. Es war eine bloße Schäkerey, ein bloßer Scherz.

Ich gebe ihm Brod, mit Schäkereyen,
Mich, ehe ich schlafe zu erfreuen, Uz.

Schäkern, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches das Hülfswort haben erfordert und nur im gemeinen Leben und in der vertraulichen Sprechart üblich ist, laut scherzen und lachen, kurzweilen, in einigen Mandarten schökern. Daher das Schäkern. Es ist eine unmittelbare Nachahmung des Lautes und das Diminutivum und zugleich Itensivum des Niedersächsischen und Holländischen schachen und schachern, welche wegen ihres breiten a laut und unanständig Lachen bedeuten, und sich von dem Lateinischen cachinnari nur durch den Zischlaut unterscheiden, der auch dem Niedersächsisch jachern und dem Lateinschen jocari fehlt.

Schal,*) Bei- und Nebenwort, welches besonders von geistigen flüssigen Körpern gebraucht wird, wenn sie den gehörigen kräftigen Geruch und Geschmack verloren haben, geistlos, kraftlos, wässerig geworden sind; daher schales Bier, schaler Wein, der Wein ist schal geworden. Man gebraucht dieses Wort auch figürlich in der Bedeutung geistlos, kraftlos. Ein schaler Kopf, ein geistloser Kopf. Ein schaler Ausdruck, ein kraftloser Ausdruck. Blendender Witz unsinniger schaler Romane. Zacharieä.

Romane steigen hier gethürmet in die Höh,
Voll schaler Zärtlichkeit und süßem Liebesweh.
Zacharieä.

Und leert den schalen Witz, den er bei manchem Schmaus,
Gesammelt hat, bei diesem Anlaß aus.
Wieland.

Ueber das Schalwerden des Bieres, s. den Art. Bier, Th. 5, S. 189. Das Schalwerden des Bieres scheint von dem Verluste der fixen Luft herzurühren, daher verbessert man dasselbe durch einen neuen Zusatz derselben, das heißt, durch ein neues hinzugesetztes Ferment.

Schäl, s. Schel.

Schälbe, ein nur in einigen Gegenden in der Land-

---

*) Im Niedersächsischen schaal, im Schwed. skaell. Kilian und andere lassen es von Schale abstammen, und erklären es, obgleich gezwungen, von Wein oder Bier, so durch langes Stehen in einer Schale unschmackhaft geworden. Erträglicher ist die Ableitung von dem Niedersächsischen schälen, spühlen, ingleichen unachtsam, nachläßig gekleidet gehen, wovon schälig, unachtsam, nachläßig ist. Schal würde dann der ersten Bedeutung nach, so viel als wässerig bedeuten. Adelung.

wirthschaft übliches Wort, eine Kuh zu bezeichnen, welche noch nicht gekalbt hat, und die man an andern Orten eine Färse und Kalbe nennt, aus welchem letzteren es durch den vorgesetzten Zischlaut entstanden zu seyn scheint.

Schälblase, Schälblatter, s. Hitzblatter.

Schalblech, Schale, Schwarte, in der Landwirthschaft, an einem Rüst- oder Bauerwagen, ein eiserner glatter Beschlag, welcher auf die Hinter- und Vorderachse gelegt wird.

Schalbretter, in der Baukunst, diejenigen Bretter, welche über den Bogengerüsten zur Umfassung gelegt werden, und worauf die Gewölbsteine mit- und nebeneinander durch Mörtel verbunden werden. Es sind übrigens nur schlechte, ungefähr $\frac{3}{4}$ Zoll dicke und 8 bis 10 Zoll breite, Bretter.

Bei den Schieferdeckern, sind die Schalbretter, 6 Linien dicke, 7 bis 8 Zoll breite und 5 bis 6 Fuß lange Bretter von Tannenholz, welche man statt der Latten zu einigen Schieferdächern gebraucht, um solche damit auszulatten. Man schlägt sie ins Dreieck auf den Sparren mit drei Nägeln an, zwei an dem einen Rande, und den dritten ins Mittel an dem anderen Rande, und auf diese werden dann die Schiefer aufgenagelt. Man braucht hier keine Gegenlatten, wenn man das Dach mit Schalbrettern verlattet; s. auch den Art. Schieferdecker.

Beim Bretterschneiden, von den aus einem Baume oder Blocke geschnittenen Brettern das äußerste Brett an der Seite des Baumes, unmittelbar unter der Rinde, dessen eine Seite daher uneben und gemeiniglich halbrundlich ist. Das Schalstück, Niedersächsisch Schelldele, Schaaldele. Es ist also das zweite Brett, so auf das Schalstück oder die Schwarte folgt und

noch nicht ganz scharfkantig ist, oder noch keine gerade Kante hat.

Schale, Schälchen, ein Wort, welches noch in mehr, als einer Hauptbedeutung gebraucht wird. 1) Mit dem herrschenden Begriffe der Höhlung, des hohlen tiefen Raumes, scheint es ehemals einen jeden hohlen Raum, und in engerer Bedeutung ein Gefäß bedeutet zu haben. Im Griechischen sind σκαλλιὸς und σκαλις, Arten von Trinkgeschirren. Auf der Oder sind gewisse Fahrzeuge unter dem Namen der Schalen bekannt. S. auch Chaluppe. Man braucht es nun noch in engerer Bedeutung von gewissen Gefäßen, deren hohler Raum eine Halbkugel vorstellt oder doch dieser Figur am nächsten kommt. Die Pochschale, ist im Bergbaue eine eiserne Platte, einer halben Elle dick mit einer fast eben so tiefen runden Grube, das Erz darin zu pochen. Die Wageschalen, sind halb kugelförmige dünne Gefäße an einer Wage. Besonders ein solches Gefäß für Speise und Trank, ohne Rücksicht auf die Größe. Eine Theeschale, Kaffeeschale, wofür das ausländische Tasse in den meisten Gegenden üblicher ist. Eine Schale Thee. Ein Schälchen Thee trinken. Eine Zuckerschale, Obstschale, Punschschale, Trinkschale ꝛc. Eine Schale Obst, wo es auch für Schüssel steht, obgleich eine Schüssel gemeiniglich theils größer, theils flacher ist, als eine Schale. Goldene Aepfel in silbernen Schalen. Die kalte Schale, eine figürliche Benennung einer kalten flüssigen Speise; s. unten, welche aus einer Schale gegessen wird; im Schwedischen gleichfalls Kallskal. In dieser Bedeutung lautet es im Niedersächsischen gleichfalls Schale, im Englischen Shell, im Schwedischen Skäl, im Wallisischen Ysgal, im Böhmischen Ssal und Ssalek. Es ist in der weitesten Bedeutung oder vielmehr

Verstande des hohlen Raumes mit Schilf, und wenn man den Zischlaut abrechnet, auch mit Kelch, Gölle, Hohl ꝛc. verwandt.

Mit dem Begriffe der Bedeckung der gewöhnlichen Figur des hohlen Raumes. — (1) Im engeren Verstande, ein hohler Körper, welcher einen andern weicheren umgiebt und bedeckt, wo es am häufigsten von solchen harten und festen, zuweilen aber auch von weichen und biegsamen gebraucht wird.

a) Von harten und festen, wo es fast in allen Fällen üblich ist, wo kein anderer Name eingeführt worden. Die Hirnschale, die leinerne hohle Bedeckung des Gehirns; s. Th. 23, S. 587, bei dem Stryker nur Scal, im Schwed. Skall. Die Nußschale, welchen Namen sowohl die weichere grüne und äußerste Bekleidung der wälschen Nuß am Baume, als auch die harte Bedeckung des Kerns, sowohl an den wälschen, als an den Haselnüssen bekommt. Die Eyerschale, Mandelschale, Austerschale, Krebsschale, Schildkrötenschale ꝛc. Die hornartige Bekleidung des untersten Theils der Füße an manchen Arten von Thieren heißt, besonders bei den mit gespaltenen Klauen, die Schale. Bei denen Thieren, welche keine gespaltenen Klauen haben, heißt diese Bekleidung am häufigsten der Huf, in manchen Gegenden doch auch die Schale. An den Gießformen, besonders auf den hohen Oefen, heißt die äußere Form sowohl die Schale als der Mantel, zum Unterschiede von dem Kerne oder der inneren Form. Die Schale eines Baumes, die Rinde desselben, welche letztere Benennung jedoch häufiger gebraucht wird. — Die Schale, von einem Buche ist der Einband, nachdem das Buch herausgeschnitten worden. In so fern auch die steifen Seitentheile eines Bücherbandes die Schalen heißen, sagt Adelung, gehört es zu der folgenden

Bedeutung einer flachen ebenen Bedeckung. — Die Schale an einem Messerhafte, Bekleidungen des Häftes von Bein ꝛc., welche gemeiniglich eine halbrunde Gestalt haben, oft aber auch flach sind; im Niedersächsischen Schulpe.

In dieser Bedeutung einer hohlen Bedeckung, lautet es im Niedersächsischen Schelle, im Angelsächsischen Sceala, Scyll; im Englischen Shell, Shale; im Schwedischen Skalle. Rechnet man den Zischlaut ab, so sind auch Hülle, Hülse, das mittlere Lat. Culea, Helm ꝛc. damit verwandt.

b) Von biegsamen, weichen und dünnen Bekleidungen, in welchem Falle es doch seltener gebraucht wird, weil dafür Haut und andere Benennungen üblicher sind. Aepfelschalen, Birnschalen, die äußere Bekleidung der Aepfel und Birnen, deren Haut, welche im gemeinen Leben einiger Gegenden auch Schelfen genannt werden. Im Griechischen ist σκυλος, die Haut, das Fell.

(2) Im weiteren Verstande, wo sich der Begriff der Höhlung verliert, und allein der Begriff der Bedeckung übrig bleibt, da dann dieses Wort in vielen Fällen auch von ebenen, gemeiniglich aber dünnen und festen Bedeckungen gebraucht wird. So werden die Schalbleche und Schalbretter auch nur Schalen genannt. Bei dem Ulphilas ist Skalja ein Ziegel, nach dem Lateinischen Tegula.

(3) In noch weiterem Verstande verliert sich auch der Begriff der Bedeckung, und da ist die Schale in vielen Fällen die Benennung eines in die Länge und Breite ausgedehnten festen oder dünnen Körpers. Die Kammschale, die Benennung eines schwarzen harten Kupferschiefers. Die Erzschale oder eine Schale Erz, ist im Bergbaue ein flaches, aber dünnes Stück Erz, welches sich von dem übrigen los gegeben, wo aber auch der

Begriff der Absonderung Statt findet. Vielleicht, sagt Adelung, ist auch dieses der Grund, warum die Fleischer gewisse Stücken Fleisch von der Keule eines Rindes, die Ober- und Unterschale nennen. Im Schwedischen ist Skolla, Blech; s. auch Scholle.

In dem Worte Schale ist der Begriff der Höhlung, und figürlich der Bedeckung in den meisten Bedeutungen dieses Wortes der herrschende, und da stammt es von dem noch im Schwedischen üblichen skyla decken, bedecken her, von welchem auch unser Schild abgeleitet werden muß. Das Englische Scale, Fischschuppe und Französische Ecaille gehören gleichfalls dahin.

Schale, zum Abdunsten, bei den Apothekern, und in der Probierkunst, große und kleine Gefäße von Glas oder Porzellan, auch bei gewissen Präparaten von Zinn und Bley. Der Boden derselben muß eben und lieber ausgehöhlt, als erhaben seyn. Am besten sind diejenigen, welche eine halbkugelförmige Gestalt haben; daher lassen sich auch die abgesprengten Kolben zum Abdämpfen sehr gut gebrauchen.

— (Aepfel-), s. oben, und Schale (Frucht-).

— (Apfelsinen-), s. daselbst.

— (Auster-), s. unter Auster, Th. 3.

— (Baum-) s. oben, S. 36.

— im Bergwerke, halbe Schale, die gespaltenen Pfähle, die bei der Verzimmerung eines Schachtes hinter diese getrieben werden, um zu verhindern, daß das Gestein nicht zwischen der Zimmerung hereinbrechen kann. Sie sind auf einer Seite rund auf der andern platt.

— der Bleyarbeiter, die Häutchen vom Bley, welche man mit dem Kratzeisen abschält oder mit dem Meißel. Man sammelt sie auf und wirft sie,

wenn sie rein sind, in den großen Kessel zum Schmelzen, oder schickt sie zur Läuterung, wenn sie unrein sind, indem man sie mit den Schlacken vermischt, die aus den Güssen herauskommen. Man thut das zweite gewöhnlicher, als das erste, weil man mit dem Anschmutzen bei dem Bley anzufangen pflegt, ehe man es löthet. Auf diese Art sind die abgeschabten Häutchen oder die Häutchen, die man abschabt, fast immer mit Lehm bedeckt und folglich außer Stande, sogleich geschmolzen zu werden, ehe sie durch die Läuterung gegangen sind.

Schale, (Birn-), s. oben, und Schale (Frucht-).
— (Bouillon-), s. Schale (Trink-).
— (Bücher-), s. oben, S. 36.
— (Cacao-), s. Schale (Frucht-).
— (Chocoladen-), s. Schale (Trink-).
— (Citronen-), s. unter Citrone, Th. 8, S. 176, und Schale (Frucht-).
— (Erz-), s. oben, S. 37.
— (Eyer), s. oben, S. 36, und Th. 11, S. 790.
— (ein Fahrzeug), s. oben, S. 35.
— (Frucht-) werden die Schalen, welche die Früchte umgeben, oder worin sie eingeschlossen liegen, genannt. Man hat harte und weiche, dünne und dicke Schalen. Zu den harten Schalen der Früchte gehören diejenigen, welche man, um eine Frucht zu bekommen, mit den Zähnen aufbeißen oder mit einem Hammer, einem Steine ꝛc. aufschlagen muß, z. B. die Schalen der Wälschen und Haselnüsse, der Mandeln, der Abrikosen, Pflaumen- und Kirschkerne ꝛc. Zu den weichen Schalen der Früchte gehören die Krachmandeln, deren Schale man mit den Fingern zerdrücken kann, ꝛc. Zu den dünnen Schalen rechnet man die Bekleidung der Aepfel,

Birnen ꝛc., welche man mit einem Messer abschält; und zu den dicken Schalen, diejenigen der Apfelsinen, Citronen, Pomeranzen, die äußere grüne Bekleidung der wälschen Nüsse ꝛc. Einige Fruchtschalen lassen sich nicht gut erst ablösen, als bis die Frucht gebrannt worden, wie die Schale der Cacaobohne ꝛc.

Schale, (Glas-), große, oval runde Schalen von Glas, welche in den Apotheken ꝛc. zum Abdunsten gewisser Präparate, und in der Haushaltung zum Salat, Compot, zu Früchten ꝛc. benutzt werden; das heißt, diese Gegenstände werden darin auf die Tafel gegeben. Zu gleichen Zwecken gebraucht man auch die Porzellanschalen.

— (halbe), s. Schale, im Bergwerke.

— (Hirn-), s. oben, S. 36.

— beim Jäger, die Klaue oder das Horn um die Läufte der Hirsche, Rehe und Schweine; s. auch oben, S. 36.

— (Kaffee-) s. oben, und Th. 32, S. 273.

— (kalte), s. Th. 32, S. 813. u. f. Hier noch einige kalte Schalen, welche daselbst übergangen worden.

Kalteschale von Apfelsinen. Man reibe die Schalen von zwei Apfelsinen auf $\frac{1}{2}$ Pfund Zucker ab, thue den Saft von acht Apfelsinen und zwei Citronen, nebst $\frac{1}{2}$ Kanne Wasser dazu, gieße es, wenn der Zucker zerschmolzen, durch ein Haarsieb in eine Terrine, versetze es mit einer halben Flasche weißen Wein und zwei Weingläsern voll Rum oder Arrack und servire sie mit gerösteten Semmelscheiben. — Auf eine andere Art. Man befreie die Apfelsine von ihrer Schale, auch von aller weißen Haut und den Samenkörnern, schneide sie in dünne Scheiben und marinire sie

mit Zucker; dann mit Wasser versetzten Franzwein darauf gegossen, gehörig Zucker daran gethan und an einen kühlen Ort gestellt. Beim Anrichten kann man Bisquit hinein geben.

Berliner kalte Schale. Man lasse ein halbes Pfund Reiß im Wasser auf gelindem Feuer ausquellen, ohne ihn zu rühren, damit er ganz bleibt, auch darf er nicht zu weich seyn; gieße ihn auf ein Haarsieb und kühle ihn gehörig ab. Dann $\frac{1}{4}$ Pfund kleine Rosinen gewaschen, einige Mal in Wasser aufgekocht, gut verlesen und nebst dem abgekühlten Reiß in die Terrine gethan. Hierauf schneide man $\frac{1}{4}$ Pfd. süße Mandeln in längliche Filets und thue sie gleichfalls dazu. Man reibe nun von zwei Citronen die Schale auf $\frac{1}{4}$ Pfd. Zucker ab, drücke den Saft von drei Zitronen dazu und gieße eine halbe Kanne Brunnenwasser nebst $1\frac{1}{2}$ Flasche weißen Wein darauf. Man kann auch etwas fein geschnittene candirte Orangenschalen dazu nehmen, welches die kalte Schale sehr schmackhaft macht.

Kalte Schale von Medoc. Man reibe einen guten Theil altbacknes Rockenbrod recht fein auf dem Reibeeisen, lasse in einer Kasserolle ein gutes Stück Zucker aufsteigen, aber nicht braun werden, thue das Brod hinein und röste es eine halbe Viertelstunde über gelindem Feuer. Das Brod muß etwas braun werden und ganz candirt seyn. Dann thue man es in die Terrine, gieße eine Flasche Medoc darauf, nebst dem Safte von einer Citrone, und lasse sie bis zum Serviren auf Eis oder an einem kühlen Orte stehen.

Kalte Schale von Brod mit Wein und Weißbier. Man reibe Rockenbrod mit der Rinde und schütte das Geriebene in eine Terrine. Dann kleine Rosinen aufgequellt und sie mit fri-

schen Citronenschalen und Zucker dazu geschüttet, Wein, oder halb Wein, halb Wasser, oder auch gutes Weißbier darüber gegossen und eine gute Viertelstunde stehen und ziehen lassen; dann umgerührt und genossen. Man kann statt des geriebenen Brodes kleine Zimmtbretzeln oder geröste-ten Zwieback dazu nehmen. Man kann auch dünn geschnittene Citronenscheiben mit Zucker mariniren und mit kleinen aufgequellten Rosinen in die Terrine thun, das geriebene Schwarzbrod oder den Zwieback darauf sieben, Rhein- oder Franzwein darüber gießen, auch etwas Marasquin oder Orangenblüthenwasser ꝛc. und die Terrine in kaltes Wasser bis zum Genuß setzen.

Kalte Schale von Pfirsichen. Die Pfirsichen werden in vier Theile geschnitten, in Wasser und Zucker weich gekocht, jedoch so, daß die Stücken ganz bleiben; dann durch ein Haarsieb ablaufen lassen. Den Stand, oder das im Haarsiebe Zurückgebliebene thue man in die Terrine, gieße Rhein- oder Franzwein mit ein wenig Wasser oder Zukker vermischt dazu und thue die ganzen, vorher abgenommenen Stücken der Pfirsichen hinein. Beim Anrichten wird Bisquit in die kalte Schale gethan. — Auf dieselbe Weise wird eine kalte Schale von Abrikosen, Melonen und Pflaumen gemacht.

Kalte Schale von frischen Kirschen. Nachdem die Steine aus den Kirschen gelöset worden, werden letztere in einem Mörser gestoßen und mit Wasser ausgekocht. Dann thue man dieses, nebst dem dazu ausgepreßten Kirschsaft, mit Zucker und Wein durchpassirt, in die Terrine.

Reiskaltschale. Der Reis wird blanchirt und in Wasser ausgekocht, doch so, daß jedes Korn ganz bleibt; dann wird er, nachdem aller Schleim abgewaschen worden, in die Terrine mit auf Zucker abgeriebener Citronenschale gethan,

Franzwein und Wasser dazu gegossen und nach Belieben mit Zucker versüßt.

Kalte Schale von Johannisbeeren. Man pflücke einen guten Theil rother Johannisbeeren von den Stielen ab und setze sie mit einigen Löffeln voll Wasser, etwas ganzem Zimmet und Citronenschalen, fest zugedeckt, auf gelindes Feuer. Sobald die Johannisbeeren den Saft haben fahren lassen, gieße man sie auf ein Haarsieb, thue zu dem Safte $\frac{3}{4}$ Pfund Zucker und eine Flasche weißen Wein, lasse sie im Keller recht kalt werden und thue in die Suppenterrine etwas weiße Johannisbeeren und dazu Zwieback auf einem Teller.

Kalte Schale von Himbeeren auf eine andere Art, wie sie Th. 23, S. 538 u. f. angegeben worden. Man nehme eine gute Zahl Himbeeren, reibe sie durch ein Haarsieb, thue sie in eine Casserolle, schlage eine Kanne recht dicke Sahne darauf, dazu $\frac{1}{2}$ Pfund Zucker und 1 Loth zerstoßenen Zimmet oder auch gestoßene Vanille, schlage es auf dem Eise recht dick und servire die kalte Schale recht kalt in einer Terrine. Einige Hausfrauen machen die Himbeeren-Kaltschale auch auf folgende Weise. Die Himbeeren werden von ihren Stielen befreit, in einen sauberen Topfe gethan und dieser in kochendes Wasser gesetzt, damit die Beeren aufspringen; dann solche durch einen Tuch gepreßt, den Saft ungefähr eine Stunde lang mit Wein, Wasser und Zucker gekocht und kalt werden lassen; dann auf Eis gesetzt.

Kalte Schale von Erdbeeren. Die Erdbeeren werden verlesen und rein gewaschen, jedoch muß letzteres schnell geschehen, damit das Wasser nicht eindrigt und ihnen ein Theil ihres

Gehaltes raubt, dann, wenn das Wasser abgelaufen, in einen Napf gethan, Franzwein darüber gegossen, einige Zeit zugedeckt stehen lassen, damit sich der Wein einziehe; herauf noch etwas kaltes Wasser zugegossen und Zucker und Zimmt daran gethan. Man kann die Erdbeeren auch durch ein Tuch pressen und nur den Saft derselben zur kalte Schale nehmen.

Schale (Kamm=) s. oben, S. 37.

— (Krebs=), s. unter Krebs, Th. 48. S. 427.

— im Kupferhammer, die vertieften Scheiben, woraus die Kessel gemacht werden; sie mögen nun unten rund oder wie die Boden der Schmelzkessel der Zuckersiedereyen eingedrückt seyn, so entstehen sie aus den Schroten; s. Th. 56, unter Kupfer.

— (Ober=), beim Schlächter, s. oben, S. 38.

— (Obst=), eine Schale, worin Obst zur Tafel gegeben wird, s. Schale (Glas=).

— (Messer=), s. unter Messer, Th. 89, S. 260.

— (Metall=), Schale von Metall, von Silber, Zinn, ꝛc. Ihre Form, s. oben, unter Schale zur Abdünstung.

— (Nuß=), s. Schale (Frucht=).

— bei Pferden, Schalfuß, s. Th. 46, S. 411 u. f., und Th. 58, S. 820 u. f.

— (Poch=), s. oben, S. 35.

— (Porzellan=), s. Schale (Glas=).

— (Punsch=), s. oben, S. 35, u. unt. Punsch, T. 118.

— beim Stellmacher, s. Schalholz.

— beim Schlächter, s. oben, S. 38, und unter Schlächter.

— (Schildkröte=), s. unter Schildkröte.

— (Thee=), s. Schale (Trink=).

— bei Thieren, so oben, S. 36.

— (Trink=) hierher gehören die Buillon=, Chocoladen=, Kaffee=, Thee= ꝛc. Schalen, s. unter Tasse.

Schale, (Unter=), beim Schlächter, s. oben, S. 38.
— (Wage=), s. unter Wageschale.
— der Zuckersieder, die Oeffnungen, die zwischen den Zuckerpfannen paukenförmig in dem Fundamente der Pfanne angebracht und mit Kupfer beschlagen sind. Sie dienen den sich aufblähenden Zucker, wenn er über den Rand der Pfanne, wie sehr oft geschieht, austritt, aufzunehmen.

Einige andere mit Schale zusammengesetzte Wörter, müssen hier übergangen werden.

Schalen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, mit Schalen versehen. Die Messer=Schalen, die Schalen an dem Hefte befestigen. Das Ufer eines Deiches oder Dammes schalen, die Seiten mit Brettern oder Bohlen bekleiden. In dem Jagdwesen nennt man einen Hirsch hochgeschalt, wenn er hohe Schalen an den Läuften hat. Es stammt in dieser Bedeutung zunächst von Schale ab; ehemals muß es aber, wie aus dem Abgeleiteten erhellt, ein Zeitwort von einem sehr weitem Umfange gewesen seyn, welches ursprünglich eine Nachahmung eines gewissen Lautes war und wovon umher schallen das Intensivum ist. Nach einer sehr gewöhnlichen Figur bedeutete es hernach auch allerlei Bewegungen und Veränderungen, welche mit diesem Laute begleitet sind, wie auch das Niedersächsische schälen, welches nicht nur plaudern, sondern auch spülen, anspülen, ingleichen einen flüssigen Körper rütteln, wie auch unachtsam und nachlässig gekleidet gehen, bedeutet. Das verwandte schelen bedeutet in Niedersachsen zanken ꝛc. Nach einer anderen Figur bekundet es eine jede Bewegung oder Ausdehnung und zwar sowohl überhaupt, als auch nach besonderen Richtungen, wofür denn auch der Begriff der Bewegung in die Runde, in die

Tiefe gehört, wovon die Bedeutungen des hohlen Raumes und der Bedeckungen gewöhnliche Figuren sind.

Schälen, *) ein regelmäßiges, thätiges Zeitwort der Schale berauben, wo es doch nur von weichen biegsamen Schalen gebraucht wird. Aepfel, Birnen schälen. Geschälte Aepfel. Die Bäume schälen, die Rinde von denselben abziehen oder absondern. Jacob schälte Stäbe, 1 Mos. 30, 37. Von harten Schalen braucht man dieses Wort nicht, außer von den Eyerschalen. Es ist aber auch in manchen Fällen von solchen weichen und dünnen Bedeckungen üblich, welche unter dem Namen der Häute und Hülsen bekannt sind. Zum Beispiel Nüsse schälen, nicht der harten, festen Schale berauben, sondern das weiche Häutchen von dem Kerne absondern; daher es auch als ein rückwirkendes Zeitwort gebraucht wird, sich schälen, sich in Gestalt einer Haut oder Schale absondern. Die Haut im Gesichte schälet sich oder das Gesicht schälet sich, wenn sich die Haut in Gestalt einer trocknen biegsamen Schale absondert; so auch das Schälen.

Das Schälen der Bäume, eine Methode, die man besonders bei Fruchtbäumen anwendet, um sie fruchtbar zu machen, und die schon vor Alters

---

*) Im Niedersächsischen schellen, im Schwedischen skala. Das Englische scale, bedeutet schuppen, abschuppen. Es kann seyn, sagt Adelung das dieses schälen nicht sowohl unmittelbar von Schale abstammt, sondern eine eigene Onomatopöie des Theilens, Schneidens ist, da es dann nur eine einzelne Bedeutung des vorigen Wortes schalen seyn würde. Im Schwedischen ist skaella in dünne Blätter schneiden und skilja, theilen, absondern. Das bei dem vorigen Worte gedachte Niedersächsische, schälen, spühlen, und schälen, befruchten, in beschälen, gründen sich auf ähnliche Onomatopöien.

ausgeübt wurde. Sie war schon den Römern bekannt; denn Virgil redet davon in seiner Georgica, gerieht aber beim Verfall der Wissenschaften und Künste im Abendlande wieder in Vergessenheit. Olivier de Serres war der Erste, welcher dieses Verfahren zu Anfange des 16ten Jahrhunderts aufs Neue empfahl; ihm folgten, besonders zu Anfange des 17ten Jahrhunderts, Mehrere, unter Andern Magnol, Parent, Büffon und Dühamel. In dem letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, haben Rozier, Loncry, Lambry, Vilmorin, Thouin und Jussieu, die Methode des Ringelschnittes im Großen auf Obstbäume angewendet; obgleich man das Abschälen überhaupt auf alle Bäume und Sträucher anwenden kann. Ob übrigens dieses Verfahren an den Bäumen, wirklich von so großen Nutzen ist, wie die Naturforscher und Pomologen es angeben, steht dahin. Im dritten Bande der Abhandlungen der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, vom Jahre 1804, hat der Ober-Kämmerer Spitz in Erfurt über das Schälen der Bäume, seine Beobachtungen und Bemerkungen einrücken lassen, und im Gartenmagaziene vom Jahre 1806, S. 150 u. f., hat ein Ungenannter diese Versuche beleuchtet, und über die Anwendung des Abschälens überhaupt freimüthig seine Meinung geäußert. Er sagt nämlich:

> Herr Spitz hat den Versuch (mit dem Abschälen der Rinde) an zwei Apfelbäumen gemacht, die im Junius abgeschält wurden, und wovon der eine im folgenden Monate, bei der Oeffnung des Verbandes, eine frische gesunde Rinde angesetzt hatte; der andere hingegen, der vor der Operation krank war, hatte zwar auch wieder eine neue Rinde angesetzt, aber an dem Orte, wo der Brand war, befand sich der schadhafte Fleck in nicht viel besserem Zustande; beide blüheten aber stark und versprachen eine Menge

Früchte. Schädliche Witterung im Frühjahre vernichtete die letzte Hoffnung, dessenungeachtet lobt Herr Spitz den guten Erfolg der Operation, in Rücksicht auf Kräfte und Stärke des Baumes sehr. Die Früchte der operirten Bäume, die er der Akademie vorzeigte, waren größer, als vorher, und auch das Laub war dunkel grüner, frischer und glänzender. — Diese Resultate, die keinesweges zu bezweifeln, sondern in einzelnen Fällen wohl möglich sind, könnten nun Manchen, dem die Abhandlungen der genannten Akademie zu Gesicht kommt, verleiten, seine Bäume ebenfalls auf diese Art fruchtbarer und jünger machen zu wollen. Das letztere ist ein Wunsch, der Niemand zu verdenken ist; indessen ist es doch auch nöthig, die Art, wie dieses geschehen soll, vorher genauer zu beleuchten. Es fragt sich daher:

1) Nach welchen physischen Gründen wird durch das Schälen der Bäume, die Fruchtbarkeit derselben befördert?

Die Unfruchtbarkeit der Bäume*) ist fast nie eine wirkliche Krankheit derselben, sondern sie hat vielmehr ihren Grund in einem Uebermaaße an Kraft und Thätigkeit der Saftgefäße des Baumes, und findet sich am häufigsten bei jungen vollwüchsigen Bäumen. Die Bewegung der Säfte ist hier zu stark, sie gehen zu schnell fort, und ohne sich in den Organen des Baumes zur Bildung der Fruchtaugen aufzuhalten. Daher ist der Wachsthum eines solchen Baumes zeitig; seine jährlichen Triebe sind lang; die Augen setzen sich weiter auseinander, und es entstehen keine Fruchtaugen, weil der Saft zur Bildung derselben nicht genug aufgehalten, und daher nicht genug bearbeitet wird, wenn also Mittel angewendet werden, welche die rasche Bewegung des Saftes hemmen, so wird dadurch die Fruchtbarkeit eines solchen

---

*) Gänzlicher Mangel an Befruchtungswerkzeugen (Blüthen); denn wenn diese sich zeigen, und wenn sie auch in der Folge abfallen, ohne Früchte zu bringen, so heißt das nicht Unfruchtbarkeit, sondern der Grund davon liegt in etwas anderem; auch kann es nicht Unfruchtbarkeit genannt werden, wenn ein sonst fruchtbar gewesener Baum, nun aus Mangel an Kräften, wegen Alter, Krankheit ꝛc. in seiner Fruchtbarkeit nachläßt.

Baumes befördert. Zu dieser Absicht empfahl schon Herr Pfarrer Christ in seinem Handwörterbuche der Obstbaumzucht, S. 421, unter mehreren Mitteln das Abschälen der Rinde des Baumes, aber nicht wie Herr Spitz will, den ganzen Schaft auf einmal, sondern jährlich soll nur von unten nach oben, am Schafte des Baumes 1 Fuß Rinde abgelöset werden.*) Ob nun aber durch diese Mittel auch die Gesundheit und die Dauer des Baumes befördert, oder ob nach Herrn Spitz Meinung ein alter kränker Baum dadurch verjüngt, daß heißt, kraftvoll und dauerhaft gemacht wird? das ist eine andere Frage.

a) Ist das Schälen der Bäume zur Beförderung der Fruchtbarkeit derselben anzurathen und allgemein anwendbar?

Ich mag diese Frage nicht mit ja beantworten. Denn erstlich: wer wollte es wagen und einen jungen schönen Baum einer so unsicheren Operation unterwerfen? Unsicher ist diese Operation schon deswegen, weil, wie auch Herr Christ sagt, alle Behutsamkeit angewendet werden muß, um das auf dem Holze sitzende feine Häutchen nicht zu verletzen; überdieß ist sie äußerst gewaltsam und auch in dieser Hinsicht unsicher. Wer die Functionen der Rinde in der Lebensökonomie des Baumes kennt; wer aus Erfahrung weiß, wie mancher schöne Baum, nur durch einseitige Beschädigung der Rinde, durch Wild, Schafe ꝛc., wodurch doch der Umlauf des Saftes in der Rinde nicht gänzlich unterbrochen wird, abgestorben ist, der wird an dieser Behauptung nicht zweifeln, und noch weniger auf diese Art seine Bäume fruchtbar machen wollen; es ist nur zu bewundern, wie manche zärtliche Pomologen, die schon das $1\frac{1}{2}$ Zoll tiefe Spalten des Baumes beim Pfropfen desselben eine Grausamkeit nennen, nun gar von dem Abschälen der ganzen Rinde; von der Beraubung des wichtigen Organs des Baumes sprechen konnten. Endlich ist die Operation in Ansehung des bisherigen Erfolges

*) Meinen Beifall hat das Schälen der Bäume nicht; wenn aber doch geschält werden soll, so würde ich Herrn Spitzen's Methode jener des Herrn Christ vorziehen; denn dort wird der Baum nur ein für allemal, hier aber wenigstens 4 bis 5 Jahre lang jährlich verwundet.

unsicher; denn die wenigen Beispiele davon sind noch lange nicht hinlänglich, sie allgemein zu empfehlen, und sind noch viel zu jung, um auch die Gesundheit und Dauer eines solchen operirten Baumes versichern zu können. Daß die Früchte jener zwei, von Herrn Spitz operirten Bäume größer, und das Laub grüner war, als in den vorigen Jahren, das kann eine Folge von andern Nebenumständen gewesen seyn; z. B. der Baum trug nur wenige Früchte, die Witterung war zur Erzeugung der neuen Rinde günstiger ꝛc. Ob aber in der Folge der Baum nicht an andern Krankheiten leiden wird, und ob unter veränderten Nebenumständen sich immer derselbe Erfolg zeigt? Das sind wieder andere Fragen. — Zweitens ist das Abschälen der Rinde bei alten und kranken Bäumen, zur Verjüngung derselben, wie Herr Spitz sagt, ganz unanwendbar. Das Ablösen der trocknen harten Borke an alten Aepfel- und Birnbäumen, bis auf die darunter liegende grüne Rinde, ist zwar ein vortreffliches Mittel, ihre Kräfte zu heben und sie vor Krankheit zu bewahren; wollte man sie aber ganz schälen, das heißt, auch die unter der Borke liegende grüne Rinde bis auf den Splint ablösen, so würde gewiß das Absterben des Baumes früher oder später die Folge seyn. Denn wie mancher alte Baum lebt nicht nur noch in der Rinde? und wenn man dem Schafte des Baumes auch diese nimmt, durch welches andere Organ sollen die starken Aeste den nöthigen Zufluß des Saftes erhalten? Also nur an jungen Bäumen kann unter gewissen günstigen Umständen das Abschälen der Rinde glücken, das heißt, es kann zuweilen möglich seyn, daß sich eine neue Rinde erzeugt, aber auch in diesem glücklichen Falle ist ein guter Erfolg davon nicht zu verbürgen. — Endlich und Drittens darf auch das Abschälen der Rinde an Steinobstbäumen (Kirschen, Pflaumen, Pfirsichen, Abrikosen) selbst wenn die Bäume noch jung sind, nicht vorgenommen werden; denn hier würde in den meisten Fällen Harzfluß und Brand entstehen.

3) Sind bessere und sichere Mittel zur Beförderung der Fruchtbarkeit des Baumes vorhanden?

Es fragt sich vorher: Ist es in Hinsicht auf Gesundheit und Dauer des Baumes erlaubt, einen jungen vollsaftigen, hoffnungsvollen Baum, der nach den

Regeln der gesunden Natur zuvörderst seine Organe vollkommen ausbildet, und dann erst auf Fortpflanzung seines Geschlechtes (Fruchtbarkeit) arbeitet, in seinem natürlichen Gange zu hemmen, um dadurch die Fruchtbarkeit desselben einige Jahre früher zu erzwingen? Bei allen organischen Wesen finden wir in der Erfahrung den Satz bestätiget: Je früher der Fortpflanzungstrieb (die Fruchtbarkeit) erregt wird, desto früher stellt sich Alter und Kraftlosigkeit ein, und also auch hier. Ein junger Baum, der späte Früchte bringt, wird sie in der Folge desto reichlicher und besser bringen, gesund bleiben und ein höheres Alter erreichen, als ein anderer, der zur Fruchtbarkeit gezwungen wurde, ehe seine Organisation vollendet war. Beispiele hierzu liefern uns der, der Natur überlassene hochstämmige und der durch Kunst behandelte Zwergbaum. Hier darf also gar nichts zur Beförderung der Fruchtbarkeit gethan werden, jene Raschheit im Wuchse, als Hinderniß der früheren Fruchtbarkeit, läßt mit den Jahren schon selbst nach, und dann wird ein solcher kraftvoller vollkommener Baum in seiner Fruchtbarkeit sich eben so thätig zeigen, als vorher seine Organisationkraft thätig war, und länger dauern, als ein anderer, der durch die Kunst zur früheren Fruchtbarkeit gezwungen wurde. Wenn nun aber ein junger Baum sich völlig organisirt und das Alter erreicht hat, in dem man Fruchtbarkeit von ihm verlangen kann, und er bringt dennoch keine Früchte; dann muß man die rasche Bewegung seiner Säfte aufzuhalten und dadurch seine Vegetationskraft auf die Erzeugung der Fruchtknoten zu lenken suchen. Das erste und beste Mittel hierzu ist das sogenannte Aderlassen der Bäume. Es wird nämlich in die Rinde des Schaftes, vom Wurzelschopfe an bis unter die Aeste des Baumes, mit der scharfen Spitze des Gartenmessers ein Einschnitt bis aufs Holz gemacht, wobei aber das letztere, so viel wie möglich nicht beschädiget werden darf; man macht diesen Einschnitt am besten an der Morgenseite des Baumes, weil an der Mittagsseite die Sonnenstrahlen und an der Abend- und Mitternachtsseite Wind und Wetter einen nachtheiligen Einfluß auf die offene Wunde haben können. Die beste Zeit dazu ist das Frühjahr, wenn der Saft im Baume

flüssig wird und die Knospen anzuschwellen beginnen. — Den Erfolg des Einschnittes haben nun viele ältere und neuere Pomologen in einen Ausfluß des Saftes gesetzt; daher mag auch die Operation den Namen Aderlaß bekommen haben. Sie glaubten, indem dem Baume dadurch ein Theil seines überflüssigen Saftes entzogen würde, so würde nun dessen Wachsthum aufgehalten, und dadurch die Fruchtbarkeit des Baumes befördert. Diese Meinung ist aber zum Theil irrig; denn es fließt bei dem Einschnitte auch nicht ein Tropfen Saft aus der Wunde, und wir müssen uns seine Wirkung auf Fruchtbarkeit des Baumes vielmehr folgendermaßen denken. Durch die gemachte Wunde wird die Thätigkeit der Saftgefäße in der Rinde am Schafte zur Vertheilung derselben gereizt und durch diesen Reiz wird der starke Zufluß der Säfte nach den Aesten oder Zweigen des Baumes aufgehalten und also ihr Trieb zum Wachsthume und Erzeugung neuer Holzzweige gemindert; die Natur eilt, ihren Regeln getreu, die gemachte Wunde zu verheilen, sie verwendet also einen Theil der Kraft und Säfte des Baumes vorzugsweise hierher, indessen der starke Antrieb der Säfte nach Aesten und Zweigen, und also auch der geile Wachsthum derselben gemindert wird. Die Säfte halten sich nun in den Zweigen länger auf, nehmen daher eine consistentere, mehr bearbeitete, Beschaffenheit an, und so erzeugt sich das Fruchtauge. Diese Theorie entspricht auch der Erfahrung; denn die Wunde verheilt nicht nur im ersten Jahre vollkommen wieder, sondern es bildet sich in derselben auch ein Streif neuer Rinde, der wenigsten $\frac{1}{2}$ Zoll breit ist und hinlänglich beweiset, daß hier vermehrte Thätigkeit, vermehrter Zufluß, nicht Abfluß, der Säfte war; dagegen werden die jungen Holztriebe im ersten Jahre nach der Operation kürzer, die Augen stehen an ihnen gedrängter und es erzeugen sich Fruchtaugen. — Die Operation ist dem Baume durchaus nicht schädlich; denn die Wirkung derselben, Ableitung des Organisationstriebes der Aeste und Zweige (Verminderung des Wachsthumes derselben) dauert nur im ersten Jahre, in den folgenden Jahren ist das Gleichgewicht nicht nur vollkommen wieder hergestellt, sondern der Baum wächst noch freudiger, als vorher, weil sich durch die Operation mehr Rinde und also auch mehr Saftgefäße erzeugt haben;

den Beweis davon giebt die auffallende Zunahme des Schaftes am Umfange. — Vorzüglich anwendbar ist der Einschnitt in die Rinde, nämlich in der Absicht die Fruchtbarkeit zu befördern, an jungen Aepfel- und Birnbäumen weniger, und nur mit der Rücksicht, daß der Baum jung und übrigens gesund ist, an Kirsch- und Pflaumenbäumen und am wenigsten bei den Pfirsich- und Abrikosenbäumen. Bei den letzteren, und an alten und kranken Kirsch- und Pflaumenbäumen, entsteht dadurch leicht Harzfluß und Brand. Ein zweites Mittel zur Beförderung der Fruchtbarkeit der Bäume erfand der Engländer Keane Fitzgerald (wovon ein Auszug aus dem neuen Bremer Magazine im 2ten Bande der Gartenzeitung, S. 302, steht), schon vor 40 Jahren; verschiedene Versuche, die er damit gemacht hatte, überzeugten ihn von der Nutzbarkeit desselben. Es besteht darin, daß man an einem oder mehreren Hauptästen des jungen schnellwüchsigen und daher unfruchtbaren Baumes, zwei Zirkelschnitte rund um den Ast herum, bis aufs Holz macht, die 2 bis 3 Zoll von einander entfernt stehen. Von einem Zirkelschnitte zum andern wird ein Schnitt nach der Länge gemacht. Dieses ausgeschnittene Stück Rinde wird nun mit Hülfe des beinernen Instrumentes am Oculirmesser behutsam gelüftet und abgelöset, und die offene Wunde, so wie das abgelöfete Stück Rinde durch eine Bedeckung von dem Zutritte der äußeren Luft geschützt. Nach einer Viertelstunde wird die abgelöfete Rinde wieder, so genau, als möglich, auf die Wunde gelegt und die ganze Stelle mit Bast etwas fest zusammen gebunden. Nach Fitzgerald's Beobachtungen war nach vier Wochen die Rinde über und unter dem Verbande angeschwollen und die Wunde schön zugeheilt. Dieses Mittel wirkt auf die nämliche Art, wie das vorige, nur stärker; denn dort wird nur die Thätigkeit der Saftgefäße zur Verheilung der Wunde gereizt, hier wird aber auch noch der Umlauf *) des Saftes, durch das Ablösen der

*) Einer unser geschätztesten neueren Pomologen verwirft den Umlauf der Säfte, und sagt: „die Säfte, die dem Baume durch Wurzel und Blätter zugeführt werden, gehen nur vorwärts und nie rückwärts; dieses läßt sich nicht anders erklären, als die durch die Blätter aufgenommenen Säfte gehen nur herunter nach der Wur-

Rinde im ganzen Umfange des Astes, auf eine Zeitlang gänzlich unterbrochen. Der Zufluß des Saftes aus dem Stamme nach den Aesten, so wie der Abfluß desselben aus den Aesten nach dem Stamme, ist gehemmt, hierdurch wird eines Theils der geile Wachsthum der letztern eine Zeitlang gehindert, und anderen Theils werden die im Aste be-

---

zel und die durch die Wurzel aufgenommenen Säfte nur aufwärts nach den Aesten und Blättern des Baumes. — Diese Theorie ist nun zwar sehr einfach, aber es läßt sich ihr Manches entgegensetzen, daß die Richtigkeit derselben wankend macht. — Daß Säfte im Baume herunter gehen, bezweifelt Niemand, aber es fragt sich: ob die heruntergehenden Säfte nur diejenigen sind, die von den Blättern aufgenommen wurden, oder ob nicht auch die aus der Wurzel aufgestiegenen Säfte, nachdem sie im Baume auf uns unbekannten Wegen zubereitet und mit den aufgenommenen Säften der Blätter vermischt worden sind, wieder herunter zur Wurzel gehen? Es fragt sich ferner: ob die heruntergehenden Säfte nicht nach einer im Wurzelschopfe des Baumes geschehenen Vermischung, Zubereitung und Veränderung wieder aufwärts steigen? — daß eine Vermischung der Säfte im Baume vor sich gehen muß, das wird unter andern schon dadurch bewiesen, daß die heruntergehenden Säfte mit den aufsteigenden von gleicher Natur sind, was aber ohne Vermischung derselben nicht der Fall seyn könnte; denn daß die Blätter andere Stoffe aus der Luft aufnehmen, als die Wurzeln in der Erde, das wird Niemand bezweifeln; daß nun aber die heruntergehenden und aufsteigenden Säfte gleicher Natur sind, das beweiset das eingesetzte Oculirschild; es wächst an und kommt fort, es mag der Einschnitt in die Rinde des Stammes wie ein gerades T, oder wie ein verkehrtes ⊥ gemacht worden seyn; das heißt: die Säfte mögen dem Oculirschilde von oben herunter oder von unten zugeführt werden. — Wir sind überhaupt über den Gang der Säfte in den Pflanzen noch sehr im Dunkeln, und Alles, was wir davon wissen, sind nur Fragmente und Muthmaßungen, womit wir das Fehlende zu ergänzen suchen. So lange wir also damit noch nicht ins Reine sind, so lange mag es auch wohl erlaubt seyn, das Auf- und Absteigen der Säfte im Baume einen Umlauf derselben zu nennen. Man darf sich dabei aber nicht einen Kreislauf, wie im thierischen Körper denken.

findlichen Säfte aufgehalten und zur Erzeugung der Fruchtaugen zubereitet. Gemindert wird dieses Mittel dadurch, daß man nur die zwei Zirkelschnitte macht, ohne die Rinde abzulösen. Ein drittes Mittel zur Beförderung der Fruchtbarkeit der Bäume ist das Schnüren derselben. Eine hanfene Schnur wird an jungen Bäumen um den Schaft, oben unter den Aesten, und an älteren Bäumen um die Aeste derselben gelegt und scharf angezogen. Die Schnur bleibt so lange daran, bis sich über und unter derselben eine Wulst bildet. Dieses Mittel ist am wenigsten gewaltsam, aber auch nicht immer von Erfolg. Wenn ein Baum, der ehemals fruchtbar war, nun in seiner Fruchtbarkeit nachläßt, so ist es entweder eine natürliche Folge des Alters, oder der Baum erschöpfte seine Kräfte durch vorhergegangene übermäßige Fruchtbarkeit. — Wirkliche Krankheiten, z. B. Harzfluß, Krebs, Brand ꝛc., sind selten die Ursachen der cessirenden Fruchtbarkeit; die Erfahrung hat im Gegentheil gelehrt, daß ein kranker Baum weit mehr Blüthen, wenn auch nicht immer Früchte, bringt, als ein gesunder, und daß die übermäßigen Blüthen eines solchen Baumes immer die Vorboten seines nächsten Absterbens sind. — Wenn also Alter die Ursache der nachlassenden Fruchtbarkeit ist, so ist es am besten, den alten Baum auszurotten, und seine Stelle mit einem jungen zu ersetzen. Hat hingegen der Baum seine Kräfte durch vorhergegangene übermäßige Fruchtbarkeit erschöpft, so lasse man ihn vorerst einige Jahre in Ruhe; stellt sich hierauf die Fruchtbarkeit nicht von selbst wieder ein, so mache man die oben angegebenen Einschnitte, aber nicht in den Stamm, sondern in die Rinde der Aeste; und hilft auch das nicht, so ist alsdann die in Nummer 8 des 2ten Jahrganges dieses Gartenmagazins, S. 319, angegebene Umpfropfung des Baumes das beste Mittel. Alle übrige, hier und da in Schriften angegebene, Mittel zur Beförderung der Fruchtbarkeit, z. B. das Drehen der Aeste wie eine Weidenruthe, daß sie sich nach der Länge etwas spalten; das Abknicken der langen Fruchtruthen, so daß die Hälfte daran hängen bleibt; das Umgraben und Verstutzen der Wurzeln; das Spalten derselben ꝛc. sind lauter Mittel, die zwar den Umlauf des Saftes hemmen, aber auch den Baum um seine Gesundheit bringen.

Das Schälen der Bäume, um sie dadurch zu verjüngen und fruchtbar zu machen, möchte wohl wenig Nachahmer finden, obgleich die oben angeführten Gründe gegen dasselbe, aus der Gartenzeitung, etwas zu scharf vorgetragen sind; denn daß mancher alter Baum bloß durch die Rinde bestehen oder sich erhalten soll, möchte wohl ein zu gewagter Satz seyn, weil ihm schwerlich durch diese allein seine Nahrung zugeführt wird; denn wenn nicht der Körper, das Holz, mehr fähig ist die Säfte aufzunehmen, oder sich durch die aus der Wurzel aufsteigenden Säfte in den inneren Kanälen zu erhalten, so möchte er wohl schwerlich fort vegetiren; obgleich auch die Rinde das köstlichste Nahrungs- oder vielmehr Erhaltungsmittel die Luft aufnimmt, oder aus der Atmosphäre eine Menge subtiler Nahrungsstoffe einzieht, so kann der Baum dennoch nur bestehen, wenn sich beide vereinigen, nämlich die aus der Wurzel aufsteigenden, aus der Erde gezogenen Säfte, und diejenigen, die der Baum von außen durch die Poren der Rinde einsaugt; daher möchte auch der zweite Satz: daß wenn man dem Schafte des Baumes seine Rinde nimmt, so könnten auch die starken Aeste des Baumes durch kein anderes Organ den nöthigen Zufluß der Säfte erhalten, und müßten nach dieser Aeußerung absterben, wohl zu bezweifeln seyn; denn auch nach den Aesten und Zweigen gehen von dem Stamme des Baumes Saftgefäße und Kanäle aus, welche die eingesogene Nahrung verarbeiten und durch die Kanäle, gleich den Adern im menschlichen Körper, durch alle Theile des Baumes führen. Man kann daher die Rinde nur wie die Haut des thierischen Körpers betrachten, die allerdings auch ihre Gefäße und Säfte hat, die aber keinesweges zur Ernährung und Erhaltung des Körpers allein beitragen. Man nehme dem Menschen

die Haut seines Körpers, eine allerdings sehr schmerzhafte Operation, welche man das Schinden nennt, und die unter Barbarischen Völkern, als Strafe noch ausgeübt wird, und der Körper wird, wenn er nicht zu schwächlich ist, um diese Operation auszuhalten, sich eben so gut durch Speise und Trank ernähren und fort erhalten, wie zuvor, und alle Funktionen, bis sich eine neue Haut an der Stelle der genommenen gebildet, fortsetzen; nur muß er vor allen äußeren Eindrücken so lange bewahrt werden, bis sich die Haut gebildet, weil diese störend auf ihn einwirken, ja unter diesen Umständen den Lebensprozeß endigen würden; eben so ist es auch mit der Rinde des Baumes, die man demselben nur erst dann nehmen muß, wenn eine anhaltend günstige Witterung eintritt, und er auch vor äußeren Gewaltthätigkeiten geschützt werden kann. Freilich sind dergleichen Operationen immer gewagt, so wie die Amputation, weil durch das plötzliche Trennen eines, noch dazu wichtigen, Organes des Körpers, leicht ein tödtlicher Stillstand in der Maschine entstehen kann.

Der oben angeführte, von dem Engländer Keane Filzgerald, vor sechzig Jahren, vor ihm aber auch schon von Anderen, angewendete Zirkelschnitt, auch das Ringeln, der Ringelschnitt genannt, welcher Artikel, Th. 125, unter diesem Namen übergangen worden, weil er eigentlich und besser unter Zirkelschnitt gehört, wird hier am besten noch einen Platz finden. Im Art. Obst, Th. 103, S. 403 ist davon vorläufig schon Erwähnung geschehen. Der Zirkelschnitt hat die Beförderung der Fruchtbarkeit der Bäume zur Absicht, und wie er geschieht, ist oben, S. 53, angeführt worden. Es ist eine Art des Ablösens und Lüftens der Rinde, die man am besten vornimmt, wenn der Saft in vollem Triebe ist und zurückzutreten anfängt,

welches sich dadurch ankündiget, wenn die Rinde sich weniger gut vom Splinte löset, wie man jährlich beim Okuliren wahrnimmt. Das Verfahren richtet sich nach dem früheren und späteren Ausschlagen der Knospen, wie beim Beschneiden und der künstlichen Veredlung; jedoch muß man hierbei die Natur der einzelnen Art und den Einfluß der Witterung berücksichtigen. In den Memoiren der Pariser Akademie der Wissenschaften, vom Jahre 1711, stellt Parent Versuche mit dem Ringelschnitte auf, um dadurch unfruchtbare Obstbäume fruchtbar zu machen. Büffon und Dühamel wendeten ihn zuerst bei den Quitten-, Birn- und Pflaumenbäumen an, und theilten ihre Erfahrungen, der Erstere in den Memoiren der Pariser Akademie der Wissenschaften, vom Jahre 1738, mit, und der Andere zwanzig Jahre später in seiner Physique des arbres. Diesen folgten späterhin mehrere Naturforscher, die auch Versuche im Großen unternahmen, wie oben, S. 47, angeführt worden. Die neuesten Nachrichten über die Wirkungen des Zirkelschnittes, hat der Professor Thouin, Vorsteher des Jardin des plantes in Paris, im 6ten Stücke der Révue philosophique, littéraire et politique, Februar 1806, geliefert. Die Versuche mit dem Zirkelschnitte sind mit einem gelben Roßkastanien-Baume, Aesculus flav. Hort. Kew, vorgenommen worden. Es heißt daselbst:

> Der gelbe Roßkastanienbaum ist in Nord-Karolina einheimisch, und hält in einer etwas geschützten Lage auch in Deutschland den Winter aus. Er hat mit dem gewöhnlichen (Aesculus Hippocastanum) viel Aehnliches, läßt sich aber von diesem und dem rothen (Aesculus Pavia) auch in der Jugend leicht an den Blättern unterscheiden, weil diese auf der Unterseite, längs der Mittelrippe, bei dem gelben mit weißen Härchen besetzt wird. Nach Linné gehört er zur ersten Ordnung der siebenten Klasse, und Jussieu zählt ihn zur Familie der Ahornarten. Der Baum,

mit welchem vorgedachter Versuch angestellt wurde, steht im Garten des Museums zu Paris, in einer Baumschule, aber für sich und in einer mittäglichen Lage. Der Boden besteht aus Kalk- und Kieselerde und ist trocken und warm. Vor etwa funfzehn Jahren ist dieses Exemplar fünf Fuß über der Erde auf einen gewöhnlichen Roßkastanienbaum oculirt. Der gerade Stamm hält jetzt, dicht über der Erde gemessen, drei Fuß im Umkreise, und an der Oculirstelle, zwei Fuß und sieben Zoll. Unmittelbar über dieser letzteren nimmt die Stärke beträchtlich ab, wie fast alleimal, wenn ein schwächerer Baum oder Strauch auf einen stärker wachsenden Grundstamm gepfropft wird. Aus dem Erdreiche sind zwei Mutteräste entstanden, und aus jedem von diesen wieder sechs andere von verschiedenen Dimensionen, an denen viele Zweige sich ausbreiten. Die ganze Höhe ist 20 Fuß, und die kugelförmige, oben etwas zugespitzte Krone, hält 18 Fuß im Durchmesser. Im Frühjahre sind die Blätter, welche späterhin stärker und bräunlicher werden, doch nicht so sehr, wie an dem gemeinen, — seidenartig und von zarter grüner Farbe. Die Blüthen sind hübsch und blaßgelb; sie erscheinen im May. Das Laub macht einen dichten Schatten, verfärbt sich aber bald im Spätjahre und fällt frühzeitig ab. Seit mehr als zwölf Jahren blühete der Baum jeden Frühling sehr häufig, und setzte fast so viele Früchte an, als er Blüthen hatte. Ehe jene aber die Größe einer Haselnuß erreichten, fielen sie bis auf etwa funfzehn Stück sämmtlich ab. Diese wurden insgemein vollkommen reif, und waren so groß, als die gemeinen wilden Kastanien. Der Zirkelschnitt ward an diesem Baume unternommen, theils um die früheren Versuche zu erweitern und zu prüfen, theils aber auch, um das Abwerfen der Früchte zu hindern. Um aber ein so schönes Exemplar nicht in Gefahr zu bringen, geschah die Operation bloß an einem der Aeste, der eben so viele Blüthen zählte, als die anderen, dagegen sich in derjenigen Lage befand, die zur Erlangung reifer Früchte die ungünstigste schien. Er war nämlich zum Theil von den oberen Zweigen bedeckt und stand gerade gegen Mittag. Die Opera-

tion ward am 10ten Junius 1805 vorgenommen, als die Blätter drei Viertheile ihrer natürlichen Größe erreicht hatten, die Blüthen meistens offen, zum Theil schon verblühet, und die angesetzten Fruchtknoten von diesen letzteren so groß wie Erbsen waren. An einem zwei Zoll starken Aste, wurde auf vorangezeigte Weise ein Streifen Rinde und Bast von anderthalb Linien Breite abgelöset. Man bediente sich dazu eines scharfen, gut gestählten Messers, und die Wunde, welche noch sichtbar ist, blieb ohne Verband der freien Luft ausgesetzt. Seitdem wurden alle acht Tage die Wirkungen dieses Verfahrens genau beobachtet, mit beständiger Vergleichung gegen die anderen Aeste desselben Baumes. Die Bemerkungen enthalten im Wesentlichen, folgende Thatsachen:

1) Vom Tage der Operation an, bis zum 5ten November, zeigte der verwundete Ast so wenig, als die übrigen, irgend ein Uebel befinden. Er behielt seine Blätter so lange, als die anderen, und sie blieben an ihm auch von derselben Größe und Farbe.

2) Die Blumensträuße an dem operirten Aste ließen nur wenig Früchte vor der Reife fallen, und jeder brachte drei bis sieben Stück zur gänzlichen Vollkommenheit. An den anderen Aesten setzten viele Sträuße gar nicht an, etliche trugen nur eine Frucht und bloß zwei hatten jeder drei Stück.

3) Die Früchte des operirten Astes waren am 7ten Julius zwei Drittheile größer, als die an den übrigen. Von diesem Tage an, warf jener nicht eine einzige Frucht ab, indessen die Erde mit den abgefallenen Früchten, von den andern besäet war.

4) Die Früchte des ersteren Astes wurden um mehr als zwölf Tage früher reif.

5) Die Kerne waren nicht verschieden von denen, welche an dem nicht operirten Aesten entstanden. Nur die äußeren Schalen hatten an jenen vom verwundeten Aste, eine beträchtlichere Größe.

6) Dieser letztere, welcher etwas weniger, als den zwölften Theil des ganzen Baumes ausmachte, gab allein siebzehn reife Früchte, die anderen eilf, zusammengenommen, dagegen nur dreiundzwanzig Stück.

7) Am oberen Rande des Zirkelschnittes, zwischen der äußersten Lage des Holzes und des Splintes entstand, im ganzen Umkreise, ein Knoten- oder Ringelwuchs, welcher sich immer abwärts verlängerte. Diesem begegnete ein ähnlicher Auswuchs von unten herauf, der jedoch weit kleiner war. Beide vereinigten sich und verschlossen die Wunde fast gänzlich, so daß die Vereinigung des Saftes aus den oberen Theilen. mit dem aus der Wurzel wieder vollkommen hergestellt ist, und der Baum sich beinahe in dem nämlichen Zustande befindet, als vorher.

Herr von Essen *) bemerkt hierbei, daß dieser sehr genau angestellte Versuch den Nutzen des Ringelschnittes zur Erhaltung der Früchte am gelben Roßkastanienbaume augenscheinlich erweiset. Auch lassen die bisherigen Erfahrungen und Versuche noch ein weites Feld zu Frapen und Versuchen offen. Auch die Erklärung des genannten scharfsinnigen Pflanzenforschers könnte vielleicht einigem Zweifel unterworfen seyn, besonders da in dem angeführten Berichte von dem Holztriebe des eingeschnittenen Astes nichts aufgezeichnet ist. Wenn an den Bäumen die Blühen ansetzen, so arbeitet die Natur zugleich zur Erhaltung und Vergrößerung des Baumes durch den mächtigeren Holztrieb, welcher augenscheinlich stärker wird, indem die Blüthen und kleinen Fruchtknoten abfallen. Ohne diese weise Einrichtung würden alle Bäume zwar frühzeitig etliche Jahre viele Früchte bringen, dann aber absterben, ohne ihre angemessene Größe und ihr vollkommenes Alter zu erreichen. Daß dieser stärkere Holztrieb auf Kosten des Fruchttriebes in der That Statt finde, wird kein Erfahrner läugnen, so wenig, als daß derselbe einen außerorderlichen Zufluß des Saftes, und zwar aus den Wurzeln, voraussetze. Wenn nun durch den Ringelschnitt das Auf- und Absteigen des Saftes gehindert wird, so fragt es sich, ob der Er-

*) Allgemeines Teutsches Garten-Magazin, 1806, S. 142 u. f.

folg daraus entsteht, daß der Saft in den oberen Theilen des Baumes zurückgehalten werde oder dadurch, daß der Saft von unten nicht so schnell und mächtig zuströmen kann? Die Entscheidung dieser Frage nicht bloß nach speculirenden Theorien, sondern nach genauen und fortgesetzten Erfahrungen, ist wichtiger, als man vielleicht vermuthet. Ist nach Herrn Touin's Meinung, das Abwerfen der Blüthe eine Folge von dem Mangel, der durch das Zurücktreten des Saftes aus den oberen Theilen entsteht, so scheint es, als könne die Operation auf die Bildung und Dauer des Baumes durchaus nicht nachtheilig wirken, und es würde demnach rathsam seyn, sie jährlich zu wiederholen, und am Stamme selbst, dicht unter der Krone, vorzunehmen, das Gegentheil von dem Allen würde eintreten, wenn es sich ergebe, daß die Blüthen und Früchte nicht deswegen abfallen, weil es ihnen an Nahrungssäften fehlt, sondern umgekehrt, das sie durch einen stärkeren Safttrieb verdrängt werden, etwa eben so, wie der Fruchtrieb vor seiner Entwickelung, in Holztrieb verwandelt wird, wenn man den Zweig auf wenige Augen abschneidet. Nur die Erfahrung mehrerer Jahre, wäre bei dieser letzteren Hypothese hinlänglich, um uns darüber zu beruhigen, ob nicht der verletzte Baum oder Ast, nach einer kurzen, erzwungenen Fruchtbarkeit absterben würde. Ueber diesen beiden Meinungen, die allerdings Manches für und wider sich haben, ist nicht leicht zu entscheiden, dennoch dürfte man geneigt seyn, der Erklärung des Herrn Touin beizutreten, deren Wahrheit auch jedem Baumpflanzer erwünscht seyn muß, und zwar, noch außer den von ihm angeführten Gründen, wegen der zweifachen Erfahrung: 1) daß, unmittelbar vor dem starken Holztriebe im Frühjahre, der Saft entweder wirklich zurücktritt oder einen langsameren Umlauf hat,

wie es zur Genüge daraus erhellt, daß um diese Zeit der Bast sich weniger leicht vom Splinte ablöset, und 2) daß der Baum, vorzüglich das Steinobst, mehr Früchte behält, wenn sich in dieser Periode, da sich der Fruchtknoten ausdehnt, feuchte Witterung einstellt, oder der Stamm fleißig begossen wird. Wenn Ueberfluß der Säfte in diesem Zeitpunkte verursachte, daß die kleinen Früchte abfallen, so wäre diese letztere Erfahrung nicht zu erklären; demnach schließt die erstere Meinung nicht gleich allen Wiederspruch aus. Folgendes mag zur Erklärung dienen. In den letzten Tagen des vorigen Märzmonats pflegt sich eine beträchtliche Anzahl gut bewurzelter Obstpyramiden, deren Holzzweige auf zwei oder drei Augen verkürzt, die Fruchtspieße aber geschont wurden. Mehrere von ihnen, besonders Aepfel- und Pflaumenbäume, haben jetzt, den 2ten Junius, zehn bis zwanzig Stück Früchte, von der Größe kleiner Haselnüsse, und dabei schon so starken Holztrieb, daß die diesjährigen Zweige meistens eine Länge von acht bis zehn Zoll halten. Das nothwendige Abnehmen der meisten Früchte hat den Holztrieb noch sehr befördert. Auch ohnedies war er sehr mächtig und schadete doch nicht der Erhaltung der Früchte; denn alle die ich abpflückte, waren so vollkommen und gesund, als möglich. Das Zurücktreten des Saftes schadete in dieser Rücksicht eben so wenig; denn, wie aus der vorhergehenden Angabe folgt, die Zweige, an denen die Früchte hingen, sind kaum drei Zoll vom Stamme entfernt, und dieser ist nur zwei bis drei Fuß hoch, so daß die Nahrung bloß von unten herbei geführt wird, daß die Bäume fast gar kein Oberholz behalten haben. Solche ganz kleine und junge Stämme zeigen den stärksten Trieb jeder Art, welcher durch scharfes Beschneiden mit Fleiß hervorgelockt wird, und sie geben zur Untersuchung der vorliegenden Sätze die tüchtig-

sten Subjecte ab. Vielleicht lassen sich [illegible] und manche andere scheinbare Widersprüche am leichtesten heben, wenn man annimmt, daß die Bäume im Anfange des Jahres, fast allein auf Frucht, und erst später, wenn sich nämlich das Laub entwickelt, auf Holz treiben. Zwischen diesen beiden Perioden wäre ein kurzer Stillstand, eine durch das Ansetzen der Früchte bewirkte Schwäche, während welcher sich der Bast nicht löset, die neuen Früchte aber desto häufiger abfallen. In diesem Zeitraume wäre der Ringelschnitt vorzunehmen, dessen Nutzen sich alsdann auf die von Herrn Thouin angegebene Weise sehr gut erklären ließe. Jene Hypothese gewinnt an Glaubwürdigkeit, da wir wissen, daß in der That die Fruchtknospen sich meistens früher und schneller entwickeln, als die Blattknospen. Uebrigens ist es auch im thierischen Körper etwas Bekanntes, daß die Natur, nach einer kurzen und mäßigen Schwächung stärkeres Wachthum und größeren Zufluß der Säfte folgen läßt. So werden Leute nach einem Fieber oder anderen schwächenden Krankheiten nicht selten gesunder und fetter, als vorher; so dient im Orient das Aderlassen zum Mittel, um die als Schönheit gepriesene körperliche Fülle zu befördern und die Englische Mastwirthschaft lehrt aus ähnlichen Gründen, das Vieh, welches durch Arbeit oder geringes Futter etwas zurückgekommen ist, gerade am schnellsten und leichtesten fett werden kann.

Statt unfruchtbarer Hypothesen, sagt Herr von Essen ferner, hoffe ich manchen Leser zu Versuchen mit dem Ringelschnitte zu ermuntern; wenn ich etliche wichtige Fragen über diesen Gegenstand aufstelle, deren Beantwortung wichtig ist, aber nur durch fortgesetzte Erfahrungen geschehen kann. Ich rede hier, wie bisher, von dieser Operation, als von einem Mittel, die Früchte von den Bäumen zu erhalten und von den selteneren vollkommenen Samen zu gewinnen. — Erstens

verdient es Aufmerksamkeit, wie der Ringelschnitt in der Folge wirkt? Welchen Einfluß hat er auf die Fruchtbarkeit und das Wachsthum des operirten Individuums, im zweiten und in den spätern Jahren? Ist es nothwendig oder rathsam, ihn alljährlich zu wiederholen? Wie oft darf und muß dieses geschehen? Aus dem vorhergehenden Berichte scheint es, als wäre der Ringelschnitt ganz und gar nicht schädlich; aber auch für die folgenden Jahre ohne besonderen Nutzen, es sei denn, daß er wiederholt werde. — Zweitens fragt es sich, ob und in welchen Fällen es dienlicher ist, den ganzen Stamm oder einzelne Aeste einzuschneiden. Es ist möglich, daß der Schnitt am Umkreise des Stammes, ohne diesen in Gefahr zu bringen, auf mehrere Jahre Dienste thut, vielleicht ist aber auch ein etwas breiterer Schnitt an einzelnen Aesten zu diesem Zwecke hinreichend? — Drittens wäre die günstigste Jahreszeit zu dieser Unternehmung zu erörtern, oder bestimmter, der Grad von Entwickelung, den die Knospen und Früchte erreicht haben müssen. Vermuthlich ist diese Frage von allen die wichtigste. Nach Herrn Thouin dient die bei dem angeführten Roßkastanienbaume genannte Periode als Beispiel, und nicht sowohl als allgemeine Regel. Der Harzfluß des Steinobstes wird wahrscheinlich bei diesem einen andern Moment vorschreiben, als bei dem Kernobste. Etliche Bäume werfen die Blüthen ab, andere erst die ausgebildeten Früchte, worauf wohl auch Rücksicht zu nehmen ist. Dann möchte auch wohl der Johannistrieb, wie beim Beschneiden, sehr in Betracht kommen, besonders beim Steinobste. — Viertens müßte man ausmachen, in welchem Alter des Baumes ihm mit dem Zirkelschnitte am besten geholfen wäre? Ob etwa in der Jugend, wo alle Wunden am schnellsten verheilen, oder wenn er erst recht tragbar wird,

wenigstens häufig blüht? — Fünftens wäre die Probe wichtig, ob die Operation überhaupt die Fruchtbarkeit der Bäume beschleuniget, oder bloß an solchen die Früchte erhält, welche bereits vor sich zum Blühen willens sind, aber nachher die Früchte fallen lassen? In einer öffentlichen Zeitung hat man den Ringelschnitt als ein Mittel zur Veredlung der Obstbäume angegeben, etwa wie das Pfropfen und Oculiren. Versteht man, wie gewöhnlich, durchs Veredlen auf einem schlechteren Stamme eine bessere Obstsorte hervorbringen, so ist, wie sich aus dem Vorhergehenden ergiebt, der Begriff nicht richtig ausgedrückt. Das Pfropfen, Copuliren und Oculiren wird durch den Ringelschnitt nicht überflüssig, auch berechtigen keine von den bisher erwiesenen Thatsachen zu der Erwartung auf diesem Wege bessere oder andere Sorten von Obst zu erlangen, als der Stamm ohne diese Operation tragen würde. Zwar hatten die Früchte jener gelben Roßkastanie größere Schalen, vielleicht steht es also dahin, ob bei dem Kernobste die fleischige Hülle des Samens, die man genießt, etwa auch an Größe gewinnen kann; jedoch ist dieses zu bezweifeln, weil bei älteren an Obstbäumen damit gemachten Proben, kein solcher Erfolg bemerkt worden, also gewiß auch keiner Statt gehabt hat.

Von der Anwendung des Ringelschnittes zur Vermehrung seltener Bäume und Sträuche, sagt Herr von Essen, kenne ich keine bestimmte Erfahrung. Wo die Höhe des Stammes das gewöhnliche Ablegen hindert, verdient diese Methode doch wohl versucht zu werden. Dann würde ich aber den Schnitt nicht nach dem Austreten der Knospen, sondern lieber vorher, oder kurz vor dem Johannistriebe unternehmen. Zweige vom letzten Jahre dürften die tauglichsten seyn, an denen der Schnitt unmittelbar

unter einem Knoten zu machen wäre. Die Wunde müßte, um nicht zu schnell zu verheilen, etwa einen halben Zoll breit seyn, und mit Moos, das mit Baumkütt oder Lehm umgeben und stets feucht gehalten würde, gut verbunden werden. Eine Bedeckung von Scherben oder Holzspähnen dürfte zweckmäßig seyn, damit nicht Regen und Wind den Verband wegnehmen. Daß der Zweig auf ähnliche Weise Wurzeln treibt, ist schon durch die Erfahrung bewährt. Es ist aber schwer den richtigen Zeitpunkt zu treffen, wo er so weit bewurzelt ist, daß man ihn vom Mutteraste abschneiden und für sich auspflanzen darf. Viele Bäume und gerade am ersten die, welche sich nicht wohl aus Stecklingen ziehen lassen, geben, bei dieser Vermehrung, nur Pflanzen von schwachem Wuchse und kurzer Dauer. Die bessere Weise bleibt doch wohl immer bei solchen Gewächsen die Anzucht aus Samen, und das Veredlen auf nahe verwandte Stämme von gemeineren Arten.

Schälen, beim Böttcher, wenn sich die Splitter, woraus die Stäbe oder Dauben einer Tonne bestehen, wenn sie zu einem Gefäße zusammengesetzt sind, oben am Rande oder an der Kimme von einander geben. Um dieses Schälen zu verhüten, werden die Stäbe rundherum auf beiden Enden einer Tonne abgeschärft, oder sie erhalten einen Schweif, nach der Böttchersprache, wodurch der Rand besser zusammengehalten wird. S. auch unter Böttcher, Th. 6.

Schälen, beim Papiermacher, das geleimte auf dem Trockenboden zu drei Bogenweise getrocknete Papier, Bogenweise voneinander ziehen, weil es beim Trocknen etwas zusammengeklebt ist; s. auch unter Papier, Th. 106.

Schalenfisch, s. Schalfisch.

Schalengehäuse, werden die Schalen, Gehäuse oder Häuser, Häuschen der Conchylienthiere genannt, deren in der Encyklopädie schon an verschiedenen Stellen Erwähnung geschehen, z. B. unter Muschel, Th. 98; Sandstein und Sandsteingebirge, Th. 136.

Schalenhäuschen, s. den vorhergehenden Art.

Schalenlack, eine Benennung des Gummilack, s. unter Lack, Th. 58, S. 338.

Schalenmehl, bei den Müllern, dasjenige Mehl, welches noch in den zermalmenden Schalen, das heißt, in der Kleye sitzt und daraus gebeutelt wird.

Schalenschifchen, Chaluppe, s. unter Schale.

Schalenschröter, in den Messerfabriken, derjenige Arbeiter, welcher die Schalen zu den Messerheften verfertiget. Von schroten, schneiden.

Schalenstücke der Echiniten, s. unter Versteinerungen. Bei den Brettschneidern heißt Schalstück, Schwarte, das erste Stück, so von einem Sägeblocke abgeschnitten wird.

Schalenthier, Schalenthiere, Schalthiere, werden die Conchylien genannt. Man findet die verschiedenen Geschlechter schon unter ihrem Namen in der Encyklopädie aufgeführt; s. auch den Art. Muschel, Th. 98, und den Art. Schnecke, wo diejenigen Geschlechter, die unter ihrem besonderen Namen übergangen worden, mit Ausnahme derjenigen, welche hier unten folgen, nachgeholt werden sollen. Was die Schwimmfähigkeit der Schalenthiere anbetrifft, so ist diese nicht allen derselben zu Theil geworden; denn es giebt Schalthiere, welche auf immer verdammt sind, unbeweglich an einem Felsen oder Steine, wie angenagelt, zu haften, an dem sie einmal ihre Wohnung errichtet haben. Dahin gehören die Austern

und so viele andere, die, wie sie, beständig in ihrer Schale stecken. Die Schwimmfähigkeit im höchsten Grade besitzt der Nautilus, s. Th. 101, S. 667, Nautiliten, und S. 669 u. f. Man hat ihm auch wegen dieser Eigenschaft den Namen Nautilus beigelegt; auch hat er von den Naturforschern den Beinamen des Argonauten erhalten. Man findet nicht leicht ein Naturalienkabinett, welches er nicht zierte. Er fällt vorzüglich schön unter den Tausenden von Muscheln in die Augen, besonders wenn man ihn nach verschiedenen Richtungen durchschnitten aufstellt, damit man seinen bewunderungswürdigen inneren Bau sehen kann. Die beiden Hauptarten sind das Schiffsboot, Nautilus pomphilius Linn., s. den oben angeführten Theil, S. 670, und der Papiernautilus, Argonauta Argo. Der erstere hat eine ziemlich starke Schale von glänzendem Perlenmutter, ist fast schneckenförmig gewunden, und von außen mit einer Art weißlicher Rinde überzogen, mit wellenförmigen hellbraunen Flecken artig besprengt, welche am Ende der Wendungen ins Schwärzliche übergehen. Der Schalenbau ist in viele Kammern abgetheilt, die ebenfalls von Perlenmutter sind, durch das ganze Schalengehäuse der Länge nach durchgehen, indem die eine Kammer immer kleiner ist, als die andere. In der Mitte einer jeden Kammer ist eine Oeffnung, wodurch sie alle untereinander in Verbindung stehen. In der Vorderkammer wohnt das Thier, und wenn es Wasser hinein, oder auspumpt, so steigt oder sinkt das Gehäuse im Meere. Mit dem Alter baut es sich immer mehr Kammern an. Die zuweilen 12 Zoll lange Schale wurde ehemals zu Trinkgeschirren gravirt, ausgeschnitzt und von den Zechern bewundert, und enthält

oft funfzig schön gewölbte Kammern. Hier vereiniget also die Natur die beiden Schwimmprinzipien, nämlich die specifische Leichtigkeit und die Gewandheit der Gliedmaßen. Ueberhaupt genießen diese kleinen Kahngeschöpfe das Talent der ungeheuern Wallfische im Kleinen. Nach Rumph setzt sich dieses Thier mit seinem Gehäuse auf das Wasser und rudert fort. Will es sich untertauchen, um auf den Boden des Meeres zu gelangen, so zieht es seine Segel und Ruder ein, füllt die gedachten Kammern vermittelst einer Röhre oder eines biegsamen Hebers, der durch die Kammern von der Natur hindurch geführt ist, mit Wasser an, und macht sich auf diese Weise specifisch schwerer, als das Wasser, so daß es nun untersinkt. Auf dieselbe Weise segelt und rudert auch der Papiernautilus. Sein Gehäuse ist so weiß, dünn und leicht, daß es wie Schreibpapier aussieht, wovon sein Name entstanden ist. Bei der geringen Wendung hat er die Gestalt eines unvollkommenen Schiffchens, und ist seiner ganzen Länge nach wellenförmig gebogen. Der untere Kiel des Schalenbootes ist enger und mit Spitzen besetzt. Das Thierchen selbst ist dem gemeinen Blackfische sehr ähnlich; nur endigen sich zwei seiner Flöße in eine sehr breite, dünne Haut, welche es nach Belieben entfalten oder auch zusammenziehen kann. Bei stillem Wetter kommt es mit seinem Schiffskiele aufwärts gekehrt, auf die Oberfläche des Meeres. Jetzt dreht es sich schnell herum, bringt die Oeffnung nach oben, streckt an beiden Seiten seine Arme aus, welche seine Ruder vorstellen; mit diesen sechs Rudern beginnt es seine Fahrt, und die übrigen zweihäutigen Füße spannt es in die Höhe wie Segel aus gegen den Wind. Bei drohender Gefahr zieht

es diese Segel ein, und taucht sie mit Hülfe der sechs Ruder dem Boden entgegen unter Wasser. Der Papiernautilus kommt in verschiedenen Abänderungen vor; denn obgleich der Rücken jederzeit der schmählste Theil der Conchylie ist, so findet man ihn doch an einigen Beispielen breiter an andern schmäler, auch hat er eine in das Braune fallende Farbe, die aber nur den hinteren Theil der Schale einnimmt. Das übrige der Schale ist weiß, wie schon oben angeführt worden, nur fällt diese Farbe bei einigen Abänderungen ins Gelbe. Man gewahrt auch nur eine einzige eingerollte Windung; auch sind die Seitenwände in der Mitte am höchsten, nach der Windung zu am weitesten, und haben geschlängelte, bald glatte, bald knotige, bald einfache, bald gabelförmige Streifen oder Rippen. Martini giebt folgende Abänderungen an: 1) der knotige, gestreifte Papiernautilus; 2) die zarte schmalkielige Galeere, mit vielen zum Theil gabelförmigen Streifen; 3) die breitkielige dünne Galeere mit einzelnen glatten Rippen; 4) die doppelt gestreifte knotige Galeere mit Ohren; 5) die kleine seltsam geöfnete Galeere mit breitem Kiele. Man findet sie in mehreren Meeresgegenden.

Linné führt nun noch eine Art auf, nämlich: den dünnen oder feinen Kahn, Argonauta cymbium Linn., mit einem gerunzelten Rücken und keine Zähne oder Stacheln. Dergleichen Runzeln oder Falten laufen über die ganze Schale hinweg, welche durch feine, die Länge herablaufende Streifen durchschnitten werden. Die feine zarte Schale ist platt gedrückt, und hat mehrentheils nur die Größe eines Sandkorns, daher man sie nur durch ein gewafnetes Auge betrachten kann.

Man findet sie in dem Mittelländischen Meere; sie wird selten gefunden, welches vielleicht von ihrer nur geringen Größe herrührt.

Gattungen und Abänderungen dieser bewundrungswürdigen Schwimm-Conchylien, welche im Linné unter den Argonauten fehlen, sind folgende:

1) Die gläserne verdeckte Galeere, Fr. Nautile vitré, welche eine große Aehnlichkeit mit den Argonauten hat; besonders in Rücksicht auf die Feinheit der Schale, die ebenfalls keine Zwischenkammern hat, allein man könnte sie auch für eine Patelle halten, wenigstens ist sie nach Linné kein Argonaute. Ihr Bau ist kegelförmig; die Endspitze ist eingerollt, aber nicht in die Mündung, von der sie weit genug entfernt ist. Auf dem Rücken hinunter sieht man eine Reihe Zähne, der Rücken selbst aber ist rund gewölbt; die ganze Schale hat regelmäßig stehende Querrippen und der Bau derselben ist platt, die Mündung oval. Ein Herr Lionett im Haag, soll der einzige Besitzer dieser Conchylie gewesen seyn.

2) Der Papiernautilus, mit sichtbaren Windungen, das antike Trinkhorn. Sengler führt sie in den Beschäftigungen der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, Th. 2, S. 458, auf. Dieser Nautilus hat eben die feine Schale, und oben die Durchsichtigkeit des Papiernautilus, aber die Windungen gehen nicht in die Schale hinein, sondern sind von außen sichtbar. Die Mündung bildet ein längliches Viereck, und die erste Windung macht fast die ganze Größe der Schnecke aus. Der Rücken ist flach und ausgebogen, und hat vier platte Reifen. Sie ist 5 Linien breit, 1 Linie hoch, und von dem Vorgebirge der guten Hofnung.

Eine zweite Gattung von Schwimmern sind die

Tellinen. Es sind Muscheln mit zwei Schalen, welche ihrer specifischen Schwere wegen beständig auf dem Boden des Meeres leben müssen, und dennoch ein Mittel sich leicht zu machen wissen. Durch Hülfe einer Decke, welche den ganzen innern Raum ihres Gehäuses überziehet, treiben sie das Wasser aus ihrem Kahne heraus, wodurch inwendig ein leerer Raum entsteht, wovon sie so leicht werden, daß sie in die Höhe gehen. Sind sie nun auf die Oberfläche angekommen, so dient ihnen die eine Schale zur Wiege für ihren Körper, und die andere, welche sie in die Höhe richten, als Segel, um den Wind aufzufangen, die Fahrt zu machen, und, gegen den Windstoß gedeckt, fortzuschwimmen. Vielleicht machen es die übrigen zweischaligen Muscheln eben so; denn die mehrsten haben inwendig eine Kahnhöhlung, welche ganz mit einer Haut bedeckt ist, welche die Naturforscher den Mantel nennen. Dieser läßt sich zusammenfalten und ausspannen. Die Ränder dieser Enveloppe schließen ganz genau aneinander, so daß sie das Wasser, oder was es sonst sei, aus dem Innern herauspressen können, ohne daß das Geringste wieder hineinschlüpfen oder eindringen kann; auch passen die Ränder der Schalen selbst auf das genaueste zusammen und sind noch überdies mit einer knorplichen Schlußsubstanz versehen. Ein Mehreres über die verschiedenen Arten der Tellinen, s. diesen Artikel, unter T. Noch eine Eigenschaft der Schalthiere ist das Leuchten derselben. Der Saft der Meerdatteln soll so zähe und elektrisch seyn, daß er noch im Munde derer, die sie käuen, auf den Händen, und als Tropfen, an den Kleidern des Nachts leuchtet. Dasselbe soll nach P. Kircher die Meernessel oder Seelunge thun; der erwähnte Schriftsteller hat

mit diesem Safte schwarze Stäbe bestrichen und diese des Nachts als Fakeln leuchten gesehen. Vielleicht, sagt Kircher, dient dieses Leuchten, den Schalenthieren in der Meerestiefe zum Pharus, da die Taucher versichern, daß der Grund des Meeres ganz finster sei, für sich und andere Fische. Man sehe übrigens was die Conchylien anbetrifft, den Artikel Muschel, Th. 98, S. 209 u. f., und den Artikel Schnecke nach, in welchem letzteren Artikel, auch die einzelnen, schon in der Encyklopädie abgehandelten Conchylien nachgewiesen werden sollen.

Auch der Seeigel, welcher in Felsen und zwischen Steinen wohnt, gehört zu den schwimmenden Schalthieren. Er besitzt so viele Füße, als Stacheln, um sich über die Felsen hinwegzurollen, der Körper ist fast zirkelrund, in eine verhärtete Schale eingeschlossen und gemeiniglich mit beweglichen Stacheln bewaffnet. Diese so gestaltete Schale ist von den Füßen des Thieres verschieden; denn diese Füße sind um ein Drittheil kürzer, als die Schildstacheln, eingeschrumpft und nur im Wasser, wenn das Thier schwimmt, sichtbar. Ein Seeigel von zweitausend Stacheln hat ungefähr tausend vierhundert solcher Füße. Er schwimmt wie eine Kugel in drehenden Wirbeln im Wasser, taucht sich in Stürmen unter oder schleicht sich in Felsen hinein, wozu die Füße, als empfindliche Fühlhörner, die bequemste Stellen durch das Herumtappen aufsuchen, wenn sie einen bequemen Platz zum Aufenthalte oder Nahrung suchen. Schwimmen können sie, wenn sie sich leicht machen, nämlich wenn sie das Wasser zu einer Oeffnung, die der Mundöffnung entgegengesetzt ist, heraustreiben, und schwerer können sie sich machen, wenn sie es

hereinlassen. Auf diese Weise steht es in ihrer Gewalt im Wasser auf- und niederzusteigen.

Schäler, bei dem Kammmacher, diejenigen kurzen Stücken Horn, da sich die Schrote bei dem letzten Aufschneiden von selbst in zwei Stücke zersplittern und folglich nicht die ganze Breite des Horns behalten, sondern nur halb so lang sind, aus welchen Schälern nur ganz kurze Kämme gemacht werden können. Diese Schäler sind im Innern vorzüglich spröde; s. auch unter Kamm, Th. 33.

Schalerz, Erz oder Berg, welches sich vom Ganzen abgezogen oder los gegeben. Ein Stück Erz, so vom Feuer zwar losgebrannt, aber noch nicht herunter gefallen ist, wenn solches die Bergleute sehen, so sagen sie, da hängt noch ein Spottvogel.

Schalfisch, eine Benennung der Schalthiere, besonders des Argonauten; s. Schalthiere.

Schälfisch, s. Schellfisch.

Schalfuß, bei den Pferden, nennt der Roßhändler ein breites Ueberbein, welches wohl $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll breit, dabei aber nicht dick und wie ein starker Knorpel quer über den Vordertheil des Fußes über dem Hufe, von der Krone an, nach dem Köthengelenke zu, liegt, als ob es die Schale über den Fuß ausmachte, woher es auch seinen Namen hat.

Schälgang, bei dem Graupenmüller, der Mehlgang, worin das zu Graupen bestimmte Getreide geschälet, das ist, seiner Hülsen beraubt wird.

Schalgebirge, im Bergbaue, der Name einer steinartigen Flötzlage oder Schicht in einem Flötzgebirge. In dem Thüringschen Flötzgebirgen ist das blaue Schalgebirge ein Steinflötz, welches aus

Thon, Schiefer und Kalk besteht. Das darüber liegende rothe Schalgebirge, ist ein rother eisenschüssiger, mit Thon und Quarz vermengter, Marmor. Darüber kommt nun das weiße Schalgebirge, welches eine Mischung aus thonartigem Schiefer, Jaspis und Marmor ist.

Schalgewicht, Bilanzgewicht, ein Gewicht zu Genua, womit die Seide und andere feine Waaren gewogen werden. Man hat daselbst zweierlei Arten von diesem Gewichte, nämlich das schwere und das leichte. Das schwere Schalgewicht oder die schwere Schale verhält sich zu dem leichten ungefähr wie 14 zu 15, indem $141\frac{1}{8}$ Pfund schweres Schalgewicht 150 leichtes Schalgewicht ausmachen. Beide thun in Hamburg 100 Pfd.

Schälhengst, in einigen Gegenden ein Hengst, welcher zum Beschälen gehalten wird.

Schalholz, Schalhölzer, ein für Schalbrett übliches Wort; s. dieses. Ferner kommt es noch vor:

In der Baukunst, wo es auch Welgerholz genannt wird, ein etwa zwei bis drei Zoll starkes und drei bis vier Fuß langes Holz, welches bei Welgerdecken oder Welgerwänden gebraucht wird. Man umwickelt es mit Strohlehm und schiebt es zwischen zwei Balken in die Quere ein, oder legt es mit beiden Enden auf die zwei benachbarten Balken; das heißt, zwischen die Balken der Decke und die Riegel der Wände. Wenn nun auf diese Weise die Felder zwischen den Balken zugeschlossen worden, so daß eine Decke daraus wird, so wird solche eine Welgerdecke genannt.

Im Bergwerke eine Schwarte oder ein gespaltener Stamm von einem Stangenholze, dem auf der Seite die Schale noch ansteht, welche in

Schächten hinter die Geviere eingelegt werden; sie verhindern, daß das flüchtige Gestein nicht hereinbrechen kann. Ferner nennt man daselbst auch die Schlaghölzer, welche 4 Zoll dick und 6 Zoll breit und zwischen die Korbhölzer des Korbes an einem Göpel genagelt sind und nur 6 Zoll von einander stehen, Schalhölzer. Sie dienen die Korbhölzer zu befestigen und zu unterstützen.

Im Forstwesen, dasjenige Holz, welches seiner Schale und Rinde beraubt ist. Es ist schlechter, als das frische ungeschälte Holz; es brennt zwar schneller, und giebt viel Flamme aber nur wenig Hitze, weil es wegen der vielen Ritzen und Spalten, die es ohne die Schale erhält, mehr ausgedorrt ist. Es kommt der Schemel des Vordergestelles darauf zu liegen und wird vermittelst des Schlußnagels zusammengehalten, der durch den Schemel und die Achse geht: Man nennt dieses Holz auch bloß Schale.

Schalicht, eine Benennung derjenigen Mineralien, die von außen gleichsam in Häute eingewickelt sind.

Schalisim, ein bei den Juden gebräuchliches musikalisches Instrument von drei Seiten, welches mit einem von Pferdehaaren ausgespannten Bogen gestrichen wird. Es besteht aus Holz, ist am unteren Theile hohl, oben hat es aber einen Hals, wie die kleinen Geigen.

Schalk, ein altes Wort, welches ehemals einen Diener, einen Bedienten, einen Knecht, überhaupt eine jede Person bedeutete, welche einem andern zu gewissen Dienstleistungen verbunden ist.

1) In diesem angeführten Verstande war es ehemals sehr üblich und wurde nicht nur von Knechten und Bedienten geringer, sondern auch von Dienern höherer Art, von Vasallen und Hofbedienten gebraucht, und da sagte man auch im

weiblichen Geschlechte die Schälkin. In dieser Bedeutung ist es aber veraltet, wahrscheinlich um der Zweideutigkeit mit der folgenden willen, und ist nur noch hier in einigen Zusammensetzungen üblich; wohin der eigentliche Name Gottschalk und die Benennung Marschall, ehedem Marschalk, und das Französische Senechal, im mittlern Lateine Senechalcus gehören. Im Niedersächsischen braucht man es noch zuweilen figurlich, eine Stütze, einen Träger, einen leblosen Körper zu bezeichnen, worauf ein anderer ruht, welchen man im Hochdeutschen auch wohl einen Knecht zu nennen pflegt.

2) Eine Person, welche die Fertigkeit besitzt, andern bei einem unschuldig scheinenden Verhalten zu schaden, wo es von beiden Geschlechtern gebraucht wird und ein sogenanntes Mittelwort ist, welches sowohl einen groben arglistigen Betrüger bezeichnen kann, als auch eine Person, welche andere durch ein unschuldig scheinendes Betragen nur im Scherze zu hintergehen sucht.

(1) Eigentlich. Die Propheten sind Schälke. Jer. 23, 11. Betrüger. Halte deine Feyertage, Juda, —— denn es wird der Schalk nicht mehr über Dich kommen; er ist gar ausgerottet. Nahum. 2, 1. Es ist mancher scharfsinnig und doch ein Schalk, Sir. 19, 22. Der Schalk kann den Kopf hängen und ernst sehen und ist doch eitel Betrug, V. 23.

Dieweil der Bösen Maul im Lügen.
Der Schalk im Schmähen sucht Genügen, Opitz, Ps. 109, 1.

Am üblichsten gebraucht man dieses Wort jetzt von kleinen unbedeutenden Hintergehungen, eine Person zu bezeichnen, welche Leichtfertigkeit, scherz-

hafte Arglist hinter ein unschuldiges äußeres Betragen zu verbergen weiß; wenigstens hat es viel von dem ehemaligen harten Begriffe verloren, welcher andern Wörtern dieser Art anklebt. Ein durchtriebener, ein abgefeimter Schalk. Einen Schalk hinter den Ohren haben, im gemeinen Leben, für, ein Schalk seyn. Er weiß den Schalk frei zu bedecken, er weiß sich sehr unschuldig, sehr ernsthaft zu stellen. Je ärger der Schalk, je besser das Glück. Schälke muß man mit Schälken fangen,

(2) Figürlich. (a) Bei den Salpetersiedern, wird eine weiße Kalkerde, welche sich zuweilen unter der schwarzen Erde befindet, und von Unverständigen oft für Salzerde gehalten wird, Schalk genannt.

(b) In der Landwirthschaft einiger Gegenden sind die Schälke, Kohlstöcke, welche einen guten Wuchs, aber doch dabei kein sogenanntes Herz haben. In beiden Fällen ohne Zweifel, sagt Adelung, weil diese Dinge durch ihr gutes äußeres Aussehen Unwissende hintergehen.

Nach Adelung in der ersten, allem Ansehen nach ältesten Bedeutung, lautet dieses Wort bei dem Ulphilas Skalks, bei dem Kero Scalcha, bei dem Ottfried Scalc, der auch Scalclih für knechtlich braucht; im Nieders. Schalk, im Schwedf. Skalk; im Isidor wird es Scaalih geschrieben, woraus wahrscheinlich wird, daß das k am Ende aus dem Suffixo — ig oder — ich entstanden ist; Schalich, eine Person, welche dient, zusammengezogen Schalch und Schalk. Es kommt daher bei der Ableitung nur auf die Sylbe Schal an. Diese gehört allem Ansehen nach zu dem schon gedachten alten Stammworte schalen, welches untern andern auch allerlei geschäf-

tige Bewegungen vornehmen, arbeiten, dienen, bedeutet haben kann. S. Schalten, welches nahe damit verwandt ist. Bei dem Ulphilas kommt auch das Zeitwort skalkinon für dienen vor. Frisch leitet es sehr gezwungen von dem Slavonischen Slug, ein Knecht her, Wachter auf eine mehr erträgliche Art von sollen.

Die zweite Bedeutung wird gewöhnlich als eine Figur der ersten angesehen, weil Knechte gemeiniglich betrügerisch sind, und man an Dieb, dem Lat. Fur, und anderen schon ähnliche Beispiele solcher Figuren hat. Allein diese Erklärung wird hier um deswillen unwahrscheinlich, weil Schalk ehedem am häufigsten einen Diener höherer Art bedeutete, bei welchem dergleichen Gesinnungen nicht immer vermuthet werden können. Es ist also wahrscheinlicher, daß diese Bedeutung von einem anderen, längst veralteten Gebrauche des Zeitwortes schalen abstammt; denn daß dieses ehedem alle die vielen Bedeutungen gehabt haben müsse, welche Zeitwörter dieser Art gemeiniglich haben, erhellt aus dem Hamburger Schalk, der Mund, welches mit Schale von schalen abstammt, so fern es ehedem eine Richtung und Bewegung in und nach der Tiefe bedeutet hat. Eben dieser Begriff scheint auch in dem Bayerschen Schalkel, ein Weibercorset ohne Schöße, der herrschende zu seyn, wenn es nicht vielmehr vermittelst des Zischlautes aus Jacke gebildet worden. Im Schwedischen Skalk, das erste Stück von einem angeschnittenen Brode, welches im Norddeutschen der Ranft, der Schärzel, und im Niederdeutsch. der Knuust heißt, scheint der Begriff des Abschneidens, vielleicht auch der Masse, zum Grunde zu liegen. S. Schälken. Im Pictorius ist Schalk,

Hader, Zank, und schelken, schalken, zanken, welches eine unmittelbare Onomatopöie des Zankens ist, und zu unserem schelten gehört. Uebrigens hatte man ehedem auch das Zeitwort schalken für hintergehen, betriegen, welches aber, wenigstens im Hochdeutschen, veraltet ist.

Die Lieb ist jederzeit
Begabt mit Freundlichkeit;
Läßt bösen Eifer bleiben.
Die Liebe schalkelt nicht,
Sie denkt an ihre Pflicht.

Opitz.

Im Schwedischen ist skalckas gleichfalls betriegen. Eben so ungewöhnlich sind die ehemaligen Zusammensetzungen Schalksauge, Schalksknecht, Schalksrath, Schalksohr, Schalksliebe, Schalkschrift ꝛc. geworden, arglistige, verstellte, betrügliche Dinge zu bezeichnen.

Schalken, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nur im Siffbau, besonders in dem zusammengesetzten zuschelken, zuschlagen, zunageln, mit Nägeln befestigen, gebräuchlich ist.

Schälken, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nur im gemeinen Leben einiger Gegenden, besonders Niedersachsens, üblich ist, und eigentlich schlagen, hauen bedeutet, aber nur von dem Beschlagen oder Behauen der Bäume und des Bauholzes gebraucht wird. Einen Baum schälken, ihn behauen, beschlagen; so auch in dem zusammengesetzten Anschälken.

Schalkhaft, Bei- und Nebenwort, einem Schalke ähnlich, in dessen Gesinnung und Fertigkeit gegründet. Deine Missethat lehret deinen Mund also, und hast erwählet eine schalkhaftige Zunge, Hiob, 15, 5, das ist arglistig. In dieser harten Bedeutung ist es veraltet und

es bedeutet nur noch Fertigkeit besitzend, unter einem unschuldigen äußeren Ansehen auf eine scherzhafte Art zu hintergehen und darin gegründet. Schalkhaft seyn. Einige Neuere haben dafür ohne Noth das ungewöhnliche und das Ohr beleidigende schalkisch einzuführen gesucht; so auch die Schalkhaftigkeit.

Schalkheit, der Zustand, die Fertigkeit, da Jemand ein Schalk ist; ehemals, besonders im harten Verstande, für Arglist, betrügerische Gesinnung, in welcher Bedeutung es in der deutschen Bibel mehrmals vorkommt: Die Schlange verführte Evam mit ihrer Schalkheit, 2 Cor. 11, 3. Jetzt hat es auch hier den harten Nebenbegriff verloren, und man braucht es am häufigsten von der Fertigkeit, andere unter einem unschuldigen Scheine auf eine scherzhafte Art zu hintergehen. Voller Schalkheit stecken. 2) Ein in dieser Fertigkeit gegründetes Betragen, auch nur in der letzteren gelinden Bedeutung. Jemanden eine Schalkheit erweisen. In allen Schalkheiten erfahren seyn. Notker braucht Scalcheit noch für Dienstbarkeit, von Schalk, ein Diener.

Schalksauge, ein nur in der Deutschen Bibel und biblischen Schreibart übliches Wort, ein betriegerisches arglistiges Auge zu bezeichnen, Marcus 7, 22.

Schalksdeckel, eine im gemeinen Leben übliche scherzhafte figürliche Benennung des Hutes, so fern er den Schalk, das ist schalkhafte, arglistige Fertigkeit, bedeckt.

Schalksfreund, ein falscher arglistiger Freund, der uns unter dem Scheine der Freundschaft zu hintergehen sucht; ein im Hochdeutschen wenig gebräuchliches Wort.

Der Schalksfreund, Filz und Menschenhasser, Haged.

Schalksknecht, ein nur in der Deutschen Bibel vorkommender Ausdruck: ein arglistiger, betrügerischer Knecht. Matth. 18, 32.

Schalksnarr, ein im Hochdeutschen größtentheils veraltetes Wort, einen Menschen zu bezeichnen, der sich aus List oder Arglist, als ein Narr stellt, sich als ein Narr gebrauchen läßt, ohne es wirklich zu seyn, zum Unterschiede von einem gebornen Narren, einen von der Natur am gesunden Verstande verwahrloseten Menschen.

Schall. 1) Ueberhaupt die zitternde Bewegung der Luft, so fern sich solche dem Ohre nähert, und als solche von dem Ohre empfunden wird, wo man es oft im weitesten Verstande von einer jeden, auf solche Art empfundenen Bewegung der Luft braucht, sie rühre nun von der Stimme oder von anderen Veränderungen her, sie sei nun schwach oder stark, tönend und klingend oder auf andere Art bestimmt. Man kennt die Schälle überhaupt unter dem Namen der Töne. Ein angenehmer Schall heißt ein Klang. Papagay und Stahr haben genug menschliche Schälle gelernt, aber auch ein menschliches Wort gedacht? Herd. Kinder sprechen Schälle der Empfindung, wie Thiere, ebendaselbst. Der Wiederschall, das Echo. — 2) In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, welche zugleich dem Laute, der Onomatopöie dieses Wortes am angemessensten ist, ist der Schall ein heller Laut, eine sehr hell empfundene zitternde Bewegung der Luft. Der Schall der Glocken, der Trompeten, der Trommeln. Gott donnert mit großem Schall. Hiob, 17, 4. In dieser engeren Bedeutung wird der Plural oder die Mehr-

heit seltener gebraucht. Bei dem Notker Scall, im Schwed. Skall; s. auch Schallen.

Wenn die Luft mit Geschwindigkeit aus einem Raume, in welchem sie stark zusammengepreßt ist, in einen andern übergeht, in welchem sie eine geringere Dichtigkeit hat, oder wenn sie aus engen Oeffnungen fester, oder gespannter Körper hervortritt, so bringt sie in uns, durch das Organ des Gehörs, eine Empfindung hervor, die man nach der Verschiedenheit des Grades, in welchem sie uns empfindbar wird, oder nach ihrer Dauer, Schall, Klang, Geräusch, Knall ꝛc. nennt. Beispiele des Schalles und Klanges, der durch den Ausgang der Luft, durch kleine Oeffnungen fester Körper hervorgebracht wird, geben uns alle musikalische Instrumente, die geblasen werden, und alle Arten der Pfeifen. Von dem Schalle, welcher hervorgebracht wird, wenn sich eine vorher zusammengedrückte Luftmasse schnell ausdehnt und in einen größeren Raum tritt, haben wir Beispiele an dem Schalle, welcher durch das Aneinanderschlagen oder Stoßen der Körper, bei welchen die Luft wegen der Schnelligkeit, mit welcher der Stoß geschieht, erst zwischen dem gestoßenen und dem anstoßenden Körper, indem sie dem letzten nicht schnell genug entweichen kann, zusammengedrückt wird, und sich nachher durch ihre Federkraft schnell wieder ausdehnt; auf diese Art entsteht der Knall und das Klatschen der Peitschen. Das Knallpulver enthält sehr viele luftförmige Stoffe, die sich, wenn es bis auf einen gewissen Grad erhitzt ist, mit einem Male entwickeln und mit sehr vieler Schnelligkeit ausdehnen, welches die Ursache des heftigen Knalles ist. Auf gleiche Art entsteht der Knall, den das Schießpulver, das Knallgold (Aurum fulminans)

und andere Körper bei ihrer Entzündung oder sonstigen, mit vieler Luftentwickelung verbundenen schnellen Zerstreuung ihrer Theile hervorbringen. Außer den jetzt angeführten Ursachen der Hervorbringung des Schalles, entsteht solcher auch durch das Anschlagen fester Körper, an andere feste und elastische Körper, wie auch durch die Schwingungen gespannter Saiten. Die Körper, welche durch ihr Anstoßen oder durch ihre Schwingungen den Schall erregen, nennt man schallende Körper.

Zur Erzeugung des Schalles wird die Luft durchaus erfordert, und zwar ist hierzu die Berührung des schallenden Körpers mit der Luft nöthig; deshalb kann auch im luftleeren Raume kein Schall hervorgebracht werden. Es wird also zur Erzeugung des Schalles und seiner Fortpflanzung von dem Orte seiner Entstehung, bis zu unserem Ohre, außer dem schallenden Körper, noch erfordert, daß der Raum zwischen dem Ohre und dem schallenden Körper mit Luft oder doch mit einer elastischen Flüssigkeit angefüllt sei. Die Theile eines schallenden Körpers müssen, wenn er den Schall hervorbringen soll, in eine schwingende Bewegung gesetzt werden, diese muß den, den schallenden Körper berührenden Lufttheilen, mitgetheilt werden, welche sie wieder den anderen Lufttheilen, die sie berühren, mittheilt, und auf diese Art müssen sich die Schwingungen der Theile des schallenden Körpers durch die Luft bis zu unserem Ohre fortpflanzen, wenn wir den Schall hören sollen. Befindet sich der schallerregende Körper im luftleeren Raume, so wird die Fortpflanzung der schwingenden Bewegung seiner Theile bis zu unserem Ohre nicht möglich, und wir können den Schall nicht hören; denn wenn man z. B. unter einem Recipienten, aus welchem die Luft, vermit-

telst der Luftpumpe gezogen worden, eine Glocke in Bewegung setzt, so wird man keinen Schall hören, oder doch nur einen sehr geringen, welches daher rührt, weil man den Raum unter dem Recipienten nie vollkommen luftleer machen kann. Man gewahrt hieraus, daß nur durch die Elasticität der Luft der Schall möglich wird; denn indem die Theile eines schallenden Körpers zittern, stoßen sie an die benachbarten Theile der Luft an, und da sie den Stoß nicht sogleich ausweichen können, werden sie zusammengedrückt; allein vermöge ihrer Elasticität dehnen sie sich wieder aus, und hierbei müssen sie nothwendig die ihnen zur Seite liegenden Lufttheilchen zusammendrücken, welche sich unten gleichfalls wieder ausdehnen, und auf diese Art wird der Schall zu unserem Ohre gebracht. Denn bewegten sich die Lufttheilchen bei dem Schalle aus ihrem Orte, so müßte sich auch die Flamme eines Lichtes bewegen, welches aber nicht bemerkt wird, wenn man es auch dicht neben einen schallenden Körper hält. Die Luft ist daher das Mittel, durch welches der Schall bis zu unserem Ohre fortgepflanzt wird. Ein jedes anderes Mittel, dessen Theile eine schwingende Bewegung annehmen können, es sei, daß es eine luftförmige oder tropfbare Flüssigkeit ist, kann daher auch den Schall vom schallenden Körper bis zu unserem Hörorgane fortpflanzen. Die Stärke eines Schalles wird durch die Anzahl der zu gleicher Zeit in schwingender Bewegung gesetzten Lufttheile, bestimmt; er muß daher in verdünnter Luft schwächer seyn, als in verdickter. Aus diesem Grunde verstärken die Resonanzböden den Schall der musikalischen Instrumente, indem ihre Theile in schwingender Bewegung gebracht werden, und diese wieder den Lufttheilen mittheilen, wodurch

die Anzahl der, zu gleicher Zeit, in schwingender Bewegung gesetzten Lufttheile vergrößert wird.

Der Schall pflanzt sich in der Luft nach allen Richtungen mit gleicher Leichtigkeit fort, und zwar, wie die Erfahrung giebt, in sehr beträchtlichen Entfernungen, die nach der Verschiedenheit der Stärke des Schalles, und der Umstände, unter welchen er erregt wird, verschieden sind. Da nun seine Stärke von der Menge der in zitternder Bewegung gesetzten Lufttheile abhängt, und ein jeder schallender Körper oder Theil eines solchen Körpers, als der Mittelpunkt einer Kugel betrachtet werden kann, aus welcher der Schall seinen Ursprung nimmt, und aus welcher er, nach allen Richtungen der Halbmesser dieser Kugel, fortgepflanzt wird, so folgt daraus, daß der Schall eines schallenden Körpers, nach dem Verhältniß der Quadrate seiner Entfernungen, vom schallenden Körper, an Stärke abnehmen muß, er wird also in einer zweimal größeren Entfernung, viermal schwächer, in einer dreimal größeren Entfernung, neunmal schwächer, und so weiter, seyn. Die Fortpflanzung des Schalles erfordert eine gewisse Zeit, und er hat also eine bestimmte Geschwindigkeit, solche ausfindig zu machen. Man hat die Zeit gemessen, welche zwischen dem Augenblicke verfließt, da man zur Nachtzeit die Flamme abgeschossener Gewehre in beträchtlichen Entfernungen sieht, und den Augenblick, in welchem der Schall hörbar wird. Aus denen auf diese Weise in Frankreich von Cassini gemachten Versuchen geht hervor, daß der Schall in einer Sekunde einen Raum von 1038, nach denen von Maraldi gemachten Versuchen, einen Raum von 1041, nach andern in England gemachten, einen Raum von 1072 Pariser Fuß durchläuft. Nach Versuchen, die in

Italien gemacht worden, durchlief der Schall 1110, nach denen in Cayenne gemachten 1107, und nach denen in Quito gemachten 1050 Fuß in einer Secunde. Diese Verschiedenheit der Erfolge der an verschiedenen Oertern gemachten Versuche, rührt vermuthlich von der veränderlichen und ungleichen Beschaffenheit der Luft her. Aus der Bestimmung der Geschwindigkeit des Schalles läßt sich beurtheilen, wie entfernt ein Ort von uns ist, wenn eine gewisse Zeit verfließt, ehe ein, an diesem Orte entstehender Schall bis zu uns kommt; so beurtheilen wir ganz richtig aus der Zeit, die zwischen dem Blitze und Donner verfließt, die Entfernung eines Gewitters. Die Geschwindigkeit des Schalles ist nicht nur bei verschiedenen Schällen, sie mögen stark, schwach oder sonst beschaffen seyn wie sie wollen, gleich, sondern ihre Bewegung ist auch gleichförmig, das heißt, sie durchlaufen in gleichen Zeiten gleiche Räume; wäre die Geschwindigkeit stärkerer Schälle größer, als die Geschwindigkeit schwächerer, so müßte ein stärkerer Schall in gleicher Zeit einen größeren Raum, als ein schwächerer durchlaufen, welches wider die gemachte Erfahrung ist. Der Wind führt den Schall weiter und hält ihn zurück, je nachdem er mit demselben in einer und eben derselben oder entgegengesetzten Richtung geht, aber in der Geschwindigkeit desselben ändert er wenig; auch pflanzt sich der Schall in einer warmen Luft geschwinder, als in einer kalten fort.

Ein Schall reflectirt, wenn er gegen einen harten Körper stößt, und zwar ist der Einfallungswinkel, der Abprallungswinkel. Wenn also in C Fig. 7877. ein Schall hervorgebracht und der schnelle Strahl in B C von einem Körper in B wieder zurückgeworfen wird, so ist klar, daß derje-

nige, der in A steht, zuerst den ursprünglichen, hernach aber in einiger Zeit den zurückgeworfenen Schall hören wird, wenn anders die Entfernung nicht zu geringe ist. Deutlich wird ein Echo empfunden, wenn die Entfernung A B 64 Fuß ist. Es wird hieraus begreiflich, wie es mit der öfteren Wiederholung des Echos zugeht; auch die Wirkung der Sprachzimmer erklärt sich hieraus; denn wenn in dem Bewegungspunkte eines elliptischen Zimmers leise gesprochen wird, so kann es durch die Reflection in dem andern gehört werden.

Daß übrigens die Fortpflanzung des Schalles durch die Luft geschieht, wenn sich nämlich nur diese Flüssigkeit zwischen dem klingenden Körper und dem Hörorgane befindet, ist schon oben, S. 84, angeführt worden. Man muß aber die Glocke zu diesem Versuche mit Hülfe einiger weichen Substanzen, welche ihre schwingende Bewegung nicht auf den Glaskolben übertragen, aufhangen. Am besten zu diesem Behufe sind einige ungedrehete hanfene Faden. Außer der Luft dienen auch noch alle andere elastische Flüssigkeiten zur Fortpflanzung des Schalles, wie man sich davon überzeugen kann, indem man sie nach der Reihe in den Recipienten läßt, nachdem man ihn leer gemacht hat; selbst die Ausdünstungen des Wassers, des Aethers, des Alkohols pflanzen den Schall nach Biot's gemachten Versuchen fort. Der genannte Schriftsteller machte diese Versuche mittelst eines doppelten Hahnes, welchen er an den Recipienten befestigte, wie Fig. 7878 zeigt. Wenn man nun den Versuch, daß der Schall in einem luftleeren Raume nicht hervorgebracht werde, mit Genauigkeit machen will, so muß man vorher in den Recipienten einige Stücke ätzender Potasche thun, um die vielleicht noch darin gebliebenen wässerigen Dünste zu ab-

sorbiren, welche den Schall noch merklich, jedoch nur schwach wegen ihrer wenigen Dichtheit fortsetzen. Auch die elastischen Flüssigkeiten sind nicht die einzigen Körper, welche den Schall fortpflanzen, er wird auch vermittelst der flüssigen Körper fortgesetzt; denn wenn man zwei Steine unter dem Wasser in einem Teiche zusammenschlägt, so hört man das Geräusch dieses Zusammenschlagens, selbst noch in großer Entfernung, wenn man den Kopf im Wasser untergetaucht hält. Franklin will auf diese Weise den Ton oder Schall auf eine Distanz von einer halben Meile gehört haben. So pflanzt sich auch der Schall zwischen festen Körpern fort. Der Minirer, indem er seine Gallerie aushöhlt, hört die Schläge der ihm entgegengesetzten Minirer und urtheilt daraus auf seine zu nehmende Richtung. Wenn man sich an eine lange Reihe metallener Röhren stellt, wie man sie in den Wasserleitungen anlegt, so kann man sehr deutlich die Hammerschläge der Arbeiter am anderen Ende vernehmen; und man hört selbst sehr deutlich zwei Töne: einen schnelleren, durch das Metall fortgepflanzt, und einen schwächeren durch die Luft.

Um deutlicher zu zeigen, wie die durch die Schwingungen der tönenden Körper entstandenen Erschütterungen in den benachbarten Lufttheilchen nach und nach bis zum Organe des Gehörs fortgepflanzt werden können, mag folgende Difinition, nach Biot dienen: Angenommen, daß die Erschütterung in einer sphärischen Luftmasse vorgeht. In dem Augenblicke nun, wo sie Statt hat, werden die Lufttheilchen aus dieser Sphäre heraus und mit Kraft auf die benachbarten gestoßen. Diese leisten ihnen nun einen kräftigen Widerstand welcher überwunden werden muß; hieraus folgt nun, daß die ersteren, ehe sie ihre Stelle verlassen,

sich zusammenpressen, die sie umgebenden weichen zum Theil ihrer Kraftanstrengung, rücken gleichfalls aus der Stelle und pressen sich zusammen, jedoch nur in geringer Proportion, bis zuletzt der Druck und die Bewegung in einer gewissen Distanz von dem Mittelpunkte der Erschütterung aus unmerklich werden. Dieses findet in dem ersten Augenblicke Statt; allein die Ursache der Explosion hat aufgehört, die zusammengepreßten Theilchen dehnen sich wieder, vermöge der Wirkung ihrer natürlichen Federkraft, aus, und stoßen von allen Seiten die ihren Bewegungen sich widersetzende Hindernisse fort. Sie drängen daher auch die benachbarten Theilchen, welche beim ersten Augenblicke nicht erschüttert worden, mit fort, und pressen sie gleichfalls zusammen. Die Wirkung ist dann auch bei diesen dieselbe, wie sie anfangs bei den ersteren war. Durch diese wechselseitigen Verdichtungen und Ausdehnungen, pflanzt sich nach und nach die wellenförmige Bewegung in der ganzen Ausdehnung fort. Um nun mit Genauigkeit die verschiedenen Umstände dieser Fortpflanzung zu bestimmen, muß man in einem Punkte der Atmosphäre eine schnelle Erschütterung bewirken, und die Zwischenzeit, in welcher das Geräusch sich in einer gleichen Lage des Horizonts fortpflanzt, messen. Dieses würde leichter seyn, wenn den Knall in demselben Augenblicke einen Schein verbreitete, welcher an dem Orte, wo der Beobachter steht, sichtbar wäre; denn der Eindruck, den der leuchtende Körper in unseren Organen hervorbringt, ist so schnell, daß er in allen Entfernungen, wo wir auf der Erde wirken können, nur augenblicklich erscheint; also kann der Augenblick, in welchem wir den Schein erblicken, für denjenigen genommen werden, in welchem der Knall oder die erschütternde Bewegung Statt

fand. Es bleibt nun nichts weiter übrig, als mit einer Secunden-Uhr den Zwischenraum der verflossenen Zeit zwischen der Erscheinung des Lichtes und dem Augenblicke, in welcher man den Knall hört, zu messen. Auf diese Weise haben die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften im Jahre 1738 die Schnelligkeit der Fortpflanzung des Schalles zwischen Montlhery und Montmartre auf eine Weite von ungefähr 29,000 Metres bestimmt. Das Zeichen wurde durch Kanonenschüsse gegeben. Sie fanden auf diese Weise, daß die Schnelligkeit der Fortpflanzung gleichförmig war. Der Werth dieser Schnelligkeit, auf eine große Anzahl Erfahrungen gestützt, fand sich auf 337 Metres, 18 auf die Secunde. Bei stiller Luft war er derselbe, die Witterung mochte trübe oder heiter, klar oder nebelicht seyn. Nur beim Winde vermehrte oder verminderte sich die Schnelligkeit der Fortpflanzung des Schalles, je nachdem derselbe ihm entweder günstig oder entgegen war. Nach dieser physikalischen Analyse des Phänomens gewahrt man, daß die Bewegung und die Verdichtungen, welche jeden Augenblick in der Luftmasse vorhanden sind, wirklich nichts weiter sind, als die Zurückwerfung der Bewegung und der Verdichtungen, welche den ersten Theilchen, worauf der Knall geradezu gewirkt hat, mitgetheilt worden; und da in freier Luft, in dem Maaße, wie sich die weltenförmige Bewegung ausdehnt, sie sich auch gleichzeit einer größeren Anzahl Theilchen mittheilt, so müssen sich die Bewegungen und augenblicklichen Veränderungen der Dichtheit demnach beim Fortrücken in dem Maaße vermindern, als man sich von dem Mittelpunkte des Knalles entfernt. Dasselbe beobachtet man auch im Dunstkreise;

denn der Schall scheint um so schwacher, je entfernter man von dem Orte ist, wo er hervorgebracht worden. Wenn aber die Luftmasse, in welcher sich die Bewegung fortpflanzt, cylindrisch wäre, so wäre es nicht abzusehen, wie die Kraft des Schalles sich mit der Entfernung schwächen sollte, wenn es nicht vielleicht die Reibung der Luft gegen die Wände der Röhren bewirkt. Biot will dasselbe durch Erfahrung bestätiget gefunden haben, nämlich in den Röhren der Wasserleitungen zu Paris auf eine cylindrische Luftsäule von 951 Metres Länge. Die leiseste Stimme wurde in dieser Distanz nicht nur auf eine Weise gehört, daß man die Wörter vollkommen unterscheiden, sondern auch eine angefangene Unterhaltung fortsetzen konnte. Er wollte den Ton bestimmen, in welchem die Stimme aufhörte merklich zu seyn; allein er konnte nicht dahin gelangen. Die leisesten Worte, wie wenn man Jemanden ins Ohr spricht, wurden aufgenommen und verstanden, so, daß um sie zu verstehen, nur ein Mittel möglich gewesen wäre, nämlich gar nicht zu sprechen. Zwischen einer Frage und Antwort auf diese Weise vergingen 5″, 58‴; dieses war nun die Zeit, welche der Schall nöthig hatte, um zweimal die Länge der Luftsäule zu durchlaufen, das heißt, 1902 Metres. Um ferner zu wissen, ob der tiefe und schneidende oder scharfe, und der starke oder schwache Schall sich mit gleicher Schnelligkeit fortpflanzt, oder ob zwischen ihnen, unter diesen Umständen, ein Unterschied sei, ließ der oben genannte Schriftsteller Flötenstücke an dem einen Ende der Röhre blasen. Man weiß, daß im Allgemeinen der musikalische Gesang einem gewissen Taktmaaße unterworfen ist, welches sehr genau die Intervallen ordnet; wenn

nun einige der Töne sich weit schneller oder langsamer, als andere fortgepflanzt hätten, als sie das Ohr erreichten, so würden sie sich mit den vorhergehenden oder folgenden verwirrt haben, und die so gehörte Melodie würde ganz verändert erscheinen; allein im Gegentheil, sie war vollkommen regelmäßig und ihrem natürlichen Takte gemäß; daraus geht hervor, daß sich alle Töne mit gleicher Geschwindigkeit fortpflanzen. Diese Bemerkung ist auch schon im Jahre 1738 von den Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften gemacht worden. Um die oben angeführten Versuche mit Erfolg zu machen, ist es durchaus nothwendig, die ruhigste Stunde in der Nacht zu wählen, so z. B. von 1 bis 2 Uhr des Morgens; denn am Tage wird die äußere Luft durch das verworrene tausendfache Geräusch erschüttert, welches in den Röhren widerhalt und die schwachen Erschütterungen, die eine leise Stimme am Ende der Luftsäule hervorbringt, zerstört. Unter diesen Umständen wird oft das stärkste Geschrei nicht gehört. Endlich kann man auch noch leicht in den Röhren die doppelte Wirkung der Schnelligkeit und der Verdichtung, welche gleichzeitig den Lufttheilchen mitgetheilt werden, in dem Maaße bemerkbar machen, als die wellenförmige tönende Bewegung sie erreicht. In der cylindrischen Säule, mit welcher Herr Biot seine Versuche machte, brachten Pistolenschüsse an dem einen Ende, auch an dem andern noch einen bedeutenden Knall hervor, als nämlich die Erschütterung daselbst anlangte. Die Luft wurde aus der letzten Röhre noch mit hinlänglicher Kraft fortgestoßen, um auf die Hand einen starken Windstoß fühlen zu lassen, und leichte, in derselben Richtung liegende Körper, auf mehr denn einen halben

Metre von dem Orte, wo der Schuß $2\frac{1}{2}$ Secunde vorher gefallen war, fortzuschleudern.

Alle diese Phänomene sind nur von geringer Bedeutung in Hinsicht der physikalischen Eigenschaften der Luft. Man begreift leicht, daß sie sich auch müssen nach den Gesetzen der Mechanik berechnen und bestimmt vorhersagen lassen, und dieses findet auch Statt. Um sie davon abzuleiten, muß man zuförderst, den Mittelpunkt, wo sie hervorgebracht werden, bestimmen. Man nehme dann eine homogene luftförmige Flüssigkeit, von einer beständigen Dichtheit und Temperatur an, deren Federkraft bekannt und durch den Druck einer Quecksilbersäule von einer bestimmten Höhe gemessen worden. Dann nehme man an, daß ein kleiner Theil dieser Flüssigkeit, so zusagen ein Theilchen, plötzlich, gleich viel auf welche Weise, in Bewegung gesetzt worden, z. B. durch einen Stoß, Druck, eine Ausdehnung, oder daß es alle diese Veränderungen auf einmal erhalten habe und man verlangt nun die Berechnung, wie diese Erschütterung in der ganzen Masse vertheilt werden soll. So wird man finden, daß sie sich nach und nach verbreitete, das heißt, daß sie jedes entfernte Theilchen nur in einer bestimmten Epoche nach seiner Entfernung erreicht, daß sie solches einen Augenblick bewegt, und es dann in seinen ursprünglichen Ruhestand versetzt. Die Schnelligkeit dieser Forpflanzung ist gleichförmig; ihr analytischer Ausdruck zeigt, daß ihr Quadrat in Verhältniß mit der Federkraft des mittlern Fluidums ist, und wechselseitig in Hinsicht der Dichtheit; woraus hervorgeht, daß sie bei einem und eben demselben Grade beständig ist, welchem Drucke und welcher Ausdehnung man sie auch unterwirft, wenn nur ihr Wärmegrad derselbe bleibt; denn nach den Gesetzen von Mariotte wechselt

die Schnellkraft eines Gas, welches sich weder erhitzt, noch erkältet, verhältnißmäßig mit der Dichtheit, die man demselben giebt. Dieser Ursache wegen ist die Schnelligkeit des Schalls in einer horizontalen Lage der Atmosphäre, dieselbe seiner ganzen Höhe nach, wenn sich nämlich die Temperatur nach oben zu beim Hinaufsteigen nicht vermindert; denn die Abkühlung der oberen Regionen macht, daß sich der Schall weit langsamer verbreitet; auch ist der Grad der Wirksamkeit weit schwächer, um eine gleichförmige Erschütterung hervorzubringen, weil die Anzahl der erschütterten Theilchen in einem gleichen Strahl weit geringer ist. Man begreift zugleich, daß ein in den oberen Regionen des Dunstkreises erzeugtes Geräusch, sich schwächt und aufhört, indem es sich gegen die unteren Lagen weit schneller fortpflanzt, als in der horizontalen Uebetragung; denn weil diese Lagen weit dichter sind, so vertheilt sich auch die ursprüngliche Bewegung unter die größere Anzahl Theilchen, anstatt daß der Schwächungsgrad auf gleiche Entfernung geringer seyn sollte; wenn sich nämlich der ursprüngliche, in den untersten Theilen des Dunstkreises sich erzeugte Schall, nach der oberen Region fortpflanzt. Nach diesen Berechnungen müßte die bestimmte Schnelligkeit des Schalles in der atmosphärischen Luft, in einer Temperatur des geschmolzenen Eises, in einer Secunde 279 Metres 29 durchlaufen; in einer Temperatur von 6 Graden, in welcher die Französischen Akademiker ihre Versuche gemacht haben, müßte bei 282 Metres, 42″ durchlaufen. Die Beobachtungen haben aber 337 Metres 18 gegeben, welches um $\frac{1}{6}$ differirt.

Dieser Unterschied, nach der Bemerkung des Herrn Laplace, kömmt daher, daß man in der Berechnung der Federkraft der Luft, nicht Rechnung

eines der sich entbindenden Wärme giebt, welche sich in den aufeinander folgenden Zusammenziehungen und Ausdehnungen, wodurch der Schall hervorgebracht wird, absorbiret. Diese, obgleich nur augenblickliche, Veränderungen, bringen wechselseitige Verbindungen in der Temperatur der erschütterten Lufttheilchen hervor, und es folgt daraus, daß ihre Federkraft weit scheller wechselt, wie es nicht das Mariottensche Gesetz für eine beständige Temperatur voraussetzt. Man gewahrt, daß diese Ursache, dem Versuche gemäß, die Schnelligkeit des Schalls beschleuniget, und indem man sie der Berechnung unterwirft, zieht man die wahre Geschwindigkeit ab, in Betracht der Erhöhung der Temperatur, welche eine Luftmasse sich selber mittheilen kann, durch die Entbindung der eigenen Wärme, wenn sie plötzlich in bekannter Beziehung zusammengepreßt wird. Unglücklicherweise scheint dieses Element durch die Erfahrung sehr schwer bestimmt werden zu können, wegen des ungeheueren Verhältnisses der Hitze, welches die Gefäße absorbiren, worin wir die Luft zu sperren genöthiget sind, um auf dieselbe zu wirken. Dieserhalb kehrt man das Problem um, und indem man von der durch die Erfahrung bestimmten Schnelligkeit des Schalles abgeht, zieht man die freigewordene Wärmemenge ab. Auf diese Weise findet man, daß eine Luftmasse die $\frac{1}{110}$ von ihrem Gehalte zusammengepreßt ist, ihre eigene Temperatur auf $\frac{1}{100}$ Grad erheben kann. Die Wirklichkeit dieser Erklärung, kann durch eine entscheidende Bemerkung bewiesen werden, nämlich dadurch, daß sich der Schall eben sowohl erzeugt und fortpflanzt in den Dünsten, oder Dämpfen, als in dem dauernden Gas. Dieses könnte nun, nach den Gesetzen der Dünste, durchaus nicht Statt

finden, wenn die nur periodisch durch die Schwingungen der tönenden Körper hervorgebrachten Verdichtungen nicht augenblickliche Entbindungen der Wärme bestimmten, welche fähig wären, die Federkraft des flüssigen Körpers zu erhalten, indem sie seine Temperatur erhöhen; denn ohnedies würden die zusammengepreßten Theile durch diese Streifereyen nur der zusammendrückenden Kraft weichen und sich zu einer Flüssigkeit verdichten, ohne die Erschütterung auf andere, weit entferntere Theilchen fortzupflanzen, welches besonders der wesentliche Modus ist, durch welchen der Ton gebildet und fortgepflanzt wird.

Bis jetzt ist nur ein einziger Mittelpunkt der ursprünglichen Erschütterung auf einen Theil der Mathematik betrachtet worden, wenn es nun aber mehrere giebt, welches gewöhnlich der Fall ist, so muß man jeden derselben wie den Mittelpunkt einer wellenförmigen Bewegung betrachten, welche sich sphärisch in dem Raume verbreitet; wenn nun die Schnelligkeit und die Veränderungen der Dichtheit, welche den Lufttheilchen mitgetheilt worden, alle sehr klein sind, wie man es voraussetzt um die Berechnung des Phänomens zu vereinfachen, so werden die entfernten Theilchen von dem Raume, wo die ursprünglichen Bewegungen entstehen, eine mehr zusammengesetztere Bewegung erhalten, welche das Total-Resultat der Bewegungen, die von den theilweisen Mittelpunkten ausgehen, ist. Die Dauer dieser Bewegung hängt von der Zeit ab, welche die Bewegung anwenden, um sich zu folgen, hinsichtlich der Distanz der Punkte, von wo sie ausgehen, und der Wirksamkeitsgrad hängt entweder von dem mehr oder weniger großen Gegensatz oder der Uebereinstimmung ab, welche zwischen ihnen in dem Augen-

blick ihres Zusammenstoßens, in jedem Punkt des Raumes Statt findet. Zum Beispiel: man sondere im Gedanken eine Luftmasse von einer willkührlichen Form und Ausdehnung ab, und nehme an, daß man jedem ihrer Theile eine willkührliche Geschwindigkeit und Dichtheit ursprünglich aneignet, weil man sie plötzlich ihrer eigenen Schnellkraft überläßt. Diese Masse nun, indem sie auf sich selbst zurückkehrte, um die Gleichheit des Drucks, welche ihrem Gleichgewichte zukommt, wieder anzunehmen, wird in dem sie umgebenden Dunstkreise wellenförmige Bewegungen verrichten, deren Richtung und Wirksamkeitsgrad in jedem Punkte von dem Zustande abhängen wird, welchen man derselben ursprünglich gegeben. Dieser Zustand kann so seyn, daß die fortgepflanzten wellenförmigen Bewegungen weit mehr in dem einen, als in dem anderen Sinne wirksam sind, oder daß die Ausübung bloß in einem Sinne Statt findet, in dem entgegengesetzten aber gar nicht; allein durch eine merkwürdige Eigenheit, welche die Analyse beweiset, und die durch Euler entdeckt worden, nämlich: was auch die Grade der Wirksamkeit dieser fortgepflanzten wellenförmigen Bewegungen seyn mögen, so kann sich doch nur jede derselben, einmal gebildet, nur in einem einzigen Sinne fortpflanzen, ohne sich spherisch, wie die ursprüngliche Bewegung, auszudehnen, und ohne jemals in Rückstand zu kommen; und in der That, wenn sich der Schall in einer freien Ausdehnung fortpflanzt, wo er auf keine Hindernisse stößt, welche fähig sind, ihn zurückzuwerfen, so hört er, nachdem er das Ohr während eines Zeitraumes mehr oder weniger empfindlich getroffen hat, auf, und kommt nicht wieder.

Bis jetzt haben wir die Fortpflanzung des

Schalles in einer homogenen und unbestimmten Luftmasse betrachtet; wir wollen nun aber annehmen, daß diese Masse durch die Oberfläche einer festen Lage begränzt sei; man müßte denn annehmen, daß die Lufttheilchen, unmittelbar diese Oberfläche begränzend, sich nicht davon trennen; denn wenn sie sich davon losmachen würden, so würde eine Leere auf der Oberfläche entstehen und die Lufttheilchen, welche sie nur einen Augenblick verlassen hätten, würden sogleich genöthiget werden zurückzukehren. Sie könnten dann nur unbemerkt hineingehen. Uebrigens sollen sie sich, bis die tönende wellenförmige Bewegung auf die bestimmte Oberfläche gekommen ist, wie in der freien Luft fortpflanzen, weil während des ganzen Weges, die Dichtheit der Luft dieselbe ist, als wenn das Hinderniß gar nicht da wäre. Diese Bedingungen, in die analytische Formeln aufgenommen, zeigen, wie die tönende wellenförmige Bewegung sich fortsetzen soll. Man beweiset auf diese Weise, daß der Ton, wenn er einer ebenen Oberfläche begegnet, eben so zurückgeworfen wird, wie das Licht, indem man den Reflexionswinkel mit dem Einfallwinkel gleich macht; und wenn man annimmt, daß die directe wellenförmige Bewegung von einem erschütterten Punkte ausgeht, so wird der Lauf und der Wirksamkeitsgrad der zurückgeworfenen wellenformigen Bewegung auch derselbe seyn, als wenn sie von einem einzigen Punkte, welcher auf derselben Distanz auf der anderen Seite des Reflectionspunktes liegt, ausgehen. Diese Resultate erklären die Erscheinung des Echo. Wenn die Oberfläche des Hindernisses eine Elipse ist, und der Mittelpunkt der directen wellenförmigen Bewegung an einem ihrer Punkte sich befindet, so

wird der Schall, durch eine mehr spherische Welle zurückgeworfen, wo er, der Mittelpunkt sich am anderen Punkte befindet, und der Wirksamkeitsgrad wird nach der Zurückwerfung in dem Grade wachsen, wie die so gebildete Welle sich gegen diesen Punkt concentrirt und zusammenläuft. Dieses sind bis jetzt die einzigen Fälle der Zurückwerfung des Schalles, welche man aus der Theorie hat ziehen können; indem man dabei Rücksicht auf die drei Dimensionen der Luftmasse genommen.

Was die Schallstrahlen anbetrifft, worunter man gerade Linien versteht, die von einem schallerregenden Punkte nach allen Seiten gezogen werden, so werden dieselben, wenn sie auf einen harten Körper stoßen, nach den Gesetzen des Abspringens elastischer Körper, zurückgeworfen. Durch diese Reflexion der Schallstrahlen können auseinandergehende Schallstrahlen zusammengehend oder parallel gemacht werden. Da sie durch die Divergenz, nach zu nehmender Entfernung des Ortes ihres Ursprunges, immer schwächer werden, so ist die Zurückwerfung der Schallstrahlen, wodurch sie in paralleler Richtung gebracht werden, geschickt, sie in größeren Entfernungen, ohne Schwächung, fortzupflanzen. Hierauf gründet sich die Einrichtung der Sprachröhre, die eine solche Gestalt haben müssen, daß sie die, an ihre inneren Wände anstoßende Schallstrahlen, die sonst divergirend fortlaufen würden, so zurückwerfen, daß sie in paralleler Richtung mit einander fortlaufen. Die beste Gestalt, die man einem Sprachrohre geben kann, ist die eines abgestumpften Kegels, welches Lambert bewiesen hat. Die Materie der Sprachröhre muß hart seyn, aber nicht in einem zu hohen Grade elastisch; elastische Sprachröhre verstärken zwar am meisten den Schall, er verliert aber,

wenn es artikulirte Töne sind, zu viel von seiner Deutlichkeit, s. Sprachrohr. Man hat in Vorschlag gebracht, den Schall vermittelst der Sprachröhre für die Telegraphik zu benutzen; wenn man sich nämlich größer Sprachröhre bediente, womit man, drei- bis viertausend Fuß weit, auch Worte sehr verständlich mittheilen kann; auf diese Weise würden nur sieben bis acht Personen für eine Deutsche Meile, und folglich für funfzig Stunden nur 170 bis 180 Menschen erfordert, welche dann in etwa zwei bis drittehalb Stunden eine Nachricht auf eine so beträchtliche Weite fortrufen könnten. Um nun auch gesichert zu seyn, daß jede Station die Nachricht richtig empfangen und gehörig verstanden habe, wäre anzurathen, die Depeche oder Parole jedesmal zurückrufen zu lassen; und damit endlich die fortgeschickte Nachricht, in sofern es schlechterdings für nothwendig gehalten würde, auch für die Zwischenstation ein Geheimniß bleiben möge, so könnte man in einer fremden Sprache, die man zu diesem Geheimnisse erwählte, z. B. durch Zahlen, welche sich zur Sicherheit oft uud nach Willkühr abändern ließen, rufen. Dieses ist aber nur ein Vorschlag; denn da man im Besitz von weit vorzüglichern Methoden ist, so wird man wohl nicht in Versuchung kommen, auch bei allen diesen möglichen Verbesserungen, sich des Schallmittels auf die gemeldete Art zu bedienen. Don Gauthey hat in einer Voranzeige, welche im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts unter dem Titel: Experience sur la propagation du ton et de la voix dans des suyaux prolonget etc. ans Licht trat, unter mehreren andern Vorschlägen, auch folgenden gethan: Es lehrt nämlich die Erfahrung, daß ein von allen Seiten eingeschlossener Schall viel weiter hörbar sei, als im Freien. Hängt man zum Beweise eine Taschen-

uhr vor die Oeffnung einer mehr als hundert Fuß langen Röhre so auf, daß die Uhr die Röhre gar nicht berührt, so kann man dennoch am andern Ende derselben den Uhrschlag fast noch stärker hören, als wenn man die Uhr unmittelbar an das Ohr hält. Eben so vernimmt man auch, wie auch schon oben gezeigt worden, artikulirte Töne oder Worte, welche an dem einen Ende einer sehr langen Röhre ganz leise ausgesprochen werden, an dem anderen Ende sehr deutlich. Don Gauthey erwähnt nun hier einige merkwürdige Erfahrungen, welche man in dieser Hinsicht in den 400 Französischen Ruthen langen Leitungsröhren an der Feuerpumpe des Perrier zu Chaillot angestellt hat, und welche mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen lassen, daß man diese Fortpflanzung noch viel weiter fortsetzen könne. Diese Beobachtungen wünscht er nun zum Wohl der Menschen und der Länder angewendet zu sehen und er schlägt sie daher zu einer acustischen Methode vor, um wichtige Nachrichten in äußerst kurzer Zeit, auf sehr große Strecken fortzusenden. Es sollen nun zu dieser Absicht verschlossene Kanäle unter der Erde fortgeführt werden, und zwar von einer solchen Länge, daß nach den angestellten Versuchen, Worte, die stark und deutlich ausgesprochen werden, von einem Ende derselben bis zum andern ohne Mühe vernommen werden können. Er glaubt, daß man diesen Röhren wohl eine Länge von 2000 Toisen, besonders beim Gebrauch der Sprachröhre, geben könne; allein wenn man gleich hieran zweifeln und höchstens nur 1000 Toisen zugestehen möchte, so könnte demnach die Mittheilung einer Depeche auf 50 Stunden Weges von etwa 90 bis 100 Personen in vierzig bis funfzig Minuten geschehen. Die Korrespondenz könnte bei Tage, bei Nachte und bei jeder Art von Witterung ganz ungehindert geschehen.

Den Anfang der Signalisirung bezeichnet ein schwacher Pistolenschuß, welcher auf jeder Station rückwärts und vorwärts erwiedert werden müßte. Gleich darauf müßte der Stationair das Ohr an die Oeffnung des zuführenden Rohres legen und das Gehörte sogleich in die ableitende Röhre weiter rufen.

Da die Leitungsröhren wahrscheinlich allerhand Winkel und Krümmungen bekommen müssen, und daher die Besorgnisse entstehen könnten, ob sich auch der artikulirte Schall wohl auf diese Weise vernehmbar werde fortpflanzen lassen, so hat Don Gauthey darüber befriedigende Versuche gemacht, indem er versichert, Waldhörner mit zehn Windungen vor die Leitungsröhre gehalten und dadurch nicht nur leise Töne überhaupt, sondern auch Worte eben so vernehmlich, als vorher fortgepflanzt zu haben. Dieser von ihm angestellte Versuch wird ausserdem noch durch die bekannte schneckenförmige gewundene Gehörröhre hinlänglich bestätiget. Was endlich die Kosten zu einer solchen Einrichtung im Großen betrifft, so sind solche freilich beträchtlich, aber auch nur ein einziges Mal zu machen, und es würde die Unterhaltung für einen großen Staat nicht sehr belästigend seyn, ohne einmal in Anschlag zu bringen, wie viel an Ausgaben für Kurire erspart und durch die Schnelligkeit der Depechen gewonnen werden würde. Es werden zu diesen Zwischenposten mit geringer Gehaltserhöhung verschiedene Personen in Vorschlag gebracht, besonders diejenigen, welche vom Staate kleine Pensionen genießen und gewisse Klassen von Invaliden. Ein Mehreres hierüber, s. unter Telegraph. Jetzt wieder zur Materie des Schalls. Da durch die Erfahrung ausgemacht ist, daß wenn wir zwei Töne von einander unterscheiden sollen, wenigstens $\frac{1}{9}$ Secunde zwischen beiden verfließen muß, so folgt daraus, daß man das Echo

nur hören kann, wenn zwischen der Zeit, in welcher das Hörorgan durch den ursprünglichen Schallstrahl berührt wird, und die Zeit, in welcher der reflectirende Schallstrahl auf das Ohr wirkt, der neunte Theil einer Secunde verfließt. Es muß daher die, die Schallstrahlen reflectirende Fläche, in einer hierzu schicklichen Entfernung des tönenden Körpers und auch des Ohres seyn; auch muß, wenn das Ohr dem schallenden Körper ganz nahe ist, $\frac{1}{9}$ Secunde verfließen, ehe der Schall vom schallenden Körper auf die reflektirende Fläche und von dieser wieder zu dem Ohre fortgeflanzt werden kann.

Weil aus den in England gemachten Erfahrungen folgt, daß der Schall in einer Secunde 1072 Fuß durchläuft, so müßte die Entfernung der zurückwerfenden Fläche, die das Echo hervorbringen soll, wenigstens 60 Fuß von dem, dem Ohre ganz nahe schallenden Körper entfernt seyn; denn der reflectirende Schall muß dann einen Weg von zweimal 60 oder 180 durchlaufen, ehe er zu dem Hörorgane gelangen kann. Ein Echo, daß in dieser Entfernung ist, kann aber nur einen einzigen Ton oder Sylbe deutlich wiederholen; denn bei mehreren, unmittelbar auf einander folgenden Tönen, oder bei dem Aussprechen mehrsylbiger Wörter, wird das Ohr die ersten Sylben hören, ehe das ganze Wort ausgesprochen ist, daher man nur die letzte Sylbe eines mehrsylbigen Wortes durch ein nicht mehr entferntes Echo wird hören und dabei unterscheiden können; ein solches Echo heißt daher ein einsylbiges. Ist die Fläche, welche die Sprache reflektirt von dem Sprechenden so weit entfernt, daß eine Sekunde verfließt, ehe der Schall bis zu ihm zurückkommt, nämlich um 536 Pariser Fuß, so wird das Echo schon mehrsylbige Worte deutlich wieder-

holen; ein solches Echo heißt daher im Gegensatz des einsylbigen, ein vielsylbiges.

Die Wirkung der Hörröhre, welche zur Erleichterung harthöriger Personen dienen, gründet sich ebenfalls auf die durch Reflektion hervorgebrachte Vereinigung, mehr zerstreuter Schallstrahlen, welche es auffängt und die sonst nicht alle zum Ohre gelangen würden; s. Th. 24, S. 128.

Wenn man einen Ballon nach und nach mit verschiedenen lufthaltigen Flüssigkeiten füllt, oder mit Dünsten, so kann man den relativen Grad der Wirksamkeit des Schalles, der hervorgebracht wird, nach der Entfernung, in welcher er gehört wird, erfahren. Man muß dann im Innern des Ballons einen tönenden Körper anbringen, dessen Schwingungen sich immer mit gleichen Kräften wiederholen; so würde zum Beispiel eine kleine Uhrglocke hierzu nützen. Wenn man auf diese Weise verfährt, findet man daß die Wirkung des Schalls mit der Dichtheit der luftförmigen Flüssigkeit, welche der Ballon einschließt, wächst. Die Schnelligkeit der Fortpflanzung des Schalles durch feste Körper, berechnet sich, wie durch die Luft, nach der elastischen Gegenwirkung des Mittels. Lagrange hat die Formel, im Fall der Fortpflanzung nach einer festen Fiber, gegeben, und Laplace hat die Gegenwirkung einer solchen Fiber ausgerechnet, nach der Verlängerung oder Verkürzung, welche sie erfährt, wenn sie durch eine bekannte Kraft ausgedehnt oder zusammengezogen wird. Der genannte Schriftsteller hat auf gleiche Weise gefunden, indem er 1 die Geschwindigkeit der Fortpflanzung des Schalles in der Luft nennt, daß diese Schnelligkeit in Messing $10\frac{1}{2}$, in Regenwasser $4\frac{1}{2}$, in Seewasser $4\frac{7}{10}$, weit schneller war, als in der Luft. Diese Resultate können durch eine Art Experiment bewiesen werden, welches unten folgen wird.

Man kann sie auch auf eine unmittelbare Art bekräftigen, indem man die Fortpflanzung des Schalles in langen Säulen von jeder Substanz beobachtet. Biot hat selbst hierüber Beobachtungen dieser Art mit einer Zusammensetzung von 376 Brunnenröhren, welche eine Länge von 951 Metres $\frac{1}{4}$ enthielten, angestellt. Man paßte an eine der Oeffnungen dieses Kanals einen eisernen Ring von gleichem Durchmesser an; im Mittelpunkte desselben, war eine Glocke und ein Uhrhammer mittelst einer Feder mit Röhren von gleichem Metalle befestiget. Diese Feder bewirkte, daß man den Hammer nach Gefallen gegen die Glocke werfen konnte. Der Hammerstoß auf die Glocke wurde nun auf die Röhre durch das Zwischenmittel, die Stege und den eisernen Ring fortgepflanzt. Indem man sich nun an das andere Ende der Linie begiebt, muß man zwei Töne hören, der eine wird von dem Metalle der Röhre und der andere durch die Luft fortgepflanzt. Man hörte sie auch in der That sehr deutlich, wenn man das Ohr gegen die Röhre lehnt, und auch selbst, wenn man dies nicht thut. Der erste sehr rasche Ton, ward durch den Körper der Röhre fortgepflanzt, der zweite durch die Luft. Hammerschläge, auf die letzte Röhre angebracht, brachten auch diese doppelte Fortpflanzung hervor. Man beobachtete sorgfältig mit halben Secunden-Zeitmessern, die Zwischenzeit der zwei fortgepflanzten Töne. Und der genannte Schriftsteller fand durch diesen Versuch, daß sich der Schall zehn ein halbes Mal eben so schnell durch das Metall, als durch die Luft fortpflanzt.

Der Schall, den wir Klang nennen, entsteht, wenn eine gespannte Saite erschüttert wird, und durch unser Hörorgan eine helltönende Empfindung hervorbringt. Bestehen zwei Saiten aus einerlei Materie und sind gleich gespannt, von gleicher Dicke,

aber von verschiedener Länge, so bringt ihre Erschütterung eine verschiedene Empfindung hervor. Man nennt den Klang beider Saiten überhaupt Töne; der der kürzeren Saite heißt ein hoher Ton, der der längeren hingegen ein tiefer Ton. Bringen auf unser Hörorgan wirkende Töne zu gleicher Zeit eine angenehme Empfindung hervor, so entsteht daraus der Accord; mehrere auf einander folgende Töne, die eine angenehme Empfindung hervorbringen, nennt man eine Melodie, s. diesen Art., Th. 88, S. 194; und aus mehreren auf einander folgenden Accorden, deren Folge von der Art ist, daß die dadurch hervorgebrachte Empfindung angenehm ist, entsteht die Harmonie.

Eine gespannte Seite AB, Fig, 7879, die aus der Lage A B, in die Lage A D B gebracht und sich nachdem wieder selbst überlassen bleibt, wird durch ihre Schnellkraft aus D in C sich bewegen, so daß D E = E C ist. Ist sie in die Lage A C B gekommen, so wird sie sich wieder in die Lage A D B setzen und dieses wird abwechselnd so fortdauern, bis daß, aus den oben angeführter. Ursachen, welche alle Bewegungen der Körper beständig vermindern, die Saite wieder in Ruhe und in die Lage A B kommen wird. Man machte einen Versuch und zog eine gespannte Saite aus ihrer geraden Richtung und überließ sie sich selbst, sie gab einen Ton an und die vorher beschriebenen Schwingungen waren dabei sichtbar. Es folgt aus dieser Betrachtung der Art der schwingenden Bewegung, der erschütterten gespannten Saiten, daß sich solche mit der Bewegung des Pendels, s. diesen, Th. 108, S. 335, vergleichen läßt. Aus der Anwendung der Bewegung des Pendels, auf die Bewegung der erschütterten gespannten Saiten folgt, daß bei den längern Saiten, welche tiefere Töne hervorbringen, die An-

zahl der Schwingungen in gleicher Zeit nicht so groß seyn können, als bei kürzeren Saiten, welche höhere Töne hervorbringen. Der Unterschied zwischen höhere und tiefere Töne besteht also darin, daß zur Hervorbringung der ersteren in gleicher Zeit mehr Schwingungen erfordert werden, als zur Hervorbringung der letzteren. Die Empfindung der Tiefe und Höhe der Töne hat Gränzen, über welche sie nicht geht. Sauveur hält dafür, daß bei dem tiefsten hörbaren Tone die Lufttheile $12\frac{1}{2}$ Schwingung in einer Secunde und bei dem höchsten 6400 Schwingungen in gleicher Zeit machen müssen. Nach Euler's ehemaliger Annahme ist der tiefste hörbare Ton derjenige, bei welchem die Lufttheile in gleicher Zeit 4000 Schwingungen machen. Nachher hat Euler diese Annahme aber wieder verändert und zum tiefsten hörbaren Ton 20, zum höchsten aber 7520 Schwingungen der Lufttheile in einer Secunde angenommen. Die Kraft mit welcher Saiten gespannt sind, sind bei den Saiten dasjenige, was die Schwerkraft beim Pendel ist, und so wie ein Pendel unter fast gleichen Umständen, desto schneller schwankt, je stärker die Schwerkraft darauf wirkt, so macht auch eine gespannte Saite in gleichen Zeiten, desto mehr Schwingungen, je stärker die Kraft ist, mit welcher sie gespannt wird. Da nun die Tonhöhen von der Geschwindigkeit der Schwingungen abhängen, so folgt daraus, daß sie auch von der Spannung der Saiten mit abhängen müssen. Man nahm mit einem Sonometer folgenden Versuch vor. Zwei gleich dicke und gleich lange Saiten wurden mit verschiedenen Kräften angespannt, und die Höhe der Töne, die sie umgaben, nahmen im Verhältnisse der sie spannenden Kräfte zu. Die Masse der Saiten hat auch endlich, weil sie nach ihrer Verschiedenheit der Bewegung, mehr oder weniger wider-

steht, auf die Dauer der Schwingungen Einfluß; je dicker daher die Saite ist, desto größer wird die Dauer ihrer Schwingungen seyn und desto tiefer sind also auch die Töne, die durch ihre Erschütterungen hervorgebracht werden. Die Versuche, welche mit zwei gleich langen, ungleich dicken, gleich gespannten Saiten gemacht wurden, gaben verschiedene hohe Töne an; der Ton der dickeren war tiefer, als der Ton der dünneren. Es folgt also aus dem Vorhergehenden, daß die Tonhöhe der erschütterten Saiten von ihrer Länge, Spannung und Dicke abhängt.

Um die Saiten zum klingenden Tone zu spannen, oder um mit denselben tönende Schwingungen zu erhalten, muß man sie, wie auch schon oben erwähnt worden, straff oder stark zwischen zwei festen Punkten ausspannen, wie die Saiten musikalischer Instrumente, oder sie nur an einem Ende befestigen und sie senkrecht durch ein Gewicht ausdehnen, wie Fig. 7880 zeigt. In diesen angeführten Fällen, um den Theil der Saite abzusondern, welche man die schwingende Bewegung machen lassen will, muß man, nachdem sie ausgespannt worden, ihre Länge begränzen, indem man sie mit Zwickzangen zieht, oder sie durch Stützen anhält, welche die äußersten Faden verhindert, sich während der Bewegung zu verändern. Die Zurüstungen dieser Art werden Monochorden und Sonometer genannt. Der vertikale Sonometer, Fig. 7881 ist weit richtiger und vollkommener, als der horizontale, weil in dem letzteren die Spannung, welche das Gewicht hervorbringen soll, immer mehr oder weniger durch die Reibung, welche die Maschine um ihre Axe auszustehen hat, gemildert ist; eine um so höhere Reibung, weil sie auf diese Axe durch die Wirkung der Kraft gleichsam gedrückt oder gepreßt ist und dieses macht, daß man nicht immer mit demselben Ge-

wichte, auf dieselben Saiten angewendet, dieselbe Spannung erhält. Durch diesen Bewegungsgrund muß man den vertikalen Sonometer, Fig. 7881, für die genauesten Untersuchungen und den andern für eine kleine Anzahl von Experimenten, wo die Horizontalität nothwendig ist, bestimmen. Da nun der Ton einer einfachen Saite, von allen andern Körpern abgesondert, nur sehr schwach seyn und gleich verhallen würde, so trägt man bei der Ausübung Sorge, den Anhängungs-Punkt auf einen leeren Kasten zu heften, dessen Wände von dünnen, trocknen und elastischen hölzernen Brettchen bestehen, wie die Kasten der Violinen-Basse und anderer Saiten-Instrumente. Die Erfahrung beweiset, daß diese Bretter die schwingende Bewegung der Saite theilen, wie dieselbe tönt, auch den Ton, welchen sie hervorbringt, nur vertieft. Wenn zwei Saiten von gleicher Dicke und von gleichem Stoffe gleich ausgespannt sind, und nur durch die Länge differiren, so sind die Anzahl der Schwingungen in einer gegebenen Zeit der Längen gleich. Wenn aber die Natur der Saite und ihre Länge sich gleich bleiben, so ändert man nur das Gewicht, welches sie ausdehnt. Die Zahl der Schwingungen in einer gegebenen Zeit, stehen mit den Quadratwurzeln dieses Gewichtes in gleichem Verhältnisse. Man kann leicht auf dem Monochord die Wirkung dieser beiden Arten von Veränderungen prüfen. Um die Länge von allen zu verändern, darf man nur einen kleinen beweglichen Steg, von einer dreieckigen Gestalt, anbringen, den man unter die Saite stellt, wo man sie begränzen will. Diesen Steg, den Fig. 7882 zeigt, muß eine solche Höhe haben, daß wenn man ihn zwischen der Tafel des Kastens und der Saite selbst anbringt, so wird diese stark genug darauf drücken, um am Berührungspunkte fest zu liegen. Man kann noch mit weit mehr Sicherheit und Genauigkeit die Saite zwischen den

Schenkeln einer metallenen Zwickzange, Fig. 7883 ziehen, vermöge eines Läufers, welcher zur Saite des Kastens angepreßt wird, und der eine Abtheilung gleicher Theile durchläuft, die auf seiner Seite gezogen worden, so daß man ihn hinführen und befestigen kann, an welchem Punkte der Länge man es wünscht. Man läßt nun die Zange los, oder man nimmt den Steg weg, um sogleich die ganze Saite schwingen zu lassen. Die Zahl ihrer Schwingungen in einer Secunde wird bestimmt seyn und kann durch die Formeln der Mechanik nach dem Gewicht der Saite berechnet werden. Ihre Länge ist das Gewicht ihrer Ausdehnung.

Wenn man zwei gespannte Saiten, von gleicher Materie und Dicke sich vorstellt, wovon die eine A die andere B genannt werden soll, und die Länge von A ist L, die Länge von B, I, die Kraft, welche die Saite A spannt K, die, welche die Saite B spannt, k, die Zahl der Schwingungen, welche die Saite A in einer Secunde macht, G, die Anzahl der Schwingungen, welche die Seite B in eben der Zeit von einer Secunde macht, g, so hat man dieses Verhältniß:

$$G : g = V^2 \frac{K}{L} : V^2 \frac{K}{I}$$

Ist die Länge beider Seiten gleich, oder $L = I$ so hat man

$$G : g = V^2 K : V^2 k.$$

Das heißt: die Anzahl der Schwingungen gleich langer und dicker Saiten, in gleichen Zeiten, oder welches dasselbe ist, ihre Tonhöhen verhalten sich, wie die Quadratwurzeln, der, die Saiten spannenden Kräfte. Man spannte zwei Saiten, wovon die eine 8 Zoll, die andere 12 Zoll Länge hatte, mit verschiedenen Kräften; die Kraft,

welche die erste spannte, war 2, die, welche die zweite spannte, 3. Die Tonhöhe der ersten mußte sich also zur Tonhöhe der zweiten verhalten, wie die Quadratwurzel von $\frac{2}{8}$ zu der von $\frac{3}{12}$. Da solche gleich sind, so gaben beide Saiten in diesem Falle gleiche Töne an. Bei gleich gespannten und gleich dicken Saiten verhalten sich die Dauer ihrer Schwingungen umgekehrt wie ihre Längen. Die Dauer der Schwingungen zweier gleich langen und mit gleichen Kräften gespannten Saiten, verhalten sich, wenn ihre Dicken verschieden sind, umgekehrt wie ihr Durchmesser. Die, durch gleich lange, gleich dicke und gleich gespannte Saiten hervorgebrachten Töne sind gleich, man nennt solche Töne einklingend und sagt, solche Saiten, die gleiche Töne hervorbringen, haben den Einklang. Sind zwei Saiten, deren Dicke und Spannung gleich sind, von verschiedener Länge, so bringen sie, durch ihre Erschütterung, verschiedene Töne hervor, die, nach dem Verhältnisse der Länge einer Saite zur andern und der damit übereinstimmenden Anzahl der Schwingungen, welche die Saiten in gleicher Zeit machen, verschieden sind und folgende Benennungen haben:

1) Verhalten sich die Längen der Saiten, wie 1 : 2, so ist der Ton der kürzeren die Oberoctave des Tons der längeren, der gegen ersteren der Grundton genannt wird.

2) Verhalten sich die Längen der Saiten wie 2 : 3, so giebt die kürzere Saite einen Ton, der die Quinte des Tons ist, den die längere giebt, deren Ton, bei allen diesen Vergleichungen, als Grundton desjenigen angesehen wird, den die kürzere Saite giebt.

3) Verhalten sich die Längen der Saiten wie 3 : 4, so ist der Ton der kürzeren die Quinte des Grundtons.

4) Verhalten sich die Längen der Saiten wie 4 : 5, so heißt der Ton der kürzeren Saite die große Terze des Grundtons.

5) Verhalten sich die Längen der Saiten wie 5 : 6, so heißt der Ton der kürzeren Saite die kleine Terze des Grundtons.

6) Verhalten sich die Längen der Saiten wie 3 : 5, so heißt der Ton der kürzeren Saite die große Sexte des Grundtons.

7) Verhalten sich die Längen der Saiten wie 5 : 8, so ist der Ton der kürzeren Saite die kleinere Sexte des Grundtons.

8) Verhalten sich die Längen der Saiten, wie 1 : 5, so ist der Ton der kürzeren Saite, die Oberduodecime des Grundtons oder auch die Oberoctave der Quinte.

9) Verhalten sich die Längen der Saiten wie 1 : 5, so ist der Ton der kürzeren die Oberduodecimeseptime oder die doppelte Octave der großen Terze der Saite, die den Grundton angiebt.

Aus den vorher angeführten Verhältnissen zwischen den Tönen verschieden gespannter oder verschieden dicker Saiten, läßt sich leicht in allen Fällen bestimmen, wie stark gespannt, wie lang und wie dick verschiedene Saiten seyn müssen, damit die Töne, die sie angeben, in ein bestimmtes und gegebenes Verhältniß stehen. Verschiedene Töne bringen durch ihre Vereinigung und gemeinschaftliche Wirkung auf die Hörorgane Empfindungen hervor, die angenehm sind und Vergnügen erregen, andere bringen wieder unangenehme Empfindungen hervor. Erstere nennt man consonirende Töne oder Consonanzen; letztere hingegen dissonirende Töne oder Dissonanzen. Nach der Erfahrung machen der Grundton und seine Octave, der Grundton und seine Terze, oder auch der Grundton, dessen Octave,

Quinte und Terze zusammengenommen, Vergnügen; weniger angenehm ist der Grundton und seine Quarte, desgleichen der Grundton mit seiner großen Sexte. Die übrigen Töne, bei welchem das Verhältniß der Dauer der Schwingungen verschieden ist, sind sämmtlich, wenn sie zusammengehört werden, dem Ohre empfindlich und ihre Wirkung ist in sehr abwechselnden Graden unangenehm, und zwar ist sie am unangenehmsten, wenn die Dauer ihrer Schwingungen um sehr weniges abweichen.

Voigt sagt über das beim Tönen der Körper vorgehende Schwingen: „Bei meinen Vorlesungen über die Experimentalphysik war mir bei der Lehre vom Schall daran gelegen, auf eine so viel als möglich sinnliche Art zu zeigen, daß bei den tönenden Körpern zur Zeit des Klanges nicht sowohl ihre Masse im Ganzen, als vielmehr ihre einzelnen Bestandtheile in einer schwingenden Bewegung wären. Der bekannte Versuch mit der gläsernen Glocke, an welche man während des Tönens eine feine Metallspitze hält, und zugleich einen feinen schwirrenden Klang bemerkt, schien mir, so wie der mit der sehr elastischen metallenen Schale, in die man Wasser gießt und mit einem Hämmerchen daran schlägt, um einen Nebel über der Wasserfläche zu erzeugen, nicht nett und entscheidend genug. Es fiel mir also ein, ob sich nicht auf der Oberfläche des Wassers in einem Trinkglase, auf dessen Rand man mit dem reinen nassen Finger herumfährt, um den bekannten Harmonika-Ton herauszulocken, eine Art von wellenförmiger Bewegung zeigen müßte, die nach Maaßgabe ihrer Gestalt und Zartheit einen sicheren und unmittelbaren Schluß auf das Schwingen der einzelnen Glastheilchen machen ließ. Ich nahm den Versuch vor und fand ihn meiner Erwartung aufs vollkommenste entsprechend. So lange ein unange-

nehmes Kurren durch Herumführung des noch nicht ganz reinen Fingers auf dem Rande des Glases zu hören war, so lange sah man auch die Oberfläche des Wassers nicht im mindesten verändert; allein mit dem Moment, wie sich der feine schneidende Ton hören ließ, erschien auch die Oberfläche des Wassers rings um vom Rande bis etwa zur Hälfte nach dem Mittelpunkte, wie mit einem äußerst feinen Netze von der Farbe eines etwas matt geschliffenen Glases bedeckt. Am ähnlichsten kommt die ganze Erscheinung einem äußerst feinen Milchflor. Verschiedene von denjenigen Personen, denen ich diesen Versuch zeigte, konnten die wellenförmigen Bewegungen der Wassertheilchen bis auf eine ziemliche Strecke unterhalb der Wasserfläche bemerken, wenn sie das Auge so hielten, daß sie seitwärts in das Glas sehen konnten. Sehr scharfe Augen, die von oben auf die Wasserfläche sahen, konnten sogar die äußerst kleinen Zwischenräumchen, welche die sich etwas schief durchkreuzenden kleinen Wellen machten, unterscheiden. Am merklichsten war die Erscheinung jedesmal an derjenigen Stelle der Wasserfläche, über welcher sich in senkrechter Richtung die streichende Fingerspitze befand und diese Hervorstechung folgte ringsum dem streichenden Finger. Außerdem war die wellenförmige Bewegung allemal gerade gegenüber beträchtlicher, als an anderen Stellen des Randes, und gerade in dem Verhältnisse, wie der Ton stärker und schneidender ward, zeigte sich auch die Erfahrung auffallender. Ich habe mich eines gewöhnlichen Weinglases und reinen Brunnenwassers bedient. Mit Wasser, worin salzige und metallische Auflösungen befindlich waren, wollte der Versuch nicht glükken; allein in elastischen metallenen Schalen mit Wasser, zeigte sich am Rande etwas Aehnliches, wenn man mit gehöriger Stärke von außen dagegen

schlägt. Die Erscheinung ist aber bei weitem nicht so nett, nicht so allgemein und anhaltend, wie bei dem beschriebenen Versuche und es gehört auch ziemliche Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit dazu, sie hervorzubringen und wahrzunehmen."

Ein Mehreres über das Tönen musikalischer Instrumente, s. unter Ton, in T.

Die Behauptung, die man in sehr vielen physikalischen Lehrbüchern findet, daß man die Theile sehr spröder Körper, indem man der Luft, die sie berührt, den Ton, den sie vermöge der Spannung ihrer Theile anzunehmen fähig sind, giebt, dergestallt in ihre kleinere Theile erschüttern, daß sie ihren Zusammenhang verlieren und in Stücken fallen, auf welche Art man durch Schreien soll Gläser zerbrechen können, wird von vielen Physikern bezweifelt.

Wie nun der Schall im Ohre aufgenommen wird, darüber sind die Naturforscher nicht einig; denn so bewunderungswürdig das Ohr gebildet und aus den feinsten Theilen zusammengesetzt ist, s. Ohr, Th. 104, S. 766 u. f., so wenig sind wir im Stande, die eigentliche Bestimmung aller dieser Theile und die Absicht ihres so künstlichen Baues anzugeben. Den Mehrsten scheint das Labyrinth das eigentliche Werkzeug des Gehörs zu seyn, zu welchem Schall und Ton durch die übrigen Theile bloß geleitet und fortgepflanzt werden. Der in der Luft erregte Schall geht nämlich durch die Muschel und den Gehörgang bis ans Trommelfell, setzt dasselbe in eine zitternde Bewegung, wodurch die Luft in der Trommelhöhle und durch diese das Häutchen des runden Fensters ebenfalls erschüttert wird. Ist also die Hälfte des Labyrinths gleichfalls mit Luft erfüllt, so wird auch dieser die Erschütterung mitgetheilt, sie wirkt alsdann auf die Gehörnerven und hiermit ist die Empfindung des Schalls unmittelbar

verbunden. Man fühlt es sogleich, sagt Achard, daß die Erklärung viel zu einfach ist, um den Mechanismus eines so zusammengesetzten Werkzeuges mit einiger Vollständigkeit begreiflich zu machen. Um also der Sache etwas näher zu kommen und zu erklären, wie die Verschiedenheit der Töne empfunden werden können, nimmt man an, der zum Hammer gehörige Muskel spanne das Trommelfell jederzeit so stark, daß es mit dem entstandenen Tone harmonisch bebe; durch die Bewegung des Amboßes und Stegereifs werden auch vermittelst des, am letzteren befindlichen, Muskels, das Häutchen am ovalen Fenster gleich stark gespannt und dadurch die Wirkung des Tones desto lebhafter ins Labyrinth übergebracht. Man stellt sich endlich die Fasern des häutigen Theils der Spiralscheidewand, welche von der Mitte gegen den Umfang laufen und in den weiten Windungen länger, als in den engen sind, als gespannte Saiten von verschiedener Länge vor, deren jede mit einem eigenen Tone überstimmt, und nimmt an, daß durch jeden Klang, die mit ihr harmonirende Fasern erschüttert und diese Schwingungen durch den Gehörnerven bis ins Gehirn fortgepflanzt werden, welche Erklärung Muſſchenbröck giebt. Der künstliche Bau der vier kleinen Gehörknöchelchen scheint aber doch eine wichtigere Bestimmung anzuzeigen, als die ihm hierbei zugeschriebene Spannung des Häutchens am ovalen Fenster ist, vielleicht pflanzt sie selbst durch ihre Bewegung den Ton vom Trommelfelle bis ins Labyrinth fort. Das zitternde Trommelfell erschüttert den Winkelhebel, den der Hammer und Ambos bilden und dadurch den Stegereif so, daß er sich um den einen Punkt seiner Grundfläche, wie um ein Charnier, schnell hin und wieder schwingt: Wäre nun das Labyrinth

voll Luft, so würde diese die Erschütterung der Nerven mittheilen und zum Gehirne bringen.

Bei allen diesen Erklärungen ist es eine große Schwierigkeit, daß man keine Oeffnung findet, durch welche Luft von gleicher Federkraft mit der äußeren ins Labyrinth gelangen kann, indem beide Fenster mit Häutchens verschlossen sind. Schon ältere Zergliederer haben Feuchtigkeiten im Labyrinthe wahrgenommen, Cotunni und Meckel haben endlich erwiesen, daß es ganz voll Wasser ist. Diese Entdeckung würde die ältern Naturforscher sehr in Verlegenheit gesetzt haben; jetzt wissen wir aber, daß auch das Wasser in einigem Grade elastisch ist und den Schall fortpflanzt, überdies sind auch zwei kleine Räume vorhanden, in welchen das Wasser zum Theil ausweichen kann. Nach Wünsch soll die ganze sehr zarte und elastische Masse des Labyrinths erschüttert werden, welche Meinung wohl die wahrscheinlichste ist. Wenn die Erschütterungen aus regelmäßigen und gleichzeitig auf einander folgenden Schwingungen bestehen, so wird ein Klang oder Ton, wenn aber dieses Regelmäßige fehlt, wird ein bloß unharmonischer Schall empfunden. Beide können, wenn sie stark werden, den Gaumen und die Zähne erschüttern und sogar Taubheit verursachen. Daß man mehrere Töne zugleich hört, erklärt man leicht dadurch, weil jeder Ton, die nur mit ihm harmonischen Fasern der Spiralscheidewand, erschüttert, daher von verschiedenen Tönen, auch verschiedene Nervenspitzen gerührt werden. Das Labyrinth, die Schnecke und die vier kleinen Gehörknöchelchen wachsen nicht, sondern sind bei Kindern eben so groß, als bei Erwachsenen. Man müßte hierbei annehmen, daß es die Absicht sei, zu bewirken, daß gewisse bestimmte Töne immer eben dieselben Stellen dieser Theile und auf eben dieselbe Art erschüttern

müssen; denn wenn z. B. die Nervenfasern der Spiralscheidewand an Länge zu nehmen, so würden Kinder gewisse hohe Töne hören können, die sie als erwachsene Person nicht mehr zu unterscheiden vermögend seyn würden. —

Wie man sich des Schalles bedienen kann, Entfernungen zu bestimmen, s. Th. 60, S. 677 u. f.

Karstens Kenntniß der Natur, S. 99.

Lichtenberg's Magazin, 7r Bd., 1s St., S. 46; 10r Bd. 2s St., S. 39.

Perolle über die totalen Schwingungen der schallenden Körper. Gren's Journal der Physik, 2r Bd., 1790, 2s Heft, S. 247.

Busch Mathematik, 2r Bd., S. 184.

Schulz, Handbuch der Physik, 4, 179.

Chladni Entdeckungen über die Theorie des Klanges. Leipzig, 1787.

Achard's Vorlesungen über die Experimentalphysik, 2r Th. Berlin, 1791, S. 147 u. f.

Précis élémentaire de Physique expérimentale. Par I. B. Biot. 2e edit. Tom. I., Paris, 1821, p. 350 u. f.

Schalldeich, Sardeich, solche Deiche, vor welchen nur ein kahles Watt oder eine so sumpfige und niedrige Anlandung befindlich ist, daß darin Schallen oder Wurzeln von Schilf und Rohr aufschießen und fortkommen können.

Schallen*), ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgat-

---

*) Bei dem Notker schillen, schellen und skellen, im Niedersächsischen gleichfalls schallen, im Schwed. skalla. Ehedem war es ein unregelmäßiges Zeitwort und bei dem Notker lautet das Imperfectum schull. Diese irregulaire Form hat sich noch in dem Zusammengesetzten erschallen erhalten, dagegen das einfache jetzt völlig regulär ist. Das Aktivum schällen, schallen machen, wird am gewöhnlichsten mit einem e geschrieben; s. Schelle und Schellen. Uebrigens ist dieses Zeitwort eine Onomatopöie eines hellen schallenden Lautes, der Form nach aber, das Intensivum des alten Zeitwortes schalen,

tung, welches das Hülfswort haben erfordert, einen Schall von sich geben, und verursachen, doch nur in der engen eigentlichen Bedeutung des Hauptwortes, einen hellen lauten Schall von sich geben. Die Posaune wird schallen. 1 Cor. 15, 52. Der Herr wird seine herrliche Stimme schallen lassen. Es. 30, 30. Der Wiederschall schallt aus den hohen Bergen. Weish. 17, 19. Die Gesellschaft ging mit einem schallenden Gelächter auseinander. In weiterer sonst ungewöhnlicher Bedeutung schallet bei den Jägern ein Thier, wenn es einen Laut von sich hören läßt, welches auch schalten, schelten und melden genannt wird.

Schallente, in einigen Gegenden, ein Name der Löffelente, Schildente, Anas latirostra Klein. Nach Adelung scheint hier Schall aus Schale verderbt zu seyn, und den weiten und tiefen Schnabel, welcher die Gestalt eines Löffels hat, zu bezeichnen.

Schallglas, Schallgläser, unten plattrunde Gläser, mit einem Halse von mäßiger Länge, deren Boden, wenn man gemächlich hineinhaucht, mit einem Krachen auswärts tritt, so man aber den Athem an sich zieht, sich auch krachend wieder hineinbegiebt.

Schallholz, s. Schalwerk.

Schallhorn, eine ehemalige, jetzt veraltete Benennung sowohl einer Posaune, als auch einer Schal-

---

welches unter andern auch einen gewissen Laut von sich geben bedeutet hat. Hall, hallen, Gall und gällen, das Griechische χηλειν, das Hebräische כ,רל, die Stimme und andere unterscheiden sich bloß durch den Mangel des verstärkenden Zischlautes, daher sie auch geringere Arten von Schällen bezeichnen. (Adelung.)

meye. Jetzt wird nur noch bei den Jägern der weite Theil des Hiefhorns, aus welchen der Schall herausfährt, das Schallhorn, noch häufiger das Schallstück genannt; s. das letztere.

Schallloch, Schalllöffnung, ein Loch, in so fern es dazu da ist, dem Schalle einen Ausgang zu machen. So werden die Oeffnungen in den Glockenthürmen, durch welche sich der Schall der Glocken verbreitet, Schallöcher genannt. Bei dem Flügelmacher dasjenige runde und durchbrochene Loch, welches auf einigen Klavieren und Fortepianos beinahe in der Mitte mit dem Schnitzer in dem Resonanzboden eingeschnitten wird; jedoch wollen die neueren Künstler dieses Schallloch nicht mehr anbringen, da sie es für unnöthig halten.

Schallrohr, s. Sprachrohr.

Schallstrahlen, s. oben, unter Schall.

Schallstück, die weite Oeffnung unten an den Waldhörnern, Trompeten, Posaunen ꝛc., durch welche der Schall herausfährt. An den Pauken ist es der Trichter über dem runden Loche an dem Paukenkessel, wo es auch die Stimme genannt wird, weil man daran die Pauke stimmt und ihr die verlangte Spannung geben kann.

Schalltopf, in der Baukunst, eine Art Urnen, welche die Alten in horizontaler Lage, so daß die Oeffnung aus der Mauer guckte, in die inwendige Kirchenmauer mit einmauerten, weil sie glaubten hierdurch den Schall zu verstärken.

Schallung, ein nur in den Niederdeutschen Marschländern übliches Wort, das mit Schilfrohr bewachsene oder auf eine andere Art befestigte Ufer eines Deiches oder Dammes zu bezeichnen. Es wird von Vielen, und wie es scheint, richtiger Schalung und Schale geschrieben, und ge-

sprochen, da es eigentlich die Bekleidung mit Schalen oder Brettern bezeichnen würde.

Schalm, im Land- und Forstwesen, der abgesonderte Theil eines Waldes, oder auch einer Wiese, welche Benennung besonders in der Mark Brandenburg üblich ist. — Auch ist der Schalm ein oder mehrere Hiebe mit der Axt oder mit dem Beile durch die Rinde eines Baumes, wonach ein Stück Rinde abfliegt und ein weißer Fleck zum Merkmale entsteht, welches man auch das Anschalmen nennt; daher anschalmen, schalmen einen Baum durch Weghauung eines Stückchens Rinde anzeichnen.

Schalmen, s. den vorhergehenden Artikel.

Schalmeye, der Name eines musikalischen Blase-Instrumentes, welches im Ganzen einer Röhre, einem Cylinder gleicht und von welchem es mehrere Arten giebt. So nennt man die Pfeife an einem Dudelsacke die Schalmeye. Am üblichsten gebraucht man es von einem Blase-Instrumente, welches der Haut-Bois gleicht, nur daß es größer ist, unten kein Daumloch hat und stärker zu blasen ist, daher auch einen stärkeren Laut giebt. Es wird noch hin und wieder auf dem Lande von den Schäfern gebraucht; s. auch Th. 24, S. 6. Man pflegt auch zuweilen die kleineren Haut-Bois Schalmeyen zu nennen. Ehemals hieß die Schalmeye auch das Schallhorn, und auf dem Lande einiger Gegenden führt sie noch den Namen der Tatter, vermuthlich, sagt Adelung, wegen ihres schnarrenden Klanges. In den Orgeln ist es ein Register unter den Schnarrwerken, das 8 Fuß Ton hat.

Schalmuschel, eine Art einschaliger Muscheln, deren Muschel oder Schale, einem Napfe oder einer Schale in der ersten Bedeutung gleicht; da-

her man sie auch Schüsselmuschel nennt; auch Patelle, Patella; s. Th. 108, S. 117.

Schalohr, eine im gemeinen Leben übliche Benennung der fehlerhaften weiten Ohren eines Pferdes, welche gleichsam zwei Schalen gleichen; daher nennt man auch ein mit solchen Ohren begabtes Pferd selbst ein Schalohr.

Schalong, s. Chalons, Th. 8, S. 9.

Schalotte, Schalottenlauch, Schalottenknoblauch, Aeschlauch, Eschlauch, Ascalonischer Lauch, Allium Ascalonicum, scapo nudo tereti, foliis subulatis, umbella globosa, staminibus tricuspidatis; Linn. Spec. plant. Tom. I., p. 429. Cepa foliis subulatis, radicibus oblongis conglobatis. Hort. cliff. 36. Hort. ups. 79. Cepa ascalonica. Moris. hist. 2, p. 383. Cepa sterilis. Bauh. pin. 72. Franz. Echalotte, Escalotte; Ital. Scalogna; Span. Escalona; Engl. Scallion, Ascaloniar Garlick or Schalott; Schwed. Scharlotter. In der Monseeischen Glosse Hynnïlaec.

Diese Art Lauch, welche unter Lauch, Th. 65, S. 698 zwar erwähnt, aber nach Zwiebel verwiesen worden, wird wohl besser hier unter seinem Namen einen Platz finden, weil er doch schon von der Pflanzengattung, wozu er gehört, getrennt worden. Er gehört in die erste Ordnung der sechsten Klasse (Hexandria Monogyna) des Linnéischen Pflanzensystems und hat folgende Gattungskennzeichen: der Blumenschaft ist walzenrund und aufrecht, mit einem kugelförmigen Blumenschirme gekrönt. Die Blumenblätter sind blau, mit einer dunklen Linie durchzogen und umgeben. Die Staubfäden sind

dreifach langgespitzt. Die Blätter, welche aus einer länglichen Zwiebel vorkommen, sind pfriemenförmig.

Das Vaterland dieses Lauchs ist Palästina, wo er sehr häufig wächst, besonders um die Stadt Askalon, wovon er auch den Namen erhalten hat; aber auch, nachdem er bei uns, überhaupt in Europa, eingeführt worden, hat er sich sehr verbreitet und kommt fast in jedem Klima fort. In England sind die Schalotten im strengsten Winter nicht erfroren, sie treiben zeitig nach dem Winter ihre grünen Schoten hervor. Dieser Lauch vermehrt sich ungemein stark durch die Nebenzwiebeln und läßt sich in jedem Boden mit Vortheil ziehen, vorzüglich liebt derselbe einen fetten, jedoch nicht frisch gedüngten, etwas sandigen Boden. Man kann die Zwiebeln zeitig im Frühjahre, noch besser aber im Herbste, in ein gut gegrabenes, 3 — 4 Fuß breites Beet, entweder in Reihen pflanzen, oder man bezeichnet kleine Furchen, 6 Zoll im Gevierte, und legt die von den alten beim Ausheben abgenommenen Zwiebeln in gehöriger Entfernung hinein. Die Engländer geben 3 Fuß Breite und etwa 6 Zoll in's Gevierte haltende Beete an, wo man dann jedesmal nach ihnen drei bis vier Zwiebeln in ein Loch stecken muß. Geschieht das Pflanzen derselben im Frühjahr, so ist die beste Zeit dazu der Monat März, bei guter Witterung zu Anfange desselben. Man legt sie nach Leonhardi drei Zoll tief und sechs Zoll weit von einander; pflanzt man sie im Herbste, so soll man nach Reichart auf das Beet 2 bis 3 Zoll hoch Pferde- oder Kuhmist werfen und solchen, sowohl den Winter, als Sommer über darauf liegen lassen; sie

sollen hiernach recht gut wachsen und sehr viele Zwiebeln bringen.

Die Schalottenzwiebeln, so auch die Rocambole, der Knoblauch ꝛc., dürfen nicht eher aus der Erde genommen werden, bis die Blätter zu trocknen anfangen, welches gemeiniglich im August zu geschehen pflegt, dann werden sie ausgehoben und zum Gebrauch aufbewahrt; auch kann man zu der Zeit diejenigen, welche zur Fortpflanzung bestimmt sind, aussuchen. Nach Dietrich's Erfahrungen soll man die Schalotten lange Zeit zum Gebrauch aufheben können, wenn man sie auf folgende Art behandelt. Zu der Zeit, wenn man die Zwiebeln aus der Erdt nimmt, werden sie in Wasser gewaschen und von allen Unreinigkeiten gesäubert; dann breitet man sie an einem trocknen luftigen Ort aus und wendet sie öfters um, bis sich keine wässrigen Theile mehr an der äusseren Schale zeigen; dann legt man sie in ein Sieb und stellt dieses auf einen Ofen, oder an einen anderen Ort, wo gelindes Feuer gehalten wird. Wenn man die Zwiebeln in Menge trocknen will, so ist es besser, wenn man zu diesem Zwecke mit Weiden geflochtene Hürden benutzt, und dieselben an einen guten Feuerplatz stellt. In beiden Fällen, nämlich in dem Siebe und auf der Hürde, müssen die Zwiebeln wenigstens des Jahres ein auch mehrere Male gewendet werden, sonst werden sie auf einer Seite zu sehr und auf der andern zu wenig trocken. Findet man nun, daß die Zwiebeln dürre genug sind, um ohne Nachtheil auf einander liegen zu können, so werden sie in ein dazu passendes Geschirr, z. B. ein Faß, Kiste ꝛc. gelegt, wo sie ein Jahr, nachdem sie gut getrocknet worden, auch noch länger aufgehoben werden können.

Reichhart's Land- und Garten-Schatz. 5te Aufl. 3r Th., Erfurt, 1791, S. 225.

Vollständige Anleitung zur Wartung aller in Europa bekannten Küchengewächse. Aus dem Englischen übersetzt von Franz Hermann Heinrich Lueder. Lübek, 1780, S. 749.

Handbuch für Gartenbesitzer, Gärtner und Liebhaber des Gartenbaues, 3te Aufl. 1813, S. 117, 256, 295, 312.

Dietrichs Lexicon der Gärtnerei und Botanik, 1r Bd., unter Allium.

Schalottengras, knolliges Rispengras, kleines Zwiebelgras, Lauchelgras; Poa bulbosa Linn.; s. Zwiebelgras.

Schalottenknoblauch, s. d. vorhergeh. Artik.

Schalottenlauch, s. daselbst.

Schalottenzwiebeln, s. daselbst.

Schälpflanzung, eine Art einer Pflanzung, um damit einen wilden, noch nicht urbar gemachten, Boden gleichsam abzuschälen, zu entrasen.

Schalpöste, s. unter Lasche, Th. 65, S. 114.

Schalstück, s. Schalbrett.

Schalten *), ein regelmäßiges, thätiges und ein

---

*) Dieses Zeitwort ist der Figur nach das Intensivum von dem schon gedachten veralteten schalen und bedeutet eigentlich gewisse, mit einem eigenthümlichen Schalle verbundene Handlungen vornehmen. Daher wurde es ehemals für stoßen gebraucht, Scalt thaz Shef in Tiuffi, stoße das Schiff auf die Höhe, im Tatian Du scaltest sie ze rukke, du stößest oder treibst sie zurück. Notker. Bei dem Dasypodius und Frischlein, ist, dem Frisch zu folge, ein Schiff schalten, es fort steuern die Schalte, eine Stange, womit die Schiffe gehalten, oder womit sie gesteuert werden, und Schalter der Steuermann. Jemanden von sich schalten, heißt bei dem Kaisersberg, ihn von sich jagen, davon schalten, fortgehen. Schalten in der zweiten Bedeutung darf eben keine Figur davon seyn, sondern kann auch als eine unmittelbare Onomatopöie des Handthierens

Zeitwort der Mittelgattung, welches im letzteren Falle, das Hülfswort haben erfordert, aber schon längst sehr ungewöhnlich geworden ist. Es bedeutet noch 1) Schieben, in welchem Verstande es nur noch in dem zusammengesetzten einschalten üblich ist, und das Lateinische calare in intercalare, als seinen Verwandten erkennt. — 2) Handthieren, behandeln, und, figürlich, die Veränderungen eines Dinges nach Gutdünken bestimmen. Mit etwas nach eigenem Belieben schalten, nach eignem Belieben damit umgehen, verfahren. Schalte damit wie du willst. Am häufigsten braucht man es im gemeinen Leben in Verbindung mit dem gleichbedeutenden walten. Mit etwas schalten und walten, die Veränderung eins Dinges nach eigenem Willkühr bestimmen. Die Hauptwörter das Schalten und die Schaltung sind im Hochdeutschen nicht gewöhnlich.

Schalthier, s. Schalenthier.

Schaltjahr, in der Chronologie und dem Kalenderwesen, ein Jahr, welches in die Reihe mehrerer Jahre über die gewöhnliche Zahl eingeschaltet wird. Am gewöhnlichsten ein Jahr, welches durch einen Schalttag, um einen Tag länger gemacht wird, in welchem ein Tag eingeschaltet wird; s. unter Jahr, Th. 28, S. 592, 599.

Schaltmonat, daselbst, ein Monat, welcher über die gewöhnliche Zahl der Monate eingeschaltet

---

mit körperlichen Dingen angesehen werden. Im Hebräischen ist שלט gleichfalls herrschen, beherrschen. Die von der ersten Bedeutung gebildeten Oberdeutschen Schaltfürst, Schaltkönig, Schaltpfarrer ꝛc. einen Vice-König, Vice-Pfarrer zu bezeichnen, sind im Hochdeutschen ungewöhnlich; auch wegen der Zweideutigkeit des darin herrschenden Begriffes der Eintheilung nicht anzurathen. (Adelung.)

wird. So wird in einem Mondenjahre der dreizehnte Monat, welcher über die gewöhnliche Zahl eingerückt wird, damit der Anfang eines Jahres zu einer und derselben Jahreszeit erhalten werde, ein Schaltmonat genannt, s. den vorher bei Schaltjahr erwähnten Theil der Encyklopädie.

Schalttag, eben daselbst, ein Tag, welcher über die gewöhnliche Anzahl der Tage in der Zeitrechnung eingeschaltet wird, damit das bürgerliche Jahr mit dem astronomischen übereinkomme; s. den vorher erwähnten Theil.

Schalung, Buhne, im Wasserbau, eine aufgeführte Bedeckung des Ufers am Meere oder an einem Strome, das Erdreich zu befestigen, dem Einreißen des Wassers zu wehren und den Schiffen eine bequeme Anlandung zu machen. Sie wird entweder durch stark eingeschlagene Wasserpfähle und dahinter aufgeschürzte Bohlen gemacht, oder von Steinen erbauet, s. Buhne, Th. 7, S. 253 u. f.

Schaluppe, s. Chaluppe, Th. 8, S. 9.

Schalwerk, Brust, Riegewand, Kehrwand, ein aus Grundpfählen oder sonst gut zusammengestrichenen Pfosten festgeschlagene Wand. Man gebraucht sie bei Mühlen, Wasserwerken, Schleusen, Sielen und an anderen Orten, um unten dem Durchdringen des Wassers zu wehren und zu widerstehen.

Schalwerden des Bieres, s. unter Schal.

Schälzahn, im gemeinen Leben ein schadhafter Zahn, besonders bei den Pferden, welcher sich abschälet; ein Schieferzahn, Blätterzahn

Scham*), ein Wort, welches in einer doppelten Hauptbedeutung üblich ist. I. Der Zustand, da man sich schämet. — 1) Eigentlich, die mit

*) In der ersten Hauptbedeutung schon bei dem Kero Scamu, bei

Schamröthe verbundene Unlust, und in weiterer Bedeutung die Unlust, die unangenehme Empfindung über das Urtheil Anderer von unserer Blöße, und in weitem Verstande, von unserer Unvollkommenheit. Vor Scham roth werden. Scham empfinden. Vor Scham die Augen nicht aufschlagen können. Sich in Scham verhüllen, in der dichterischen Schreibart. — 2) In weiterer Bedeutung. a) Das Vermögen, die Fähigkeit, Unlust über das Urtheil Anderer von unserer Blöße, von unserer Unvollkommenheit zu empfinden; wo es noch im gemeinen Leben am üblichsten ist. Wo kein Scham ist, da ist keine Ehre. Weder Scham noch Schande haben. Aller Scham den Kopf abgebissen haben, in der niedrigen Sprechart, die Fähigkeit sich zu schämen verloren haben. b) Die Fertigkeit, Alles zu vermeiden, was die Blöße des Leibes zeigen und in weiterer Bedeutung Neigung zur Unkeuschheit verrathen kann, eine jetzt veraltete Bedeutung, in welcher es ehedem sehr häufig für Zucht, Züchtigkeit, Schamhaftigkeit ꝛc. gebraucht wurde.

---

dem Notker Scama, im Niederf. Schaam und mit einem andern Suffixo Schämte, im Angelf. Scame, im Engl. Sham, im Schwed. Skamm: f. Schämen. In der zweiten Hauptbedeutung wird es gemeiniglich als die Figur der erstern angesehen und durch dasjenige erklärt, dessen man sich zu schämen hat. Allein es ist wahrscheinlicher, daß der Begriff der Blöße hier der herrschende ist, der wieder eine Figur des Lichtes ist, daher es in dieser Bedeutung unmittelbar mit dem veralteten Schämen oder Schemen, das Bild, der Schatten, Schein, und den Intensivis Schimmel und Schimmer zusammenhängt. Auch die Scham, als eine Empfindung betrachtet, setzet im eigentlichsten Verstande die unanständige Blöße voraus. Das Wort Blöße selbst wird in der edlen Sprechart zuweilen von denjenigen Theilen gebraucht, welche der Wohlstand zu entblößen verbietet; f. Schämen. (Adelung.)

Scham ist ein Krone,
Die zieret frowen schone.

Burkhard von Hohenfels.

Din Scham alsam ein reines kint in schoner frowen schozen spilt;
Schame zieret reiniu wib und wirdet edelen man;
Schame kan leiden of den ban,
Da nie schandentrit kam an.

Der Marner.

Die Schwäbischen Dichter sind voll von Lobsprüchen dieser Scham, besonders bei dem weiblichen Geschlechte. Scham machet große Gunst, Sir. 32, 14. Die Weiber sollen sich mit Schamzucht schmücken, 1 Tim. 2, 9. 3) Figürlich, dasjenige, dessen man sich zu schämen hat, das Urtheil Anderer selbst von unserer Blöße, und in weiterem Verstande, von unsern willkührlichen Unvollkommenheiten, eine gleichfalls veraltete Bedeutung, in welcher es ehedem für Schande und das nahe verwandte Schimpf sehr üblich war. Ihre Scham war offenbar, Ezech. 23, 18. Mit Scham bekleidet werden, Ps. 35, 26. Du weissest meine Schmach, Schande und Scham, Ps. 69. 20. Mit Scham unten an sitzen, Luc. 14, 9.

II. Die Blöße des Leibes. 1) Ueberhaupt, wo man es nur noch in der im gemeinen Leben üblichen Redensart gebraucht, seine Scham nicht bedecken können, seine Blöße, halb nackend gehen. 2) In engerer Bedeutung ist es eine ehrbare und anständige Benennung der Geburtsglieder beider Geschlechter, derjenige Theil des Leibes, welchen die Schamhaftigkeit zu bedecken befiehlt, deren Blöße vornämlich Scham erweckt, und welche man auch die Schamglieder, die Schamtheile zu nennen pflegt. In diesem

Verstande, in welchem es schon bei dem Winsbeck die Schame lautet, ist es in der Deutschen Bibel und bei andern Schriftstellern sehr gangbar, für die anständige Schreibart aber auch schon zu unedel. In engerer, besonders in der Anatomie üblichen Bedeutung ist die Scham, Lat. Pubes, die unterste Gegend des untern Schmeerbauches, unmittelbar über den Geburtsgliedern.

Schamarterie, Schamschlagader, Schampulsader, Pudenda, Pudenda communis. In der Anatomie eine Arterie, welche in beiden Geschlechtern als ein gemeinschaftlicher Stamm mit der Ischiadischen Arterie, vor der sie im Becken hinabläuft, entspringt. Im weiblichen Becken pflegt sie die mittlere Mastdarmarterie abzugeben, die zuweilen als ein besonderer Ast aus der Beckenarterie entspringt. Sie giebt unbeständige Aestchen an den inneren Hüftbeinlochsmuskel, auch ans Hüftbein und den runden Lendenmuskel; ferner an den Mastdarm, die bisweilen Zweige an die Scheide und Harnblase abgeben; oder eigene Aestchen an die Harnblase und die am Mastdarme liegenden Saugaderdrüsen; im männlichen Geschlechte bisweilen auch noch für die Vorsteherdrüse und Samenbläschen; tritt zwischen dem Birnmuskel und Aufheber des Afters aus dem Becken; giebt Aeste an den Birnmuskel, großen Gefäßmuskel und inneren Hüftbeinlochsmuskel, welche letztere mit der inneren Schenkelkranzarterie und Hüftbeinlochsarterie anastomosiren. Sie erzeugt zuweilen einen, nicht aus ihr, sondern aus der Ischiadischen Arterie kommenden tiefen Ast, welcher am oberen Zwillingsmuskel bis zum großen Rollhügel quer absteigt und dessen Zweige theils an die Zwillingsmuskeln, an den inneren Hüftbeinlochmuskel und an den großen Rollhügel gehen, theils vom inneren Hüftbeinlochsmuskel be-

deckt an den Umfang der Pfanne absteigen und mit der Schenkelkranzarterie anastomosiren. Sie schlägt sich darauf zwischen den beiden untern Beckenbändern, von der den inneren Hüftbeinlochsmuskel überziehenden Haut bedeckt, bis zum Quermuskel des Dammes bogenförmig herum und giebt nach außen und innen Aeste. Die äußeren Aeste gehen zum inneren Hüftbeinlochsmuskel in den Sitzknorren, an den Aufrichter des Kitzlers, an den langen Bauch des dreibäuchigen Schenkelmuskels, und an den zweibäuchigen Schenkelmuskel, und anastomosiren häufig mit der Huftbeinlochsarterie und der inneren Schenkelkranzarterie.

Von den inneren oder den vorzüglichsten Aesten anastomosiren einige in der Tiefe, theils mit den Steisbeinästen der Ischiadischen Arterie, theils, indem sie sich in den Aufheber des Afters verbreiten und durch ihn zum Mastdarme dringen, mit Zweigen der mittleren Mastdarmarterie. Andere Aeste, die man eigentlich äußere Mastdarmarterien nennt, gehen ins Fett um den After, in den Aufheber und Schließers des Afters, auch wohl in den großen Gefäßmuskel. In der Nähe des Quermuskels im Damm giebt der Stamm einen ansehnlichen flachen Ast zum Schließer des Afters, Quermuskel des Damms, zum Scheidenenger und zum Damm; im Manne zum Wulste der Harnröhre und zu den Ruthenaufrichtern. Am oder vor dem Quermuskel des Dammes, spaltet sich der Stamm der Schamarterie in den flachen und tiefen Ast. Der flache Ast oder die Dammarterie läuft entwender zwischen dem Quermuskel und der Haut des Dammes oder zwischen den Quermuskeln selbst, denen sie, so wie dem Schließer des Afters, Scheidenbeenger, Aufrichter des Kitzlers, schwammigen Körper des Kitzlers, der Haut des Dammes, der Scheide und den

Schamlippen-Zweige ertheilt, fast bis zum Kopfe des Kitzlers, und mündet mit den Zweigen der Hüftbeinlochsarterie und inneren Schenkelkranzarterie zusammen. Im Manne geht sie noch zum Harnschneller, Wulste der Harnröhre, Ruthenaufrichter, in den Hodensack bis zu den Hoden, wo sie mit den Samenarterien und der Arterie der Ruthe, so wie in den Weibern mit den vordern Hodenarterien aus der Schenkelarterie zusammenmündet. Der tiefe Ast oder die Kitzlerarterie läuft zwischen dem Scheidenbeenger und dem schwammigen Körper des Kitzlers darauf am Sitzbein und Schambein nach vorne aufwärts, giebt Zweige an den Quermuskel und die Haut des Dammes, an den Aufrichter und an den schwammigen Körper des Kitzlers, ans Ende der Harnröhre und vorzüglich an die Scheide; und spaltet sich, wenn sie zwischen den Körper des Kitzlers und das Schambein treten will, nachdem sie bisweilen kurz vorher einen Zweig ins Becken zur Vereinigung mit den Blasenzweigen aus der Nabelarterie abgiebt; a) in den stärkeren, tiefer in die Scheide sich verbreitenden Zweig; b) in den schwächeren flacheren auf dem Rücken des Kitzlers in der Haut sich verbreitenden Zweig; c) und in einen größeren mit dem von der anderen Seite zusammenmündenden Aste, der sich tief bis in die Eichel im Kitzler verbreitet, auch wohl doppelt ist. Im männlichen Geschlechte geht der tiefe Ast oder die Ruthenarterie, vom Quermuskel des Dammes bedeckt, zwischen dem Ruthenaufrichter und dem Harnschneller; darauf tief zwischen dem schwammigen Körper und dem Sitzstücke und Schamstücke des Hüftbeins und dem Ruthenaufrichter bis an die Vereinigung der schwammigen Körper; giebt unter Weges ein Paar starke Aeste in den schwammigen Körper

der Harnröhre, kleinere Aeste in den Harnschneller, inneren Hüftsbeinlochsmuskel, Ruthenaufrichter, schwammigen Körper der Ruthe und in die Vorsteherdrüse, welcher letztere Ast mit der Blasenarterie zusammen zu münden pflegt. Bisweilen bildet ein Zweig dieses Astes mit einem andern eine Blasenarterie, der an die Vorsteherdrüse geht, die Ruthenarterie. Selten geht diese Ruthenarterie ganz in den schwammigen Körper der Harnröhre und bildet nur durch einen mäßigen Ast, mit einem dann noch weit größeren Aste von der Hüftbeinlochsarterie vereinigt, die Arterie der Ruthe. Darauf theilt sie sich in zwei Zweige, einen flacheren und einen tieferen; oder in drei für den schwammigen Körper der Harnröhre, für die Harnröhre und für den Rücken der Ruthe. Der flachere Zweig oder die Arterie des Rückens der Ruthe, welche bisweilen auf einer Seite sehr klein ist, so daß sie sich in den Stamm der anderen Seite begiebt, läuft ihrer ganzen Länge nach unter der Haut, bis sie sich in der Furche um die Eichel in die Vorhaut und das schwammige Gewebe der Eichel verbreitet. Unter Weges giebt er Aeste in den Hodensack und vereiniget sich in der Nähe der Eichel mit dem von der anderen Seite. Der tiefere Zweig oder die tiefe Ruthenarterie macht gewöhnlich mit dem der anderen Seite eine ansehnliche Zusammenmündung, dringt mit einem oder zwei Stämmchen, oder mit einem, beiden schwammigen Körpern gemeinschaftlichen Stämmchen in die schwammigen Körper der Ruthe und verbreitet sich in solchen, so daß er auch in den schwammigen Körper der Harnröhre mit häufigen Aestchen übergeht.

Schamade, Chamade, im weitläuftigen und weniger gebräuchlichen Verstande ist Chamade ein

Trommelschlag oder Blasen der Trompete, womit man dem Feinde ein Zeichen giebt, daß man mit ihm zu sprechen verlange; im engeren und gewöhnlichern heißt es der Trommelschlag, den der Commandant einer belagerten Festung auf den Wällen derselben thun läßt, um anzuzeigen, daß er dieselbe übergeben und deshalb kapituliren wolle. Ist die Festung an mehreren Orten angegriffen, so wird an jedem derselben die Schamade geschlagen und an jedem einen oder mehrere weiße Fahnen aufgestellt, damit aller Orten von beiden Seiten sowohl das Schießen, als das Arbeiten eingestellt und Alles in dem Stande gelassen werde, wie es sich jetzt befindet.

Schambein, Schamstück, Schloßbein, Schoosbein, Os pubes, in der Anatomie, das kleinste Bein und besteht aus zwei Aesten, einem eckigen Horizontal- und einem flachen absteigenden Aste. Der Horizontalast, Ramus horizontalis, transversalis oder superior, ist größtentheils eine Fortsetzung des Darmstückes und nur kleineren Theils des Sitzstückes. Oben zeigt sich auf ihm die Fortsetzung der Gränze, zwischen dem kleinen und großen Becken, als eine scharfe Leiste, die sich nach außen zu in einen rundlichen Höcker umschlägt, und dadurch seine innere Fläche von der äußern scheidet. Die äußere Fläche ist, wo das Schenkelgelenk unter ihr liegt, gewölbt; dann im Absteigen, wo der Samenstrang, oder im weiblichen Geschlechte das runde Band auf ihr liegt, leicht ausgeschweift, fängt breit am Rande der Pfanne an und verläuft sich, als ein rundlicher, immer schmäler werdender Rücken ebenfalls gegen den rundlichen Höcker. Die äußere Fläche des absteigenden Astes ist oben breit, dann allmählig schmäler, bis sie sich mit der Fläche des aufstei-

genden Astes des Sitzbeines vereiniget. Die innere Fläche ist glätter, als die äußere, aber ein wenig nach außen umgelegt, übrigens am Horizontalaste leicht ausgeschweift, am absteigenden Aste leicht gewölbt. Die Knorpelfläche, wodurch sich das Schamstück mit dem von der anderen Seite verbindet, hat auch nach innen eine Leiste, steht übrigens nach vorne immer weiter von der andern ab. Seine Substanz ist am gegen das ovale Loch gerichteten Rande schmäler, von da gegen den übrigen Umfang zu allmählig dicker.

Schamblutader, Schamvene, Pudenda communis, in der Anatomie eine Blutader, welche zu der Beckenvene gehört; nämlich die Schamvene, die Ischiadische Vene, die Hüftbeinlochsvene, die Harnblasenvene, die Scheidenvene, die Uterusvene, die mittlere Mastdarmvene, die Gefäßvene, die Seitenkreuzbeinvene und die Hüftlendenvene, welche auf jeder Seite in den Beckenvenestamm zusammenfließen, gleichen, bis auf die Nabelvene, den Arterien oder Pulsadern, neben denen sie liegen, und bilden durch ihre starken und häufigen Zusammenfliessungen ansehnliche Geflechte, z. B. das äussere und das innere Schamgeflechte, Plexus pudendalis externus et internus. Die Schamvene bildet jedoch auf dem Rücken der männlichen Ruthe und dem weiblichen Kitzler nur einen einfachen Stamm zwischen beiden Arterien, wenn sie aber unter den Schambeinbogen fortgegangen ist, so theilt sie sich für die rechte und für die linke Seite.

Schämel,*) Diminut. Schämelchen, ein Wort,

---

*) In der letzten Bedeutung schon im Tatian Scamal, im Oberdeutschen Schamel und im Niedersächsischen Schemmel.

in dessen noch hin und wieder üblichen Bedeutungen mehrere Hauptbegriffe vorstechen. 1) Mit dem Begriffe der Masse, der Ausdehnung in die Länge, Breite und Dicke, ist der Schämel in einigen Oberdeutschen Gegenden ein Klumpen, ein Stück. So ist es bei dem Wurstisen ein Eisschämel, ein großes Stück Eis, eine Eisscholle. Es kann hier auch von dem veralteten noch bei dem Kero befindlichen Skemman, abkürzen, abstammen, so daß es ein abgesondertes Stück bedeuten würde; s. die Anmerkung zu dem Zeitworte Schämen. — 2) In manchen Fällen ist der Schämel ein Gerüst, ein Gestell, welches etwas trägt, wobei zuweilen der Begriff der Bequemlichkeit mit eintritt. So ist der Reitschämel in den Sägemühlen das Gestell, worauf der Sägeklotz liegt und auf demselben gleichsam reitet, das ist, sich vorwärts bewegt. In der Artillerie ist der Schämel eines Mörsers, ein an den Mörser gleich angegossener Fuß, s. Schämelmörser. In der Landwirthschaft ist der Wendeschämel, Lenkschämel, Rungenschämel, ein auf der Achse befestigtes Holz, woran die Rungen befestiget sind und welches die Wendung des Wagens erleichtert. Die Schämel der Weber sind bewegliche Tritte unter den Füßen des Webers. — 3) In der engsten und gewöhn-

---

Kero nennt alle Sitze oder Bänke Scamel. Das Lateinische Scamnum und Scabellum ist genau damit verwandt. Um des männlichen Geschlechtes willen kann die Endsylbe hier nicht eine Verkleinerung bezeichnen, sondern sie muß das Suffixum — el seyn, welches sowohl ein Werkzeug, als ein Subject andeutet. Es kommt hier also auf die Sylbe Schäm — an, welche ihre Erläuterung in der Anmerkung zu dem Worte Schämen finden wird.

lichsten Bedeutung ist der Schämel ein hölzernes Gestell, gleich einem Stuhle, darauf zu sitzen, ferner ein kleines niedriges Gestell, die Füße im Sitzen darauf zu stellen, daher er auch, zum Unterschiede von den vorigen Arten, der Fußschämel genannt wird. Im gemeinen Leben Obersachsens und Oberd \ch=lands heißt er die Hutsche.

Schämeleisen, an den Weberstühlen, diejenigen Eisen, in welchen sich die Weberschämel bewegen.

Schämelmörser, in der Artillerie, ein mit einem Schämel oder angegossenen Fuße versehener Mörser, ein Fußmörser.

Schamen, der Schein, Schatten, s. Schemen.

Schämen,*) regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches aber nur als ein zurückwirkendes gebraucht wird, sich schämen. I. Eigentlich, Scham empfinden; im eigentlichsten Verstande sowohl über die von andern entdeckte Blöße des Leibes erröthen, und in weiterer Bedeutung, Unlust über die von andern entdeckte Unanständigkeit und Unvollkommenheit an uns empfinden. Adam und Eva waren beide nackt und schämten sich nicht. 1 Mos., 2, 25. Ich schäme mich es zu sagen. Sich vor jemanden schämen, Unlust empfinden, daß er unsere Unanständigkeit entdeckt habe oder entdecken werde. Sich vor sich selbst schämen. Pfui, schäme dich in dein Herz! im gemeinen Leben. — In weiterer Bedeutung

---

*) Schon im Isidor, bei dem Ottfried und Willeram schamen, in den gemeinen Sprecharten noch jetzt schamen, im Angels. Sceaman, bei dem Ulphilas Skama, im Schwed. Skamas. Frisch hatte den sonderbaren Einfall es von dem Ital. Scemare, nehmen, abstammen zu lassen, weil Adam und Eva sich nicht eher zu schämen anfingen, als bis ihnen das göttliche Ebenbild genommen war. (Adelung.)

wird es auch zuweilen für scheuen, Scheu empfinden, gebraucht. Schäme dich nicht, das Recht zu bekennen, Sir. 4, 25. Besonders wenn man wegen übler Erziehung bei rechtmäßigen oder unschuldigen Dingen Scheu oder Scham empfindet. Wenn die Sache, wegen welcher man sich schämt, durch ein Hauptwort ausgedrückt wird, so steht solches auch wohl in der zweiten Endung. Sich eines Wortes schämen, sich schämen dasselbe zu sagen oder auszusprechen. Es ist eine elende Scham, wenn man sich einer höheren Hülfe schämet, Gell. Diese Verbindung ist aber bei der folgenden Bedeutung gewöhnlicher, als bei dieser. — 2. In weiterer Bedeutung, vielleicht von Scham, so fern es ehedem auch Schande bedeutete, sich für unanständig, für Schande halten. Schäme dich nicht deinen Freund zu schätzen, Sir. 22, 30. Er schämet sich nicht, sie Brüder zu heissen, Ebr. 2, 11. Die Sache, welche man seiner unanständig hält, stehet, wenn sie ein Haupt- oder Fürwort ist, in der zweiten Person. Ich schäme mich des Evangelio von Christo nicht. Röm. 1, 16. Gott schämet sich ihrer nicht. Ebr. 11, 16. Ich muß mich deiner schämen. Ich schäme mich meiner Zärtlichkeit nicht einen Augenblick. Du hast ein Herz, dessen sich die Tugend selbst nicht schämen dürfte. Ich schäme mich der süßen Schwachheit nicht. Gell. Scham und schämen sind Veränderungen, sagt Adelung, welche nicht in das Gehör fallen, und daher nothwendig Figuren einer sich unmittelbar auf das Gehör beziehenden Bedeutung seyn müssen. Schäme oder schamen ist von samen, s. Sam, Sammeln und Saum, nur in dem stärkeren Zischlaute unterschieden, und

es sind noch Spuren genug vorhanden, daß es ehedem mehrere Arten einer mit einem gewissen Geräusche verbundenen Bewegung bedeutet habe. Dahin gehört theils unser schimpfen, welches ein Intensivum davon ist, theils das Isländische skima, hin und wieder laufen. Schwed. skimpa, Nieders. schummeln, theils unser schäumen, Hebr. רעם, welches sowohl schäumen, als zürnen bedeutete, theils das veraltete, noch bei dem Kero befindliche skemman, abkürzen, stutzen, Schwed. skämma, Keros skemmi, die Kürze, das Schwed. skam, kurz, welche von unserm alten hammeln nur in dem Zischlaute verschieden ist. Von der rauschenden Bewegung ist der Begriff der schnellen Bewegung eine sehr gewöhnliche Figur, und von diesem wieder der Begriff des Lichtes, des Scheines, der hellen, lebhaften Farbe. Daher das alte Schemen, ein Bild, der Schein der Schatten; das Englische scem, scheinen, unser Schimmel, ein weißes Ding, Schimmer, blaßer Schein ꝛc. Welche Bedeutung in unserm Scham und schämen zu Grunde liegt, läßt sich nur muthmaßen. In der Bedeutung der Schamtheile, scheint es die Blöße zu seyn, welche wieder von dem Lichte abstammt. Eine ähnliche Bedeutung scheint in Scham, pudor, zum Grunde zu liegen, indem solches ursprünglich die mit dieser Empfindung verbundene Röthe des Gesichts bedeutet haben kann, daher auch im Lateinischen sich schämen durch erubescere ausgedrückt wird. Die hochrothe Farbe hat ihren Namen in mehreren Fällen von dem Lichte entlehnt, wie Blut, von blühen, welches mit Licht, blaß, Blitz ꝛc. nahe verwandt ist. Eine Art rother Aepfel heißt im gemeinen Leben einiger Gegenden Schamäpfel, das ist, rothe Aepfel.

Schamgeflechte, s. oben, unter Schamblutader.

Schamglieder, s. Schamtheile.

Schamhaft, Bei- und Nebenwort, die Fertigkeit besitzend, über alle unanständige Entblößung vor Andern Unlust zu empfinden und darin gegründet. In weiterer Bedeutung, Fertigkeit, über allen Schein der Unkeuschheit Unlust zu empfinden und darin gegründet. Schamhaft seyn. Ist deine Tochter nicht schamhaftig, so halte sie hart. Sir. 26, 13. Welches ohne Noth verlängerte schamhaftig nicht mehr häufig gebraucht wird. In den gemeinen Sprecharten ist dafür auch verschämt, im Oberdeutschen geschamig, im Nieders. schämerig, schämern üblich.

Schamhaftigkeit, die Eigenschaft, da man schamhaft ist; bei dem Logau Verschämlichkeit.

Schamkraut, in einigen Gegenden ein Name der stinkenden Melde, Hausmelde, Chenopodium vulnaria Linn., s. unter Melde, Th. 88, S. 142.

Schamlefze, in der Anatomie, die Lefzen oder Lippen an der weiblichen Scham; s. unter Zeugungstheile.

Schamlos, Bei- und Nebenwort, der Scham beraubt, ohne Scham und darin gegründet, in der ersten Bedeutung des Hauptwortes. Ein schamloses Betragen. Schamlose Worte, Geberden. Ein schamloser Wollüstling. Nieders. unschämlich.

Schamlosigkeit. Erstens der Zustand, die Fertigkeit, wo ein Gegenstand schamlos ist, ohne Mehrheit; und zweitens schamlose Worte, Handlungen oder Geberden. Bei dem Notker in der ersten Bedeutung mit einem andern Suffixo Scamelosi.

Schamlot, s. Camelot, Th. 7, S. 540.

Schamlotmuschel, s. unter Nerite, Th. 102, S. 306. Der Camelot oder das Camelotchen.

Schampappel, Achania Malvaviscus, eine Zierpflanze, welche in die achte Ordnung der sechzehnten Klasse (Monadelphia Polyandria) des Linnéischen Pflanzensystems gehört und in Jamaika und Mexiko zu Hause gehört. Die Blüthen sind scharlachroth und tutenförmig gewunden, und erscheinen das ganze Jahr hindurch. Diese Pflanze verlangt eine schwere Erde, im Sommer viel Wasser und Sonne und zur Durchwinterung eine Wärme von 6 bis 12 Grad. Man hüte sich ihr beim Versetzen die Wurzeln zu beschneiden, sondern zupfe bloß die schadhaften aus, schüttle die Erde heraus und füttere die Wurzeln wieder mit neuer ein.

Schampelmenteisen, bei den Goldschmieden eine Art von Ambos, der aus einer Stange von Eisen besteht und eine Angel hat, mit welcher er in das Loch des Einsatzes gesteckt wird, wenn er gebraucht werden soll. Auf dem einen Ende hat er einen kleinen Knorren, auf dem anderen einen Haken; man treibt darauf den Bauch eines Theekessels aus.

Schampflanze, s. Sinnpflanze.

Schampignon, s. Champignon, Th. 8, S. 14 u. f.

Schampulsader, s. Schamarterie.

Schamroth, Bei- und Nebenwort, im Gesichte roth vor Scham werden. Schamroth werden, Schamroth seyn. In weiterer Bedeutung wird man auch über ein ertheiltes Lob schamroth. Jemanden durch ein ertheiltes Lob schamroth machen.

Schamröthe, die Röthe, rothe Farbe im Gesicht,

so fern sie von der Scham herrührt. Die Schamröthe stieg ihm in das Gesicht. Jemanden eine Schamröthe abjagen im gemeinen Leben, ihn schamroth machen. Der Schamröthe eines Gebrechlichen spotten.

Schamschlagader, s. Schamarteric.

Schamseite, die Seiten des menschlichen Leibes zu beiden Seiten der Scham, welche im gemeinen Leben auch die Weichen, die Leisten genannt werden.

Schamstück, s. Schambein.

Schamtheile, die Scham mit allen dazu gehörigen Theilen, die Geburtsglieder bei beiden Geschlechtern, die Schamglieder; s. Zeugungstheile.

Schamzünglein, die weibliche Ruthe, s. unter Ruthe, Th. 129, S. 144.

Schan oder Sang, ein Gewicht, dessen man sich in dem Königreiche Siam bedient. Es wird von den Chinesern Cati genannt; jedoch ist unter dem Cati und dem Schan folgender Unterschied, jener, nämlich der Cati, beträgt zwei Siamsche Schans und also der Chinesische Cati 16 und der Siamsche nur 8 Taels; obgleich Einige den Chinesischen auf 20, und den Siamschen Schan auf 10 Taels schätzen. Da nun der Tael 4 Baats oder Tikals, jeden ungefähr von $\frac{1}{2}$ Unze oder 1 Loth und der Baat 4 Selings oder Mayons, der Mayon 2 Fouangs, dieser zwei Sompaye, derselbe aber zwei Payes, der Paye zwei Clams und dieser zwölf Reißkörner hält, so kann man leicht berechnen, wie der Schan sich zu allen diesen Gewichten verhalte. Hierbei muß noch angemerkt werden, daß sowohl der Schan, als die mehrsten von den hier angegebenen Gewichten zu gleicher Zeit auch Münzen und zwar entweder Rechenmünzen oder wirkliche Münzen sind, indem da-

selbst das Geld eine Waare ist und nach dem Gewichte verkauft wird.

Schandaltar, in der Deutschen Bibel, ein Altar, auf welchem den Götzen geopfert und folglich Schande darauf getrieben wird. Jer. 11, 33.

Schandbalg, in der niedrigen Sprechart, ein schändlicher Balg, das heißt, eine lasterhafte Person weiblichen Geschlechts.

Schandbar, Bei- und Nebenwort, Schande bringend, schändlich. Schandbare Worte, Ephes. 5, 4. Ein schandbares Leben führen, ein schändliches, lasterhaftes. Schandbare Dinge. Zuweilen auch für lasterhaft. Ein schandbarer Mensch, ein schändlicher, lasterhafter.

Schandbarkeit, die Eigenschaft eines Dinges, da es schandbar ist.

Schandbube, in der niedrigen Sprechart, ein schändlicher Bube, eine im höchsten Grade lasterhafte Person männlichen Geschlechts.

Schanddeckel, 1) dasjenige, was die Schande, das ist, die Blöße bedeckt, in welchem Verstande der Hut zuweilen diesen Namen führt. 2) Was die Schande, ein begangenes öffentliches Verbrechen bedeckt, auch nur im gemeinen Leben. So ist zuweilen die Copulation, der Ehestand, ein Schanddeckel einer vorhergegangenen Entehrung.

Schande, ein Wort, welches vermittelst des Suffixi de von einem veralteten Zeitworte schanen, schenen ꝛc. abstammt, welches uns noch eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen hat; daher hier etwas überhaupt davon gesagt werden muß, damit die Verbindung der mancherlei Bedeutungen des Wortes Schande und seiner Verwandten desto deutlicher werde. Schane und das sanftere sane war, wie alle Zeitwörter, eine unmittelbare Nachahmung des Lautes, sowohl ei-

ner menschlichen Stimme, als auch einer gewissen Art einer körperlichen Bewegung. Zur menschlichen Stimme gehören das lateinische Sonus, das Nieders. schünden, hetzen, anreitzen, unser schänden, so fern es im gemeinen Leben mit Worten beschimpfen bedeutet, und das lateinische Sanna, Verspottung ꝛc. Zum unartikulirten Laute, sowohl das Lat. Sonus, als auch figürlich mancherlei mit diesem Laute verbundene Bewegungen; daher unser schenken, geben, schanzen, das Lat. scindere, unser schinden, schänden und Schande, so fern es körperliche Verletzungen bedeutet, das Angels. Skunian, meiden, vermeiden, unser schonen, das Schwed. Skena, ausreißen von Pferden, Skynda, eilen, unser schon ꝛc. Von der schnellen Bewegung ist die Bedeutung des Lichts eine gewöhnliche Figur, daher schön, scheinen, Schande, so fern es Blöße bedeutet, Sonne, zünden Candela, im Deutschen ehedem Schandel ꝛc. Besonders bedeutete es allerlei Bewegungen nach verschiedenen einzelnen Richtungen. 1) In die Höhe, wie scandere und unser Sahne, vielleicht auch Schanze. 2) In die Tiefe, daher das lateinische Sinus, ein Napf und der Schoß, Sentina, die Grundsuppe, das Schwed. Skaenk, ein Becher, unser senken, sinken, das veraltete Schande, eine Schundgrube. Von der Tiefe der Höhlung ist die Bedeckung eine gewöhnliche Figur; daher das alte Nieders. Schin die Haut, Engl. und Schwed. Skin, vielleicht auch unser schinden, das Griechische σκηνος, ein Gezelt, unser Scheune. 3) In die Länge wie Schiene, und in die Spitze wie das lateinische Sentis der Dorn. 4) Nach einer schiefen Richtung, wie das Niedersächsische schüns, schief. 5) In die Länge, Breite und Dicke, daher die Figur der Masse, zuweilen auch der Verbindung, wie Schinken, Sohn, sanus, eigentlich ganz, und unser gesund.

Wenn man erwäget, daß das n oft ein müßiger Laut ist, welcher sich manchen andern Mitlautern gern anhängt; und das m und n wegen ihres geringen Unterschiedes sehr oft miteinander verwechselt werden, so wird man sich nicht befremden lassen, daß Schade, Schande und Scham sich in ihren Bedeutungen mehrmals durchkreuzen, daher dann auch besonders die beiden letzten sehr oft für einander gesetzt werden. Was nun besonders unsere Schande anbetrifft, so bedeutet es: 1) Eine Tiefe, einen hohlen tiefen Raum. Hierher gehört das nur noch in einigen Oberdeutschen Gegenden übliche Schande, eine Kloak, wofür man im gemeinen Leben im Hochdeutschen Schundgrube gebraucht. — 2) Eine Bedeckung, ein nur noch in einigen Gegenden und in einigen Fällen üblicher Gebrauch. Der Lappen, welchen die Schneider um den Griff des heißen Bügeleisens wickeln, um die Hand nicht zu verbrennen, heißt in manchen Gegenden, besonders Niedersachsens, die Schande. In dem Salzwerke zu Halle ist die Schande ein rundes Tuch von Haaren oder Filz, welches die Arbeiter vor die Brust legen, wenn sie die vollen Salzkörbe tragen. In manchen Niedersächsischen Gegenden ist die Schande oder Schanne ein in der Mitte ausgehöhltes Holz, welches man auf die Achseln legt, zwei Eimer, Fässer ꝛc. daran zu trägen, wo aber auch der Begriff der Schiene Statt findet. Ehedem bedeutete Schin im Deutschen auch die Haut, und das Schwedische und Englische Skin haben noch diese Bedeutung, s. Schinden. — 3) Die Blöße, eine Figur der veralteten Bedeutung des Lichts, wovon noch scheinen, schön ꝛc. zeugen. In der weitesten Bedeutung ist es hier veraltet und man braucht es nur noch zuweilen im gemeinen Leben von einer unanständigen Blöße. Seine

Schande nicht bedecken können, seine Blöße, keine Kleider haben; s. Schanddeckel. — 4) die Schamröthe, so wie bei Scham eine Figur des Lichts. (1) Eigentlich. Es wird auch hier nur noch zuweilen im gemeinen Leben von der Fähigkeit zu erröthen, sich zu schämen gebraucht. Aller Schande den Kopf abgebissen haben, alle Scham abgelegt haben, sich nicht mehr schämen können, in welcher Bedeutung man auch wohl sagt, weder Scham noch Schande mehr haben. Im Englischen bedeutet Sham sowohl Scham, als Schande, und das Griechische αἰσχυνη bedeutet gleichfalls Scham. (2) Der Zustand da man schamroth wird, da man sich schämet, welcher aber auch zur folgenden Bedeutung gehören kann. Man gebraucht es hier nur noch im gemeinen Leben mit dem Vorwörtchen zu und in der alten Oberdeutschen Form, Schanden für Schande. Jemanden zu Schanden machen, machen, daß er schamroth werden muß, ihn einer Unvollkommenheit überführen, deren er sich zu schämen Ursache hat. Im gemeinen Leben macht man auch jemanden zu Schanden, wenn man ihn durch ein Lob schamroth macht; da denn der Erröthende zu Schanden wird. — 5) Körperliche Verunstaltung und Verstümmelung, eine Verletzung, wodurch ein Ding seine gehörige Gestalt auf eine sehr merkliche Art verliert und der Zustand, da ein Ding auf solche Art verunstaltet wird, wo es mit scindere und dem Schwedischen Skena, die Wunde, genau verwandt ist. (1) Eigentlich, wo es nur noch im gemeinen Leben in der vorigen Form mit dem Vorworte zu in weiterm Verstande gebraucht wird. Ein Ding zu Schanden machen, es verunstalten, verderben, unbrauchbar machen. Ein Pferd zu Schanden reiten. Sich zu Schanden arbeiten, fallen, laufen.

Jemanden ganz zu Schanden prügeln. Ein Schiff zu Schanden schießen ꝛc. (2) Figürlich, wo es so wie Laster, welches auch eigentlich körperliche Verstümmlung ist, einen hohen Grad der moralischen Verunstaltung bedeutet, wo es dann wieder in verschiedenen Beziehungen üblich ist. (a) Hoher Grad der Unehre, das Urtheil Anderer von uns, so fern es mit Unehre und Erniedrigung in der bürgerlichen Gesellschaft verbunden ist, und der Zustand, da man einem solchen Urtheile unterworfen ist, wo es der Ehre entgegen steht. Schande von etwas haben. Mit Schande, mit Schande und Spott bestehen, im gemeinen Leben, auch wohl in der Oberdeutschen Form, mit Schanden bestehen. Das ist Dir eine Schande, gereicht Dir zur Schande. Pfui, der Schande! Sich etwas für eine Schande halten. Jemanden Schande machen, machen, daß er Schande mit uns einlege. Seine Schande an Jemanden erziehen. Thue mir die Schande nicht an. Sie ist elend, weil sie ihre Schande fühlet. Armuth bringt keine Schande. Zu Schanden werden, für in Schande gerathen, welches in der Deutschen Bibel mehrmals vorkommt, ist nur noch in der vorigen Bedeutung der Beschämung üblich. In der engsten Bedeutung ist die Schande das gegründete Urtheil Anderer von unserer lasterhaften Beschaffenheit, Unehre wegen böser Thaten. (b) Die thätige Erweisung dieses Urtheils, die Beschimpfung. Jemanden alle Schande anthuen, ihn thätig beschimpfen. Im Lateinischen ist Sanna, Verspottung. (c) Was dieses Urtheil wirkt, grobe, mit öffentlicher Unehre verbundene Verbrechen, wo es mit Scandalum, Sons und unserem Sünde verwandt ist. Die Mehrzahl ist hier nicht üblich, ungeachtet sie

dem Anscheine nach Statt finden könnte. Schande und Laster begehen. Am üblichsten ist es von dem mit öffentlicher Unehre verbundenen Verbrechen der Unkeuschheit. Wenn Jemand bei seiner Schnur schläft, so sollen sie beide des Todes sterben, denn sie haben eine Schande begangen. 3 Mos. 20, 12. Sie haben Mann mit Mann Schande getrieben. Röm. 1, 27; s. auch unten Blutschande. Im gemeinen Leben wird Schande mit vielen Wörtern zusammengesetzt, nicht nur ihre Schändlichkeit, sondern auch eine gewissermaßen entehrende niedrige Zahl zu bezeichnen. Ein Schandgeld, ein sehr geringes Geld, welches mit dem Werthe der Sache in keinem Verhältnisse steht, ein Schandgebot, ein Schandpreis ꝛc. Nach dem Adelung bei dem Ottfried Scantu, im Niedersächsischen gleichfalls Schande, im Angelsächsischen Scande, im Böhmischen nur Handa, welcher Zischlaut auch dem Französischen honte und unserem verwandten Hohn fehlet. Es stammt vermittelst des Suffixi — de, so gemeiniglich Abstracte bildete von dem schon gedachten veralteten Zeitwort, schanen her, die Gewohnheit, diesem Worte in manchen Redensarten ein n anzuhängen, wenn die Vorwörter mit und zu vorher gehen, mit Schanden, zu Schanden, scheint aus einigen Oberdeutschen Gegenden herzustammen, wo dieses Wort, so wie Glaube, Erde, und andere weibliche auf e, die Schanden heißt. Opitz sagt noch: Gott hat die Schanden der Christen kund gemacht. Im Hochdeutschen läßt man dieses n am richtigsten weg: mit Schande bestehen, zu Schande werden. Hier wird es nun nöthig seyn, noch der Blutschande zu erwähnen, da so ziemlich alle Rechtsartikel späterhin einen Platz in der Encyklopädie erhalten haben, und dieser im 6ten Bande übergangen worden.

Blutschande, in den Rechten, die fleischliche Vermischung derjenigen Personen, welche wegen des zu nahen Grades der Anverwandschaft sich nicht einander heirathen können. Die Blutschande ist demnach zweierlei, nachdem der Grad der Sipp- oder Schwägerschaft, entweder in den göttlichen Rechten verboten ist, incestus juris divini, oder menschliche Gesetze denselben verboten haben, incestus juris humani. Die erste pflegt man gewöhnlich Blutschande schlechthin zu nennen; die andere aber eine fleischliche Vermischung zwischen Verwandten oder Verschwägerten in auf- und absteigender Linie. Andere rechnen dahin auch Bruder und Schwester, und diejenigen Personen, zwischen welchen der Respectus Parentelae Statt hat. Man theilt ferner die Blutschande in incestum simplicem, welcher durch die Ehe zwischen zu nahen Verwandten oder verschwägerten Personen begangen wird, und wobei kein anderes Verbrechen mitwirkte, und conjunctum, bei welchem noch ein anderes Verbrechen concurrirt, z. B. Ehebruch, Hurerei zwischen dergleichen Personen.

Im alten Testamente waren alle fleischliche Vermischungen, sowohl in, als ausser der Ehe von solchen Verwandten, denen 3 B. Mos., Kap. 18 und 20 der Beischlaf verboten ist, Blutschande. Nachdem diese Verwandschaft näher oder entfernter war, war auch die Abscheulichkeit und Strafbarkeit des Verbrechens größer, weil auf einige Arten, Todesstrafen, auf andere aber gelindere gesetzt waren. Diese Verwandten, denen aller, auch der eheliche Beischlaf untersagt war, sind theils Blutsfreunde, die durch natürliche Zeugung von einem gemeinschaftlichen Stammvater entspringen, oder Verschwägerte, die durch Heirathen entstehen. Wie weit in den Verwandschaften die Ehe untersagt worden, enthalten die oben angeführten Kapitel, aus dem 3ten

Buche Moses; s. unten. Ob diese Gesetze auch den Christen angehen und verbinden, und daher alle die Ehen und fleischliche Vermischungen auch bei den Christen Blutschande sind, die es bei den Juden waren, darüber sind die Meinungen der Theologen getheilt. In den Mosaischen Gesetzen wird dieses Verbrechen nicht nur mit verschiedenen Namen benannt, sondern auch, daß auf verschiedene Arten der Blutschande, verschiedene Verbrechen gesetzt worden. Was den ersten Punkt anbelangt, so kommen folgende Namen vor: 1) רמה, Simmah, wodurch man zunächst die Blutschande mit der Mutter der Frau bezeichnet; in einer weitläuftigen Bedeutung begreift man darunter auch, wenn ein Vater seine eigene Tochter zur Hurerey hält; es wird gebraucht von der Nothzucht einer Fremden, ingleichen wenn der Mann seiner Frau den Ehebruch erlaubt; von der Verführung der Ehefrau eines Freundes. Vergleicht man alle diese Fälle mit einander, so besteht das unterscheidende dieses Verbrechens darin, wenn man mit denjenigen Personen sich fleischlich vermischt, die unter einem besonderen Schutze und Aufsicht stehen. — 2) תבל, Thebel, heißt überhaupt Unordnungen, Unsinn, Verwirrung, besonders aber wird dadurch die fleischliche Vermischung mit der Schwiegertochter angezeigt; denn es könnte in einer Familie gewiß keine größere Unordnung entstehen, als wenn in derselben eine und eben dieselbe Person die Frau und die Tochter eines und eben desselben Mannes ist, und ein Kind zur Welt bringt, welches sowohl ihr Sohn, als Bruder, sowohl der Sohn, als der Enkel seines Vaters wäre. — 3) חסר, Chesed, die Heirath zwischen Geschwistern. In der Erklärung dieses Wortes sind die Ausleger nicht einig. Die siebenzig Dollmetscher übersetzen es durch Schande; Andere erklären es durch Liebe im bösen Verstande.

Einige Rabbinen haben die Meinung, weil die eheliche Verbindung ehemals unter den Kindern Adams aus Nothwendigkeit erlaubt, nachher aber ein Hauptverbrechen gewesen wäre, so wurde es mit diesem gelinden Namen benannt; allein aus der Vergleichung mit anderen Stellen, wo die Gattungen der Blutschande mit besonderen Namen benannt werden, mit derjenigen, wo dieses Wort vorkommt, ist ersichtlich, daß es ein juristischer Name des Verbrechens ist, und daß die Schande, als der Grund des darüber gesprochenen Urtheils angezeigt wird. — 4) נדה, Niddah, Befleckung, wird die Ehe mit des Bruders Wittwe genannt. Die Strafen, welche bei den Israeliten auf die Uebertretung der verbotenen Ehegrade gesetzt sind, sind gleichfalls verschieden. 1) Auf die Ehe mit des Vaters Frau, mit der Schwiegermutter, mit Mutter und Tochter, steht Lebensstrafe. Moses hat zwar die Art der Strafe nicht ausgedrückt, sondern sagt nur schlechthin, sie sollen sterben. Von der Ehe mit Mutter und Tochter heißt es, man soll ihn und sie mit Feuer verbrennen, welche von beiden eine so unnatürliche Verbindung eingeht. Was Moses nicht sagt, das wissen die Rabbinen. Sie sagen, man habe die Strafbaren geschmolzenes Bley verschlucken lassen; man habe sie bis an die Knie in Mist gesteckt; ihnen hierauf ein grobes Tuch um den Hals gebunden; die beiden Zeugen hätten auf beiden Seiten so lange gezogen, bis die Strafbaren den Mund aufgethan; dann habe einer ihnen geschmolzenes Bley hineingesteckt. 2) Auf die Ehe der Geschwister und Halbgeschwister stand Ausrottung, was dies eigentlich für eine Strafe gewesen, darüber sind die Erklärer nicht einig, es soll nach den mehrsten darauf passenden Stellen, die ordentliche Lebensstrafe seyn. 3) Auf die Ehe mit des Vaters Bruders Wittwe,

mit des Bruders Wittwe, die Levirats-Ehe ausgenommen, setzt Moses Unfruchtbarkeit. Dieses wird von Einigen so erklärt, nicht daß eine solche Ehe ohne Kinder seyn sollte, sondern daß die aus solcher Ehe erzeugten Kinder nicht dem natürlichen Vater, sondern dessen verstorbenen Bruder oder Vatersbruder angeschrieben werden sollten, und der zweite Mann sein Erbtheil und alle Ansprüche, die er, vermöge der genealogischen Tabellen machen konnte, verlor. Einige von den verbotenen Ehen nennt Moses תועבה, thoepha, Greul, moralisches Unrecht, um deren willen Gott die Cananiter ausgetrieben hätte, als die Ehe zwischen Eltern und Kindern, Geschwistern, Stief- und Schwiegereltern, mit ihren Stief- und Schwiegerkindern; Andere die etwas weiter entfernt sind, verbietet er zwar, verordnet aber nicht, wenn sie einmal eingegangen worden, daß man sie trennen soll. Er setzt bloß bürgerliche Strafe darauf, sie sollen ihre Schuld tragen.*)

Hier ein Verzeichniß derjenigen Ehen, welche Moses namentlich verboten hat. Es ist verboten: 1) die Ehen zwischen leiblichen Eltern und Kindern, s. das 3. B. Mos., 18, 7. „Du sollst deines Vaters und deiner Mutter Blöße nicht aufdecken. Da nun Moses sein Verbot an die Mannspersonen und nicht an die Weibspersonen gerichtet hat, so werden diese Worte von Einigen so übersetzt: Du Mannsperson sollst deiner Mutter Blöße, die als die eigene Blöße deines Vaters angesehen wird, nicht aufdecken, das ist, sie wieder heirathen, noch dich ausser der Ehe fleischlich mit derselben vermischen. Die Ehe des Vaters mit der Tochter, wird von Moses nicht erwähnt; allein diese Ehe soll für so abscheulich geachtet worden seyn, daß dieser Schriftsteller nicht für nöthig gefunden, solche zu verbieten, besonders da dieselbe nach dem 1. B.

*) 3ten Buch Mos. 20, 12. 14. 17. 21. 29.

Mos., Cap. 19, 31. selbst zu Sodom, der lasterhaftesten Stadt des ganzen Landes Canaan, wider die Sitten des Landes war. Auch erhellt schon aus dem 17. Vers des gedachten Capitels, worin Moses denjenigen, der Mutter und Tochter zugleich zur Ehe nimmt, zu verbrennen befiehlt, daß seine eigene Tochter zu heirathen, noch strafbarer sei, da sie immer die Tochter einer Frau ist, die der Mann erkannt hat. Dergleichen Ehen zwischen Eltern und Kindern entehren die Natur. Der Rabbi Meinon führt einige vortreffliche Gründe davon an. Er sagt: es ist eine gewisse natürliche Schamhaftigkeit, welche nicht verstattet, daß diejenigen, welche einer Person das Leben gegeben haben, einen fleischlichen Umgang mit ihr pflegen. Die freie und vertrauliche Art, mit welcher Personen, die so nahe mit einander verwandt sind, umgehen, würde zu unzähliger Hurerey und Ehebruch Anlaß geben. Hierzu kommt noch, daß solches die Ehrfurcht und Unterthänigkeit nicht gestattet, daß sich solche Personen in eine Gleichheit setzen.

2) Die Ehe mit der Stiefmutter, auf welche Moses, V. 8, die Lebensstrafe setzt. Er sagt: verflucht sei, wer bei seines Vaters Weibe schläft. Ruben beging eine solche Blutschande, indem er seines Vaters Concubine beschlief; auch Absalom machte sich einer gleichen schuldig. Ein berühmter Lehrer sagt: eine Person, die mit meinem Vater nur ein Fleisch ist, ist mir eben so nahe verwandt, als mein Vater selbst.

3) Die Ehe mit der Enkelin, V. 10.

4) Die Ehe mit der Schwiegermutter, Stieftochter und Stiefenkelin, V. 17. In dem 20. Cap. wird Lebensstrafe, und im 5. B. Mos. 27, 23. der Fluch darauf gesetzt. Unter eben dieser Strafe ist

auch V. 15. die Ehe mit der Schwiegertochter verboten.

5) Die Ehe der Geschwister, sowohl der leiblichen, als der Halbgeschwister, V. 9 und 11. Aus dem 9. Verse ist offenbar, daß von allen Geschwistern die Rede ist, sie mögen nun vollbürtig oder nur einen Vater oder eine Mutter mit einander gemein haben; und damit gar kein Unterschied gemacht werde, so wird noch dazu gesetzt: sie mögen im Hause oder ausser dem Hause geboren seyn. Daß dieser Zusatz nicht auf die leiblichen Schwestern geht, ist klar, weil solche ordentlich im Hause geboren worden; er bezieht sich daher auf die Halbschwestern, die einen Vater haben. Es konnte ein Vater ausser seinem Hause eine Concubine haben und mit ihr Töchter zeugen, auch diese durften die Söhne nicht heirathen. Im Vers 11. wird die Ehe mit der Halbschwester noch einmal besonders verboten; daher glauben Einige, dieses sei deswegen geschehen, damit sich nicht Juden, die ihre Halbschwester heirathen wollten, mit dem Beispiele Abrahams entschuldigen möchten, welcher seine Halbschwester zur Ehe hatte; auch scheint es, daß dergleichen Ehen unter den Vorfahren der Israeliten, nicht ganz ungewöhnlich gewesen seyn müssen. Moses erklärt dergleichen Ehen für unzuläßig, und Cap. 20, 17. setzt er die Ausrottung, und B. 4, Cap. 27, 22. den Fluch darauf. Es haben Einige dieses Verbot auch auf die Ehe zugebrachter Kinder ausdehnen wollen; allein diese Erklärung soll nicht grammatisch richtig seyn.

6) Die Ehe mit des Vaters und der Mutter Schwester, Cap. 18, 12. 13. 20, 19.

7) Die Ehe mit der verstorbenen Frauen Schwester. Sie wird von Moses nicht verboten; er verbietet aber zwei Schwestern zugleich zur Ehe zu haben.

8) Die Ehe mit des verstorbenen Bruders Wittwe wird V. 16. ausdrücklich verboten.

9) Die Ehe mit des Vaterbruders Wittwe, 18, 14. 20, 20.

10) Die Ehe mit der Stiefmutter der verstorbenen Frauen, wird von Moses nicht verboten; denn das Gesetz 18, 17. geht auf die leibliche Mutter der Frau, und nicht auf ihre Stiefmutter, welche letztere in der Bibel niemals Mutter, sondern des Vaters Frau genannt wird.

Dieses sind nun die Ehen, welche Moses namentlich verbietet. Versteht man nun diese Gesetze Moses nicht von Personen, sondern von Graden, und zieht aus jenen Folgerungen, so wird die Anzahl der verbotenen Ehen noch größer. Diesem zufolge wären folgende Ehen verboten: 1) Mit der Mutter; 2) Großmutter; 3) Eltermutter; 4) Vaters Schwester; 5) Großvaters Schwester; 6) Elternvaters Schwester; 7) Tochter; 8) Enkelin; 9) Urenkelin; 10) Bruders Tochter; 11) Bruders Enkelin; 12) Bruders Urenkelin; 13) des Bruders mit der Schwester; 14) des Bruders mit der Schwester Tochter; 15) Stiefeltern und Stiefgeschwister, wie von Nr. 1 — 9. 16) Vaters und Großvaters Bruders Frau; 17) Bruders Frau; 18) Sohnes-Enkels und Urenkels Frau; 19) Frauen Mutter; 20) Frauen Vaterschwester; 21) derselben Mutterschwester; 22) derselben Vatersbruders Frau; 23) derselben Mutterbruders Frau; 24) derselben Tochter, Schwester, Bruder- oder Schwestertochter; 25) derselben Brudersfrau. Andere machen dieses Verzeichniß noch größer. Die Rabbinen nehmen zwar diejenige Erklärung der Ehegesetze Mosis, die solche bloß von den genannten Personen verstehen, an; sie machen aber verschiedene Zusätze und Einschränkungen, die man in ihrem Rechtsbuche Eben

haeser angeführt findet, und deren Aufzählung hier zu weitläuftig seyn würde.

Bei den Griechen war die Blutschande gleichfalls ein bekanntes Laster. Die Meisten von ihnen sahen es als eine anstößige Sache an, wenn Jemand eine in gewissen Graden der Blutsfreundschaft mit ihm verwandte Person heirathete. Hermione redet beim Euripides von dem Gebrauche, nach welchem Brüder ihre Schwestern heiratheten, mit nicht geringerem Abscheu, als von der Heirath zwischen Sohn und Mutter, oder zwischen Vater und Tochter. „Dies, sagt sie, ist die Weise aller Barbaren. Der Vater vermischt sich mit seiner Tochter, der Sohn mit der Mutter, die Schwester mit dem Bruder. Selbst durch Mordthaten bahnen sich die Verliebten einen Weg zu einander. Nichts von diesem allen ist durchs Gesetz verboten.“ Die Lacedemonier durften keine ihrer nahen Verwandten weder in geradeaufsteigender, noch in herabsteigender Linie heirathen. Diejenigen jedoch, die durch Nebenlinien mit einander verwandt waren, wurden an der ehelichen Verbindung dadurch nicht gehindert. So konnte ein Neffe seines Vaters oder seiner Mutter Schwester, und ein Oheim seines Bruders oder seiner Schwester Tochter heirathen. So nahm, nach dem Herodot, Anaxandridas seiner Schwester Tochter zur Frau. Die ehelichen Verbindungen zwischen Bruder und Schwester waren bei ihnen gesetzwidrig, obgleich einige Beispiele ihrer Götter sie begünstigten. Umständlich redet hiervon die in ihren Bruder Caunus verliebte Byblis bei dem Ovid, und gesteht, daß so heftig und überwältigend auch ihre Leidenschaft sei, dennoch kein Beispiel stark genug wäre, ihre blutschänderische Begierde zu rechtfertigen. An einigen Orten Griechenlands wurde es aber dennoch nicht für unerlaubt gehalten, wenn Brüder

ihre Halbschwestern heiratheten. Die Lacedemonische Gesetzgeber erlaubten die Ehen zwischen denen, die einerlei Mütter, aber verschiedene Väter hatten. Die Athenienser durften ihre Schwestern heirathen, die mit ihnen einen Vater, aber nicht die, welche mit ihnen eine gemeinschaftliche Mutter hatten. So heirathete Cimon seine Schwester Elpinice, weil er sie aus Armuth nicht standesmäßig verheirathen konnte, welche Handlung nach dem Zeugniß des Athenäus gar nicht mit den Athenienſischen Gesetzen und Gebräuchen stritt. Nach der Versicherung des Cornelius Nepos, soll Solon die Erlaubniß gegeben haben, Schwestern zu heirathen, die von einerlei Vater gezeugt worden. Cimon wurde zwar zuweilen wegen seines vertrauten Umganges mit der Elpinice, seiner Schwester, getadelt, welches aber deswegen geschah, weil er in seiner Vertraulichkeit fortfuhr, als sie nach der Hand mit dem Callios war verheirathet worden; denn alle Umstände zeugen, daß Cimon seine Schwester, wie schon oben erwähnt worden, erst selbst zur Frau genommen, sie aber darauf dem Callios, einem reichen Athenienser, abgetreten; er habe aber dennoch fortgefahren mit ihr vertraut zu leben. Diejenigen Griechen, welche sich nach dem Tode des Alexanders unter der Regierung der Ptolomäer befanden, ahmeten das Beispiel ihrer Könige, so wie diese dasjenige der Isis und des Osiris, zweier leiblicher Geschwister, nach, und heiratheten ihre leiblichen Schwestern. — Bei den Römern wurde der incestus sehr strenge genommen und solche Verbrecher vom Tarpegischen Felsen hinabgestürzt. Wenn Jemand mit einer Vestalischen Jungfrau zu thun hatte, so wurde es gleichfalls ein incestus genannt, und sie, die Jungfrau, lebendig begraben, er dagegen in den Comitiis zu tode gepeitscht. Bei den übri-

gen alten Völkern, Aegyptiern, Persern ꝛc. wurde hierin kein Gesetz beobachtet, oder sie hatten vielmehr in diesem Punkte vollkommene Freiheit; denn es war bei ihnen nicht selten, daß sich wieder Mutter und Sohn fleischlich vermischten. Besonders findet man dieses bei den Persern; denn ihre Magi, die bei ihnen im größten Rufe der Heiligkeit standen, waren Abkömmlinge, welche die Söhne mit ihren Müttern zeugten, welches in einem Klima, wo das Frauenzimmer schon im zehnten oder zwölften Jahre mannbar ist, nichts Unmögliches hat.

Man hat sich Mühe gegeben Gründe aufzusuchen und zu bestimmen, warum besonders die Ehen der ersten Klasse gegen die Natur gehen; allein man ist damit bei allem Philosophiren, nicht aufs Reine gekommen. Einige haben sie in einem gewissen natürlichen Abscheu finden wollen, den der Mensch von Natur gegen dergleichen Ehen hat; allein, sagt ein gewisser Schriftsteller, die Gründe der Sittenlehre dürfen nicht in den schwankenden Trieben der Neigungen, sondern in den gewissen Aussprüchen der Vernunft gesucht werden. Sie können uns vielleicht unsere Pflicht zuerst entdecken, aber sie sind nicht der einzige Grund dieser Pflicht. Was will man sagen, wenn Jemand einen solchen Widerwillen nicht fühlt. Die Geschichte des Menschen zeigt uns große Völkerschaften bei denen es allgemein Sitte war in die nahe Freundschaft zu heirathen. Es wird freilich keiner eine Neigung haben, eine alte Tante zu heirathen, wenn solche aber jünger wäre, als er, und dabei schön und reizend, und er niemals gehört hätte, daß eine solche Ehe unerlaubt wäre, so wird er wohl keine natürliche Abneigung gegen sie empfinden. Der Grund einer solchen Ehe kann man also nicht in der natürlichen Abneigung finden. Unkultivirte Völker, bei

denen die natürlichen Triebe am stärksten und ungeändertsten sind, müßten diese Abneigung am lebhaftesten fühlen, und wir finden bei ihnen gerade das Gegentheil. Moses kann also bei dem Verbote dergleichen Ehen nicht auf die natürliche Abneigung gesehen haben. Der Grund, den Einige aus der Collision der Pflichten hernehmen, die bei Heirathen in die zu nahe Freundschaft unvermeidlich sind, scheint wichtiger zu seyn. Man sagt: die Ehe stiftet zwischen beiden Gatten die vollkommenste Freundschaft, Vertraulichkeit und Gleichheit. Diese aber würde aufgehoben, wenn z. B. eine Frauensperson denjenigen heirathete, den sie vorher die Hochachtung einer Tochter schuldig war, oder wenn eine Mannsperson ein Frauenzimmer heirathete, der sie Hochachtung schuldig war, und besonders nach Morgenländischen Sitten, wo die Weiber nicht so viel Achtung genießen, als bei uns, wo sie also so weit unter ihn heruntergesetzt würde, daß er ihr nach jüdischer Sitte einen Scheidebrief geben konnte. Selbst rohe Völker haben in den Ehen zwischen Eltern und Kindern das Schändliche mit einem unwiderstehlichen Abscheu gefühlt, so daß es scheinen möchte, daß die Natur selbst dergleichen blutschänderische Verkuppelungen fühle; denn selbst die ausgeartete Natur eines Indianers muß erschüttert werden, wenn er den Sohn an der Stelle seines Vaters auf dem Lager seiner Mutter sieht. Ueberhaupt würde durch die Zulassung solcher Ehen die größte Unordnung in der bürgerlichen Gesellschaft entstehen. Schamhaftigkeit und Tugend würde gänzlich verloren gehen. Noch schrecklicher sind die Folgen, wenn dem Vater erlaubt ist seine Tochter zu heirathen; ein schwaches Mädchen wird sich alsdann leichter von ihrem Vater verführen lassen, als von jedem andern. Wo die Vielweiberey erlaubt ist, würde er sie zu ihrer

Mutter nehmen, welches dieser der tödlichste Verdruß seyn und zwischen Mutter und Tochter die unversöhnlichste Feindschaft stiften würde. Wo die Vielweiberey im Gegentheil nicht erlaubt ist, würde eine solche Entehrung die Hand des Vaters und der Tochter mit Gift und Dolch gegen die Mutter waffnen, oder der Vater würde sich bemühen, einen Schwiegersohn zu betriegen, dessen Ehre auch künftig nicht vor seinem Schwiegervater sicher seyn würde. Eine wollüstige Mutter, Stiefmutter oder Tante würde ihren Sohn, Schwiegersohn oder Neffen in den ersten Jahren der Mannbarkeit, da er oft die Größe seines Verbrechens noch nicht recht kennt, zu einer Unzucht verführen, wodurch der Vater auf das äußerste beleidiget, er selbst entkräftet und in ein unabsehbares Elend gestürzt werden würde; und so ginge nicht nur alle Tugend verloren, sondern es wird auch allen Lastern Thor und Thür geöffnet. Wenn man diese Folgen überlegt, so wird man leicht einsehen, daß die nahen Heirathen, besonders der ersten Klasse, offenbar gegen die Natur sind. Man kann daher die Mosaischen Verbote mit Recht natürliche Gesetze nennen, die alle Menschen verbinden; dagegen wenden Andere ein, welche die Mosaischen Ehegesetze nicht für Natur- sondern positive Gesetze halten, Christus und seine Apostel berufen sich niemals auf die Mosaischen Ehegesetze. Die Strafen, die Moses darauf setzet, seien keine natürliche Strafen, welche von der Uebertretung der inneren Natur derselben zu Folge, unzertrennlich wären, sondern es waren bürgerliche Strafen, womit auch solche wären belegt worden, die andere Ceremonialgesetze übertreten hatten.

Die Auslegungsregeln, nach welchen man, die in den Mosaischen Gesetzen angeführten verbotenen Ehen erklären soll, sind nicht gleich; denn hier theilen

sich die Gelehrten in zwei Klassen. Einige verstehen unter denen, im 3ten B. Mos. Cap. 18 und 20 benannten und verbotenen Ehen, nicht bloß die Ehen der namentlich benannten Personen, sondern überhaupt die Ehen aller solcher Befreundeten, welche in dem Grade der Blutsfreundschaft und Schwägerschaft einander eben so nahe sind, als jene, das ist, welche mit jenem von Mose benannten Personen von dem gemeinschaftlichen Stamme in gleicher Entfernung stehen. Von jenen sagt man, sie rechnen die Ehen nach Personen, von diesen, sie rechnen solche nach Graden. Hier die Gründe von beiden. Diejenigen, die diese Gesetze in ihrer größern Ausdehnen annehmen, erklären sich also darüber. In gerader, sowohl aufsteigender, als absteigender, Linie sind alle und jede Ehen durchaus verboten; in den Seitenlinien ist der erste Grad in gleicher Linie, das ist, zwischen Geschwistern, und der zweite Grad in ungleicher Linie verboten, oder wie Andere diese Regel ausdrücken, in ungleicher Seitenlinie dürfen diejenigen einander nicht heirathen, welche anstatt der Eltern und Kinder sind; in der Schwägerschaft sind eben die Personen einander verboten, die in der Blutsfreundschaft einander nicht heirathen dürfen, die der Blutsfreunde des einen Theils, werden als eine Seitenlinie des andern angesehen. Die Gründe, die sie zur Bestättigung dieser Erklärung anführen, sind folgende: Erstlich, wo gleiche Gründe und Ursachen vorhanden sind, da müssen auch gleiche Gebote und Verbote vorhanden seyn; zweitens enthalten die genannten Gesetze einige Fälle in aufsteigender und absteigender Linie, die doch offenbar unter denen daselbst genannten Graden verstanden werden müssen, daher könne man auch in den Seitenlinien etwas Aehnliches thun, und einige der von Mose benannten ähnlichen Glieder mit begreifen. Andere aber, de-

nen diese Grundsätze nicht hinlänglich vorkommen, ziehen die Berechnung nach Personen vor. Sie bleiben genau bei den Worten Mosis stehen und setzen zum Grunde, daß die Worte des Gesetzes: Vater, Mutter, Sohn, Tochter von allen Eltern in der aufsteigenden und von allen Nachkommen in der absteigenden Linie verstanden werden müssen; ferner, daß man alle Verbote von beiden Geschlechtern umgekehrt annehmen müsse. Die Gründe, die sie für ihre Meinung anführen, sind folgende: 1) Wenn in den Mosaischen Gesetzen auch die Stufen der Verwandtschaft verstanden werden müssen, so wären die Gesetze in einer Absicht zu weitläuftig und in einer andern zu unvollständig. Was wäre es zum Beispiel nöthig gewesen, nachdem er bereits verboten hatte, des Vaters Schwester zu heirathen, auch noch der Mutter Schwester zu nennen, wenn dieses zweite Verbot schon in dem erst genannten Grade lag. — 2) Moses hat seine Gesetze zu verschiedenen Malen, nämlich 3 Buch Mos. 18 und 20 gegeben, und in beiden behält er gerade die nämlichen Fälle, hätten sie Beispiele der Grade seyn sollen, so würde er unfehlbar damit abgewechselt haben. Will man sagen, daß die Ehe mit des Bruders Tochter, mit der Schwester Tochter, mit des Mutterbruders Wittwe, mit der Schwestersohns Wittwe, mit der verstorbenen Frauen Schwester, in gleichem Grade mit denjenigen stehe, die ausdrücklich verboten sind; z. B. Vaters Schwester, Vatersbruders Wittwe ꝛc., so ist dieses zwar nicht zu leugnen; allein nach den Hebräischen Sitten war zwischen beiden Ehen ein so merklicher Unterschied, daß man von der einen nicht auf die andere schließen konnte. Bei den Morgenländern wird die Nichte für eine weitläuftigere Verwandte angesehen, als die Tante. Ein eben so gro-

ßer Unterschied war zwischen der Wittwe des Vaterbruders an einem, und der Wittwe des Mutterbruders am anderen Theile. Nach einem alten Rechte bekam der Neffe, wenn sein Vater nicht mehr lebte, seines Vaters Bruders Wittwe in die Erbschaft, nicht aber diejenige seines Mutterbruders, weil sie zu einer ganz andern Familie gehörte. Drittens ist der verstorbenen Frauen Schwester mit dem Manne in dem Grade verwandt, als des Bruders Wittwe; jene erlaubt Mose, diese verbietet er; folglich kann es nicht auf die Grade, sondern auf die Personen gehen. 4) Nehmen auch die Rabbinen die Berechnung nach Personen und nicht nach Graden an, und endlich 5) wenn die Juden nach Graden gerechnet hätten, so hätte es nicht fehlen können, es hätte unzählige Rechtsfragen beim Mose angebracht werden müssen; und wir finden davon keine Spur, als nur ein einziges Mal 4 Buch Mos. 36. Wenn man nun beide Gründe gegen einander hält, so wird man die Erklärung nach Personen weit wahrscheinlicher finden, als nach Graden.

Was die Strafe der Blutschande anbetrifft, so verordnet Karl der Fünfte, in der Hals-Gerichts-Ordnung, daß dieselbe bestraft werden soll, wie davon in unserer Vorfahren und unsern kaiserlichen geschriebenen Rechten gesetzt. Art. 117. Man erklärt dies vom Römischen Rechte, und weil dasselbe die Strafe der Blutschande nicht deutlich genug bestimmt, so sah man einzig auf die besonderen peinlichen Landesgesetze, und wo diese nichts verordneten, verfuhr man ehemals nach dem Sächsischen Rechte. Man machte nämlich einen Unterschied zwischen verwandten und verschwägerten Personen. I. Die Blutschande, a) zwischen Verwandten in auf- und

absteigender Linie wurde mit dem Schwerdte, b) zwischen Seitenverwandten aber und zwar 1) zwischen Brüdern und Schwestern und anderen Personen, die respectum parentelae gegeneinander haben, mit Fustigation, 2) zwischen den übrigen aber mit Relegation oder Kerker bestraft. II Die Blutschande der Verschwägerten a) in auf- und absteigender Linie, wie auch im ersten Grade der Seitenlinie wurde mit Fustigation, b) der übrigen aber mit Relegation, Kerker oder Geldstrafe belegt. Die neuere Praxis weicht aber von diesen Grundsätzen ab und dictirt gelindere Strafen; auch in Sachsen, in welchem Reiche noch bis auf die neuere Zeit das alte Gesetz angewendet wurde. Besonders nimmt man auf die Distinction zwischen dem incestu Iuris divini und humani Rücksicht und bestraft jenen härter, als diesen. Uebrigens kann die Strafe der Blutschande ganz wegfallen, wenn dieselbe nicht erwiesen werden kann, oder verjährt worden ist, welches innerhalb fünf Jahren geschieht. 2) Kann dieselbe gemildert werden, wenn es noch nicht ganz außer Zweifel ist, daß ein gewisser Fall incestus Iuris divini sei. 3) Kann auch geschärft werden, wenn dieselbe schon mehrere Male begangen worden, oder noch andere Verbrechen dabei concurriren, z. B. Hurerey, Ehebruch ꝛc. Zuweilen hat auch eine außerordentliche Strafe Statt. 1) Wenn das Verbrechen nicht consummirt worden ist; anderer Umstände wegen, welche machen, daß es nur ein quasi delictum ist, z. B. wenn Bruder und Schwester von Kindheit an in einem Bette gelegen und sich fleischlich vermischt haben. In solchen Fällen pflegt man sowohl den Kindern, als den Eltern, Kerkerstrafe zu dictiren.

Schänden*), ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, Schande zufügen, in der fünften Bedeutung dieses Hauptwortes. 1) Eigentlich, so fern Schande ehedem körperliche Verletzungen bedeutete, ist schänden verletzen überhaupt, in welcher Bedeutung es doch nur in einigen Oberdeutschen Gegenden üblich ist. Die Rinde eines Baumes schänden, verletzen. Der Blitzstrahl fuhr den Thurm hinunter und schändete die Sacristey, Bluntschli ein Zürcher. Im Hochdeutschen braucht man es nur im engeren Verstande, so verletzen, daß daraus eine völlige Verunstaltung erfolge. Wer sich die Nase abschneidet, der schändet sein Gesicht. Ein Bild, ein Gemälde schänden. Einen Braten schänden, ihn auf eine unschickliche Art anschneiden. Im gemeinen Leben in allen diesen Fällen auch verschänden. — 2. Figürlich (1) Schande, das ist, thätige Beschimpfung zufügen, wo es in engerer Bedeutung häufig für schmähen, schimpfen gebraucht wird, und in der niedrigen Sprechart mit der ausländischen Endung auch wohl schändiren lautet. Jemanden schänden, schmähen. Er hat geschändet den Zeug des lebendigen Gottes, 1 Sam. 17, 36.

---

*) Schon bei dem Kero scantan, der es aber für beschämen braucht, bei dem Notker schenden, für zu Schanden machen, beschämen, im Niederf. schennen, im Schwed. skaenda, im Engl. shend. Es stammt entweder unmittelbar von Schande her, oder es ist auch das Intensivum von dem veralteten Zeitworte schanen; schänden für schännen. S. Schande. Opitz berührt es einmal in einer sonst ganz ungewöhnlichen Bedeutung.

Die Pein, mit der ich mich bei Nacht und Tag schände. Wo es für quälen zu stehen kommt.

Es lobt mich ins Gesicht, es schändet mich im Rücken, Logau. (2) In weiterer Bedeutung ist schänden oft grobe Unvollkommenheiten überhaupt andichten, zufügen; entehren. Wie lange soll meine Ehre geschändet werden? Ps. 4, 3. Wenn mich mein Feind schändete, Ps. 55, 13. Der Gottlose schändet sich selbst, Sprichw. 13, 5. Armuth schändet nicht, bringt keine wahre Schande oder Unehre. Seine Familie schänden, ihr durch sein Betragen Unehre, Schande bringen. Den Sabbath schänden, ihn vorsetzlich und auf eine grobe Art entheiligen. Sie trotzen Freund und Feind und schänden die Gesetze, Weiße. (3) In der engesten Bedeutung ist eine Person weiblichen Geschlechtes schänden, sie der weiblichen und jungfräulichen Ehre berauben, wo es doch jetzt schon unter die harten und minder anständigen Ausdrücke gehört, wofür entehren üblicher ist. Eine Jungfrau schänden, sie entehren. So fern Schande jedes grobe Verbrechen wider das sechste Gebot bedeutet, wird auch wohl schänden in dieser Bedeutung gebraucht. Zu schänden ihre eigene Leiber an ihnen selbst, Röm. 1, 24. Knaben schänden.

Schänder, Jemand, welcher schändet. In der Deutschen Bibel wird es einige Male in der ungewöhnlichen Bedeutung eines Verläumders gebraucht. Die Schänder muß ich hören, Ps. 44, 17. Die Menschen werden seyn Schänder, 2. Tim. 3, 3. Am üblichsten ist es in den Zusammensetzungen Ehrenschänder, Sabbathsschänder, Knabenschänder ꝛc.

Schandfleck, eigentlich ein Schmutzfleck, so fern er ein Ding entstellt, eine verunstaltende Stelle an einem Dinge. Figürlich, eine jede Person oder

Sache, welche einer andern wahre Schande bringt oder macht. Die Lüge ist ein häßlicher Schandfleck, Sir. 20, 25. Seiner Ehre einen Schandfleck anhängen, Cap. 47, 22. Sie sind Schandflecken und nicht seine Kinder, 5. Mos. 32, 5. Der Schandfleck seiner Familie seyn. Hier steht Schandfleck für Schandflecken.

Schandgebot, im gemeinen Leben ein ungewöhnliches niedriges Gebot, welches mit dem Werthe der Sache, auf welcher es geschieht, in keinem Verhältnisse steht; in einigen Gegenden das Schandbot.

Schandgeld, ein durch schändliche Mittel erworbenes Geld, und im gemeinen Leben ein ungewöhnlich geringes Geld, welches mit dem Werthe der Sache in keinem Verhältnisse steht.

Schandgemälde, ein Gemälde, welches schändliche Vorstellungen enthält; auch ein Gemälde, in so fern es Jemanden grobe persönliche Unvollkommenheiten andichtet, ein Pasquill, in Gestalt eines Gemäldes; auch wohl, doch ungewöhnlich, wird eine schlechte Sudelei, worin man einem Meister hat nachahmen wollen, ein Schandgemälde genannt.

Schandglocke, in einigen Gegenden eine Glocke, unter deren Läutung ein Verbrecher des Landes verwiesen wird.

Schandhure, im gemeinen Leben eine öffentliche Hure von der niedrigsten Art.

Schändiren, s. Schänden.

Schandkauf, im gemeinen Leben, ein Kauf für einen ungewöhnlich niedrigen Preis, dessen sich sowohl der Käufer, als der Verkäufer zu schämen hat.

Schändlich, Bei- und Nebenwort, von dem Hauptworte Schande und dem Suffixo lich. 1) Verunstaltet, durch Verletzung seiner Gestalt nach

verderbt, in welcher Bedeutung es nur im gemeinen Leben üblich ist. Ein schändliches Gesicht, ein verunstaltetes. Schändlich aussehen. Schändlich verstörrt werden. Dan. 2, 5. 2. Figürlich. (1) So fern Schande ehedem mit Scham gleichbedeutend war, ist schändlich, beschämt, in welchem Verstande es nur noch in der Deutschen Bibel vorkommt. Wie schändlich hingen sie die Köpfe. Jer. 48, 39. (2) Mit Schande, das ist, Unehre in der bürgerlichen Gesellschaft verbunden, Schande und Unehre haben. Ein schändlicher Mensch. Eine schändliche Lebensart. Noch mehr (3) Schande bringend, schandbar. Eine schändliche Handthierung. Schändlich leben. Schändliche Gewohnheiten. Ein Verläumder ist schändlicher, als ein Dieb, Sir. 5, 17. Ein schändlicher Tod, da es dann im weiteren Verstande im gemeinen Leben häufig von allem gebraucht wird, dessen man sich zu schämen hat. (4) In der engsten Bedeutung ist schändlich, im hohen Grade wider die Ehrbarkeit und den Wohlstand laufend. Schändliche Reden führen. Sich schändlich betragen. Ein schändlicher Mensch. Schon bei dem Willeram scantlih.

Schändlichkeit. 1) Die Eigenschaft eines Dinges, da es schändlich ist. Da wo die Schändlichkeit in menschlicher Gestalt jetzt herrscht, Weiße. 2) Schändliche Handlungen, Worte ꝛc.

Schandlüge, im gemeinen Leben, eine grobe schändliche Lüge, deren man sich im hohen Grade zu schämen hat.

Schandmahl, ein, Jemanden zur Schande, zur öffentlichen Beschimpfung verursachtes Mahl; ein Schandzeichen, ein Brandmahl, z. B. der Galgen, Rad ꝛc., welches gewissen Theilen des Kör-

pers zum ewigen Zeichen des begangenen Verbrechens und der verdienten Strafe eingebrannt wird, welches auf den Arm, Rücken, die Hand oder auch die Stirn geschieht. Der Kaiser Constantin hat in I. 17. C. de poen. die Brandmarkung auf die Stirn verboten, damit das Angesicht des Menschen, welches nach dem Bilde Gottes geschaffen ist, dadurch nicht verunstaltet werde. Bei den Griechen und Römern brandmarkte man die Sklaven, welche etwas Wichtiges verbrochen hatten, und zwar meistentheils an der Stirn, oft aber auch nach dem Galen an andern Theilen des Körpers, die gesündiget hatten. Die gewöhnliche Art zu brandmarken war, daß man ein Glied des Leibes mit einem glühenden Eisen, darauf gewisse erhabene Buchstaben standen, berührte, und darauf in diese gebrannte Züge eine gewisse schwarze Farbe goß, um die Inschrift desto kenntlicher zu machen. Diese schwarze Farbe, welche die Griechen λο μελαν die Lateiner Atramentum nannten, beschreibet Plinius in seiner Naturgeschichte nach ihren verschiedenen Arten und Bestandtheilen. Solche gebrandmarkte Leute hießen στιγματιαι στιγωνες auch Attagâ, das ist, Perlhühner, weil diese Hühner buntfarbig sind. Plinius nennt sie inscriptos, einige andere Schriftsteller litteratos. Selten, und vielleicht bei den Griechen niemals, wurde diese Strafe einem freien Menschen zuerkannt. Bei den Römern beging Caligula, nach dem Berichte des Suetons, diese Grausamkeit an sehr angesehenen Personen. Bei den Sklaven aber war sie so gewöhnlich, daß die Samier, als sie eine große Anzahl von Sklaven die Freiheit schenkten, und sie zu Aemtern im Saate beförderten, mit dem schimpflichen Namen der Literatoren brandmarkten. Aristophanes sagt beim

Plutarch Σαμιων ὁ δημος ἐστι πολυγραμματος, jedoch führt dieser Schriftsteller selbst mehrere andere Ursachen dieser Benennungen an. So sagen zum Beispiel Einige, daß gleich wie die Samier den gefangenen Athenienſern das Bild der Nachteule, dieses der Minerva heiligen Vogels, hätten verbrennen lassen, so hätten im Gegentheil die Athenienſer die gefangenen Samier mit einer Samäna brandmarken lassen, das ist, mit dem Bilde eines von den Samiern erfundenen Schnellschiffes, dessen Vordertheil wie ein Schweinrüssel ausgesehen. Die Griechen bezeichneten ihre bösen Sklaven an die Stirn mit dem Buchstaben φ, welcher entweder φυκτος ein Mensch, dem nicht zu trauen ist, oder φυκτικος, einer, der gern davon läuft, bedeutete. Die Lateiner bedienen sich in dieser Absicht des Buchstaben F, welches fur, ein Dieb, oder fugitivus ein Davongelaufener heißt. Die Sklaven wurden aber nicht der Verbrechen allein wegen gebrandmarkt, sondern auch öfters deswegen damit, wenn sie ihren Herren entliefen, sie wieder erkannt werden konnten. Nicht nur die Sklaven, sondern auch die Kriegesgefangenen wurden in diesen Zeiten, wo der Samier sich noch Alles erlaubte, und die Kriegesgefangenschaft dem Menschen die Menschheit, das heißt, seine Freiheit raubte, gebrandmarkt; so wurde den in Sicilien gefangenen, und zu Sklaven verkauften Athenienſern ein Pferd auf die Stirn gebrannt; auch die angehenden Soldaten, tirones, pflegten in den späteren Zeiten Roms gebrandmarkt zu werden, nicht um sie zu beschimpfen, sondern um sie, wofern sie entflohen oder sonst etwas übles thaten, desto leichter wieder zu erkennen. Was für ein Zeichen denselben eigentlich eingebrannt worden, ist noch nicht völlig ausgemacht. Augustin nennt es an irgend

einem Orte ganz unbestimmt regium characterem. Im Griechischen heißt dieses Zeichen überhaupt σιγμα auch επιγραμμα. Man glaubt gemeiniglich, daß dieses stigma der Name des Kaisers gewesen sei, welcher auf die Hand eingebrannt worden. Es scheint nicht wahrscheinlich, daß diese Art des Bezeichnens der jungen Soldaten mit jener so fürchterlichen, schmerzhaften und entehrenden der Sklaven einerlei gewesen. Vegetius der über die Kriegskunst der Alten, als ein Kenner und Zeitgenosse geschrieben, giebt zu verstehen, wie diese Bezeichnung eigentlich geschehen sei. Er sagt: Non statim punctis signorum scribendus est tiro, und an einem andern Orte: victuris in cute punctis milites scripti jurare solent. Aus beiden Stellen geht hervor, daß diese Bezeichnung der Soldaten ungefähr eben diejenige gewesen, welche man zuweilen auf den Händen oder an den Armen der Levantefahrer sieht, die sich damit in Jerusalem oder den andern Orten in Palästina durch einen Priester versehen lassen, welches man tatowiren nennt. Diese Erklärung wird durch die Beschreibung des Prudentius bestätiget, welche er von der religieusen Stigmatisation macht, womit abergläubische und eifrige Verehrer irgend einer Gottheit sich dem Dienste derselben, so wie die Tyronen ihrem Kaiser, widmeten. Die eifrigen Abgötter, von welchen Prudentius redet, beobachteten einen Aberglauben, der in dem heidnischen Alterthume ziemlich üblich war. Lucian sagt von den Dienern der Syrischen Göttin, daß sie theils in der Hand, theils im Nacken gewisse Charaktere gehabt. Die Charaktere dieser Göttin oder der Cybele waren mancherlei; bald hatte sie in der einen Hand einen Blitz und in der andern einen Schlangenstab, einen Spinnrocken, eine

Geissel, ein Sistrum, zu jeder Seite einen Löwen, auf dem Kopfe einen Aufsatz, der einer mit Durchschnitten versehenen Mauer gleicht. Ueberhaupt bestanden diese, den Dienern der Götter eingebrannten Zeichen, bald in dem eigenen Namen eines Gottes, bald in einem Kennzeichen desselben, wie z. B. der Dreizack des Neptuns, der Epheu des Bacchus war. Auch die Gnostiker und Anhänger des Basilides waren nicht zufrieden, ihre Abraxas oder abentheuerlichen Amulete und Talismans, die auf einer Vermischung des Christenthums mit dem Aberglauben des Aegyptischen Götzendienstes beruheten, auf Metall und Stein einzugraben; sie bezeichneten auch zuweilen ihre Leiber mit solchen Abraxas oder mystischen Zeichen, auf welche der heilige Johannes in seiner Offenbarung, im 13. Kap., gezielt haben soll. Es wurden auch noch endlich die Waffenschmiede, Fabricenses, im Griechischen Kaiserthume auf einen ausdrücklichen Befehl des Kaisers Arcadius stigmatisirt. Das Gesetz, welches zugleich die Absicht dieses kaiserlichen Befehls enthält, ist so: stigmata, h. e. notae publicae fabricensium brachiis ad imitationem tironum infligantur, ut hoc saltem modo latitantes possint agnosci, das heißt: die Reichswaffenschmiede sollen nach Art der angehenden Soldaten stigmatisirt werden, damit wenn sich einer seinem Berufe heimlich entziehen wollte, man ihn daran erkennen kann. Auch heutzutage findet das Tatowiren bei Soldaten, Seeleuten ꝛc. Statt; auch lassen sich wohl Andere, die nicht zu dieser genannten Klasse gehören, aus Eitelkeit tatowiren, um dadurch zu zeigen, daß sie zur See gewesen, oder einen entfernten Feldzug mitgemacht haben; wenn es auch nicht so ist.

Was nun das Brandmarken oder das Schandmahl, als Strafe, anbetrifft, so werden noch jetzt dergleichen Schandzeichen großen Verbrechern, Vagabunden ꝛc. auf die Hand, den Arm oder den Rücken gebrannt. Man brennt sie aber auch auf die Stirn, um sicher vor einem Böſewichte zu warnen; ſ. auch den Art. Strafe.

Schandmaul, im gemeinen Leben, ein schändliches Maul, das heißt, die Fertigkeit beſitzen, sowohl an und für sich schändliche Sachen zu reden, als auch Andere auf eine grobe Art zu verunglimpfen; daher ein Schandmaul haben. Man nennt auch eine mit dieſer Fertigkeit begabte Perſon Schandmaul.

Schandpfahl, ein Pfahl, an welchem die Verbrecher zur öffentlichen Beſchimpfung ausgeſtellt werden; der Pranger, ſ. Th. 117, S. 80. Das Halseiſen, ſ. Th. 20, S. 297, und die Schandſäule. Ein zu Jemandes Schande errichteter Pfahl wird auch Schandſäule genannt. Man errichtet ſie zum Andenken der Freveltat, die mit dem Tode beſtraft worden, auf der Landſtraße oder am Wege.

Schandſack, im gemeinen Leben, eine im höchſten Grade ſchändliche oder unzüchtige Weibesperſon. Logau ſagt: Ein Biederweib im Angeſichte, ein Schandſack in der Haut iſt manche.

Schandſäule, ſ. Schandpfahl.

Schandſchrift, eine ſchändliche Schrift; eine Schrift, welche darauf abzielt, Jemanden grobe perſönliche Unvollkommenheiten anzudichten; ein Pasquill, eine Schmähſchrift.

Schandſtein, ſ. Laſterſtein, Th. 35.

Schandthat, eine ſchändliche That, welche dem, der ſie begeht, der öffentlichen Unehre ausſetzt.

So auch noch einige andere Zusammensetzungen, als Schandname, Schandort, Schandreden, Schandworte ꝛc.

Schändung, die einer Weibesperson, s. unter Schwängerung.

Schänen, beim Korbmacher, die zerspaltenen Weiden, womit Körbe geflochten werden, und von welchen er den Kern oder Peddig der Weiden abhobelt und solche glatt macht. Er zieht die gespaltene Weise zwischen dem Hobeleisen durch und glättet sie solcher Gestalt.

Schang, s. Schan.

Schank, von dem Zeitworte schenken, im Kleinen verkaufen, der Verkauf im Kleinen und das Recht gewisse Waaren im Kleinen verkaufen zu dürfen, wo es doch nur in denjenigen Fällen üblich ist, in welchen das Zeitwort schenken gebraucht wird. Der Bierschank, s. Th. 5, S. 177. Weinschank s. diesen Artiekel, Salzschank, s. Th. 135, S. 43; der öffentliche Verkauf des Bieres, Weines oder Salzes im Kleinen, und das Recht, sie verkaufen zu dürfen. Das Oberdeutsche Schank, ein Schrank, gehört zu einem andern aber verwandten Stamme.

Schank, Schank, Sjanko, Birne, Opferhorn, Voluta pyrum, testa obovata subcaudata, spiraeanfractibus-striatis apice producto glaberrimo, columella triplicata. Linn. Syst. Nat. ed. 12. F. 1. P. II. p. 1195. Fr. Murex oder Buccin d'offrande. H. A. Wit Offerhoorn. Jüdisch Tsjankos. Diese Conchylie gehört unter die wichtigsten Schaalenthiere, welche Ostindiens Gewässer zum Handel bringen. Der Fang ist in vielen Gegenden ein landesherrliches Einkommen, welches jährlich verpachtet wird. Der Bau dieser Conchylie ist etwas eyförmig und einiger-

maßen geschwänzt, die Windungen des Wirbels sind gestreift, die Endspitze ragt hervor und ist ganz glatt, und die Spindelsäule hat drei Falten. Die wellenförmig gestreifte Schale ist mit braunen Punkten bezeichnet. Der Wirbel oder die oberen Windungen sind cylindrisch, jedoch da, wo sie emporsteigen, winklicht, und also gleichsam gekrönt, die Endspitze ist, wie schon bemerkt, glatt, aber stumpf, der Schwanz ist enge, offen und geht gerade aus. Die Querstreifen des Schank sind sehr fein, stehen enge bei einander und sind gebogen, sonst ist die Schale glatt und gerade, und nur oben, in der Gegend der zweiten Windung, sieht man einen scharfen, etwas knotigen Rand; die oberen Windungen sind gekrönt. Der ziemlich lange Schwanz gleicht einem hohlen Kanal und hat nur dann einen Nabel, wenn die Spindellefze noch nicht zu ihrer ganzen Vollkommenheit gelangt ist. Der Leib ist bauchigt und mit einzelnen kleinen länglicht viereckigten braunen Flecken, die in regelmäßigen Reihen, aber nur einzeln stehen, bemalt. Man hat aber auch Beispiele, denen diese Würfel fehlen. Sie werden über 7 Zoll lang.

Diese Conchylie wird durch Taucher aus der See geholt, wo sie 2 bis 6 Klafter tief auf dem Grunde liegt. Sie wird besonders an der Küste von Koromandel, auf der Insel Ceylon und in Tranquebar ꝛc. aufgebracht und nach Bengalen verfahren, woselbst damit ein großer Handel getrieben wird. Die Indianer verarbeiten den Schank zu Armbänder, wie auch zu anderem Schmuck; sie schneiden, schleifen und bohren ihn auf mancherlei Art. Wenn ein Indianer oder eine Indianerin stirbt, wird dieser Schmuck in die See geworfen, weil er von keinem Nachlebenden getragen werden darf; dieses ist auch die Ursache, warum die Waare

immer guten Vertrieb findet. Einige von diesen Conchylien werden ausgehöhlt und die Schneckengänge herausgebohrt; die äußere braune Rinde wird abgeschliffen, und hernach die weiße Schale mit mancherlei Farben, in Gestalt der Blumen, eingebeißt. Man erkauft sie nach der Größe. Die kleinste und geringste Gattung darunter ist die, welche mit dem Daumen und dem Zeigefinger sich umspannen läßt. Zur zweiten Gattung rechnet man diejenigen, welche noch die Breite eines zwischen liegenden Fingers zu diesem Maaße erfordern; zur dritten werden zwei Finger, zur vierten drei und zur fünften vier Finger oder die Breite der Hand, ohne den Daumen, vorausgesetzt. Die letzte und größte Gattung fällt nicht an der Küste von Koromandel, sondern bei Surate und Bombay. Unter den Schanken ist, wie unter allen Schnecken, die linke außerordentlich selten; unter einer Million rechtsförmiger, ist kaum eine linke zu finden. Man bezahlt eine solche in Indien mit ein paar tausend Rupien. Bei uns werden sowohl diese, als jene für die Naturaliensammlungen gesucht. Wir erhalten die größten gemeiniglich mit allerlei Zierrathen bezeichnet. Eine Abänderung dieser Conchylie, führen mehrere Conchyologen an, als Rumph, Lister, Martini, Knorr ꝛc. Martini nennt sie die gefleckte Birne. Sie hat ganz den Bau des Opferhorns; allein sie ist 1) ungleich kleiner; 2) fehlet derselben der scharfe Rand auf der ersten Windung; 3) ist ihr Zopf lang, ragt weit hervor, ist aber auch stumpf, doch 4) weniger gekrönt; 5) ist die Nase etwas gebogen; 6) die Streifen sind stärker und 7) ist der ganze Leib braun gefleckt, und hat auch einige senkrechte Flammen. Man findet sie auch in Tranquebar.

Schanne, Schande, Pede, ein Achselholz, welches in der Mitte ausgehöhlt ist, daß es sich an die Achseln schließt und von beiden Seiten Arme hat, die so lang hinausstehen, daß sie das, was man an die daran befestigte Stricke, die mit Haken versehen sind, anhängt, vom Leibe abhalten kann. Gemeiniglich tragen die Mägde, ein Paar Wassereimer, oder auch Milchkannen ꝛc. daran.

Schanz, gebrauchten die Alten für Anlaß, Gelegenheit, Glück; daher kommen viele zusammengesetzte Wörter und Redensarten, als: einem etwas zuschanzen, in die Schanze schlagen, auf seine Schanz achten ꝛc. S. das folgende Wort.

Schanze*), ein Wort, welches nach Maaßgebung des Zeitwortes schanzen und dessen Stammwortes schanen in mehreren, dem Anscheine nach sehr verschiedenen, aber doch genau verwandten Bedeutungen vorkommt. 1) Eine jede heftige Bemühung, starke Bewegung, welche Bedeutung sich nur noch in dem Zeitworte schanen findet, und wovon die Bedeutung eines Wurfes in dem Würfelspiele allem Ansehen nach unmittelbar abstammt. (1) Eigentlich. Im Hochdeutschen ist es zwar in dieser Bedeutung, im Ganzen genommen, veraltet; es war aber doch ehemals in derselben sehr üblich. Beim Frischlin ist Schanz im Würfelspiele ausdrücklich so viel als Wurf,

*) Nach Frisch sollen am Niederrheine auch die Reißbündel oder Faschinen, Schanzen genannt werden, wo dann Schanzen schlagen, ein solches Faschinenwerck machen, bedeutet. In der ersten Bedeutung leiten es viele aus dem Französischen her, welches wieder aus dem Lateinischen Cadentia abstammen soll. Richtiger sagt, Adelung, betrachtet man Chance und unser Schanze, als Seitenverwandte; s. auch Schande.

lactus. Die Schanze glückt ihm wohl; es ist ihm eine Schanze mißrathen; diese Schanze wollte ihm nicht gelingen ꝛc.; in welchen bei dem Frisch befindlichen Redensarten, es überall so viel als Wurf bedeutet, welche Redensarten dann aber auch figürlich gebraucht wurden, in seinem Unternehmen, in seinem Versuche glücklich seyn ꝛc.

Ist nun sach das mir nicht gerat.
Gegen den Held einmal ein schanz,
Theuerd., Kap. 28.

Figürlich, ein Versuch, ein Streich. Sie dürfen um den Rock die Schanze schlagen, übersetzt Opitz die Stelle Ps. 22, 19. Sie werfen das Loos um mein Gewand, nach Luthers Uebersetzung. Ohne Zweifel rühren daher noch die figürlichen Redensarten: etwas in die Schanze schlagen, es wagen, es auf gut Glück dahin geben, wie ein auf ein Spiel gesetztes Geld. (2) Figürlich. a) Das Würfelspiel, und in weiterer Bedeutung ein jedes Spiel und dessen Zustand; Franz. Chance, ohne Zischlaut, im Holländischen und Niedersächsischen Kansse, im Schwed. Kans; eine gleichfalls veraltete Bedeutung, wovon noch die in einigen Gegenden üblichen figürlichen Redensarten abstammen: auf seine Schanze sehen, auf sein Spiel, seine Sache wahrnehmen; die Schanze versehen, das Spiel, und figürlich, hintergangen werden, vernachläßigen; seine Schanze bewahren, sich nicht in das Spiel sehen lassen, auf seiner Hut seyn, wo dann auch die folgende dritte Bedeutung Statt findet. Ehedem war die Mummenschanze, das Mummenspiel, das ist, eine Maskerade. Im mittleren Latein ist Biscatia, das Würfelspiel, Ital. Biscazza, Bischenza. b) Ein jeder Zufall, er sei glücklich

oder unglücklich, ein Ungefähr, ein Glücks- oder Unglücksfall. Im Niederf. ohne Ziſchlaut Kans, im Engl. Chance, wo auch to chance, ſich zutragen iſt, Ital. Cianza. Heniſch erklärt Schanz ausdrücklich durch Abentheuer, Zufall, Gefahr. Wa inen eine ſchantz beſtund, das ſie ein ſchlacht gewünnen, in dem 1514 gedruckten Livius. Im Hochdeutſchen iſt es auch in dieſer Bedeutung veraltet. In der Lotharingiſchen Provinzial-Sprache iſt Dehance, Glück, und Meschance, Unglück.

c) Günſtige Gelegenheit, ein gleichfalls veralteter Gebrauch.

So hoff ich noch er werd' einmal
Ueberſehen die rechten Schantz,
Theuerd. Kap. 17.

Sie iſt gar ſehr ergrimmt, erſiehet
ihre Schanze
Und ſchlägt auf ihn zu, Opitz. 2. Eine Bekleidung, Bedeckung, wo es ehedem mit Schande gleichbedeutend war, aber gleichfalls veraltet iſt. Eine Larve kam ehedem unter dem Namen einer Schanze vor; ſ. auch Schanzkleid. 3) In der Befeſtigungskunſt iſt die Schanze, eine jede kleine Verſchanzung, in Geſtalt eines Vier-, Fünf- oder Sechseckes. Ital. Scanso; Engl. Sconce; Schwed. Skans; Poln. Szanc; Wend. Schanza. Eine Erdſchanze, wenn ſie nur von Erde aufgeworfen iſt. Eine Feldſchanze, welche auf freiem Felde aufgeworfen wird. An manchen größeren Feſtungen befinden ſich gleichfalls mit gemauerten Gräben, Auſſenwerken ꝛc. verſehene Schanzen, welche in anderen Rückſichten Caſtelle, Citadellen ꝛc. heißen. Vielleicht rührt dieſes von ſchanzen, graben her, da es denn eigentlich ein aus ausgegrabener Erde beſte-

hendes Festungswerk bedeuten würde, oder auch von der vorigen Bedeutung der Bedeckung. Er ist mein Schloß und Schanze, Opitz. In einigen Gegenden heißt auch ein jeder Wall eine Schanze.

Die Schanzen sind kleine Befestigungen, und werden wider einen geschwinden feindlichen Anlauf in Eile aufgeworfen. Die viereckigten heißen Redouten, s. diese, Th. 121, S. 404, die aus lauter Scheeren bestehenden aber, Sternschanzen. Sie dienen entweder zur Versicherung eines Passes und Ueberganges, oder zu einer sicheren Retirade, oder zur Beschirmung der Linien, so um das Lager gezogen, oder zur Behauptung eines Postens ꝛc. Weil dergleichen Werke keine Belagerung auszustehen haben, sondern nur wieder den Anlauf dienen, legt man sie auch nicht so stark, als eine ordentliche Festung an, doch pflegen sie, um besserer Sicherheit willen, mit Palliſaden und Sturmpfählen verwahrt zu werden. Wenn sie frei liegen, werden sie drei- oder vier-, selten mehreckig, mit halben oder ganzen Bollwerken aufgeführt. Eine viereckigte Sternschanze wird auf folgende Art aufgerissen: Man macht ein Quadrat von blinden Linien, an welchem jede Seite von vier, fünf, sechs, sieben bis acht Ruthen lang ist, theilt hernach jede Seite in acht gleiche Theile, läßt aus der Mitte einwärts in acht Theile lang eine blinde Perpendikularlinie fallen, zieht dann von diesem Punkte auf beiden Ecken der ganzen Seite, und verfährt mit den übrigen Seiten auf gleiche Weise. Die Feldschanzen mit halben Bollwerken werden meistentheils an solchen Oertern gebraucht, die sich wegen einer Höhe, Morastes, Wassers oder Tiefe abschneiden, an welche Seite die halben Bollwerke pflegen ordentlicher

Weise gelegt zu werden. Sie werden gemeiniglich mit drei oder vier halben Bollwerken gemacht, und man nimmt zu einer jeden Seite nicht über sechs Ruthen. Wenn man im Felde in Eile eine viereckigte Schanze mit ganzen Bollwerken machen will, so macht man erstlich ein rechtes Quadrat, und zieht hernach mit den Linien durch die vier gegen einander stehenden Winkel zwei Diagonallinien, verlängert solche über die Winkel hinaus, so lang, als die Hauptlinie seyn soll, und fährt dann weiter mit der Eintheilung fort. Von Anlegung der Feldschanzen bei der Preußischen Armee, s. Th. 51, S. 130 u. f. Ein Mehreres hierüber, s. unter Verschanzungskünst, in V.

Schanze, im Schiffbau, s. unter Verdeck.

Im Koblenzischen ist Schanze ein Gebünd Reiser, eine Welle.

Schanzen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches vermöge der Endsylbe zen, ein Intensivum von einem veralteten Zeitworte schanden oder schanen ist, welches gewisse heftige Bewegungen machen, bedeutet hat; s. Schande. Auch unser schanzen scheint diese Bedeutung gehabt zu haben, ob es gleich nur noch von gewissen Arten heftiger Bewegungen gebraucht wird. 1) Mühsame Arbeit verrichten, wo es noch hin und wieder im gemeinen Leben von jeder beschwerlichen und mühsamen, besonders körperlichen, Arbeit gebraucht wird. Im Bergbau ist anschanzen, Anstalt machen, daß die Arbeiter an ihre Arbeit kommen, welches auch anschaffen genannt wird. In engerer Bedeutung war es ehedem graben, wo es aber auch nur von dem zur Befestigung eines Ortes nöthigen Graben üblich ist. Schanzen müssen. Die Bauern zum Schanzen zusammentreiben, zur Arbeit und besonders zum Graben

der Vertheidigungswerke eines Lagers, eines Ortes ꝛc. s. Verschanzungskunst. Man sagt: Sich verschanzen, gegrabene Werke um sich her aufwerfen. Sich einschanzen, zur Sicherheit eingraben. Umschanzen, mit ringsumher aufgeworfenen Werken vertheidigen. Der Arglist vorschanzen, Günther, vorbauen.

2) Werfen, wo es ehemals von dem Werfen im Würfelspiele sehr üblich war, aber auch für spielen überhaupt gebraucht wurde. Daher war erschanzen, ehedem im Spiele gewinnen, einem etwas abschanzen, es ihm im Spiele abgewinnen. Im Hochdeutschen ist es in dieser Bedeutung veraltet; nur die Redensart jemanden etwas zuschanzen scheint noch ein Ueberbleibsel davon zu seyn, wenn nicht die allgemeinere Bedeutung der Bemühung in derselben zum Grunde liegt; s. auch Zuschanzen.

Von der zu Kriegeszeiten vom Feinde auferlegten Schanz- und Wallarbeit, s. unter Kriegeß-Schäden und Lasten, Th. 51, S. 807 u. f. Ob von den zu Kriegeszeiten vom Feinde auf verpachteten Feldern aufgeworfenen Schanzen, den davon entstehenden Schaden der Verpachter oder der Pachter zu tragen habe, s. Th. 51, S. 811.

Schanzenherr, s. Ingenieur, Th. 30, S. 19.

Schanzengeld, wird diejenige Art von Abgaben genannt, welche die Unterthanen entweder zur Erbauung oder Ausbesserung einer Festung und der dazu nöthigen Werke aufbringen müssen.

Schanzgräber, Schanzer, Fr. Pionniers, im Festungsbaue und Kriegeswesen diejenigen Arbeiter, welche Schanzen im weitesten Verstande, das heißt, alle zur Vertheidigung gehörigen Werke

graben. Man hält gewöhnlich eine gewisse Anzahl bei der Artillerie.

Schanzkarren, s. Wüppe.

Schanzkleid, im Schiffbaue, ein vermittelst aufgerichter Hölzer um das Kriegesschiff gezogener Streifen Leinwand. Er dient zum Theil die kleinen Kugeln abzuhalten, zum Theil auch zum Verbergen dessen, was auf dem Verdecke vorgeht. Bei Einigen sind auch die Mastkörbe im Gefecht damit umzogen. Die verschiedenen Nationen haben jede eine besondere Farbe zu den Schanzkörben. So haben z. B. die Holländer roth; die Franzosen blau mit gelben Lilien ꝛc. Hinter dem Schanzkleide, gleich unmittelbar über dem Bord, sind die Serwings Boovenets mit Stutzen festgestellt; sie bestehen aus Matten von zusammengeflochtenen Stricken, fünf bis sechs Finger dick, sind zwei bis drittehalb Fuß hoch und dienen zur Bedeckung der Soldaten. Man kann auch nach Maizerai's Vorschlag eine von Tau geflochtene Arbeit gegen die Schüsse unter Wasser anbringen, welche von dem Wasserrand des Schiffes an einige Fuß herunter längst beiden Borden ins Wasser gesenkt werden können.

Schanzkorb, bei der Artillerie, ein aus Weidenreisern geflochtener Korb, der bald groß, bald klein gemacht wird; daher sein Durchmesser 2 bis 6 Fuß hält, die Höhe hingegen 3 bis 8 Fuß. Man füllt diese Körbe mit bloßer Erde oder Sand, jedoch müssen keine groben Steine darin seyn. Sie werden auf den Hauptwerken, Batterien, Hauptgräben ꝛc., wo etwas eingeschlossen ist, und wo man eine Bedeckung des groben Geschützes und der Soldaten nöthig hat, gebraucht. Man bedient sich derselben auch öfters in den Laufgräben, um die Arbeiter vor dem Geschütze des Feindes

zu bedecken. Es kommt entweder von Schanze, so fern es noch im Niederrhein ein Reisbündel bedeutet, oder auch von Schanze, Bedeckung oder endlich auch von schanzen, graben, weil solcher Korb sowohl mit ausgegrabener Erde gefüttert wird, als auch zur Bedeckung der Schanzgräben dient, her. Die ganz kleinen Schanzkörbe zu den Brustwehren werden Franz. Corbeilles genannt. Auch die rund geflochtenen Körbe, die mit Soden gefüllt, an beiden Enden gleichfalls zugeflochten sind, und dann zur Füllung einer Zuschlagskiste oder zum Senkwerk an Schleusen gebraucht werden, erhalten den Namen der Schanzkörbe. In Niederdeutschland, beim Deichbau, heißt ein Schanzkorb, ein mit Erde gefüllter Korb, womit man den Bruch in einem Deiche oder Damme ausfüllt, auch die kleinen Grundwasen.

Schanzläufer, s. den folgenden Artikel.

Schanzloper, in der Schiffahrt, ein kurzer Oberrock von dickem Frieß oder Tuch, den die Seefahrenden anziehen, wenn es kalt ist. Man nennt daher auch eine Frauenzimmer-Tracht, welche in einem Redingot oder Ueberrock besteht, der nur bis ans Knie geht, einen Schanzloper, Schanzläufer.

Schanzpfahl, Schanzpfähle, Pfähle, welche zu den Schanzen oder beim Verschanzen gebraucht werden; s. unter Verschanzungskunst.

Schanzzeug, in der Kriegeskunst, alle zum Verschanzen im Kriege nöthigen Werkzeuge und Geräthe, als Spaten, Schippen, Hacken, Beile ꝛc.

Schapel, ein im Hochdeutschen veraltetes Wort, welches ehemals unter andern auch einen Kranz bedeutete. Ein Schapel ist bald gemacht, wenn man die Blumen beisammen hat, Kai-

sersberg, bei dem Frisch. Auch der Rosenkranz führte ehemals diesen Namen, und im Französischen heißt er noch Chapelet. Die letzte Sylbe ist das Suffixum el, ein Subject, ein Ding, ingleichen ein Werkzeug. Die erste Sylbe, auf welche es hier allein ankommt, gehört zu dem Zeitworte schaffen und kann wegen des weiten Umfanges der Bedeutung desselben, eine Bewegung in die Runde, in die Tiefe, und figürlich auch eine Bedeckung bedeuten, daher sowohl das Italienische Capello, ein Hut, als auch unser Schaube und andere mehr damit verwandt sind; s. auch Scapulier.

Schapelschnabel, Schabbelschnabel, Plotus recurviroster Klein, eine Art Wasservögel oder Patschfüße, welcher zu den Platten des Klein gehört und den Namen von seinem krummen, einer umgekehrten Sichel oder einem kurzen Säbel ähnlichen Schnabel hat; s. Wasservogel.

Schapp, s. Schaff.

Schappenholz, s. Sapanholz.

Schäppes, im Oesterreichischen, die halb ausgedroschenen Garben, welche man Kloppen nennt.

Schaquerille, s. Cascarille, Th. 6, S. 683.

Schar, ein uraltes Stammwort, welches unter den gewöhnlichen Veränderungen und mit den gewöhnlichen Suffixis, scharb, scherb, schirm, schart, schurz ꝛc. im Deutschen und den verwandten Sprachen in tausend Fällen vorkommt, daher hier etwas darüber überhaupt gesagt werden muß, damit man die Verbindung so vieler, dem Anscheine nach sehr verschiedener, Bedeutungen desto besser übersehen kann. Es wird hierbei s, sch und z als gleichbedeutend vorausgesetzt, obgleich das sch wegen seines vollen Zischers oft eine In-

tenſion bezeichnet, welche das z in einem noch höheren Grade ausdrückt. Schar iſt, wie alle Stammwörter, urſprünglich die Nachahmung eines Lautes, welcher Laut mit vielen Arten von Veränderungen verbunden iſt. Bei dem Notker iſt ohne Ziſchlaut Char, der Ruf, das Geſchrei. Sirmen, ſurmen, ſind noch im gemeinen Leben Nachahmungen einer Art eines Murmelns und Summens, wie das Lateiniſche susurrare. Im Schwediſchen iſt Sort das Getöſe, und die Sirenen der Alten hatten vermuthlich von ihrem Singen den Namen. Aus dem Lateiniſchen Sermo, und serere in disserere, asserere ꝛc. erhellt, daß es auch die menſchliche Rede, die Sprache bedeutet habe. Unſer zirpen, das Lateiniſche sorbere, das Intenſivum ſcharren, die Scharbe oder Schärbe, ein gewiſſer Vogel, beziehen ſich alle zunächſt auf den eigenthümlichen Laut. Nach einer ſehr gewöhnlichen Figur bezeichnet es gewiſſe mit dieſem Laute verbundene Veränderungen und Bewegungen, welche dann von ſehr vielfacher Art ſind. 1) In Anſehung der Geſchwindigkeit oder des Grades der Stärke. (1) Gewiſſe ſchnelle oder heftige Bewegungen und Veränderungen, daher die im gemeinen Leben üblichen ſchergen, ſchürgen, antreiben, forttreiben; ſ. Scherge; ſchüren, ſcheren, vexare, ſehr, ſchier ꝛc. Im Schwediſchen iſt surra, herumtreiben, und serda. Das Lateiniſche Servire, bezieht ſich vermuthlich zunächſt auf mühſame Handarbeit, wie unſer Scharwerk. In der Monſeeiſchen Gloſſe iſt Scara, Frohne. Im Meklenburgiſchen bedeutet ſcharwachen, ſich ſchlaflos im Bette herumwälzen. Beſonders gehört hierher der Begriff des Gehens, Wanderns, Reiſens. Im Hebräiſchen iſt ohne

Zischlaut ברד, wandern, woher auch unser niedriges sich fortscheren, sich herscheren, sich hinscheren und das Lateinische serere in deserere gehört. Besonders des Reißens, Theilens, Schneidens, Grabens ꝛc., eine in allen Sprachen sehr häufige und fruchtbare Bedeutung. Es gehören dahin unser Saraß, versehren, Schere, scheren, Scharte, scharben, schürfen, Scharte, Scherbe, ein zerbrochenes Stück, zerren, Sarter, Zerter, das Schwedische skarda, verletzen, Skara, eine Wunde, Skaerf, ein Stückchen, Scherf, die Französischen dechirer, Serpe ꝛc. Die Lateinischen Scarabaeus, von dem Scharben oder Nagen, wie Käfer von kauen, Kiefer. Serra, eine Säge, sarpere, schneiden, sarrire ausreißen. Hebr. שרש; das Griechische κειρειν, schneiden; das Oberdeutsche Schar, ein Maulwurf, Lat. Sorex, Griechisch ὑραξ, Schwedisch sork, Wend. Kart; das scheeren oder theilen der Weber, Schar, ein Theil in Heimschar und Ueberschar, vermuthlich auch das Lateinische Sors, unser Sorte und hundert andere mehr. Das Licht ist in allen Sprachen und in allen Fällen eine Figur der schnellen Bewegung. Daher das Niedersächsische schier, hell Schwed. skaer, das Lateinische serenus, unser zier, das Französische charbon, Kohle, eigentlich glühende Kohle, Sirius, der Hundsstern wegen seines hellen Lichtes, vielleicht auch die erste Sylbe von Scharlach ꝛc.

Eine andere eben so gewöhnliche Figur ist die Bedeutung der unangenehmen Empfindung; daher unser sauer, so fern man es als eine Erweiterung von saur ansieht, das veraltete Sehr, Seer, der Schmerz, unser Sorge. Das Hebr. שרף, brennen ꝛc. (2) Gewisse langsame

Bewegungen. Besonders des Kriechens, daher das Lat. serpere, kriechen, Siro, eine Filzlaus, serus, langsamer, wovon vielleicht vermittelst einer neuen Figur serius, ernsthaft ist.

2) In Ansehung der Leichtigkeit der Bewegung, wo es in manchen Fällen ein Ausdruck der Flüssigkeit ist, wie das Lateinische Serum, vielleicht auch das alte Schor, Hor, Gohr, Koth; Schwed. Skarn, Griech. σκωρ und das Lateinische Sordes. Der Begriff der weichen Beschaffenheit läßt sich als eine Figur der Flüssigkeit ansehen, daher σαρξ das Fleisch, vielleicht auch sericus, seiden.

3) In Ansehung der Menge der in Bewegung befindlichen Theile, wo es vornähmlich ein Ausdruck des sirmenden Lautes, vieler um und nebeneinander befindlichen Theile ist. Dahin das Lateinische serere, säen, ingleichen ordnen, zusammensetzen, unser Schar, und ohne Zischlaut das Hebräische ברך versammeln. Figuren davon sind die Begriffe des Gerinnens, Vereinigens und Verbindens; wie sarcire, nähen, sticken, Soror, die Schwester, das Schwed. skaera, gerinnen, vielleicht auch Sera, ein Schloß, und serare, aufschließen. Ingleichen der Begriff der Masse, wovon die Härte, Schwere und vielleicht auch die Trockenheit neue Figuren sind. Daher das Schwedische sär, schwer, welches aber auch zu der Bedeutung der unangenehmen Empfindung gehören kann. Skare, harter, fest gefrorner Schnee, das Nieders. sor, trocken, Griech. σειριαν, trocknen.

4) In Ansehung der Richtung der Bewegung oder Ausdehnung. (1) In die Länge, wie Series, eine Reihe, Sarmentum, die Rebe, Surus, ein Pfahl, Sorex die Spitzmus, Scirpus, die Binse, das veraltete Serle ein langer Balken.

(2) In die Höhe. Im mittlern Latein ist

Essarum ein Damm, im Hebr. ורה, aufgehen, im Schwedischen Skaer, ein Felsen, wo aber auch die Bedeutung der Masse, ingleichen der senkrechten Richtung mit eintritt, wie in dem veralteten scharf, für schroff. Eine Figur davon ist das in vielen Sprachen übliche Sir, ein Herr, Hebräisch סר, und — שרה ein Fürst. (3) In die Länge und Breite, eine Fläche, Gegend zu bezeichnen, wie Schar und Oberschar; s. dasselbe. (4) In die Runde, wie Sertum, ein Kranz und unser Schurz, so fern es auch eine Art des Kranzes ist. (5) In die Tiefe; daher die Bedeutung eines hohlen Raumes, eines Gefäßes, wie Sarg, Geschirr, Scherben, ein Gefäß, das Lateinische Seria, ein Faß, und Sarracum, ein Lastwagen, welches aber auch mit dem Französischen Charrue und unserem Karren zu der Bedeutung des Reisens, Gehens gehören kann; die Zarge, der Scharren, für Schranne, das Griechische σειρος, eine Höhle, Sirus ꝛc. Die Decke, Bedeckung, ist eine gewöhnliche Figur des hohlen Raumes. Ehedem war Särge eine Tapete, Lat. ist Scortea, einelederne Decke, Schwed. Saerk, ein Weiberhemd, unser Schürze Schaur oder Schauer ꝛc. Nach einer noch weitern Figur gehört auch Schirm hieher. Im Hebr. ist סדר, ein Schild; und so noch andere Bedeutungen mehr, welche in obige Hauptklassen leicht einzuschalten sind.

Schar *), ein Collectivum, mehrere bei und

*) Bei dem Ottfried Skara, im Schwed. Skara, im Italienischen Sciera. Es drückt das Geräusch aus, welches mehrere bei und nebeneinander befindliche lebendige Dinge machen, welche Bedeutung auch in dem Lateinischen serere, säen, zum Grunde liegt; s. oben Schar, und Scharen. Ohne Zischlaut gehört auch unser Herr, die letzte Hälfte des Lateinischen Cohors und

neben einander befindliche Dinge einer Art, wo es nur von lebendigen Dingen gebraucht wird. Eine große Schar, eine kleine Schar. Der Herr giebt das Wort mit großen Scharen Evangelisten, Ps. 68, V. 12. Sie, die Würmchen, fliegen zu Scharen empor, Geßn. Bei den Jägern sind Schar, Trupp und Rudel gleichbedeutende Worte. Die Schar der Musen, die Musenschar bei den Dichtern. Gemeiniglich schleicht sich bei diesem Worte der Begriff der Menge, der Vielheit mit ein; allein für Zahl oder Menge überhaupt, wie Apostelgeschichte 1, 15, die Schar der Namen war bei hundert und zwanzig, ist es im Hochdeutschen veraltet. In engerer Bedeutung war, die Schar ehedem ein Haufe Soldaten von einer bestimmten Anzahl. Die Kinder Israel sollen sich lagern, ein jeder bei dem Panier seiner Schaar, 4 Mos., 1, 52. Notker nennt eine Legion Scara. Gottsched that den Vorschlag, ein Regiment im Deutschen einen Schar und das Battaillon eine halbe Schar zu nennen. Ehedem wurde es aber 2) auch von kleineren Haufen Soldaten, Wächtern ꝛc. gebraucht. Luc. 22, 47, nahm die Schar Christum gefangen, wo es nur einen abgesonderten Haufen bedeutet. Scharwache. In beiden Fällen ist es heut zu Tage veraltet.

---

das Hebr. ברד hierher. Gemeiniglich schreibt man dieses Wort Schaar; allein die Verdoppelung des Selbstlauters ist das unschicklichste Mittel, welches man nur hat, einen langen Selbstlaut zu bezeichnen, und da man viele der folgenden Verwandten dieses Wortes von jeher nur mit einem a geschrieben, so ist dasselbe auch hier hinreichend.

3) Die Schar *), von Schar, ein schneidendes Werkzeug, und scheeren, schneiden. 1) Ein breites vorne spitzig zulaufendes Eisen, welches die Gestalt einer umgekehrten 4 hat und das vornehmste Stück an einem Pfluge ist, indem es die Furche von unten aus losschneidet und sie aufhebt. Die Pflugschar, s. Th. 112, S. 390, wenn sie sich in einem Haken befindet, die Hakenschar, zum Unterschiede von der Sechе, welches sie auf der Seite abschneidet. 2 Im Bergbaue wird der Einschnitt an einem Schach, oder Tragestämpel die Schar genannt.

Schar, eine Art Baumwollenzeug, s. Senden.

Schar, im Holländischen, allerhand Gattungen von kleinen trocknen Fischen, dergleichen die kleinen Plateisen, Schellfische, Schollen ꝛc. sind. Man gebraucht es besonders von dem kurzen oder kleinen Stockfisch, welchen man Kortschar oder Kortstockfisch nennt.

Scharaf, eine in Aegypten ehemals geschlagene goldene Münze, welche so viel als die Sultänin gilt, das heißt, ungefähr so viel, als der Französische Ecu d'or. Die Araber nennen sie Dinar

---

*) In beiden Fällen ist die Bedeutung des Schneidens die herrschende, s. 1 Schar. Dem Ital. Curetta, die Pflugschar fehlt nur der Zischlaut, auch das Lateinische Securis scheint hierher zu gehören. Daß der Maulwurf wegen seines Wühlens noch in einigen Gegenden Schar genannt wird, ist schon oben bemerkt worden. Am Ober-Rhein wird das Wort Schar noch in einer andern Bedeutung gebraucht, welche gleichfalls hierher zu gehören scheint. So heißt es zum Beispiel in einer Nassauischen Verordnung: Einem jeden soll vergönnt seyn, die Schaar und Abnutzung der besamten Aecker mit der Sense einzusammeln, und nach eingebrachter Schaar dieselbe offen liegen zu lassen, wo es das abgeschnittene oder abzuschnidende Getreide zu bezeichnen scheint. — (Adelung.)

oder Methcal-Ald-Hegel. Jetzt sind die Scharafi rar. Nach Einigen soll es diejenige Münzsorte seyn, welche die Griechen goldene Batzen nannten.

Scharbe, ein nur in Bergbaue in dem zusammengesetzten Korbscharbe übliches Wort, einen der starken senkrechten Stäbe zu bezeichnen, aus welchen der Korb am Göpel besteht. Die erste Hälfte gehört vermuthlich zu Schar, so fern die Ausdehnung in die Länge der herrschende Begriffe daselbst ist. S. 1 Schar. Das Lateinische Scirpus leidet eben dieselbe Ableitung. Diesen Namen führt auch eine Art von Pelikane, Pelecanus Carbo Linn., Pelecanus Graculus; Fr. Cormoran, welche in andern Gegenden Wasserrabe genannt wird; s. Th. 108, S. 298. Geßner beschreibt auch unter dem Namen Scharb einen Wasservogel, welchen er Tauchreiher nennt. — Auch eine Art wilder Enten, welche auch Baumente, Eisente und goldäugige Ente, Anas clangula Linn., genannt wird, führt in einigen Gegenden gleichfalls den Namen der Scharbe. In beiden Fällen soll es eine Nachahmung des natürlichen Geschreies dieser Vögel seyn, um welches willen auch das Bläßhuhn, Fulica atra Linn., in einigen Gegenden Kritschschärbe genannt wird. Adelung sagt es könnte auch seyn, daß die kohlschwarze Farbe eines oder des andern dieser Vögel zu ihrer Benennung Anlaß gegeben; da denn Schärbe, Carbo, und das Französische Charbon zusammengehören würden. S. 1 Schar.

Schärben, regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nur im gemeinen Leben üblich ist, mehrere zusammengefaßte Dinge in schmale lange Stückchen zerschneiden; so werden Petersilie, Kohl ꝛc. in

den Küchen geschärbt. Niederſ. ſcharven, Holländiſch scherven. Es iſt hier eine unmittelbare Nachahmung des mit dieſer Art des Schneidens verbundenen Lautes, und iſt mit kerben, dem nur der Ziſchlaut mangelt, genau verwandt. Im Angelſ. iſt scearpan, ſchneiden, im Lat. sarpere, beſchneiteln, im Fr. echarper, zerfetzen, und Sarpe, Serpe, ein Schnittmeſſer, Slavoniſch Sirp; ſ. auch 1. Schar und Scheeren.

Scharbier, ſ. Kofent.

Scharbock, eine Krankheit, ſ. Scorbut. — Der Name Scharbock ſoll nach Adelung aus den nördlichen Gegenden zu uns gekommen ſeyn, da die Einwohner der Seeküſte, wegen der ſalzigen Seeluft und die Seefahrer wegen der vielen ſalzigen Speiſen dieſer Krankheit am häufigſten und ſchrecklichſten ausgeſetzt ſind. Die älteſten Beiſpiele, welche Friſch in dem inländiſchen Deutſchlande gefunden, ſind aus dem 15ten Jahrhunderte. Im Niederſächſiſchen heißt dieſe Krankheit Schärbuck, im Holländ. Scheurbuyk, im Schwed. Skörbing, im Engl. Scurvy, woraus denn das neuere Latein. Scorbutus gemacht worden. Man hat von dieſem Worte mehrere Ableitungen. Wachter leitet es von Schärfe her, weil die Schärfe des Geblütes die wirkende Urſache dieſer Krankheit iſt, andern von Schorf, der Rinde eines Ausſchlages, Engl. Scurv, wovon im Engliſchen auch Scurvy, räudig, iſt. Friſch, Ihre und Andere leiten es aus dem Holländiſchen her, von ſcheuern und Bauch, Holländ. Buyk, und erklären es durch eine Krankheit, wobei beſonders der Unterleib leidet. Dieſe Ableitung wird dadurch beſtätiget, daß die Holländer dieſe Krankheit, wenn ſie ſich vornämlich im Munde äußert, und eine Art der Mundfäule

ist, Scheurmond, und wenn sie vor andern Theilen die Beine angreift, Scheurbeen nennen. Die letzte Hälfte kann auch aus dem Suffixo — ig oder icht verderbt seyn. Auch eine Art des Hahnenfußes, welche wegen des scharfen und bitteren Geschmackes ein Heilmiteel des Scharbocks ist und in einigen Gegenden auch Feigwarzenkraut, Ranunculus Ficaria Linn., genannt wird; s. unter Ranunkel, Th. 120, S. 576.

Scharbocksheil, s. Scharbockskraut.

Scharbocksklee, s. Fieberklee, Th. 13, S. 333.

Scharbockskraut, ein jedes Kraut, welches wegen seiner Bitterkeit ein gutes Heilmittel wider den Scharbock ist. Besonders benennt man damit die Braunwurz, s. Th. 6, S. 556; dann auch eine Art des Löffelkrautes, Cochlearia officinalis Linn., s. unter Löffelkraut, Th. 80, S. 142. In einigen Gegenden führt dieses Kraut auch den Namen Scharbocksheil.

Scharbolten, beim Zimmermann, der Bolten, womit die Schare an dem Rimme oder einem Stellpfahle der Hölzung verbunden wird.

Scharchal, s. Schakal.

Scharchansi, eine Benennung der großen Gazelle, s. Th. 16, S. 503.

Scharde, Flünder, Pleuronectes Flesus Linn. Passer sordidi coloris, Klein, eine Fischart, welche zu den Platteißen gehört, und unter Scholle abgehandelt werden wird. — Auch eine Benennung der Scharte, ein Färberkraut, s. diesen Artikel.

Schardeich, im Wasserbau, Deiche, welche keinen Verband haben, sondern an einem Fluß liegen.

Schare, beim Zimmermann, ein zur Sträbung

schräge an eine Verbindung geschlagener Pfahl; s. auch Strebe.

Schäre, eine Klippe in der See, s. Schere.

Scharen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, versammeln, sich scharen, sich versammeln, zusammen kommen

Die gedanke min si luket
Die vliegent zuo zir geschart.
Burkart von Hohenfels.

Da sich die unerforchten Heden paidenthalben, Horneck, das ist versammelt. Tho scareten sich thie haithene, im dem alten Fragmente auf Karl den Großen, bei dem Schilter. Im gemeinen Sprachgebrauche ist es veraltet und nur noch im Bergbaue üblich, wo sich zwei Gänge scharen, wenn sie sich miteinander vereinigen und eine Zeitlang in dieser Vereinigung fortgehen. Ein Gang scharet dem andern zu, wenn er sich mit dem andern vereiniget; daher denn auch diejenigen Gänge, welche sich auf solche Art vereinigen, und besonders die Nebengänge, welche sich mit einem Hauptgange vereinigen, Schargänge genannt werden; s. Schar 1 und 2.

Scharf *), Bei- und Nebenwort, welches vermit-

---

*) Bei dem Kero sarf, bei dem Ottfried sarph, bei dem Notker sarf, in dem alten Gedichte auf den heiligen Anno sceirph, im Nieders. scharp, im Angels. scearp, im Engl. sharp, im Holl. sarp, serb, wo es auch rauh bedeutet; im Schwed. skarp. Da Dinge, welche trocken sind, sich gemeiniglich scharf anfühlen lassen, so ist skarp im Schwedischen auch trocken, wohin auch das Niedersächs. sor, das Hebr. שׂרב, austrocknen und ohne Zischlaut das Griechische χαρφειν, austrocknen, gehören. Scharf, stammt von 1 Schar her, und kann alle die Bedeutungen haben, deren dieses Wort fähig ist, daher die oben angeführten nicht

telst des Suffixi s. von scharen, scheren abstammt, in so fern es ehemals schneiden überhaupt bedeutete. 1) Eigentlich, schneidend, im Gegensatz des stumpf. Ein Messer ist scharf, wenn es gut oder gehörig schneidet. Ein scharfes Messer, ein scharfes Schwert, eine scharfe Axt, eine scharfe Sichel ꝛc. Ein scharfer Stein. Scharfe Ecken haben, gleichsam schneidende, im Gegensatz der stumpfen. Ein Messer, eine Axt scharf machen, im gemeinen Leben, in der anständigern Schreibart schärfen. — 2) In weiterer Bedeutung ist scharf oft dem runden entgegengesetzt. Bei den Malern und Bildhauern müssen die Muskeln am männlichen Körper scharf seyn, dagegen sie an weiblichen Figuren kaum merklich seyn müssen. In den männlichen Bildsäulen oder Statüen müssen die Muskeln scharf seyn, wenn der Stand, in welchem dieselben vorgestellt werden, gewaltsam ist, als der Stand eines Mannes, der eine schwere Last zieht oder trägt, der im Zorn, in der Verzweiflung, oder in einer andern heftigen Leidenschaft eine Handlung thut; der Fechter, Boxer ꝛc. müssen mit scharfen angespannten Muskeln dargestellt werden. Bei den Weibern hingegen müssen überall die Züge markigt, die Umrisse rundlicht, und die Muskeln sehr wenig, und nur daß man sie errathen kann, an-

---

eben alle Figuren der schneidenden Beschaffenheit seyn dürfen, obgleich einige es wirklich sind. Ehedem wurde es auch für schroff, jäh, steil, gebraucht, in welchem Verstande es noch im Theuerdanke vorkommt. Opitzens schärflich für scharf, etwas schärflich gebieten, ist im Hochdeutschen ungewöhnlich.
(Adelung.)

gedeutet seyn, weil es ihre Zärtlichkeit so mit sich bringt. — In der Kupferstecherkunst sagt man, ein Ort einer Figur, welcher scharf seyn, das ist, welcher mehr Stärke haben und welchen man durch Züge und nicht durch Punkte formiren soll; diese Züge müssen gleichwohl, wenn es im Fleische ist, mit einigen Punkten, oder, wenn es Gewänder sind, um ihre Dürftigkeit und Trockenheit zu vermeiden, mit einigen Schnitten und Schraffirungen begleitet werden. — 3) Figürlich. (1) Auf eine wirklich verletzende Art. Ein Gewehr scharf laden, mit Kugeln, im Gegensatz des blind. Scharf feuern. Ein scharfer Schuß. Das Scharfrennen, eine ernstliche Art des Thurnieres mit scharfem Gewehre. Im Kriege geht es scharf her. Scharf geladen ist die Kanone oder das Handgewehr, wenn es, außer dem Pulver, auch mit Kartätschen, Kugeln oder Schrot geladen ist, da im Gegentheil die Ladung mit bloßem Pulver nur eine blinde Ladung genannt wird. (2) Eine beißende Empfindung verursachend. Ein scharfer Wind, ein rauher schneidender. Ein scharfes Geblüt, welches viel salzige und sauere Theilchen hat. Eine scharfe Lauge. Besonders in Ansehung des Geschmackes. Das Bier ist scharf, wenn dessen geistige Stärke eine Art einer schneidenden Empfindung auf der Zunge macht. Nieders. schrell, dergleichen etwas auch die Oberdeutschen hantig und räß ausdrücken. Ein scharfer Essig, der Senf, der Rettig, der Käse ist scharf. (3) Nach einer noch weitern Figur für strenge, hart, im Gegensatz des gelinde; am häufigsten im gemeinen Leben. Jemanden in scharfer Zucht halten. Einem scharf seyn. Ein scharfer Vater. Scharf mit Jemanden ver-

fahren. Alles auf das schärfste beurtheilen, untersuchen. Etwas auf das schärfste verbieten. Ein scharfer Befehl. Jemanden scharf anreden, hart, auf eine empfindliche Art; die scharfe Frage in den Rechten, die Tortur. Scharf aneiander kommen, hitzig. (4) Für genau, enge. Jemanden scharf bewachen. Scharf geschlossen seyn. Eine scharfe Nachfrage halten. Das Gewehr scharf schultern, fest an die Schultern anlegen. (5) Mit Bemerkung aller Umstände und Kleinigkeiten. Besonders von dem Sinne des Gehöres, und Gesichtes. Ein scharfes Gehör haben, scharf hören. Scharf sehen, ein scharfes Gesicht haben. S. Scharfsichtig. Du hörst so scharf, als sie, Haged. Jemanden scharf ansehen, starr, hart, als wenn man alle Kleinigkeiten in seinem Gesichte beobachten wollte. Haarscharf, im gemeinen Leben, überaus scharf, so daß man auch kein Haar übersieht. Ingleichen von gewissen Fähigkeiten des Geistes. Ein scharfes Gedächtniß, welches alle Kleinigkeiten faßt und behält. Eine scharfe Beurtheilungskraft, einen scharfen Verstand haben. Scharf auf etwas denken. Scharf denken, alle kleine Umstände an einer Sache überdenken. Bei Leuten, die nicht scharf denken können, thun witzige Blendwerke oft gute Dienste, Gell.

(6) Von dem Schalle oder Tone ist scharf zuweilen durchdringend und zugleich hell. Nieders. schrell. Einen scharfen Ton haben. In einem etwas anderen Verstande ist in der Sprachkunst ein scharfer Ton, der ungedehnte Ton, mit welchem eine Sylbe kurz aber deutlich, und mit merklicher Erhebung der Stimme ausgespro-

chen wird. So haben die ersten Sylben von machen, sterben, Hölle, einen scharfen, in leben, stehen, fließen aber einen gedehnten Ton.

(7) In manchen Fällen, besonders des gemeinen Lebens, wird es für schnell, und figürlich von einem merklichen Grade der inneren Stärke gebraucht. Scharfe Wasser, im gemeinen Leben, schnell fließende. Scharf zu gehen, scharf zu fahren, schnell. Scharf arbeiten. Es geht hier scharf her. Der Weihrauch dampfte scharf, Günth.

Scharf, in der Zimmermannskunst, das abgeschrägte Ende eines Balkens oder Rimmes, womit solche vor dem Ende eines andern Balkens oder Rimmes, das gleichergestalt abgeschrägt ist, anschließen, anscharfen, oder Balken, Rimmen, Legden ꝛc. mit Schärfen zusammenfügen. Ein abgebrochener Pfahl oder Pfosten kann solchergestalt angescharfet werden. Zuschärfen, das Ende eines Balkens oder Pfostens schräge abhauen oder absägen.

In der Brückenbaukunst, ist scharf, an den Ecken der Brückenpfeiler, die scharfe Kante. Der Pfeiler einer Brücke ist bei schnellfließenden Strömen der Gewalt des Wassers, des Eises und dem Triebholze sehr unterworfen, besonders muß aber die Fläche, so gegen den Strom steht, das meiste ertragen. Damit nun die Gewalt gebrochen werde, so werden die Pfeiler mit einer scharfen Ecke gemacht, daß sich dieselbe zertheilen muß, welches den sehr großen Vortheil schafft, daß die Pfeiler selbst nicht so leicht beschädiget werden. Es ist eben das, was an den Deichen und Dämmen wider das Wasser in Marsch- und Seeländern geschieht, die, wenn sie senkrecht gegen die Fluth ständen, nicht lange Stand halten würden.

Wie scharf aber dieser Winkel oder Ecke zu machen sei, läßt sich nicht beschreiben, oder etwas Gewisses darüber genau bestimmen, sondern die Güte der Materialien muß solches mehrentheils verrichten. Unterdessen kann er, in Ansehung eines guten Erfolges, niemals zu spitzig seyn.

Scharf, bei den Jägern, wenn von den angränzenden Nachbarn der Wildbahnen nichts geschont, sondern Alles, was über die Gränze kommt, todt geschossen wird. — In der Artillerie, ist scharfe Metzen, die Stücke von außerordentlicher Größe, die noch größer sind, als die doppelten Karthaunen und bis 96 Pfund schießen, wegen ihrer Schwere aber heut zu Tage nur zur Zierrath der Zeughäuser dienen. — Scharf, beim Diamantschleifer, derjenige Stein, so beschneidet.

Schärf, s. Scherf.

Scharfbauch, eine Art Strömmlinge, s. diesen Artikel.

Schärfe, von dem Beiworte scharf. 1) Als ein Abstractum und ohne Mehrheit, die Eigenschaft, der Zustand eines Dinges, da es scharf ist, in allen Bedeutungen des Beiwortes. Die Schärfe eines Messers, eines Schwerdtes, des Geblütes, des Essigs, des Meerrettigs, des Gesichtes, des Verstandes, des Gesetzes, eines Vaters ꝛc. Die Schärfe des Richters, da er alle Umstände auf das genaueste untersucht und die Strafe darnach bestimmt, ohne etwas zu übersehen oder nachzulassen. Die Schärfe des Nachdruckes, des Verstandes, da man alle Kleinigkeiten an einer Sache und ihr Verhältniß gegen das Ganze gewahr wird. Bei dem Willeram Scarfe, bei dem Ottfried, mit einem andern Suffixo Sarphida. In mehr eigent-

lichem Verstande ist bei den Müllern die Schärfe die Art und Weise, die Mühlsteine zu schärfen. Die Märkische Schärfe, die Art, die Mühlsteine mit Hauschlägen zu schärfen.

2) Als ein Concretum. (1) Der scharfe und schneidende Theil eines Dinges. Jemanden mit der Schärfe schlagen, des Degens, im Gegensatze der Fläche. In die Schärfe fallen, des Messers. Sich an der Schärfe eines Pfeilers stoßen, an der scharfen Ecke. (2) Ein scharfes Verfahren, die Strenge. Schärfe gebrauchen. Schärfe anwenden. Einen Missethäter mit der Schärfe angreifen, mit der Tortur. (3) Eine scharfe, ätzende Flüssigkeit. Die Schärfe im Geblüt, verdorbene salzige oder saure Theile.

Schärfe, im Schiffbau, ist das an der Vordersteve befestigte, vorne ausstehende Holz, worauf gemeiniglich der voran befindliche ausgeschnitzte Löwe die Vordertazzen legt und welches das Wasser zertheilt. —

In der Medizin ist die Schärfe sowohl eine Verderbtheit des Blutes, als auch der übrigen Säfte. Da übrigens die Schärfe der Säfte ꝛc. bei den verschiedenen Krankheiten, worin sie sich zeigt, nämlich bei der Galle, im Magen, im Blute ꝛc., in der Encyklopädie vorkömmt, so übergehe ich sie hier, und bemerke nur noch, daß die gallichte Schärfe nur durch vegetabilische Säuren, aber nicht, obgleich es einige Aerzte glauben, durch mineralische zu überwinden ist, letztere sind dagegen oftmals die besten Hülfsmittel gegen die dünne Säure in den ersten Wegen.

Schärfen, regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nicht sowohl von scharf, als vielmehr mit demselben und mit schärben von 1 Schar abstam-

niet und schneiden bedeutet, aber nur in einigen Fällen üblich ist. Die Jäger gebrauchen dieses Wort und dessen Zusammensetzungen abschärfen, aufschärfen ꝛc. durchgehends für schneiden, und man würde einen Verstoß gegen die Weidemännische Sprache machen, wenn man dieses letztere Zeitwort, nämlich schneiden, gebrauchen wollte. Bei den Buchbindern wird das Leder geschärft oder abgeschärft, wenn es auf dem Schärfsteine am Rande dünner geschnitten, oder vielmehr geschärbt wird. In einigen Gegenden schärft man sich an etwas, schärft man sich die Haut auf, wenn man sich ritzet, wund stößt, daran schneidet ꝛc., wo es dann auch wohl für streifen ohne Verletzung gebraucht wird: Mit der Hand ein wenig an die Mauer anschärfen. S. auch das Hauptwort Schärfen.

2. Schärfen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches unmittelbar von scharf abstammt, scharf oder schärfer machen. 1) Eigentlich, wo es in der anständigeren Sprechart, als ein allgemeiner Ausdruck für die gemeinern scharf machen und wetzen ꝛc. gebraucht wird. Ein Messer schärfen, wetzen. Eine Axt, ein Beil schärfen. Die Sensen und Sicheln schärfen, welches, in so fern es durch Hämmern geschieht, dängeln, und in Niedersachsen haaren genannt wird, welches letztere gleichfalls mit schärfen verwandt ist. Einen Mühlstein schärfen, bei den Müllern, scharfe Furchen in denselben hauen. Einem Pferde die Hufeisen schärfen, auch wohl ein Pferd schärfen, die Stollen schärfer und spitziger machen, damit es auf dem Eise nicht ausgleite. In manchen Fällen wird es auch für spitzen gebraucht, obgleich scharf für spitzig im Hochdeutschen nicht üblich ist. Die Bohnen-

stangen schärfen, sie zuspitzen. 2) In verschiedenen figürlichen Bedeutungen. Eine Strafe schärfen, sie schärfer, empfindlicher machen. Einen Befehl schärfen, ihn mit mehrerem Nachdruck, mit drohenden Klauseln ertheilen. Einem etwas schärfen, es ihm scharf, mit Nachdruck anbefehlen oder auch nur empfehlen. Du sollt die Worte, die ich dir heute gebiete, deinen Kindern schärfen, 5. Mos. 6, 7, wofür jetzt im Hochdeutschen einschärfen üblicher ist. Einen Beweis schärfen, ihn bündiger machen, ihn auf alle einzelne Umstände der zu beweisenden Sache ausdehnen. Das Gesicht, das Gehör, die Aufmerksamkeit schärfen, sie schärfer machen, auf alle einzelnen Merkmale eines Dinges erstrecken. Seine Einsicht, seinen Verstand schärfen. Viel denken schärft den Sinn, Opitz. Da es dann auch zuweilen von der Erhöhung des Grades der inneren Stärke gebraucht wird. Ihr schadenfrohes Gelächter schärfte den Schmerz, den ich empfand. Mit der Empfindsamkeit für das Schöne schärft sich auch Eckel und Widerwillen vor allem Schlechten. So auch das Hauptwort Schärfen und die Schärfung.

Scharfen, Tündel, zweifacher Doppelhaken, in der Artillerie, ein aus gutem Eisen geschmiedetes Geschütz, dessen Rohr $6\frac{1}{2}$ Fuß lang ist. Es wiegt mit dem Schafte 47 Pfund, schießt $16\frac{1}{2}$ Loth Bley, und steht auf einem Bock, wie ein Doppelhaken.

Scharfenberger Blende, im Bergwerke, eine besondere Art Blende, welche bei vielen halbdurchsichtig ist und phosphoresciret, welches die rothe mehr thut, als die gelbe, besonders wenn sie mit

einer Keule in einer Reibschale unter Wasser gerieben wird. Sie hat den Namen von dem Scharfenberg bei Meißen, woselbst sie gebrochen wird. Sie hält Zink, selten etwas Silber.

Scharfhammer, in den Messingwerken, der erste Hammer beim Kesselschlagen, der die in Schrote zerlegte Messingtafeln vergrößert und ausdehnt. Er gleicht dem Breithammer, nur daß er eine etwas schmälere und völlig cylindrische Bahn hat.

Scharfhobel, Schrothobel, ein Hobel, womit die Arbeit aus dem Gröbsten behobelt wird. Das Hobeleisen ist nach einem Bogen etwas gerundet, greift folglich tiefer ins Holz ein und nimmt die rauhe Fläche der Bretter desto besser weg.

Schärfkammer, auf den Papiermühlen diejenige Kammer, wo das fertige und gebundene Papier beraspelt wird, so daß die äußere Randfläche ein rauhes Ansehen bekommt.

Scharfkantig, in der Baukunst, ein Stück Holz, welches ganz kantig ist und keine stumpfen Ecken hat, die man Wahnkanten nennt.

Scharfkraut, Frauenkrieg, Asperugo, eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der fünften Klasse (Pentendria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat: Der Kelch ist in seiner ersten Periode in fünf Theile gespalten, und es stehen gewöhnlich zwischen jedem Einschnitte zwei kleine Zähnchen; nach der Blüthe erweitert er sich, wird viel größer und ist, so wie die Frucht, von beiden Seiten flach zusammengedrückt, wodurch er eine andere Gestalt bekommt. Die Blumenkrone ist einblättrig, hat eine kurze Röhre und fünf polsterförmige Erhöhungen, welche den Schlund verschließen. Es befinden sich dann noch in der

Blume fünf kurze Staubfäden und ein kleiner, mit einer stumpfen Narbe gekrönter Griffel. Die zusammengedrückte Samen haben eine längliche Form.

1) Liegendes Scharfkraut, blaues Klebkraut, Asperugo procumbens, calycibus fructus compressis. Fl. lapp. 76; Fl. Succ. 159. 166; Hort. cliff. 114; Roy lugdb. 404. Hall. helv. 522. Dalib. paris. 61. Buglossum Sylvestre, caulibus procumbentibus. Bauh. pin. 257. Moris. hist. 3, p. 439.

Der krautartige schwache und rauhe oder scharfe Stängel dieser Pflanze, liegt größtentheils auf der Erde hingestreckt, und ist mit länglich eyförmigen Blättern besetzt, welche mit sehr vielen scharfen Erhabenheiten versehen sind. Die oben am Stängel stehenden Blätter sind schmäler, als die unteren, und lanzettförmig. Die blauen Blumen entspringen gewöhnlich Paarweise aus den Winkeln der Blätter im Mai und Junius. Das Vaterland dieser einjährigen Pflanze ist Deutschland, wo sie auf wüsten, jedoch fetten Plätzen hin und wieder angetroffen wird. Sie vermehrt sich sehr stark durch den ausfallenden Samen. Nach Dietrich soll daher in den botanischen Gärten, wo sie in die Gartenbeete mit aufgenommen wird, einigermaßen Vorsicht nöthig seyn, damit die Pflanze nicht in der Folge in ein lästiges Unkraut ausartet. Für Blumenfreunde ist sie ohne Interesse, da die Blumen kleiner sind, als die Boretsche, Borago officinalis. Die Stängel und Blätter können wie der Boretsch als Gemüse gespeiset werden.

2) Aegyptisches Scharfkraut, Asperugo Aegyptiaca, calycibus fructus

ventricosis. Lycopsis Aegyptiaca, foliis calloso-verrucosis, caule diffuso, corollis regularibus. Spec. plant. 138.

Diese gleichfalls jährige Pflanze, mit einem krautartigen, gelbgefleckten steifborstigen Stängel, wächst in Aegypten an verschiedenen Stellen wild. Der Stängel liegt auf der Erde und ist mit eyrunden lanzettförmigen, spitzigen, mit weißen Adern versehenen, Blättern besetzt. Die Kelche sind bauchigt. Man kann den Samen im Frühjahr in einem Mistbeete aussäen, und dann die Pflänzchen an einer sonnenreichen Stelle ins Land setzen; setzt man sie in ein Laubbeet, so gedeihen sie noch besser und sie können sogleich an der Stelle, wo der Samen ausgesäet worden, stehen bleiben. In nicht zu rauhen Gegenden kann man auch den Samen ohne Bedeckung in einem Gartenbeete, wo die Pflanze Blüthen und Samen tragen soll, aussäen.

Dietrich's Lexicon der Gärtnerei und Botanik, 1r Bd., S. 797.

Scharfküpe, s. unter Küpe.

Scharfmeißel, bei dem Klempner, gewöhnlich kleine und geschärfte Meißel, womit derselbe auf dem Werkbley die Löcher der durchbrochenen Arbeit ausschlägt, und daher muß er Meißel dieser Art mit breiten und schmalen Schärfen gebrauchen.

Scharfrand, Helix albella Linn., eine Conchylie, s. unter Schnecke.

Scharfribbe, Scharfrippe, Turbo acutangulus, s. unter Mondschnecke, Th. 93, S. 431.

Scharfrichter, Nachrichter, Henker, ein Richter, welcher die zuerkannten Leib- und Lebensstrafen an den Verbrechern vollzieht, weil er scharf, das ist, an Leib und Leben richtet. Das Wort Scharfrichter ist die anständigere Benennung, da man sie sonst Nachrichter, Henker nannte. Die

Benennung stammt vermuthlich noch aus denjenigen Zeiten her, da noch der jüngste Richter oder Beisitzer eines Gerichtes, die Todesurtheile an den Verbrechern zu vollziehen pflegte; im Schwed. skarpraettare. In einem andern Verstande des Wortes scharf heißt in Graubünden der Censor, Scharfrichter, dessen Beisitzer aber Gaumer, von dem veralteten Gaum, Sorge, Aufsicht.

Bei den Römern waren die Carnifices oder Henker, von den Lictoren sowohl in ihren Amtsverrichtungen, als Rechten, sehr verschieden; denn letztere wurden nur am meisten zur Bestrafung unruhiger Römischer Bürger gebraucht, dahingegen erstere alle Arten von peinlichen Strafen unter der Anordnung und Aufsicht der Triumvirorum Capitalium, meistens ausserhalb der Stadt, vollziehen mußten, und geschah es zuweilen, daß eine peinliche Strafe in der Stadt vollzogen wurde, so bedeckte man etweder die Bildsäulen der Götter, Simulacra Deorum, oder brachte sie an einen andern Ort. Die eigenthümlichen Henker (Carnifices) waren gewöhnlich Fremde und lebten bei den Römern in großer Verachtung; denn man glaubte ihre Gegenwart verunreinige die Luft und die Menschen. Sie konnten kein Römischer Bürger seyn, daher durften sie auch nicht in den öffentlichen Versammlungen (Comitiis) erscheinen, mußten außerhalb der Stadt, vor dem Esquilinischen oder Mäcischen Thore wohnen, und unterschieden sich bei ihren Amtsverrichtungen durch das Tragen eines besonderen Glöckchens. Wegen dieser Glocke, welche diente das Volk zu warnen, sich in Acht zu nehmen, nannte man sie auch Viros Titinnaculos. Zuweilen wird auch der Carnifex bei den Schriftstellern Servus publicus, Stadtdiener, genannt, und war wieder von

den Speculatoren verschieden; denn die letzteren waren gewissermaßen nur als die Unterbedienten oder Handlanger der ersteren in einigen Fällen anzusehen, sie pflegten sich die Kleidung und dasjenige, was der verurtheilte Missethäter mit in das Gefängniß gebracht hatte, anzumaßen, wenn solche nicht den Werth von fünf Goldgulden übertrafen. Der Gerichtsplatz vor dem Esquilinischen oder Mäcischen Thore (Ante portam Maetiam) worauf in der Folge unter den Kaisern viele vornehme Römer hingerichtet wurden, war eigentlich ein Schindanger, worauf man das todte Vieh schleppte. Man nannte ihn auch Sestertium, weil er drittehalb Meilen, Semitertio lapide milliari, das ist, 12,500 Schuh von Rom entfernt war. Der Henker vollzog nur an Knechten, Räubern, Mordbrennern ꝛc. Die zuerkannten Strafen, indem er sie zuweilen zu todt geißelte oder kreuzigte. Wurden aber Freigeborne zum Tode verurtheilt, so wurden sie von einem Gerichtsdiener (Lictor) entweder zu todt geprügelt oder enthauptet.

Was die alten Deutschen anbetrifft, so hatten diese, was die Verfassung der Vollstreckung peinlicher Strafen anbelangt, sehr verschiedene Grundsätze; denn anstatt besondere Personen zur Vollziehung peinlicher Urtheile anzusetzen oder dieselben wohl deshalb gar für unredlich zu halten, lag die Pflicht, die peinlichen Urtheile zu vollziehen, zuweilen den Priestern ob, besonders in Absicht solcher Verbrechen, die in dem Kriege oder in den Versammlungen begangen waren. Sie wurden dieserhalb auch Gottes Frohnen genannt. Häufig vollzog der jüngste Gerichtsschöpfe die peinlichen Urtheile, und man pflegte ihn wegen seiner letzten Stimme, die er bei der Entscheidung hatte, und von der ihm obliegenden Eröffnung der

peinlichen Urtheile, den Nachrichter zu nennen. Man findet jedoch Beispiele, daß die Deutschen die Vollziehung peinlicher Strafen dem Ankläger, dem nächsten oder ältesten Schwerdtmagen des Beleidigten, oder auch wohl gar den Mitschuldigen und andern Verbrechern überlassen haben. Die Verrichtungen eines Scharfrichters wurden bei den alten Deutschen so wenig für schimpflich angesehen, daß vielmehr, nach dem Zeugnisse verschiedener Geschichtsschreiber, sogar Deutsche Fürsten und regierende Landesherren solche freiwillig übernommen haben. Unter andern behaupten die Geschichtsschreiber, daß der Herzog Heinrich von Mecklenburg, Herzog Alberts Sohn, welcher von den Geschichtsschreibern bald der Erste, bald der Fünfte und bald der Achte genannt wird*), um den Ermahnungen seines Vaters möglichst eine Genüge zu thun, und das Land von Straßenräubern zu reinigen, sich keine Mühe habe verdrießen lassen, die Freibeuter in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen, unvermuthet anzusprengen und sie auf der Stelle zu bestrafen. Man erzählt, daß er, um die Hinrichtung sogleich vollziehen zu können, jederzeit einen Vorrath von Stricken an dem Sattel seines Pferdes geführt, und beim Erwischen der Räuber ihnen sogleich den Strick um den Hals mit den Worten: Du moist my durch den Ring

*) Wenn man mit Franken in der Aufzählung Mecklenburgischer Fürsten, die den Namen Heinrich geführt haben, die Burewine, den Pilger und Heinrich den Löwen ausläßt, so muß man von ihm anfangen, und dann ist er der Erste. Rechnet man aber mit Buchholzen die vier genannten Fürsten dazu, so ist er der Fünfte. Zählet man außer diesen noch Heinrich Burewin den Dritten, dessen Sohn Heinrich und den Vater Bruder jenes Heinrichs, der im Jahre 1321 starb, mit dazu, so ist er der Achte.

kieken, geworfen habe. So sollen auch Kirchen und andere heilige Oerter, den Räubern keine Freistatt vor den Verfolgungen des Fürsten gegeben, und ihm daher die genannten Verrichtungen den Beinamen eines Scharfrichters oder Henkers zu Wege gebracht haben. Man hat ihm zu Dobberan, wo er begraben liegt, zum Andenken seiner angeblichen Thaten, folgende besondere Grabschrift gesetzt:

Nobilis Henricus Magnopolis pacis amicus,
Defuncto patre jam cum Magno Duce fratre
Coepit regnare per regnum strenue gnare
Forte Scholis didicit male doctos quomodo vicit,
Pax et Justitia fuit ejus Philosophia
Per quam purgata stetit ejus Publica strata.
Tute mercator ivit quivisque viator
Tectos sub larvis nequam silvis vel inarmis
Noctibus errantes fractis domibusque locantes
Sub doliis gentes et earum res rapientes
Investigavit, suspendit vel gladiavit,
His nunquam vere pacem permisit habere
Non obdormivit ablativos, ubi scivit
Ecclesiae postes subit et lucis rapit hostes
Noluit ad regimen patriae committere crimen
Intulit tamen ipse claustris quandoque gravamen
Noscitur expresse, quod erat sibi saepe necesse
Hic graviter cecidit, sicut gens plurima vidit,
In torneamentis sub equi mole prementis
Ducitur ad lectum, quem visit plebs ibi tectum
Cernitur urina, nil juvit eum medicina
Flet populus moritur, juxta patrem sepelitur
De quo gaudebat mala gens, sed justa dolebat.
Sicut viventes sic sunt socii morientes
Quorum majestas nihil est modo sive potestas
Liquit eas rerum substantia pompa dierum
In tenebris vermes lacerant nudos et intermes
Sed quae gesserunt hinc secum nulla tulerunt
Esto Deus lenis pie judex his sine poenis.
Ducet eos pone simul in vitae regione
Nate, Pater flamen sacer hoc fac poscimus, Amen.

Man findet davon auch eine Deutsche, aber sehr fehlerhafte, Uebersetzung, die ich hier nicht anführen will. Nach der vorstehenden Grabschrift scheint es außer Zweifel zu seyn, daß der oft bemeldete Herzog Heinrich eigentliche Henkerverrichtungen unmittelbar übernommen habe; allein andere Geschichtsschreiber zweifeln dennoch daran, daß es ganz seine Richtigkeit habe; denn diejenigen Geschichtschreiber, die solches vertheidigen, berufen sich auf Kranz, der aber so wenig ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber ist, als seine angeführten Quellen, woraus er geschöpft haben will. Aus diesem Grunde bedient sich Buchholz folgender gemäßigter Ausdrücke: „Heinrich war ein eifriger Verfolger der Straßenräuber, welche er ohne Barmherzigkeit zum Galgen verdammte." Andere wollen auch den Beinamen des Fürsten Heinrichs nicht gelten lassen, und behaupten, daß man ihm nicht sowohl den Beinamen Suspensor, als vielmehr Superbus gegeben habe. Nach Frank's Zeugniß ist es der genannte Fürst Heinrich von Mecklenburg nicht allein gewesen, der es seiner Würde nicht nachtheilig gehalten hat, in eigener Person Scharfrichter- und Henkerarbeiten zu verrichten, sondern der Herzog Otto von Lüneburg, mit dem schiefen Beine, soll auch um dieselbe Zeit, nämlich im Jahre 1380 und den folgenden Jahren, gleiche Geschäfte übernommen haben. Frank berichtet von diesem letzten Fürsten, daß er bei dem Mangel eines Strickes, den Räubern sogar den Halfter seines Pferdes um den Hals geworfen habe. Noch andere angesehene Fürsten im Deutschen Reiche, haben die angestellten Scharfrichter ebenfalls einer ganz vorzüglichen Gnade gewürdiget.

Bei den Israeliten wurde der Missethäter von dem ganzen Volke gesteiniget, woraus erhellt, daß nach den Grundsätzen jener Völker, die Vollstreckung

der Lebensstrafen keinesweges für schimpflich angesehen worden; wenn gleich bei Mordthaten der Bluträcher das Recht hatte, dem Mörder und Todschläger, der ihm überliefert wurde, und den er außerhalb der Freistatt antraf, auch ohne gerichtliche Untersuchung und Warnung das Leben zu nehmen, so wurden nach dem Mosaischen Gesetze, zur Vollziehung peinlicher Strafen, in der Regel keine besondere Leute angesetzt, sondern nach dem Unterschiede der Fälle die peinlichen Strafen von dem Ankläger, dem Richter, den Zeugen oder den Kriegsknechten vollzogen, und zuweilen wurde sogar die Rache den nächsten Verwandten überlassen. Was die spätere Anrüchtigkeit der Scharfrichter anbetrifft, besonders in dem 16ten, 17ten und 18ten Jahrhunderte, so ist diese so wenig dem Mosaischen Gesetze, als den Sitten der alten Deutschen gemäß, besonders da nach den letzteren, sogar Geistliche und Gerichtsschöpfen Scharfrichter-Arbeiten verrichteten. Sie liegt wohl vorzüglich in den Eindrücken, welche die Amtsverrichtungen der Scharfrichter verursachen. Jene Anrüchtigkeit faßte zuerst bei Einführung des Römischen Rechtes in Deutschland Wurzel, und wurde durch die angenommenen Grundsätze des Canonischen Rechtes völlig bestätiget. Denn mit die Aufnahme des Römischen Rechtes in Deutschland im vierzehnten Jahrhunderte, fingen die Gerichtsschöpfen an, sich der Vollziehung peinlicher Strafen zu entziehen, und das Amt eines Nachrichters mußte nothwendig in Verachtung kommen, da das Canonische Recht dem Scharfrichter eine Irregularität beilegte, und überhaupt alle diejenigen, die in den Blutgerichten saßen, sowohl von der Tonsur, als von der Erwerbung geistlicher Beneficien gänzlich ausschloß. Daß die Gerichtsschöpfen ehemals Scharfrichter-Arbeiten verrichteten, geht aus vielen Stadtrechten hervor.

So heißt es unter andern in einem gewissen Stadtrechte von dem Amte des jüngsten Schöpfen: „Zu siene Ambacht höret och, daß er de Verurthelten zu den Galgen us soll vuren, und die Oegen mit einem Tuche verbinden, den Galgen uffrichten, die Leiter anlegen, den Dieb an die Leiter welzen, und ze Jungst, der an des Vogtes stadt ist, der nimmet in und knüpfet ime das Seil an den Hals und heinket in, so eime aber die Hand verurtheilet wirdt, da soll der Stockwärter die Barten haben, und der an des Vogtes stadt da ist, der hebt einen Hulcinschlegel uf und schlegt ihm die Handes ab — der an des Vogtes stadt da ist, der stichet die Oegen uß, die Hocken schneidet er us, die hobet schlecht er abe.“

In dem 16ten Jahrhunderte finden sich bereits verschiedene Beispiele, daß die Vollziehung peinlicher Strafen gewissen Leuten als ein besonderes Amt übertragen worden. Aus den eingeführten Grundsätzen des Römischen und Canonischen Rechtes in Deutschland ist es ohne Zwang zu erklären, warum der Reichsabschied von 1530 es den Nachrichtern zu einer besondern Pflicht macht, sich durch ihre Kleider von einander auszuzeichnen, und warum nach andern statutarischen Rechten dieselben von Erlangung des Bürgerrechts und der Gewerbe ausgeschlossen und dagegen angehalten werden, sogar außerhalb der Stadt zu wohnen. Nach dem Tit. von Nachrichtern heißt es in dem Reichsabschiede wegen der Kleidung: Es soll auch eine jede Obrigkeit ein fleißiges Einsehen thun, daß sich die Züchtiger, Nachrichter und Feldmeister oder Abdecker mit ihrer Kleidung tragen, damit sie vor andern mögen erkannt werden.“ Diese Vorschrift der Reichsgesetze wegen der besonderen Kleidung der Scharfrichter ist fast völlig außer Gebrauch gekommen, man findet selten Beispiele ihrer Anwendung. Noch im Jahre 1517

erhielt der Scharfrichter zu Worms eine besondere päbstliche Erlaubniß das Abendmal zu genießen. Nach einigen statutarischen Verordnungen ist es noch heutiges Tages den Scharfrichtern nicht erlaubt, öffentlich mit andern Bürgern zu communiciren. In den neueren Reichsgesetzen ist die vormalige Anrüchtigkeit, die den eigentlichen Scharfrichtern oder Nachrichtern anklebte, gänzlich aufgehoben, und es kann ihnen so wenig die Erlangung des Bürgerrechts, nebst der Zulassung zu Zünften und Handwerkern, als ihren Kindern die Erlernung eines Handwerkes oder eines andern ehrlichen Gewerbes streitig gemacht werden. Es versteht sich jedoch hier, daß nur von solchen Scharfrichtern die Rede ist, die nicht zugleich Abdecker sind; denn in Absicht solcher Nachrichter, die zugleich Abdecker sind, hat es bei dem angeführten Reichsschluß, nach denen die Schinder, bis auf die zweite Generation, nachdem die erste eine andere ehrliche Lebensart erwählet und darin mit den Ihrigen zum wenigsten an dreißig Jahre fortfährt, von Innung, Zünften und Gewerben ausgeschlossen werden, lediglich das Bewenden. Würde jedoch einem Scharfrichter die Cavillerey zwar mit verliehen seyn, derselben sich aber zum Abdecken des todten Viehes besondere Leute oder Knechte halten, so versteht es sich von selbst, daß unter solchen Umständen aller Vorwurf wegfallen müsse, indem ein Scharfrichter den Schindern nicht gleich geachtet werden kann, ihn auch sodann die Fähigkeit, das Bürgerrecht in einer Stadt zu erlangen, bei dem Mangel entgegenstehender Gesetze nicht abzusprechen ist, am wenigsten ist aber seinen Kinder der Zugang zu Innungen und Zünften zu versagen. Im Reichsschluß wegen der Handwerksmißbräuche von 1731 § 4 und 5 heißt es: „Demnach auch allbereit in der Polizey-Ordnung de Anno 1548, Tit. 37 und 1577, Tit. 38 wegen gewisser Personen versehen, daß deren Kinder von

denen Gaffeln, Aemtern, Gülten, Innungen, Zünfften und Handwerkern nicht ausgeschlossen werden sollen, so hat es dahin sein festes Bewenden und sollen berührte Constitutiones künftig durchgängig genau befolgt, nicht weniger auch die Kinder derer Landgerichts- und Stadtknechte, wie auch derer Gerichts-, Frohn-, Thürn-, Holz- und Feldhüter, Todtengräber, Nachtwächter, Bettelvögten, Gassenkehrer, Bachfeger, Schäfer ꝛc., in Summa keine Profession und Handthierung, dann bloß die Schinder allein bis auf die zweite Generation, in sofern allenfals die erstere eine andere ehrliche Lebensart erwählet und darinn mit denen ihren 30 Jahre lang continuiret hätten, ausgenommen, verstanden, und bei denen Handwerkern ohne Weigerung zugelassen werden." Nach dem Gerichtsgebrauch, wird daher in Beistimmung der Reichsgesetze einem Scharfrichter niemals verwehrt, in der Stadt zu wohnen, sich eine eigene Wohnung anzuschaffen und sogar das Bürgerrecht zu erlangen. Eben so wenig ist darüber ein gegründeter Zweifel, ob ein Scharfrichter ein gültiger Zeuge seyn und ob derselbe in einem Testamente zum Erben eingesetzt und sogar einen Bruder und einer Schwester vorgezogen werden kann? Diese Fragen werden gegenwärtig ohne Bedenken zum Besten der Scharfrichter beantwortet und kein Rechtsgelehrter hält die Frage mehr zweifelhaft: Ob ein Scharfrichter, als eine persona turpis im rechtlichen Verstande anzusehen sei? zu verneinen. Der mit Scharfrichtern gepflogene Umgang, oder der bloße Gebrauch ihrer Werkzeuge, oder das Heirathen ihrer hinterlassenen Wittwe bewirkt eben so wenig eine Art von Anrüchtigkeit. Die neueren Grundsätze, daß der Nachrichter nicht für unredlich oder anrüchtig zu halten, weil er ein sehr nützlicher Mann im Staate ist, vertheidiget schon Luther in seiner Postille über das Evangelium am 4ten Trinitatis Sonntage, es

heißt daselbst: „Darum ist Meister Hans ein sehr nützlicher und dazu ein barmherziger Mann; dann er steuert den Schalk, daß er es nicht mehr thue, und wehret den andern, daß sie es nicht nachthun. Denn für ihm schlägt er den Kopf ab, den andern, hinter ihm, dräuet er, daß sie sich fürchten für den Schwerdt und Friede halten; das ist eine große Gnade und eitel Barmherzigkeit.“ Ob aber dennoch die entgegengesetzten Grundsätze nicht vielleicht wenigstens entfernte Mittel werden könnten, die Lasterhaften von Begehung der Verbrechen abzuhalten? wäre eine Frage, sagt Quistorp, die um so mehr eine gründlichere Untersuchung verdiente, als von den Römern, diesem so klugen Volke, wohl zu vermuthen steht, daß ihre Meinung von der Anrüchtigkeit der Scharfrichter auf guten Gründen gebaut gewesen sei; denn, zugegeben, daß, um die Menschen vom Verbrechen abzuhalten, der Gedanke, dadurch in die Hände unehrlicher Leute zu gerathen, nicht bei allen Lasterhaften gleich groß seyn mag, und bei vielen erst ein gewisser Schwung der Gedanken und eine nicht gemeine Seele vorausgesetzt werden müsse, so würde doch im Allgemeinen nicht füglich gesagt werden können, daß er bei Niemanden ein Mittel, ihn vom Verbrechen abzuhalten, gewesen sei. Ich bin vielmehr davon völlig überzeugt, daß auch sogar die bloßen Vorurtheile, womit der gemeine Mann die Gerichtsbediente, besonders den Scharfrichter und Schinder noch heutiges Tages anzusehen pflegt, allerdings vielen Nutzen haben, auch zuweilen gleiche Furcht, als die bevorstehende Strafe selbst verursacht, hervorbringen, und vielleicht dazu mitwirken, daß Laster und Verbrechen nicht allgemeiner werden. Ohnedies lassen sich überhaupt keine solche Mittel gedenken, die stark genug

wären, die Entstehung aller und jeder Verbrechen zu verhindern und die nicht bei diesem und jenem ihre Kraft verloren. Eine genauere Prüfung und weitere Nachforschung, besonders bei peinlichen Verhören, dürften vielleicht ergeben, daß vorstehende Gedanken bei der Criminal-Gesetzgebung sehr viele Aufmerksamkeit verdienten.

Quistorp hat hierin nicht Unrecht; denn in den jetzigen aufgeklärten Zeiten, wo man den Nimbus von so machen Ehrfurcht, Furcht ꝛc. einflößenden Gegenstände wegzuziehen sucht oder verscheucht, hat die Moralität nicht gewonnen, sondern verloren.

Die Befugniß, einen Scharfrichter zu bestellen, gebührt der Gerichtsherrschaft, und ist daher nach der Regel für kein Regal zu achten; eben so pflegt auch die Cavillerey in Deutschland gewöhnlich mit dem Scharfrichterdienste verbunden zu seyn, obgleich verschiedene Rechtslehrer jene der Regel nach zu den Regalien gerechnet wissen wollen.

Unter der Benennung eines Scharfrichters versteht man im allgemeinen meistentheils diejenige Person, die von der Obrigkeit dazu bestellt worden ist, um die in peinlichen Fällen ausgesprochenenen Urtheile zur Vollziehung zu bringen; es ist daher sehr fehlerhaft, wenn man im gemeinen Leben hier und da den Henker für gleichbedeutend mit dem Worte Scharfrichter und Schinder nimmt; auch Rechtsgelehrte haben sich dieses zu Schulden kommen lassen. Es ist aber ein großer Unterschied unter Schinder, Henker und Scharfrichter. Die Arbeiten des Schinders, welcher auch Abdecker, Rasenmeister, Kleemeister, Wasenmeister, Caviller, Halbmeister, Rakker, Abschälner, Feldmeister, Kaltschlächter ꝛc. genannt wird, welche von diesen Leuten nur allein und von keinen andern verrichtet zu werden

pflegen, sind stinkend und schmutzig. Hierzu gehören die Reinigung der Cloacken und heimlichen Gemächer, die Abdeckung des verreckten Viehes, die Einscharrung des an der Viehseuche gefallenen Viehes, das Todschlagen der mit Zeichen nicht versehenen Hunde, die Lieferung des Luders auf den Schindanger und an die Jägerey zu den Wolfs- und Luchshütten, die Wegbringung des geschlachteten untüchtigen Viehes, die Besorgung des Schindangers, auch hier und da, Kraft besonderer Verträge; die Aufziehung einiger Jagdhunde für die Herrschaft, Säuberung der Gefängnisse von Wust und Unflat ꝛc. Der Henker und Scharfrichter haben die grausamen Arbeiten zu verrichten, welche bestehen, theils in der Angreifung des Missethäters, zum Beispiel in dem Angriff und Auskleiden zur Folter, theils in der Peinigung selbst und in Vollstreckung der peinlichen Strafen; dahin werden gerechnet das Köpfen, Henken, Ausstäupen, Abschneiden der Ohren und Nase, Ausschneiden der Zunge, Abhauen der Hand oder Finger, Brandmarken, das Zwicken mit glühenden Zangen, Wippen, Ersäufen, Rädern, Schleifen, Viertheilen, Verbrennen, das schimpfliche Zerbrechen der Wappen, Schilde und Helme, die Execution am Bildniß, die Anschlagung des Namens an den Galgen, die Zerbrechung des Degens, Erklärung und Wegjagung eines Schelmen, das Vergraben unter dem Galgen, der Widerruf in eines andern Namen, das Schwören der Urphede in eines andern Seele, das Verbrennen der Pasquille und anderer ärgerlicher Schriften. Der Scharfrichter auch Nachrichter, Freymann, Meister Hans, Meister Hämmerling, Meister Fix, Femer, Angstmann, Peinlein, Nothbote und Frohnbote genannt, berührt nie den Verbrecher, sondern verrichtet nur das Köpfen. Bei der Folter und Vollziehung anderer Lebens-, Leibes-

und Ehrenstrafen macht er nur die Anordnung und läßt sie durch den Henker oder Meister, und den Knechten verrichten. Wenn von der Obrigkeit, außer dem Scharfrichter, kein Henker bestellt ist, so hält sich jener, außer zum Köpfen, welches er, wie schon oben angeführt worden, selbst verrichtet, seine eigenen Leute, durch welche er die Peinigung und übrigen grausamen Arbeiten unter seiner Anordnung verrichten läßt. An manchen Orten versieht auch der Scharfrichter die Arbeiten des Henkers und sogar des Abdeckers; er verliert dann aber auch die Vorzugsrechte des Scharfrichters, und wird in die Klasse der Henker und Schinder herabgesetzt; dieses scheint auch die Ursache zu seyn, warum an vielen Orten diese so verschiedene Benennungen mit einander verwechselt werden. Wenn daher die Rechtswohlthaten oder nachtheiligen Rechtsverfügungen dieser Leute bestimmt werden sollen, so ist nicht auf ihren Namen, sondern allein auf die Art ihrer Verrichtungen Rücksicht zu nehmen, und ein Verbrecher, der ohne Verlust seiner Ehre mit dem Schwerdte hingerichtet werden soll, muß gehört werden, wenn er sich einen Scharfrichter, der zugleich Henker ist, verbittet, und einen solchen verlangt, der weder Henkers- noch Abdeckers-Arbeiten verrichtet. Einem bloßen Henker ist es auch nicht erlaubt, eine Arbeit des Scharfrichters zu verrichten, und ein bloßer Abdecker kann nicht anders, als auf den Nothfall zu Henkersarbeiten gebraucht werden. Nach Mecklenburgischen Landesgesetzen muß sich der Scharfrichter, wenn mit seinem Dienste zugleich die Cavillerey verbunden ist, zwei tüchtige Knechte halten, wobei so viel als möglich auf einheimische und solche Leute gesehen werden soll, die mit guten Pässen versehen sind. Durch diese Knechte sollen nun die Scharfrichter, in Ermangelung eines besondern Untermeisters, die öffentliche Ausstäupung der Verbrecher, die Strafe des Henkens, Räderns

und Verbrennens, ingleichen das Verbrennen der öffentlichen Schmäh- oder ketzerischen Schriften, das Anschlagen der Namen der Verbrecher an den Galgen, das Begraben der Leichname an ehrlosen Plätzen, das Todschlagen der Hunde bei vorhandener Gefahr und anderer abgängig gewordenen Hausthiere ꝛc. verrichten lassen.

Die Obliegenheiten der Scharfrichter und der ihnen dafür gebührende Lohn, sind, nach der ihnen bei dem Antritte ihres Dienstes ertheilten Instruction am meisten zu beurtheilen. Nach deren Inhalt ist auch vorzüglich zu bestimmen, ob der Scharfrichter allein zu denjenigen Pflichten, die ihm nur in engerer Bedeutung obliegen oder überhaupt zu allen denen, wozu sonst nur Halb- oder Untermeister verbunden sind, gehalten werde. Auf die ihnen ertheilte Instruction, auf eine getreue Amtsführung, sowohl bei Vollziehung der Strafen, als bei dem Gebrauche der Marter, wo solche noch üblich sind, ferner auf eine genaue Verschwiegenheit der Dinge, die sie bei der Marter, oder sonst bei Verrichtung ihres Amtes erfahren, und endlich auf einen strengen Gehorsam gegen das peinliche Gericht, pflegen die Scharfrichter besonders vereidet und vor geschehener Vereidung nicht leicht zu Amtsverrichtungen zugelassen zu werden. Ein einmal geleisteter Amtseid pflegt aber auf alle nachfolgende Verrichtungen, ohne daß in jedem besondern Fall, eine Wiederholung nöthig wäre, Beziehung zu haben. Die Bambergische Halsgerichtsordnung schreibt das Formular des Scharfrichter-Eides genau vor. Er lautet Art. IX: „Ich sol und wil meines genedigen Herrn von Bambergk und seiner genaden Stifft schaden warnen, frommen werben, in meinem Ampt getreulich dienen, peynlich fragen und straffen, wie mir von seiner Gnaden weltlichen Gewalt jedesmals bevolhen würdt, auch

darumbt nit mer dann zymlich belonung nemen, alles nach laut diser Ordnung, was ich auch in peynlicher Frage höre oder mir sunst in geheym zu halten, bevolhen wirdet, dasselbige will ich nymant ferner eröffnen, auch alle erlaubung genanntes meines gnedigen Herrn Hoffmeisters, Marschalks oder Haußwoydts nyedert zyhen und derselben geschefften und gebotten gehorsam und willig sein, alles getreulich und one allerley geverd, also helff mir Gott und die Heiligen." — In der Karolinischen peinlichen Gerichts-Ordnung findet man es zwar nicht, indessen hat es keinen Zweifel, daß die vorgängige Vereidung der Scharfrichter auch nach der letztern nothwendig und solchergestalt stillschweigend bestätiget worden sei. Art 96 der peinlichen Gerichts-Ordnung heißt es: „Item wenn der Beklagt entlich zu peynlicher straff geurtheylt wirt, soll der Richter an den Ortten da es gewonheyt, seinen stab zerbrechen, und den Armen dem Nachrichter bevelhen und bei seinem Eydt gebieten, die gegeben Urtheyl getrewlich zu volnziehen." — In Ermangelung eines besonders angestellten Scharfrichters muß man sich in vorkommenden Falle denselben von einem nahe gelegenen Orte erbitten, der aber sodann auf die gegenwärtige oder bevorstehende Execution zu vereiden ist.

Zu den besondern Rechten und Privilegien der Scharfrichter gehörte ehemals, daß sie die gesprochenen Urthel eröffnen und verkündigen mußten, woher sie auch den Namen Nachrichter erhielten. Es heißt nämlich im 218sten Art. der peinlichen Gerichts-Ordnung. „Item das die Urtheyl durch den Nachrichter und nit den Richter oder Urtheiler ausgesprochen und eröffnet werden." Allein die peinliche Gerichts-Ordnung verwirft diese Gewohnheit ausdrücklich und zählt sie zu den unzuläßigen und daher zu den eigentlichen Mißbräuchen, dahingegen gehört

zu den gegründeten Gerechtsamen der Scharfrichter, daß sie bei der Verrichtung ihres Amtes völlige Sicherheit genießen und daß sogar nach der peinlichen Gerichts-Ordnung auf dem Richtplatze öffentlich ausgerufen und bei Leib und Gut verboten werden soll, den Scharfrichter auf keine Weise zu behindern, auch wenn es ihm mißlänge, nicht Hand an ihm zu legen.

Im Art. 97 der peinlichen Gerichts-Ordnung heißt es: „Item so der Richter nach der endturtheyl sein stab gebrochen hat, desgleichen auch so der Nachrichter den Armen auff die Richtstat bringet, soll der Richter öffentlich ausrufen oder verkünden lassen und von Oberkeyt wegen bei Leib und gut gebieten, dem Nachrichter keynerley Verhinderung zu thun, auch ob jm mislüng nit Handt anzulegen.“ Das in der peinlichen Gerichts-Ordnung bestätigte Friedansrufern ist wahrscheinlich zur Sicherheit der Scharfrichter von der Zeit an nothwendig geworden, als mit der Einführung des Römischen Rechtes in Deutschland die vormalige Begriffe von der Anständigkeit, peinliche Urtheile zu vollziehen, aufhörten, und man an deren Stelle die dazu besonders angestellten Leute oder Scharfrichter zu hassen anfing, weil man sie als solche Leute ansah, die um des Lohnes willen an den Martern und dem Blute der Sterbenden sich vergnügten und deren ordentliches Handwerk es mit sich brachte, wehrlose Menschen, die ihnen keine Beleidigung zugefügt hatten, zu quälen. Das feierliche Friedausrufen zur Sicherheit des Scharfrichters, pflegte späterhin, ja selbst noch bis auf die neuere Zeit, bei dem Mangel besonderer Landesgesetze nur dann zu geschehen, wenn dazu gegründete Besorgnisse eine Veranlassung geben; obgleich nach einigen statutarischen Rechten die dem Scharfrichter zugefügte Gewaltthätigkeit am Leben

und mit dem Verluste der Güter zu bestrafen ist, so wird doch in Entstehung derselben, der beschriebene Unfug nach den Grundsätzen von Aufruhr und Gewaltthätigkeiten bestraft, man läßt es aber meistentheils bei einer Leibesstrafe bewenden, macht inzwischen diese sofort bei der Verkündigung des Friedens namhaft. Nach dem Lübeckschen Rechte Tit. 18, Art. 1 heißt es: „Wenn sich Jemand so keck dünken lassen würde, er sei jung oder alt, der sich an dem Bödel oder Frohnen oder seinen Dienern in Verrichtung seines Amts der Iustitien, unangesehen, ob es ihm mislingen möchte, mit der That, und Hand, in was Weise solches geschehen könnte, oder möchte, vergreiffen, beschädigen und verletzen, der oder dieselben sollen mit ihren Helffern und Helffers Helffern, wo sie angeben und überwiesen, am Leben mit dem Schwerdt gestrafft werden.“ Auch im Verdenschen Statute beim Puffendorf *). „Vorhalede jemand einen Rathman oder Rades Dener in der Stadt Denste mit scheldeworten, de schall in des Rades Broke staen, und bidden den Sakewolden dorch Gott dat he idt eme vorgeven will. Schlöge oder wundede averst jemand einen Radtman oder Rades Dener in der Stadt Denste, sin Liff und Gut schall staen in des Rades gewalt.“

Wenn es gleich als ein besonderes Vorrecht der Scharfrichter angegeben zu werden pflegt, daß sie bei vorgefallenen Entleibungen die Befugniß haben, den Wagen, worauf vielleicht der Selbstmord geschehen, das Pferd, das der Selbstmörder geritten, ingleichen alles dasjenige, was an dem Orte, wo der Körper des Selbstmörders befindlich ist und dem letzteren eigenthümlich zugehört hat, sich anzumaßen, in sofern der Scharfrichter bei dem Körper ste-

*) In Obs. Iur. vniu. T. 1 statut. 160.

hehend unten und oben, auch auf allen Seiten in dem Umfange, es mit seinem Richtschwerdt erreichen kann, so lassen sich gleichwohl diese Gerechtsame im Allgemeinen um so weniger vertheidigen, als nach der ausdrücklichen Vorschrift der peinlichen Gerichts-Ordnung, den Erben eines Selbstmörders ihr Erbrecht allenthalben völlig ungekränkt und ohne die mindeste Kürzung oder Einschränkung frei bleiben muß. Vermöge dieser Grundsätze mag einem Scharfrichter, der sich in Absicht der hinterlassenen Güter eines Selbstmörders diese, oder jene Befugniß anmaßt, den Beweis einer etwanigen gegenseitigen Observanz um so weniger frei gelassen werden, als derselbe, wenn er auch nach aller Strenge geführt werden könnte, dennoch, was die Sache selbst anbetrifft, verderblich seyn würde, indem die Gesetze dergleichen angebliche Rechte des Scharfrichters in keine Wege bestätigen, vielmehr schlechterdinges verwerfen; dagegen pflegt man aber dem Scharfrichter diejenige Kleidung, die ein Verurtheilter am Tage seiner Hinrichtung getragen hat, gewöhnlich nicht streitig zu machen. Wegen des Ersteren lautet der 135ste Artikel der peinlichen Gerichts-Ordnung: „Wo sich aber eyn Person ausserhalb obgemelter offenbaren Ursachen, auch in Fällen, da er sein Leib alleyn verwirkt oder sunst aus Krankheytten des Leibes, Melancolei, gebrechlichkeyt jrer Sin, oder ander dergleichen Blödigkeiten selbst töttet, derselben erben sollen deshalb an jrer Erbschaft nicht verhindert werden, und darwider keyn alter gebrauch, gewonheyt oder satzung statt haben, sondern hiemit revociret, cassiret und abgethan sein und inn disem und andern dergleichen Fällen, unser Keyserlich geschriben Recht gehalten werden."

Zu den besonderen Privilegien der Scharfrichter kann man ferner rechnen, daß sie in demjenigen

Gerichtszwange, wobei sie angestellt worden, nicht allein von Wachen, Frohn- und andern persönlichen Diensten, ingleichen den sonstigen gewöhnlichen Abgiften und Steuern befreit sind; auch, wenn nach des Ortes Verfassung öffentlich gebrauet werden muß, ihr eigenes Bier brauen dürfen, sondern auch die Vollziehung peinlicher Strafen und die Anordnung der Folter sich mit gänzlicher Ausschließung anderer anmaßen können. An einigen Oertern haben die Scharfrichter an öffentlichen Marktagen, bei feierlichen Begebenheiten, und bei Bekanntmachung obrigkeitlicher Verordnungen verschiedene Gerechtsame und damit zugleich einige zugebilligte Vortheile. Nach den Lübeckschen Rechten wird die dem Scharfrichter, seiner Familie und seinen Leuten zugefügte Beleidigung allemal doppelt bestraft. Die Strafe selbst kann aber nach den Bemerkungen der Ausleger, nach der Verschiedenheit der Vergreifung und wenn daraus großes Unheil, Mord und Aufruhr entstanden ist, zur Gefängniß-, Leib- und Lebensstrafe anwachsen. Es heißt daher im Lübeckschen Rechte, Tit. 18. Art. 2. „Wenn sich jemand an ihm, seinem Weib und Knechten in gerichtlichen bürgerlichen Sachen, im Vorladen, Pfanden und sonst ungebührlich erzeigen und verhalten würde, derselbe soll mit doppelter Strafe belegt werden.“ Dasselbe verordnet auch das Sächsische Landrecht L. 1, Art. 8. „Des Frohnen Buß ist auch zwiefältig und sein wehrgeld nach seiner Gebuhrt, nach der Zeit, da er zum Frohnboten gekohren wird.“ In der Glosse heißt es unter andern merklich: „Daß er Buß und wehrgeld zwiefach hat, daß nimmt er einmal von seiner Person wegen, das andere mahl von seines Amptes wegen.“ — Wenn gleich die peinliche Gerichts-Ordnung dem Scharfrichter erlaubt, nach geschehener Execution die Frage an den

Richter: „Ob er recht gerichtet habe? ergehen zu lassen, und die ihm zu ertheilende Antwort ebenfalls genau bestimmt, so ist jedoch diese überflüssige Förmlichkeit fast ganz außer Gebrauch oder doch wenigstens ohne Nutzen, die Warnungsrede an die Zuschauer nach einer vollzogenen Todesstrafe, pflegt jetzt an einigen Orten meistentheils nur von dem Prediger oder dem Richter, nicht aber von dem Scharfrichter gehalten zu werden.

Außer den angeführten Rechten sind die übrigen Befugnisse der Scharfrichter am meisten aus den ihnen ertheilten Instructionen zu beurtheilen, und darnach ist auch die Frage: Ob dem Scharfrichter das Recht, von den Zentpflichtigen für sich eine gewisse Abgabe zu begehren, zustehe? vorzüglich zu beantworten. Von Andern wird den Scharfrichtern noch das Recht, Arm- und Beinbrüche, auch andere körperliche Gebrechen zu heilen, gegeben; allein derselbe kann sich solches nur dann anmaßen, wenn er seine Geschicklichkeit genugsam bewiesen und die obrigkeitliche Vergünstigung dazu erhalten hat. Dagegen ist an den mehrsten Orten die Gewohnheit, daß den Scharfrichtern, wenn sie anders die Kunst verstehen, das Schneiden der Hunde und Katzen, wie auch überhaupt die Heilung der Thiere, wenn solche krank sind, ausschließungsweise überlassen zu werden pflegt. Das Recht, Arm- und Beinbrüche, auch andere körperliche Schäden zu heilen, findet nur in den Staaten Statt, wo die Wundarzneikunst noch in einem tiefen Schlummer liegt, wo sich aber diese erhoben hat, da dürfte wohl der Scharfrichter keine Kur übernehmen, da sie dabei überhaupt nur empirisch zu Werke gehen, und keine gründlichen Kenntnisse der Anatomie des Körpers und der Wirkungen der Mittel, die sie zu verordnen pflegen, besitzen. Indessen wenn wir auf den Grund, auf die Ent-

stehung der Arzneikunst sehen, so möchte wohl die Erfahrung, wenn sie mit einem gesunden Beobachtungsgeiste gepaart ist, manche Heilung bewirken, die der schulgerechteste oder vielmehr der Kandidat der Heilkunst, der das strengste Examen bestanden, nicht zu bewirken im Stande ist. — Auch wo Thierarzneischulen sich befinden, wird das Praktisiren in diesem Zweige der Heilkunst dem Scharfrichter untersagt; allein es wird damit nicht so strenge genommen, weil man auch dem Schäfer dergleichen Kuren zu verrichten nicht nur erlaubt, sondern es sogar ausdrücklich verlangt wird, daß er sie verstehe. Auch was die Entleibung der Selbstmörder anbetrifft, so ist es nicht überall gebräuchlich, daß der Scharfrichter die Hinwegbringung derselben zu besorgen hat, sondern es sind dazu besondere Armenwächter bestellt, die auch die Verlassenschaft oder vielmehr dasjenige, was sich bei dem Körper und an demselben befindet, nach sich nehmen und behalten.

Nach dem Zeugnisse einiger Rechtslehrer succediren die Scharfrichter im Heergeräthe; der älteste Sohn eines Nachrichters bekommt das beste Richtschwerdt, die anderen Söhne aber die übrigen, die noch vorhanden sind. — An einigen Orten haben die Scharfrichter besondere Vorrechte erlangt, so zum Beispiel in Zürich, wo man den Scharfrichter zur adelichen Zunft rechnet. Er sitzt bei feierlichen Mahlzeiten mit im Zimmer, doch an einem besonderen Tisch. Dieses soll von einer Unternehmung des Adels gegen die Freiheit des Volkes herrühren, wo solches die Oberhand behielt und dafür zur Strafe den Scharfrichter in die adeliche Zunft setzte.

Daß auch ein Scharfrichter die Befugniß habe, seine Knechte nach Gefallen anzunehmen und zu entlassen, auch sie wegen ihrer Vergehungen, in so fern diese nicht in eigentliche Verbrechen ausarten, zu

bestrafen, soll nach Quistorp keinem Zweifel unterworfen seyn; indessen pflegen den Scharfrichtern in den meisten Ländern bei der Annahme ihrer Knechte gewisse Einschränkungen gemacht zu werden. In Berlin steht der Scharfrichter mit seinen Knechten unter dem Kammergerichte; s. weiter unten.

Was den Henker anbetrifft, so hat ihn nach der Regel derjenige zu bestellen, welchem die peinliche Gerichtsbarkeit zusteht, und also auch derjenige, welcher die patrimonialpeinliche Gerichtsbarkeit hat; wo aber dem Scharfrichter zugleich die Besorgung des Henkeramtes aufgetragen wird, da versteht es sich von selbst, daß die Bestellung der zur Henkersarbeit nöthigen Leute von ihm abhängt. Der Henker muß die zu seinem Amte erforderlichen Gaben besitzen, und also von allen denjenigen Gebrechen des Leibes und der Seele frei seyn, welche ihn an der Ausübung seiner Amtsverrichtungen hindern; er muß vornämlich sein Amt in jedem Falle nach der vom Richter erhaltenen Vorschrift, nach den Gesetzen und dem Herkommen verrichten, und wird, wenn er gelinder oder grausamer verfährt, als das Urtheil vorschreibt, billig gestraft. Bei der Annahme zum Amte wird er von der Obrigkeit beeidiget, getreulich zu dienen, die Vorschriften des Richters genau zu befolgen, was er bei der peinlichen Frage hört oder ihm sonst geheim zu halten befohlen wird, Niemanden zu eröffnen ꝛc. Es kann ihm niemals die Wahl der Strafen, der Folterwerkzeuge oder der Art, jene zu vollziehen, oder diese anzulegen, wie es ehemals durch Mißbräuche öfters geschehen ist, überlassen werden, und der Richter muß in allen solchen Fällen genaue Aufsicht auf ihn haben. Man hielt den Henker ehemals mehr als den Scharfrichter für unehrlich, daher ihm auch z. B. in der Kirche ein eigener Stand angewiesen und er bei

Versammlungen ehrlicher Bürger, z. B. in Wirthshäusern, bei Hochzeiten, nicht zugelassen, in keine Zunft und zu keinem Ehrenamte aufgenommen wird, und ein brüderliches Testament, in welchem derselbe einem Bruder des Testirers vorgezogen worden, als pflichtwidrig angefochten werden kann.

Was nun die Belohnungen oder den Gehalt der Scharfrichter anbetrifft, so ist hierüber nichts Genaues oder vielmehr nichts allgemein Uebliches festgesetzt. Er bekommt an einigen Orten einen jährlichen Gehalt, an andern wird ihm statt dessen die Abdeckerey, welche mit manchen Vortheilen verbunden ist, verliehen, wofür er der Herrschaft etwas Gewisses entrichten muß, oder sie wird ihm auch wohl förmlich verpachtet, wie die Scharfrichterey bei Berlin. Es wird ihm hierbei noch jede Arbeit besonders belohnt, und diese Bezahlung nennt man Henkersgeld, s. auch Th. 23, S. 16. Dieses Henkersgeld ist weder der Ankläger, noch der Angeklagte oder Inquisit, sondern der peinliche Gerichtsherr zu tragen schuldig, weil es zu der Bestellung der peinlichen Gerichte, welche ihm obliegt, gehört; jedoch besteht an einigen Orten die Gewohnheit, daß die Unterthanen zur Bestreitung des Henkersgeldes bald nach den Häusern, bald nach den Hufen ihrer Ländereyen beitragen müssen; allein der Gerichtsherr, welcher eine solche Gewohnheit behauptet, hat die Vermuthung wider sich, und muß sie also beweisen. Die Scharfrichter und Henker trieben ehemals die Erhöhung ihres Lohnes bis zur größten Ausschweifung, da sie z. B. die Verrichtungen, welche zu einer Handlung gehörten, ohne Noth vermehrten und für jede besonders bezahlt zu werden verlangten; da sie für begnadigte Verbrecher das Henkersgeld forderten, für sich und ihre Leute Zehrungskosten verlangten, wenn gleich die Execution in der Stadt oder

nahe am Thore geschah, und überhaupt große Belohnungen nach Willkühr forderten. Die meisten Landesherren sahen sich dadurch bewogen, den Scharfrichtern gewisse Taxen vorzuschreiben und in denselben den Lohn für jede Arbeit genau zu bestimmen, und die üblich gewesenen Mißbräuche, daß sie sich zum Beispiel für jede zu einer Execution erforderlichen besonderen Handlung, als für die erste Besteigung eines neuen Galgens, für die Führung des Schinderkarrens an den Ort, wo der Leichnam eines Selbstmörders sich befindet, für die bei der Execution gebräuchlichen Geräthschaften besonders bezahlen ließen, abzuschaffen.

Daß die Scharfrichtereyen auch ehemals zum Lehn gegeben worden, erhellt aus einer Urkunde des Kaisers Sigismund vom Jahre 1436, worin er dem Pfalzgrafen Stephan aufträgt einen Streit in seinem Namen zu entscheiden, den die Stadt Ehenheim im Elsaß mit den Gebrüdern Wepfermann wegen der Kosten bei den Blutgerichten hatten. Die Urkunde, welche dieses Lehn deutlich ausdrückt, steht beim Schoepflin *) abgedruckt; sie lautet: „Uns haben unsere und des Reichs libe Getrewe die von obern Ehenheim fürbracht, wie Heinrich und Franz Wepfermann gebrüdere, von uns und dem Reiche ein Lehn haben, genannt das Hengker Lehn und was dazu gehört zu Ehenheim in der Stadt, davon sie derselben Stadt pflichtig sin, was die Stadt übelthätiger Lüte richten thut, dafs danne die Wepfermanne dem Richter lohnen sollen mit allen Kosten, der doruff geht, als ihre Vorderen — one alle Wiederrede gethan haben, dem sie aber nun nicht mehr genug thun uud dennoch solch ihr Lehn nutzen und

*) Alsat. Illust. Tom. II., p. 355.

niessen wollen.“ Aus dieser angeführten Stelle läßt sich mit Gewißheit schließen, daß die Wepfermanne aus dem Grunde ein Lehnstück in der Stadt Ehenheim vom Römischen Reiche hatten und nußten, wofür sie schuldig waren die Kosten zu bezahlen und zu tragen, wenn in der Stadt Uebelthäter hingerichtet wurden. Der Ausdruck der Urkunde: den Richter lohnen mit allen Kosten, der doruff geht, ist zwar etwas dunkel, weil man nicht genau weiß, ob darunter die Kosten zu verstehen sind, die der Kriminalrichter, so die Untersuchung führt ꝛc. macht, oder die so der Scharfrichter verursacht, der den Uebelthäter executirt, da aber die Urkunde diese sonderbare Gattung von Lehen deutlich ein Henkerlehn nennt, so muß man fast vermuthen, daß darunter der Scharfrichter und dessen Kosten eigentlich zu verstehen ist. Auch in der Mark werden die Henker mit ihrem Amte belehnt, und sie bezahlen, oder der Scharfrichter für sie, bei der Belehnung die Lehenwaare, sonst darf aber kein weiteres ungewöhnliches Lehngeld von ihnen genommen werden, sondern bloß zur Anerkennung der lehnbaren Verbindung geben sie jährlich ein gewisses Geld, Leder, Eimer oder Handschuhe.

Hier noch Einiges über den Scharfrichter nach neueren Grundsätzen, besonders des Preußischen Rechts. Der Scharfrichter wird gegenwärtig vom Magistrate bestellt, und ist der peinlichen Gerichtsherrschaft unterworfen, dahingegen wird der Henker vom Forstamte bestellt und hat dort seinen Gerichtsstand, jedoch kann ihn kein landsäßiger Edelmann setzen, wenn er gleich das Forstrecht besitzt, weil dieser Gegenstand zur forstlichen Hoheit oder zum landesherrlichen Forstpolizeyrechte gehört. Dies ist auch der Grund, warum in den Preußischen Ländern, desgleichen im Hessischen, Nassauischen, Mecklenbur-

gischen ꝛc. die Scharfrichter mit den Feldmeistereyen von dem Oberjägermeisteramte, unter welchem sammt dem Hausvogteiamte zu Berlin, sie in Amtssachen ihren Gerichtsstand behalten, förmlich beliehen werden, wie davon ein Königlicher Lehenbrief vom 28. August 1727 beim Siegel nachzusehen ist. Die Annahme und Beeidigung des Scharfrichters darf nicht eher vorgenommen werden, als bis er sein Kunststück im Kopfabschlagen abgelegt, und bewiesen hat, daß von ihm niemals ein Aaß abgedeckt worden, obgleich er nachher dergleichen Verrichtungen durch Halbmeister und seine Knechte vornehmen lassen kann, wie schon oben angeführt worden. Begeht er bei der Hinrichtung Fehler, so darf ihn der Pöbel nicht mißhandeln; die Obrigkeit bestraft ihn. Auch ist ihm genau die Art und Weise vorgeschrieben worden, wie er bei der Marter, wo er zugleich die Inquisiten mit Salben zu versehen hat, und beim Staupenschlagen, desgleichen bei andern Executionen zu verfahren hat; er ist jedoch nicht schuldig, dabei die Zubehörungen an Rädern, Leitern und Ketten herzugeben. Beobachtet er nicht die Verordnungen wegen Abdeckung des Viehes bei Viehseuchen, so wird er mit dem Verluste der Feldmeistereyen an Leib und Leben gestraft. Was die Belohnung für die scharfrichterlichen Amtsverrichtungen anbetrifft, so ist davon schon oben, S. 231, Erwähnung geschehen, daß sie theils auf Verträgen, theils auf dem Herkommen, und theils auf landesherrlichen Verordnungen beruht; außerdem müssen noch bei Reisen das Fuhrlohn, Futter, Essen und Trinken vergütet werden. Nach den Preußischen Gesetzen müssen sich die Scharfrichter grau kleiden, welches aber nicht mehr befolgt wird, und für ihre Abdecker haften, und verbleiben in Ansehung ihrer peinlichen Verrichtung, unter der Gerichtsbarkeit des Kammergerichts und des Krimi-

nalgerichts, aber in Anschung der Bestallung, Patente, Lehngelder, Eimer-, Hunde- und Abzugsgelder, ingleichen der Polizeysachen, stehen sie unter dem Oberjägermeister- und Hausvogteiamte, oder an deren Statt unter dem Stadtmagistrate, von welchem sie, besonders bei Viehseuchen, Befehle annehmen müssen. Was die Anrüchtigkeit oder Unehrbarkeit der Scharfrichter anbetrifft, so beruht der ehemalige Wahn derselben nicht auf dem Römischen Rechte, wie schon oben bemerkt worden, nach welchem die Hinrichtung mit dem Schwerdte eben so wenig unehrlich macht, sondern auf den kanonischen Rechtsprinzipien, daß er Menschenblut vergieße, und seine Hände damit besudle; eben so rührt auch die Anrüchtigkeit des Henkers aus dem kanonischen Rechte her, und sie ist noch im Reichsschlusse vom Jahre 1731, Art. 4. beibehalten, und auf sein Weib und seine Nachkommenschaft bis ins zweite Glied ausgedehnt worden. In dem neueren Reichsschlusse, vom Jahre 1772, sind aber die Kinder und Abkömmlinge der Abdecker, welche die Arbeit ihrer Eltern nicht mitgetrieben haben, noch treiben wollen, für zunftfähig und bei ehrlichen Gesellschaften für zulässig erklärt worden. Die Söhne der Scharfrichter können dagegen akademische Würden erlangen, und es darf ihnen das Praktiziren nicht verwehrt werden. Eben so wenig dürfen sie von Handwerken und allen Gewerben ausgeschlossen werden, und ihre Töchter können sich an ehrliche Handwerker verheirathen.

Bei der peinlichen Urthelsvollstreckung pflegte der peinliche Richter zum Scharfrichter zu sagen: Meister Hans findet ihm das Urthel. Dieser antwortete: Wenn ich ihm das Urthel finden soll, so will ich ihn hinaus führen und legen auf vier Räder, auch richten über ihn zwischen Himmel und Erde, damit ers nicht mehr thue. Was nun den

Abdecker anbetrifft, so dürfen alle Thiere, die nicht eßbar sind, des Gewinnstes wegen von Niemanden anders, als vom Abdecker getödtet und abgezogen werden. Man darf das verreckte Vieh bloß aus den Ställen und dem Hofe schaffen, und allenfalls auch auf den Schindanger schleppen. Wer ihm hierin Eingriffe thut, dem kann er durch Aufsteckung des Messers oder Stellung des Karrens vor die Thür beschimpfen. Hiervon sind bloß die Aerzte und Barbiere ausgenommen. Dann muß er insbesondere Aufsicht über die Hunde tragen, und kann sie im Sommer bei Ermangelung eines Zeichens und jetzt, im Preußischen, eines Halsbandes mit dem Namen und der Wohnung des Inhabers, aufgreifen. Das Todtschlagen auf freier Straße, welches sonst üblich war, ist jetzt, als den Sitten entgegen, abgeschafft worden. Auch ist den Knechten im Preußischen anbefohlen worden, herrenlose oder mit keinem Halsbande versehene Hunde, zu allen Tageszeiten im Winter und Sommer aufzugreifen. Er darf ferner kein Luder frei liegen lassen, sondern muß es binnen 24 Stunden wegschaffen. Bei einer ausgebrochenen Viehseuche muß er das verreckte Vieh, welches man ihm nebst dem kranken Viehe jedesmal anzuzeigen hat, 5 Ellen oder 5 Schue tief auf dem Schindanger, der nicht zu nahe an der Landstraße oder am Orte angebracht seyn darf, unabgedeckt vergraben, und einen Rauch von Wachholder oder Brennholz umher machen. Wo keine Veterinärschulen vorhanden sind, sollen sie sich auch Kenntniß von der Vieharzneykunst erworben haben, und darüber examinirt werden. Es ist ihnen verboten, ihre Hunde weder in die Heiden, noch an infizirte Oerter mitzunehmen; auch dürfen sie nicht mit ihrem Karrengewinde, Geschirre und ihren Kleidern, die sie bei der Verscharrung des an der Seuche gefallenen Viehes gebraucht

haben, durch andere Oerter fahren, oder sich derselben an gesunden Oertern wieder bedienen.

Was die öffentlichen Abgaben anbetrifft, so sind sie davon ganz befreiet; sie erhalten das Holz zum Bauen aus der Stadtheide umsonst geliefert, genießen die Accisefreiheit wegen ihrer Karrenpferde, nicht aber von andern Sachen. Was den Abdecker anbetrifft, s. auch den Art. Feld-Meister, Th. 12, S. 521 u. f.

Klein's Annalen, 5r Bd., S. 85.

Hirsch, Landpolizeirecht, 1r Bd., S. 134.

Dan. Nettelbladt's Abhandlungen von der Scharfrichterey-Gerechtigkeit, wie auch der davon unterschiedenen Abdeckerey-Gerechte; in dessen Sammlung kleiner juristischer Abhandlungen. Halle, 1792. S. 269—288. — In Nr. 20 — 22, der wöchentlichen hallischen Anzeigen vom Jahre 1777.

Müller's Preußisches Kriegsrecht, Th. III. C. VII., S. 741 u. f.

Dreyer's Sammlung vermischter Abhandlungen, 2r Th., S. 673. — Dessen Nebenstunden, S. 177 u. f.

Jo. Sam. Frid. Boehmer, Diss. de executionis poenarum capitalium honestate. Hal. 1733.

Abr. Kaestner Pr. de carnifice fama non laborante, Lips. 1745.

Moller de Speculatoribus. Traj. ad Rhen., 1771.

Klüver, Beschreibung des Herzogthums Mecklenburg, S. 533.

Buchholz, Versuch der Geschichte des Herzogthums Mecklenburg, S. 325.

Versuch über die gesetzgebende Klugheit, Verbrechen ohne Strafen zu verhüten. Frankfurt und Leipzig, 1778, S. 110, 112, 113.

Doepler, in dem Schauplatz der Leib- und Lebensstrafen, 1r Th., Cap. 6, 85.

Ludovici, Diss. de jure carnificis in bona propricidarum. Hal. 1706.

Stein's Abhandlung des Lübschen Rechts, 3r Th., 4s B., Tit. 18. §. 583.

Quistorp's Beiträge zur Erläuterung verschiedener,

mehrentheils unentschiedener, Rechts-Materien aus der bürgerlichen und peinlichen Rechtsgelahrtheit. 2te Aufl. Rostock und Leipzig, 1787, S. 767 u. f.

Mecklenburg Schwerinisches Patent wegen der Gebühren der Scharfrichter v. 28. Febr. 1789. Monatschrift von und für Mecklenburg, 1789, Col. 288.

Taxe für die Scharfrichter im Herzogthume Holstein v. 21. October 1780; Bergius Landesgesetze, Th. 18, S. 302.

Haller's gerichtliche Arzneiwissenschaft, 2r Bd., 2r Th., S. 85.

Vergleichende Beiträge zur juristischen Literatur in den Preußischen Staaten, Samml. VI., S. 134, 136.

Estor's bürgerliche Rechtsgelahrtheit, 1r Th., §. 1009, 3r Th., §. 1023.

Corp. Const. March. T. II, Abth. I, p. 159, 171, 174, 175, 179, 187, 190, 382, 190, 176. T. II, Abth. III, p. 69, 70, 97, 99. T. V, Abth. V, p. 109, 110, 119; Abth. IV, p. 436, 437, 446, 448, 464, 423, 427, 429, 430, 431, 450, 452, 464. T. VI, Abth. I, p. 420, 539. Cont. I. p. 157; Abth. II. p. 449, 431, 432.

Scharfrichter, Scarabaeus carnifex, s. Ballenwälzer, im Supplement.

Scharfrichterey, der Ort, oder vielmehr das Gebäude, außerhalb der Stadt, worin der Scharfrichter mit seinen Knechten wohnt. Es muß geräumig seyn, mehrere Ställe und einen bedeutenden Hofraum haben.

Scharfschießen, wenn die Gewehre und Kanonen mit bleyernen, eisernen, auch wohl mit steinernen Kugeln geladen sind und abgefeuert werden.

Scharfschütz, ein Schütz, Soldat, welcher scharf schießt, nicht allein von scharf, das heißt, mit geladenem Gewehre, sondern von scharf, genau auf ein Haar, der also besonders im Schießen geübt ist und genau den aufgestellten Gegenstand trifft. Man versteht darunter 1. auch einen Jäger, welcher nur allein mit gezogenem Gewehre schießt,

und daher in allen Fällen schärfer und genauer trifft, als ein anderer. Die Scheibenschützen sind gleichfalls solche Scharfschützen. Bei der Infanterie und Cavallerie giebt es dergleichen Schützen, die besonders nach der Scheibe zu schießen geübt worden; sie werden im Felde auf Vorposten zum Necken des Feindes gebraucht; s. auch den Art. Schütz. 2. Ein Schütz oder Jäger, welcher ein Wild sowohl im Fluge, als im Laufe trifft. 3. Auch ein Gränzjäger, welcher Alles über die Gränze tretende Wild wegschießen darf.

Scharfsichtig, Bei- und Nebenwort, von dem veralteten sichtig, sehend, scharf sehend, sowohl eigentlich, alle Merkmale an einem Dinge deutlich erkennend, als auch, und noch mehr figürlich, von dem Verstande, Fertigkeit besitzend, die einzelnen Merkmale an einer Sache mit Deutlichkeit und Richtigkeit zu erkennen und zu unterscheiden, und darin gegründet.

Scharfsichtigkeit, am häufigsten im figürlichen Verstande die Fertigkeit, auch die kleinsten Umstände, die geringsten Merkmale an einer Sache deutlich und richtig zu erkennen.

Scharfsinn, eigentlich, ein scharfer Sinn, in welchem jetzt ungewöhnlichen Verstande ein scharfes Gesicht, ein scharfes Gehör ꝛc. ein Scharfsinn seyn würde. Im figürlichen Verstande ist Scharfsinn die Eigenschaft des Verstandes, die verborgenen Unterschiede der Dinge oder Verschiedenheiten an einem Dinge zu erkennen und zu entdecken, da es dann auch zuweilen für Scharfsinnigkeit, das ist, der Fertigkeit dieser Eigenschaft gebraucht wird. In diesem Verstande ist der Scharfsinn eine Art der Scharfsichtigkeit; indessen wird diese doch mehr von den Merkmalen

eines Dinges überhaupt, jener aber auch von den Unterschieden mehrerer Dinge gebraucht.

Scharfsinnig, Bei- und Nebenwort, Scharfsinn habend und darin gegründet. Es ist mancher scharfsinnig und doch ein Schalk, Sir. 19, 22; wo es in der veralteten Bedeutung für verständig überhaupt steht.

Scharfsinnigkeit, der Scharfsinn, als eine Fertigkeit betrachtet.

Scharfstein, bei den Buchbindern, ein Stein, worauf das Leder geschärft, das heißt, seiner scharfen Ecken beraubt wird.

Schargang, im Bergwerke, ein Gang, welcher nicht gerade gegen die Weltgegend, sondern in der Mitte zwischen zwei derselben sein Streichen hat, selten etwas vor sich thut, sondern nur Erz macht, wenn er zu andern Gängen kommt; man nennt sie auch Scharkluft. S. auch Scharen.

Schargе, Schärge, s. Serge.

Scharkluft, s. Schargang.

Scharkreuz, im Bergwerke, ein Kreuz, welches zwei Linien streichender Gänge, welche eine andere mit scharfen Winkeln durchschneiden, macht.

Scharkramme, eine Kramme oder Krampe an dem unteren Theile des Pfluges, woran die Pflugschar vermittelst eines eisernen Keiles befestiget ist.

Scharlach*), Lat. Scarlatum, eine Pflanze, s. Scharley. 2. Ein hellrothes feines Tuch, von

---

*) In der zweiten Bedeutung im Nieders. Scharlaken, im Schwed. Skarlakan, im Ital. Scarlato, im Engl. Scarlet, im Französischen Ecarlate, im Böhm. Ssarlat, im Isländ. Skarlat. Unser deutsches Scharlach würde sich leicht von Deutschen Stämmen ableiten lassen, indem Laken, Oberdeutsch Lachen, Tuch, bedeutet, Schar aber, wie aus mehreren Spuren erhellt, auch durch hell, feuerfarben erklärt werden kann; allein es ist wohl

einer brennenden Röthe, welche sich ein wenig in das Gelbe zieht und aus Carmoisinroth mit etwas Citronengelb gemischt, zu seyn scheint, s. Scharlachtuch. In der Bibel kommt es mehrere Male vor. Das Weib war bekleidet mit Scharlaken (Scharlach) und Rosinfarb, Offenb. 17, 4. Der Scharlacken, den sie um haben, wird von den Motten gefressen werden, Bar. 6, 71. Sich in Scharlach kleiden. Von dem Ursprunge des lateinischen Wortes Scarlatum, s. im Art. Kermes, Th. 37, S. 39. Anmerkung.

Scharlachabschnitzel, in der Ledertapenmanufaktur, Abschnitzel, mit welchen man Kreide färbt, die dann mit gesottenem weißem Firniß abgerieben wird. Mit diesem Gemisch werden auf das vergoldete Leder rothe Stellen gemalt.

Scharlachbaum, Kermsbaum, Quercus coccifera Linn., s. unter Kermes, Th. 37, S. 38 u. f.

---

wahrscheinlicher, daß dieses Wort morgenländischen Ursprungs ist und mit diesem kostbaren Tuche zugleich mit aus den Morgenländern, dem Vaterlande der Künste und der Ueppigkeit, zu uns gebracht worden. Im Arabischen heißt der Scharlach Yxquerlat, im Türkischen Iskerlet, im Persischen aber Sagallat; man müßte denn erweisen können, daß die Morgenländer dieses Wort von den Europäern entlehnt hätten. Indessen scheint es eigentlich eine brennendrothe Farbe zu bezeichnen, und im Slavonischen ist escarlyen gleichfalls roth. Voß bemerkt, daß dieses Wort schon 1134 bei dem Matth. Paris. vorkomme. In einer alten im 15ten Jahrhundert gedruckten Deutschen Bibel, welche Schelhorn in den Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache S. 1. u. f. beschrieben, steht für Scharlach allemal Sammatt czwir gedunkt, vielleicht zweimal eingetunkter oder gefärbter Sammet.

(Adelung.)

Scharlachbeere, Scharlachkorn, Alkermes, s. unter Kermes, Th. 37, S. 35.

Scharlachblume, Zinnoberblume, s. Scharlachlilie.

Scharlachbohne, eine Art scharlachrother Bohnen.

Scharlacheiche, Quercus coccinea, s. unter Kermes, Th. 37, S. 38 u. f.

Scharlacheichenholz, ein grobes, mürbes, nicht sehr dauerhaftes Holz, welches sich aber gut spaltet und nur in Ermangelung besserer Sorten zum Schiff- und Bauholz genommen wird.

Scharlachen, Beiwort, von Scharlach. Ein scharlachnes Kleid. Eine scharlachne Weste. In der Deutschen Bibel nach der Niederdeutschen Mundart, scharlacken oder vielmehr scharlaken.

Scharlachfarbe, die dem Scharlach ähnliche hellrothe, ein wenig in das Gelbe spielende Farbe, s. Scharlachroth.

Scharlachfieber, Febris Scarlatina, Purpura Scarlatina, Rubores, Rubeolae; Fr. Fievre pourprée, Rouge, Scarlatine; Engl. Scarlet-fever; Belg. Purper-Koorts, ein mit Ausschlägen verbundenes Fieber, besonders der Kinder, wobei der ganze Körper so roth wie ein Scharlach wird. Dieses Fieber hat seinen Namen von der Scharlachröthe, womit der ganze Körper in dieser Krankheit überzogen ist. Zuweilen sind nur die oberen Theile besetzt und die unteren frei, und so umgekehrt; dieses ist aber allemal Anomalie. Wie es scheint, so war das Scharlachfieber den Alten nicht bekannt; jedoch wollen Einige behaupten, daß die Erythemata und Papulae der Alten, die zuweilen in Fiebern vorkamen, dergleichen gewesen seyn sollen. Vor dem 16ten Jahrhunderte

ist es nicht beschrieben worden. Man hat es anfangs oft mit andern ähnlichen Ausschlägen, z. B. den Frieseln, Rötheln ꝛc. verwechselt. Nach Smetius, hat Storch zuerst eine genaue deutliche Beschreibung davon gegeben. Die Rossalia des Ingassias scheinen dem Scharlach mehr ähnlich zu seyn. Der Name Scarlatina soll zuerst von den Englischen Aerzten eingeführt worden seyn. Am meisten sind dieser Krankheit Kinder, Knaben, zärtliche Frauenzimmer und schwächliche schlaffe Mannspersonen unterworfen. Sie grassirt mehrentheils epidemisch, besonders im Herbste, Winter, und im erwachenden Frühling, sonst auch zu allen Jahreszeiten. In Schweden hat es nach Rosenstein zu ganz verschiedenen Jahreszeiten und bei jeder Witterung geherrscht; am meisten scheint es aber eine feuchte veränderliche Luft zu begünstigen, obgleich die Ursache in der Luft nicht allein liegt, auch nicht in sonst einer bekannten Sache. Zuweilen sieht man dieses Fieber auch sporadisch. In einigen Gegenden und Orten wird es selten oder gar nicht beobachtet. Nach dem zuletzt erwähnten Schriftsteller, kam es in Upsal und Stockholm in achtunddreißig Jahren nur einmal vor; auch Ziegler hat es in fünfundzwanzig Jahren nur zweimal gesehen.

Das Scharlachmiasma ist ein eigenes, scharfes, unbekanntes Gift, das sich, nach der Erfahrung vieler Aerzte, als Collin, Rosenstein, Stoll ꝛc. durch die Ansteckung, besonders wenn es bösartig ist, fortpflanzt, und das man durch die bei bösartigen Epidemien gewiß höchst wünschenswerthe Inoculation mittheilen könnte. In einer im Baldingerschen Magazin I, 1, beschriebenen Epidemie war es sehr auffallend, daß Kinder, welche außer der Gemeinschaft mit Kranken gehalten wurden, verschont blieben, und so umgekehrt. Dasselbe

hat man auch in andern Epidemien deutlich gesehen. Wagner, welcher eine Epidemie im Frankfurter Medicinischen Wochenblatte, 1783, 23 und 24s St., sehr gut beschrieben hat, wurde selbst nach einem zweimaligen Krankenbesuche angesteckt. In einer andern Epidemie blieb er zwar nachher verschont; allein er kam nie von zwei kranken Kindern zurück, wovon auch eines starb, ohne jedesmal eine unangenehme Empfindung im Halse zu spüren, die aber nach dem Gurgeln mit Wasser und Sauerhonig sogleich verging. Whitering glaubt, es setze sich zuerst in den Schleim, welcher in der Schleimhaut, die die Nase und den Schlund überzieht, abgesondert wird, es wandere von da nach dem Magen, durch die Luftröhre zu den Lungen, längs den Eustachischen Röhren zu den Ohren, von der Nase zu den Augen, und dann zum Gehirne selbst fort. Nach Brüning soll das Miasma dieser Krankheit eine Abänderung des Frieselgiftes seyn; allein sowohl diese, als andere Ausschläge, womit man es hat in Verwandschaft stellen wollen, schützen nicht vor einander, und zeigen auch sonst wesentliche Verschiedenheiten von einander. Es ist aber dennoch schwer, alle Verbindungen unter ihnen zu leugnen. Sie vereinigen sich mehr wie einmal in einem Körper, so daß man sie deutlich unterscheiden kann. Den Unterschied aller dieser hitzigen Ausschläge hat Rosenstein vorzüglich gut bemerkt. Nach Elsner soll der Scharlach eine modificirte Rose seyn, welches aber nicht wahrscheinlich ist.

In Epidemien sieht man zuweilen nur das Fieber ohne Ausschlag, sogar mit Jucken und Brennen und Abschuppung der Haut; auch dies ohne Fieber und Ausschlag, zuweilen nur einen bösen Hals ohne Fieber und Ausschlag; auch den Ausschlag ohne Fieber ꝛc. Ueberhaupt macht das Scharlachgift nach Beschaffenheit der Constitution, des Alters, des in-

dividuellen körperlichen Zustandes verschiedene Wirkungen, und verbirgt sich unter allerlei Gestalten. Es kann zum Theil daher kommen, daß es scheint, als werden nicht so viele Menschen von dem Scharlachfieber befallen, als von den Pocken und Masern. Man will sonst auch behaupten, daß es einen Menschen nicht leicht öfter als einmal befalle. Hoffmann glaubt dies auch nach seinen Erfahrungen behaupten zu können. Ein Recensent in der allgemeinen deutschen Bibliothek, Bd. 92, St. 2, S. 395, ist durch mehr als zwanzigjährige Beobachtungen überzeugt worden, daß kein einziger von mehreren Hunderten die Krankheit zum zweiten Male bekommen hat; auch Vogel erinnert sich nicht, es zweimal an einem Menschen beobachtet zu haben; er macht aber dabei die Bemerkung, daß es in den Gegenden, wo er mit Kranken umzugehen hatte, überhaupt nur selten vorkam; nur im März 1788 herrschte in seiner Nachbarschaft und auch an andern Orten eine solche Epidemie, wobei der Hals am meisten litt. Ein bloßer böser Hals während einer Epidemie schützt aber nicht vor dem Scharlachfieber selbst, welches oft bald nachher von Ansteckung erfolgt, wobei der böse Hals auch wiederkommt. Es ist auch merkwürdig, daß das Scharlachgift, ehe es den Ausschlag macht und sich dadurch zu erkennen giebt, vorher zuweilen im Körper herumwandert und allerlei Zufälle verursacht. Von dieser Art war zum Beispiel ein Fall, den Dr. de Haen erzählt, wo ein heftiger Schmerz, mit Röthe und Geschwulst, des einen Ohrläppchens, der sich nachher in den linken Fuß, und endlich in den ganzen Leib zog, vor dem Ausbruche des Scharlachs vorherging.

Der gewöhnliche Verlauf des Scharlachfiebers ist folgender: Einen oder zwei Tage vor dem Ausschlage, wenn er nicht, wie nicht selten, schleunig,

ohne alles Vorgefühl die Kinder befällt, und während des Ausbruchs werden hauptsächlich folgende Zufälle bemerkt: Müdigkeit und Trägheit, schwindelhafte Schwere des Kopfes, einige Steifigkeit des Halses, Mangel an Appetit, auch wohl schon einige Heiserkeit, die oft erst später nachkommt. Hierauf folgen Anfälle von Frösteln mit abwechselnder Hitze, die endlich allein fortdauert, mit trockner und brennender Haut, Kopfschmerzen, Aengstlichkeit, Unruhe, trockner Nase, trocknem Halse, manchmal kleinem trocknem Husten, beständiger Neigung zum Schlafen bei Kindern, aus welchem sie beängstiget und kurzathmend erwachen; Erwachsene können dagegen nicht schlafen, und werfen sich rastlos im Bette umher. Der Puls ist gemeiniglich überaus schnell. Einige haben Uebelkeiten und brechen auch Galle aus. In manchen Epidemien ist immer Brechen vorhanden, nur in verschiedenem Grade. Durchfälle sind seltener. Einige haben Stiche in der Seite, welches wie Pleuresie (Seitenstechen) aussieht; es sind aber mehrentheils Gallenstiche. Auch empfindliche Zahnschmerzen sind damit, jedoch seltener, verbunden; ungewöhnlicher sind auch Stuhl- und Harnzwang. Der Leib ist mehrentheils verstopft. Sehr gewöhnlich und fast charakteristisch ist eine Beschwerde zu schlingen; zuweilen ist es nur Brennen im Halse; aber sehr oft ist der ganze Schlund, so weit man sehen kann, mit allen umliegenden Theilen und Drüsen roth und geschwollen; selbst die Zunge ist zuweilen dick und auch mit kleinen Blätterchen besetzt. Die Entzündung erstreckt sich in schlimmen Fällen sogar manchmal in den Magen und die Gedärme herunter. Nicht selten sind die Kinnbacken- und Ohrendrüsen auch angelaufen, und lassen sich nicht ohne Schmerzen berühren. Diese Geschwulst kann so groß werden, daß sie die Gestalt ganz verstellt; oft ist sie nur mit wenigen

Schmerzen und Entzündung verbunden und verliert sich so wieder. Bei Einigen kommt das Halsweh erst mit dem Ausbruche des Ausschlages; oft ist es sogleich beim Anfange der Krankheit und vor dem Fieber da, es kann aber auch ganz fehlen. So sah es C. G. Hofmann in einer Epidemie im Jahre 1786 nur selten, oft aber dagegen Versetzungen nach der Lunge. In einer andern Epidemie zu London, im Jahre 1786, die Sims sehr gut beschreibt, war das Halsweh unzertrennlich damit verbunden. Die Muskeln der untern Kinnlade können so steif seyn, daß der Mund kaum geöffnet werden kann. Zuweilen entstehen sogar bei diesem Halsübel, Ohnmachten und Zuckungen unter großen Schmerzen, die sich nicht eher verlieren, als bis die Geschwulst Oeffnung erhält, und ein gemeiniglich scharfes Eiter ausfließt. Dies geschieht aber erst in der Folge der Krankheit. Außerdem verliert sich der böse Hals oft mit der Abschuppung des Ausschlages, und es bleibt nur eine Heiserkeit zurück, die der Auswurf und die übrigen Crises der Krankheit vollends wegnehmen. Bei Einigen geschieht auch eine Abschuppung im Halse, wenn dieser besser wird. Die Beschwerden im Halse verursachen zuweilen eine Schwierigkeit im Reden, daher die Kranken durch die Nase sprechen. Zuweilen zeigen sich gleich anfangs weiße Borken im Halse, die einige Tage stehen bleiben, und sich dann absondern, worauf die Geschwulst fällt, und auf einer oder beiden Mandeln kleine Geschwüre mit gutem Eiter bemerkt werden, die nachher zuheilen. Gewöhnlicher ist der Hals mit einem weißen Schleime überzogen, der endlich ausgeworfen wird. Zuweilen fließt in der Folge eine scharfe stinkende Feuchtigkeit aus der Nase, und ein manchmal abscheulich stinkender Speichel aus dem Munde. Je röther die Flecken sind, desto leichter sind öfters die Zufälle des

Halses, und so auch die Bräune heftiger, wenn wenig Flecken vorhanden sind. Der wehe Hals kann alle Gestalten der Bräune annehmen, nur nicht der häutigen, dagegen vorzüglich der brandigen, und daher kann auch ein schneller Erstickungstod entstehen, unter Raserenen, höchst enger Luft, sardonischem Lachen, krampfhaften Verdrehungen des Körpers, und selbst epileptischen Zuckungen. Ueberhaupt macht der Hals in dieser Krankheit gewöhnlich das Mehrste zu schaffen. Die ferneren Zufälle der Krankheit sind: etwas kurzer und heißer Athem, der durch öftere Seufzer unterbrochen wird, herumziehende Schmerzen in den Gliedern, und ein Prickeln und Stechen in der Haut. Zuweilen blutet die Nase. Gewöhnlich nimmt das Fieber, als ein nachlassendes, selten als ein intermittirendes Quotidianfieber gegen die Nacht zu, die dann ohne Schlaf und Ruhe hingebracht wird. Ziegler hat oft in acht, zehn, zwölf Stunden gar keine Hitze bemerkt. Gegen den dritten, seltener aber vierten Tag, bei vielen aber schon den ersten oder zweiten, überhaupt an keinem recht bestimmten Tage, meistens in der Nacht, kommen die Flecken, klein einzeln und abgesondert, zuerst am Kopfe, im Gesicht, am Halse, auf der Brust, am Unterleibe, zuletzt an den Gliedmaßen, zuweilen aber auch umgekehrt zum Vorschein. Etwas Ungewöhnliches ist es, daß der Ausschlag nur an einzelnen Theilen und vor dem Fieber erscheint. Sie sind glatt anzufühlen und gar nicht über der Haut erhaben; anfangs haben sie fast das Aussehen wie Masern; allein ihre Farbe ist hochroth, selten ganz blaßroth; sie kommt der Rosenröthe am nächsten. Diese Röthe vergeht nach einem Drucke, kommt aber gleich wieder; sie nimmt bis zum fünften, sechsten Tage immer zu. Bald nach ihrer ersten Erscheinung werden die Flecken immer größer und tiefer, fließen zusammen,

machen oft Handbreite und größere rothe Stellen und überziehen ganze einzelne Theile, ja auch zuweilen den ganzen Körper mit einer allgemeinen Scharlachröthe, die nach Ziegler's Bemerkung durchsichtig ist und keine Flecken bildete, sondern sogleich die ganze Haut überzog. Die Haut ist etwas angeschwollen und gespannt, so lange die Röthe der Flecken dauert, und die Finger sind etwas steif und lassen sich nicht gut biegen. In schlimmen Umständen ist jene Anschwellung so beträchtlich, wie bei zusammenfließenden Pocken.

Nach dem achten, zehnten oder zwölften Tage ist gewöhnliche fast alle Röthe der Flecken fort. Der Ausschlag aber steht zuweilen sammt dem Fieber zwei bis drei Wochen, ja bis zum vierzigsten Tage, wenn nämlich der Zustand übel ist. Oft bleiben hier und da nur noch einzelne rothe Stellen zurück, wie Nadelstiche. Bei Einigen bricht der Ausschlag über den ganzen Körper beinahe auf einmal aus und diese sind immer kränker, als diejenigen, bei welchen er nur nach und nach erfolgt. Die Flecken brennen und jucken zuweilen fast unausstehlich. Vor dem Ausbruche wird die Haut gemeiniglich etwas feucht, und das Jucken und Prickeln in der Haut ist dann am stärksten, so wie die Unruhe und das ängstliche Wesen, welches aber Alles durch den Ausbruch oft merklich erleichtert wird. Das Fieber hört jedoch nicht ganz auf, es wird wegen Hemmung der ganzen Transpiration zuweilen noch heftiger und der Hals wird auch schlimmer. Bei sehr gutartiger Krankheit vergeht das Fieber in wenigen Tagen sammt dem Ausschlage. Dieser verschwindet bei bösen Umständen zuweilen auch gleich wieder mit schlimmen Erfolge. Manchmal gehen bei empfindlichen Kindern und schlimmer Krankheit allgemeine Zuckungen und ein schlafsüchtiger Zustand vor dem

Ausbruche vorher; es kann sogar unvermuthet gleich anfangs ein phrenitischer schlagflüssiger Tod erfolgen. Die Augen thränen oft in dieser Krankheit, sind etwas roth und glänzend, doch mehrentheils ohne Jucken und ohne große Empfindlichkeit gegen das Licht, wie bei den Masern. Die Nase fließt nicht, ist vielmehr trocken und verstopft, und der Leib verschlossen. Während der Verschlimmerung des Fiebers ist einiges Irrereden nichts Seltenes. Nach einigen Tagen, ungefähr zwischen dem sechsten und neunten Tage, nimmt die Röthe der Flecken allmählig ab, die Haut wird rauh, braun und schilfert sich am Körper in kleyenartigen Schilfern ab, so daß das ganze Bette davon voll ist; an den Händen und Füßen, wo zugleich das Jucken am stärksten ist, geschieht es in so großen lederartigen Stücken, daß sie sich beinahe wie Handschuhe abziehen läßt. Mund, Zunge und Gaumen schälen sich auch bei Vielen ab, zuweilen selbst die Nägel. In der allgemeinen Deutschen Bibliothek, 93r Bd., S. 396, wird ein Fall erzählt, wo ein Mann am ganzen Leibe nicht ein Stückchen Oberhaut behielt. Vom Leib und Rücken zog man sie in Stücken wie ein Quartblatt und größer ab; sie glich dem feinsten Seidenpapiere. Die Abschuppung geschieht zuweilen zwei bis dreimal hinter einander und dauert manchmal acht Tage, ja einige Wochen; dabei ist die Haut immer sehr empfindlich gegen die Luft. Je ärger und allgemeiner die Abschälung ist, desto schwerer ist nachher die wässerige Geschwulst zu verhüten. Einige Flecken verschwinden, indem sie allmählig blässer werden, ohne Abschuppung. Uebrigens vergehen sie in der Ordnung, wie sie hervorgekommen sind; einige blühen daher noch, wenn andere schon verbleichen. Gewöhnlich folgt nun auch ein häufiger Schweiß und hypostatischer Harn; auch Auswurf, Durchfälle,

Blutflüsse. Einige werfen blutigen Eiter mit häutigen Borken aus; andere bekommen auch kritische, auch oft symptomatische Schwämmchen im Munde, Eitergeschwüre der Ohrendrüsen und an anderen Theilen des Körpers. Nach unvollkommenen Krisen, schlechter Behandlung, Verwahrlosung, und wenn die Krankheit einen bösartigen Charakter annimmt, entstehen nicht selten nachher ein neues Fieber mit vieler Hitze, Schmerzen in allen Gliedern, Anschwellung der Füße und des ganzen Körpers, außerdem hin und wieder rothe, wie mit Blut unterlaufene Striefen und Stippen, Ischurieen, allerlei Geschwüre, Strangurien, Gicht, hartnäckiger Husten, Gelbsuchten, heftige Schmerzen in den Ohren. Manche verlieren Gehör und Gesicht. Bei einem Kinde von sieben Jahren warf sich die Materie auf die innenere Theile des Kopfes, und nach dem siebenten Tage lief ein grüner stinkender Eiter aus den Nasenlöchern, und in dem rechten Ohre fand sich eine weiße Materie, wie geronnene Milch ꝛc. Die Scharlach-Materie hat sich auch nach dem Hüftgelenke geworfen und daselbst eine Verrenkung des Schenkelbeins verursacht. Ein ganz besonderer Fall war eine Erweichung des Schenkelknochens; ein noch merkwürdigerer Fall ist eine tödliche Verblutung von zerfressenen großen Blutgefäßen, welche von einer Vereiterung der Ohrendrüse veranlaßt worden war. Zuweilen bleibt ein schleichendes Fiebee nach, welches den Menschen allmählig verzehrt. Manche ersticken an den Geschwülsten der Ohrendrüsen, wenn sie gleich ordentlich eitern, oder sie zehren allmählig dabei aus. Hufland beschreibt eine Versetzung des Scharlachgiftes auf die Halsmuskeln und Drüsen, wobei der Kopf ganz auf die linke Achsel und vorwärts gezogen, völlig steif und unbeweglich und auch der Rückgrad seitwärts gekrümmt war ꝛc.: derselbe Schrift-

steller bestätiget auch, daß das Scharlachgift eine corrosivische Schärfe annehmen und große Verwüstungen anrichten kann. Die Wassersucht oder Leucophlegmatie, die so oft nach dem Scharlachfieber folgt, ist als eine zweite besondere Krankheit, zu betrachten, und von großer Gefahr; denn sie hat sehr viele Kinder getödtet. Sie entsteht gemeiniglich zehn bis vierzehn Tage nach der Abschuppung, auch früher, schon einige Tage nach der Krankheit und später, sogar nach dem Ausbruche des Scharlachs, zuweilen erst nach der dritten Woche, vom ersten Anfange der Krankheit an gerechnet. Nicht selten fängt dann der Hals von neuem an weh zu thun, der Appetit verliert sich wieder, der Urin geht sparsam ab, ist roth, dick, trübe, mit Bodensatz, zuweilen blau, schwarzbraun, blutig, oder sieht aus wie Fleischwasser und brennt beim Abgange. Dabei ist der Patient müde, zerschlagen, mürrisch, verdrießlich, oder er ist sehr gleichgültig, und bekümmert sich um nichts. Bei der mindesten Bewegung entsteht leicht Schauder und Frösteln. Nicht selten sind auch fieberhafte Bewegungen dabei, besonders des Abends. Die Geschwulst fängt bei vielen an den Füßen an und verbreitet sich allmählig über den ganzen Körper, zuweilen in dem Maaße, daß die Haut bersten möchte, auch wirklich zuweilen berstet und eine Menge Feuchtigkeit ergießt. Bei Andern schwillt erst das Gesicht. Fast immer ist der Athem etwas beengt, mit öfteren Seufzern und Unruhe. Zuweilen verschwindet die Geschwulst des Gesichts oder der Füße wieder, ohne weitere Folgen. Je häufiger der Ausschlag und stärker die Abschuppung ist, desto eher ist die Wassersucht zu erwarten, weil dann die Ausdünstung am leichtesten unterdrückt wird. Dergleichen Geschwülste sind aber auch entstanden, wenn keine merkliche Abschuppung geschehen war. Sie

erfolgt besonders auf ein bösartiges Scharlachfieber, aber auch auf das gutartigste, wenn die nöthige Vorsicht und Verwahrung versäumt wird. Erwachsene sind ihr weniger ausgesetzt. Sie entsteht leichter im Winter, als im Sommer, und besonders bei solchen, die sich zu früh der Luft aussetzen. Sie scheint nicht immer verhütet werden zu können, obgleich Whitering sie bei seiner Methode niemals gesehen hat, auch Schoenmezel bei Keinem, der sich nicht unzeitig der Luft aussetzte ꝛc. Chr. Gottl. Hofmann sah sie bei einer Epidemie 1787 bei Allen, trotz aller Vorsicht und Verwahrung gegen Kälte. In manchen Epidemien entsteht sie weit seltener, als in andern. Die Annährung dieser Wassersucht erkennt man besonders, wenn nach vierzehn Tagen, und später, der Urinabgang von neuem anfängt beschwerlich zu werden, der Appetit sich wieder verliert und das Aussehen blaß wird, mit Ermattung ꝛc. Immer hat man Ursache für die Wassersucht besorgt zu seyn, wenn im Verlaufe des Scharlachfiebers der Urin schon sparsam und kümmerlich abgeht. Sogleich ist Hülfe nöthig; denn nicht allein häuft sich das Wasser unter der Haut an, sondern es ist auch keine Cavität des Körpers davor sicher; es kann daher sich auch Wasser im Gehirn sammeln; welches ein schlafsüchtiger und gefährlicher Zustand ist. Man hat auch Beispiele von Wassersucht der Brust. Die Geburtstheile und der Hodensack sind bei Vielen bis zu einer ungeheuern Größe angeschwollen. Am Ende, wenn überhaupt keine Hülfe mehr ist, kommen Rose, Zuckungen und mehrere andere den Tod verkündigende Zufälle hinzu. Man hat sorgfältig die heiße und kalte Wassersucht zu unterscheiden. Bei dieser ist die Haut weich, kalt und läßt sich leicht eindrücken; der ganze Körper ist matt, der Puls niedrig, schwach, nicht

fieberhaft; bei jener ist die Geschwulst hart, brennendheiß, und giebt nicht nach; der Puls schlägt hart, geschwind; der Athem geht schwer; die Zunge ist trocken; der Durst ist mehrentheils groß; es kommt wenig rother oder gar kein Urin. Wenn aber die Gewulst abnimmt, fließt der Urin wieder häufiger und klar. Diese leucophlegmatische Geschwulst ist aber dem Scharlachfieber nicht allein eigen, sondern auch dem Frieselfieber; denn Selle hat sie darauf folgen gesehen. Sehr oft kommen gegen den vierten Tag des Scharlachsfiebers noch ganz kleine dicht zusammenstehende gelbliche oder weißliche Bläschen von der Größe eines kleinen Nadelknopfs heraus, welche sich auf den Scharlachflecken und zwischen ihnen setzen; zuweilen sind die Flecken auch gleich anfangs mit kleinen Pusteln besetzt. Man nennt diese Art pustulare, so wie die andern simplex oder maculatum. Jene sieht aus wie Frieseln und wird auch oft mit Unrecht dafür gehalten. Die Bläschen sind hohl und scheinen manchen Aerzten nichts anders, als der Anfang der Abschuppung. Whitering meint, daß in den kleinen Bläschen anfangs immer eine Feuchtigkeit enthalten sei, die aber allgemach eingesogen werde und die Bläschen leer lasse. Nach Vogel soll man einen Unterschied unter den wirklichen Pusteln mit einiger Feuchtigkeit und den Bläschen ähnlichen Erhebungen der Haut, die sich dann abschuppt, machen. Diese entstehen auch erst dann, wenn die Flecken blaß werden. Störck sah unter starkem Schweiße und Jucken viele weiße undurchsichtige Pusteln am Halse, auf der Brust und auf dem Unterleibe, die den Tag darauf, nachdem die ganze Haut scharlachroth geworden, herauskamen. Im Gesichte befanden sich keine und an den Extremitäten nur wenige. Einige davon flossen zusammen und machten ganz große Blasen, die sich

nach einigen Tagen mehr erhoben und durchsichtig wurden. Manche brachen endlich auf und gaben eine dünne Feuchtigkeit von sich, andere fielen zusammen und trockneten aus, worauf die Oberhaut in Schichten abging. Man bemerkte bei einer Epidemie auch dergleichen Blasen, vorzüglich im Gesicht. Sie füllten sich mit einer wasserhellen Feuchtigkeit, welche Farbe nach und nach ins Gelbe fiel. Beim Zerplatzen gaben sie eine dicke, gelbe, eiterähnliche Feuchtigkeit. Außerdem entstanden auf einigen Flecken sehr viele ganz kleine Bläschen, die sich füllten und endlich aufsprangen. Hier waren auch rother Frieseln, Nesselausschlag und Rose in verschiedenen Kranken mit dem Scharlach verbunden. Diese Krankheit ist oft so gelinde und gutartig, daß sich die Patienten gar nicht einmal zu Bette zu legen brauchen, and sie nur in einer leichten Ephemera, mit den beschriebenen Flecken besteht, wobei höchstens binnen sieben Tagen Alles überstanden ist. Sie nimmt aber nicht selten eine sehr schlimme und gefährliche Gestalt an. Daß sie sehr schnell und gleich im Anfange tödten kann, ist schon oben bemerkt worden, nämlich durch Schlafsucht, Schlagfluß, Erstickung, Zuckungen, Hirnwuth ꝛc. Das Scharlachgift greift auch jedes Eingeweide der Brust und des Unterleibes an, macht Entzündung und Brand, und eine große Menge der heftigsten Zufälle nach Beschaffenheit des vorzüglich leidenden Theils und des wirkenden Giftes. Es macht sehr böse Geschwüre im Halse, im Munde und überall. Es frißt selbst die Knochen an. Schwangern wird diese Krankheit leicht tödtlich. Außerdem hängt die Gefahr von der bösen Beschaffenheit des beigemischten Fiebers ab, vermöge welcher solches in einem Zeitraume von drei Tagen schon tödten kann, und von den sonstigen Complicationen. Anfangs täuscht es gewöhnlich

durch eine tückische Gelindigkeit, sagt Vogel. Das Scharlachfieber nimmt sowohl jede einfache, als auch complicirte Fiebergestalt an, woraus man sich auch die mannigfaltigen Zufälle wird erklären können, unter und mit welchen diese Krankheit von verschiedenen Aerzten ist beobachtet und beschrieben worden.

Das Scharlachfieber, dessen Natur man nicht recht kennt, ist entweder rein inflammatorisch, oder inflammatorisch gallicht, oder schleimicht gallicht, oder gallicht faul, oder ein wahres faules Blutfieber, oder nervös, wo weder Abschuppung, noch Geschwulst erfolgt. In dieser verschiedenen, einfachen oder vermischten Beschaffenheit des Fiebers, verbunden mit den eigenen Wirkungen des Scharlachmiasma, liegt der Grund von allem, was sich hier zuträgt. Dann gesellen sich auch noch zu diesem Fieber Entzündungen aller Eingeweide, Peripneumonie, Pleuresie, Phrenitis ꝛc., wahrer Friesel, Petechien, Schwämmchen. Es vereiniget sich auch mit den Pocken, Masern, mit der Krätze, mit der englischen Krankheit ꝛc. Man wird leicht gewahren, daß jene fremde Zumischungen in dem Ausbruche des Ausschlages, in dem Fortgange, Farbe, Figur, Dauer, Stetigkeit desselben vielfältige Verschiedenheiten und Veränderungen hervorbringen müssen. Bald folgt daher der Ausschlag früher und schneller, bald später und langsamer, leichter oder beschwerlicher, ist bald blasser, bald röther, dunkel, mißfarbig, blau, schwarz, einige Flecken sind rund, andere länglich, eckig, breit, klein und groß, sie stehen lange, oder verschwinden bald, verändern oft ihre Stellung, gehen zurück ꝛc.

Dem Scharlachfieber sind folgende schlimme Zufälle eigen: Schwindel, große Schläfrichkeit und Schlafsucht, oder auch aller Mangel des Schlafes, phrenitische Rasereyen, große anhaltende Kopfschmerzen, beschwerliches starkes Niesen, Zuckungen und

Ohnmachten. Ferner heftiges, ununterbrochen anhaltendes Fieber, mit großer Unruhe, unauslöschlichem Durste, häufigen Schweißen, kurzem, schwerem Athem, dicken entzündeten Augen und überaus brennender Haut; ein irgendwo festsitzender oder auch in einem Theile herumschweifender Schmerz, ohne offenbare Ursache und ohne irgend eine Veränderung des leidenden Theiles, anhaltender Stuhl- und Harnzwang, heftiges Würgen und saures, schwarzes ꝛc. oder leeres Erbrechen, ohne Erleichterung; blutiger Speichel und Urin, schneller Verfall des Körpers, so daß die Kranken in wenigen Tagen schon Gerippen ähnlich sehen; bösartige, faule Bräune; Lähmungen, innere Entzündungen aller Art; unmäßige unzeitige Bauch- und Blutflüße; trockne, wie verbrannte Augen; scharfer Speichelfluß; stinkender Athem; allgemeine spastischen Zufälle, Epilepsien, Tetanus ꝛc.; unveränderliche Fortdauer der mehrsten Zufälle nach dem Ausbruche aller Flecken; unsteter, flüchtiger Stand der Flecken; öfterer Veränderung ihrer Farbe; grüne, blaue, schwarze, ganz blasse Farbe derselben; zu später oder auch zu früher und schneller und zu häufiger Ausbruch, so daß die Haut an den beiden ersten Tagen mit einer allgemeinen Rosenröthe überzogen ist mit sehr starker Geschwulst, unleidlichem Brennen; bleibende und unveränderte Röthe der Flecken bei jedem Drucke ꝛc. Weniger Ausschlag mit allmähliger Eruption ist meistentheils ein Zeichen der gutartigsten Krankheit. Wenn gleich Erwachsene mehr am Scharlachfieber leiden, als Kinder, so können doch diese, besonders von Zahnen, Würmern, wenn sie zu gleicher Zeit damit zu thun haben, in große Gefahr gerathen. Die Gefahren des Scharlachfiebers rühren überhaupt von seinem scharfen, caustischen, flüchtigen Gifte, wodurch es so leicht Entzündungen, Exulcerationen, Brand, Krämpfe,

Convulsionen und andere Nervenzufälle ꝛc. macht, von seinen unsicheren Crisen und den Metastasen und bösen Folgen her, die ihm so gewöhnlich sind

Was nun die Heilmittel in dieser Krankheit anbetrifft, so sind diese nach dem Grade des Uebels verschieden. Ein specifikes Gegengift gegen das Scharlachfieber kennt und hat man nicht; denn die China, welche de Haen dafür auszugeben scheint, paßt gewiß tausendmal in dieser Krankheit, sagt Vogel, wie die Faust auf's Auge. Nach Hufeland soll das rohe Spießglas von einigem Erfolge in dieser Krankheit seyn. Am besten ist es, sich zuerst nach den allgemeinen Fiberanzeigen überhaupt zu richten. Man gebe kühlende Mittel, Brechmittel, Abführungen, lasse Ader, setze Klystiere ꝛc., je nachdem dieses oder jenes angezeigt und erforderlich ist. Brechmittel beugen, besonders hier, oft der schlimmsten Krankheit vor, wenn sie unter den gehörigen Umständen zeitig genug angewendet und oft genug wiederhohlt worden. Hofmann gab in allen Zeiträumen den Brechweinstein mit Nutzen. Vogel sagt: So bedenklich es wegen des bösen Halses oft scheinen möchte, geradezu ein Brechmittel zu geben, so gewiß ist es doch, daß oft nichts so kräftig, und schnell diese Halsbeschwerde erleichtert, als ein Brechmittel, nur muß man Brechmittel in flüssiger Gestalt wählen, damit nicht etwa etwas von dem Pulver im Halse hängen bleibe und durch seinen Reiz die Entzündung vermehre. — Ist die Entzündung im Halse beträchtlich, so suche man dieser zuvor durch einen Theil der unten angezeigten Mittel etwas freier zu machen. Sind Abführungen nöthig, so müssen diese gegen die Zeit des Ausbruchs mit Vorsicht gegeben werden; auch soll man sich um diese Zeit vor zu reitzenden Klystieren hüten, damit der flüchtige Ausschlag durch nichts gestört

werde. In dieser Hinsicht, sagt Vogel, hat Herr Hofrath Ziegler Recht, wenn er vor ausführenden Mitteln warnt. Er sagt: „es wären ihm Fälle bekannt, daß Kinder nach genommenen Brechmitteln in achtzehn und vier und zwanzig Stunden starben.“ Unreinigkeiten jeder Art können aber auch den Ausschlag erschweren, zurückhalten und dann wird er durch nichts so sehr begünstiget und befördert, als durch ausleerende Mittel, mit Wahl und Klugheit angewandt. Brechmittel leisten mit doppelter Kraft diesen Nutzen, indem sie zugleich wohlthätig auf die Haut wirken. Nur nach jenen kommt der Ausschlag zu Stande, nimmt die große Schnelligkeit des Pulses ꝛc. ab. Durch diese Mittel werden auch in vielen andern Fällen unzeitige, unmäßige und den Absichten der Natur ganz entgegenstrebende Bauchflüsse verhütet, die zu den gefährlichsten Versetzungen und mehreren bösen Zufällen Anlaß geben können. Aderlassen ist bei Erwachsenen oft unentbehrlich, und überall, wenn Vollblütigkeit, ein inflammatorischer Zustand, die Bräune und andere innere Entzündungen, Peripneumonie, Pleuresie, Phrenitis, Schlafsucht, große Kopfschmerzen, schwerer Athem, Blutspeien ꝛc. es anzeigen. Es bleiben aber immer die seltesten Fälle, wo man einen reinen inflammatorischen Zustand annehmen darf, und wo Blutausleerungen passen. Die epidemische Constitution giebt in zweifelhaften Fällen vorzüglich Licht. Die Ursache dieser Umstände liegt eines Theils in den ersten Wegen, wo denn das Aderlassen etweder gar nicht paßt oder allein nicht hinreichend ist. Das Aderlassen darf aber überhaupt eben so wenig, als andere Ausleerungen, gewisse Schranken überschreiten, damit der Ausschlag nicht zurückgehe und der Natur nicht die Kräfte genommen werden, das Gift nach der Haut zu treiben und daselbst zu erhalten.

Sonst ist kein Zeitpunkt der Krankheit, wo es nicht Platz habe, sobald es nöthig ist. Bei Kindern sind oft Blutigel hinreichend, und diese hinter die Ohren gesetzt, besonders auch dann hülfreich, wenn sie an den Zahnen leiden. Blutigel an den Schläfen, hinter den Ohren, und am Halse herunter, Schröpfen im Nacken, Abscheeren des Kopfes, nach vorher gegangenem Aderlassen und zu gleicher Zeit Fußbäder, Senfteige, Blasenpflaster an die Waden, sind auch Mittel bei Gefahr eines Schlagflusses, bei den geringsten Zeichen von Entzündung des Gehirns und allen daherrührenden Folgen. Die übrigen entzündungswidrigen Mitteln sind bekannt. Man muß immer dahin sehen, daß die anzuwendenden Mittel zugleich auf die Haut wirken; daher ist der Kampher in gehöriger Verbindung mit kühlenden und andern Mitteln, wenn sonst nichts dagegen ist, hier sehr wohlthätig, ebenfalls der Minderische Spiritus, Hollunderblütenaufgüsse ꝛc. Gegen den bösen Hals, der hier oft viel, ja das meiste zu thun macht, dienen, nach den verschiedenen Umständen, Aderlässe, Blutigel an die Kehle, Scarificationen des Schlundes, zuweilen Oeffnung der Halsader, Senfteige und Blasenpflaster um den Hals, bis die Haut davon roth geworden; Essig und Kampferdämpfe, das flüchtige Liniment, Fomentationen und Breiumschläge von erweichenden Dingen mit Milch, auch von bloßer Milch mit Flanell umgeschlagen, Gurgel-Mundwasser und Einsprützungen von abgekochten Kräutern und Wurzeln, als: Herb. Malv. c. Fl.; Rad. Alth.; Fl. Samb.; Fl. Verbasc.; Rad. Dauci., Sem. Lin., Foenugr. mit Feigen, Rob. Sorb., Moror. Oxymel. simpl; und squill. oder schwarzen Johannisbeerensyrub, und wenn es die Empfindlichkeit leidet, mit etwas Prunellensalz, Salmiak und Salpeter, das von Loeffler so sehr gerühmte Mittel von Spirit. Mind. 2 Loth

und 1 Quentchen Salmiak, Theelöffelweise genommen. Ist die Bräune aphtoser, bösartiger, brandiger Art, dann sind diese Mittel nicht hinreichend, sondern noch andere nöthig.

Die Diät ist keine andere, als die in jedem Fieber erforderlich ist, s. auch unter Fieber, Th. 13, S. 275 u. f., nur müssen die Getränke zugleich den Zweck zu erreichen suchen, daß sie auch auf die Haut wirken, daher schickt sich hier keins so gut, als ein Graswurzeldekoct oder ein kalter Aufguß von Chinawurzel, mit Zucker, Citronensaft, Holundersaft ꝛc. Auch dienen für Kinder sonst auch Milch und Wasser, Emulsionen ꝛc.

Wenn das Fieber nur einen mäßigen Grad hat, so kann man es der Natur allein überlassen und hat gar keine Arzeneien anzuwenden nöthig, wenn man nur ein gutes Verhalten beobachtet. Nach Cornwell muß sich der Kranke im Bette warm halten, und eine große Menge warmer verdünnter Getränke trinken, welche entweder mit Limoniensaft oder mit Schwefelsäure (Vitriol) säuerlich gemacht sind; dann muß er alle vier oder sechs Stunden Tränke von kühlenden und verdünnenden Arzneyen nebst kühlenden und gelind schweißtreibenden Pulvern nehmen; während der Kur hat er dagegen alle hitzige Dinge sorgfältig zu vermeiden, sowohl im Essen, als auch in den Arzneien, weil diese Sachen die Krankheit schlimmer machen.

Bei gutartigen Scharlachfiebern verschwinden die Flecken in ein paar Tagen und die Haut fällt in Schuppen ab, oder schilfert sich ab, wie man zu sagen pflegt. Jetzt thun wiederholte gelinde Ausleerungen durch alle Wege; Friktionen, Hollunder- und Wachholdermittel, ein noch wochenlang fortgesetztes vorsichtiges Regime, keine Verkältung, keine Ueberladung, täglich wiederholte laue Bäder, in welchen

der Körper mit Seife, Eydotter, Kleye abgerieben wird, verbunden mit der gehörigen Stärkung des Körpers, sehr große Dienste zur Verhütung der Wassersucht, der Gicht und anderer böser Folgen. In Etrurien, wo diese Krankheit sehr gewöhnlich ist, erlauben die guten Aerzte den Kranken nicht vor dem vierzigsten Tage das Zimmer zu verlassen.

Die Heilung der Wassersucht richtet sich vor allen Dingen darnach, ob sie mit, oder ohne Fieber, und heiß, oder kalt ist. Für jene passen Cremor Tartari mit oder ohne Kermes min., Spiritus Mindereri, Spiritus nitri dulcis, Terra foliata tartari, und eröffnende Kräuterdekocte. Oft ist auch Aderlassen nöthig, zumal wenn sich Entzündungen der Lungen und anderer Theile damit verbinden, und dann das öfters wiederholte Baden in lauem Wasser, worin Eydotter zerlassen, Seifenkraut, Weitzenkleien gekocht worden, sehr hülfreich, indem es fast alle Wege eröffnet, wodurch das Wasser ausgeleert werden kann. Eben diese Bäder dienen in der kalten Wassersucht nebst dem Thedenschen diuretischen Pulver, Wachholderthee und Wachholdermus, Squilla in allerlei Formen, Millepedes, Schwefelmilch, Calomel, bittere Extracte, Arcanum duplicatum, Canthariden, Pimpinellenwurzel, Oximel scilliticum, Terpentingeist oder das diuretische Liniment, täglich Morgens in die Nierengegend eingerieben; manchmal sind bei diesen Mitteln zugleich stärkende nöthig. Plenciz, de Haen ꝛc. rühmen auch das Knallgold in dieser Krankheit an; allein Vogel sagt, daß er sich dafür im Nothfall des Gummi Guttae bediente. Oft thun Brechmittel in dieser Wassersucht große Dienste und mehr, als alle andere Mittel. Sie leeren oft eine Menge Schleim und Galle aus, so wie nicht selten durch den Stuhl viel verdorbenes, zähes, schwarzes Zeug abgeht. Nur in den Fällen, wo schon von

selbst alles weggebrochen wird, passen Brechmittel nicht. Wenn das Wasser fort ist, thun China, Stahl, Friktionen, Bewegung ꝛc. die besten Dienste. Stark hält den Saft der Kellereſel, mit Rheinwein vermiſcht, für eines der bewährteſten Mittel. Die Heilung der zuweilen noch folgenden Gichtſchmerzen iſt ebenfalls verſchieden, nachdem ſie mit Hitze, Röthe und Geſchwulſt der Gelenke verbunden, oder mehr kalter lymphatiſcher Natur ſind, und richtet ſich theils nach dem, was bei dem rheumatiſchen Fieber davon geſagt worden, theils iſt ſie dieſelbe, wodurch die Waſſerſucht geheilt wird. Blaſenpflaſter ſind hier zugleich oft angezeigt. Die Drüſengeſchwülſte, Geſchwüre und andere äußerliche und innerliche Metaſtaſen, müſſen, als eigene Krankheiten ihrer Natur nach behandelt werden. Cornwell räth bei der Waſſerſucht gelinde Abführungsmittel, nach kurzen Zwiſchenzeiten zu geben an, und dem Wege ſorgfältig zu folgen, welchen die Natur anzeigt, indem man in den Zwiſchentagen harntreibende Mittel geben ſoll; da der braune, trübe Harn, welcher in dieſem Falle ausgeleert wird, eine Bemühung der Natur iſt, die Materie durch dieſen Weg abzuführen. Das beſte unter allen harntreibenden Mitteln in dieſem Falle iſt eine Tinktur aus Weinſteinſalz und verſüßter Salpetergeiſt untereinander gemiſcht, und des Tages dreimal 20 Tropfen oder mehr genommen. Bei jungen Perſonen, welche auf die gewöhnliche Art kein Abführungsmittel nehmen, führt ein Klyſtier von einem Sennesblätteraufguß ſehr gut ab und entſpricht dem Endzwecke. Die gewöhnlichen hitzigen und ſchweißtreibenden Mittel, müſſen in dieſen Fällen nicht gegeben werden, weil man in dieſer Krankheit ſchwerlich durch irgend ein Mittel Schweiß zuwege bringen kann; auch muß man große Sorge tragen, die aufgeſchwollenen Theile vor der kalten Luft zu

verwahren, sonst wird der Kranke, wenn er sich erkältet, oft auf einmal weggeraft. Wenn mit dieser zweiten Krankheit ein Fieber verknüpft ist, wie dies gewöhnlich geschieht, so muß man die kühlenden Arzneien des Nachmittags und des Abends geben, und nach ihnen gelinde harntreibende Tränke. Auch will der zuletzt angeführte Schriftsteller, daß in dieser Krankheit, so wie überhaupt in allen andern Ausschlagsfiebern, nicht einmal das Bett neu gemacht noch ein anderes Hemd angezogen werde, so lange nämlich die Krankheit dauert, damit sich der Kranke nicht erkälte; auf der andern Seite ist unmäßige Hitze fast eben so schlimm, und ein mittelmäßiges Verhalten ist das einzige, so man zu beobachten hat. Wenn sich der Kranke ruhig und in gleicher mäßiger Hitze verhalten hat, so muß er in diesem, so wie in allen andern Ausschlagsfiebern, im Anfange in seinem Zimmer herumgehen, und sich sehr vor der Kälte in Acht nehmen, und er hat nicht nöthig, sich so lange, als seine Kräfte ihm erlauben auf zu seyn, im Bette aufzuhalten. Die Drüsengeschwülste werden oft gleich anfangs durch das flüchtige Liniment geheilt. Zur Verhütung der Krankheit für diejenigen, die einer Ansteckung ausgesetzt sind, und schon die ersten Zufälle der Krankheit haben, empfiehlt Whitering, aus ziemlich häufigen Erfahrungen, sogleich ein Brechmittel, und dann öfters den Mund und die Nase mit Seifensiederlauge, welche mit Wasser verdünnt worden, auszuspülen. Nach genommenem Brechmittel läßt er den Kranken gemeiniglich zu Bette gehen und reichlich Weinmolken mit etwas Hirschhorngeist trinken. Ueber das Scharlachfieber sehe man nach:

Storch, praktischer und theoretischer Traktat vom Scharlachfieber. Gotha, 1742.

Cornwell's Hausarzt, Erfurt, 1788, S. 189 u. f.

Jos. von Plenciz Bemerkungen von dem Scharlachfieber; in Mohrenheims Wienerischen Beiträgen, 2r Bd., S. 39.

Tissot, in dem Kapitel von den Halskrankheiten.

Whitering, An account of the Scarletfever etc. Lond. 1779; übersetzt, mit Anmerkungen und Zusätzen von J. A. J. Saur. Frankfurt a. M., 1781. Am Ende dieses Werkes ist auch der größte Theil der Schriftsteller mit kurzen Auszügen aufgeführt.

Wilmer, vom Scharlachfieber, in den Sammlungen auserlesener Abhandlungen für Aerzte, 5r Bd., S. 691.

Wagner, über das epidemische Scharlachfieber vom Jahre 1782 — 1783; in dem Frankf. Medec. Wochenblatte, 1783, 23 und 24s St. Zwei andere Beschreibungen ebendaselbst, St. 20 und 27.

Navier, sur plus. maladie populaire qui ont regné depuis à Châlon sur Marne, 1753.

Bicker, in den Sammlungen auserlesener Abhandlungen für praktische Aerzte, 9r Bd., 1s St.

Grant, neue Beobachtungen über die Fieber.

Hufeland, über die Pocken, 2te Aufl., S. 528.

Grundmann, Abriß der Scharlachfieberepidemie zu Hohenstein ꝛc. 1786 — 87. Gera, 1788.

Hagström, in den Sammlungen auserlesener Abhandlungen für praktische Aerzte, 14r Bd., S. 463.

Vogel's Handbuch der praktischen Arzneiwissenschaft, zum Gebrauch für angehende Aerzte. 3r Th. 2te Ausg. Stendal, 1794.

Scharlachfink, Fringilla cardinalis. Dieser Vogel gehört auf dem Vorgebürge der guten Hofnung zu Hause, und wird auch der Kardinal genannt. Er ist oben scharlachroth; die Brust, der Bauch, die Flügel und die Seiten sind schwarz, die Deckfedern braun und die Schwungfedern haben einen weißen Rand; s. Fink, im Supplement.

Scharlachgift, wird das ansteckende Wesen in der Scharlachfieberepidemie genannt.

Scharlachgrün, Quercus ilex; s. Scharlachbaum.

Scharlachhyacinth, s. unter Hyacinth, Th. 27, S. 365.

Scharlachkehlchen, Scharlachkehllein. Sylvia gula Phoenicea Klein; Rubecula viridis elegantissima; Engl. The green Sparrow, green Humming Bird. Raj. Sloane T. 263. Dieser Vogel, eine Art Rothkehlchen, ist 4 Zoll lang, hat in Vergleichung mit dem Körper einen ziemlich großen Kopf, geraden Schnabel, einen schwarzen Unter- und einen mit dunkelbrauner Farbe vermischten Oberschnabel, grüne Scheitel, Rücken und Flügel. Der scharlachne Flecken der Kehle hält im Durchschnitt ungefähr ½ Zoll. Der Bauch ist gelbweiß, die Brust grün, die Füße ganz dunkelroth und die Federn so weich, wie Seide.

Scharlachkessel, bei dem Zinngießer, ein aus Zinn gegossener großer Kessel, worin Scharlach gefärbt wird. Er ist vierundzwanzig und mehr Centner schwer. Man gießt sie nach dem Lehrbrette in der Erde, wie eine Glocke von dem Rothgießer. Man macht nämlich einen Kern, der die künftige innere Höhlung des Kessels bildet, mauert ihn von Lehm und Steinen, und gleicht ihn mit der Schablone ab. Der Hobel oder die Dicke ist von Lehmerde, die Kappe oder der Mantel aber von Lehm und Haaren, und wird mit eisernen Ringen umgeben. Man macht auch dergleichen Farbekessel von Zinnplatten; sie werden auf dem Eisen des Klotzes getrieben, wie es der Kupferschmid mit den kupfernen Kesseln macht, und die Fugen werden verlöthet. Diese Art Kessel ist schlechter, weil der Scharlach von dem bleyichten Lothe fleckig wird.

Scharlachkirsche, Fr. d'écarlate, eine Art süßsäuerlicher Kirschen von scharlachrother Farbe.

Scharlachkomposition, bei dem Färber, eine Komposition oder Zusammensetzung, wodurch man die Scharlachfarbe hervorbringt. Man gieße Salzsäure, (Scheidewasser), mit Salmiak und etwas reinem Wasser vermischt, nach und nach auf zerhacktes, oder gekörntes, oder auch zu dünnen Blechen geschlagenes Zinn, und lasse dieses nach und nach darin auflösen. Man wähle dazu feines Zinn, ohne allen Zusatz; am liebsten nimmt man dazu das Mulacker Zinn, welches besser, wie das Englische ist. Durch diese Auflösung entstehen rothe Dünste, die man in dem irdenen Gefäße, worin das Zinn aufgelöset wird, zu erhalten sucht, weil sie zur Schönheit der Farbe das ihrige beitragen. Ist das Zinn völlig aufgelöset, so hat die Solution eine röthliche Farbe. Ein ungefähres Verhältniß zn einer guten Scharlachkomposition ist folgendes. Ein halbes Pfund Salpetergeist wird mit $\frac{1}{2}$ Pfund Wasser versetzt und in dieser Mischung löse man nach und nach in kleinen Portionen auf, 1 Loth fein gestoßenen Salmiak, $\frac{1}{2}$ Loth Salpeter, und darin 2 Loth des feinsten Englischen Zinns, entweder geraspelt, oder in dünnen Spänen. Man muß nun das Gefäß (Glas), so viel, als es nur gehen will, damit es nicht springe, verstopft halten. Ueberhaupt muß man das Ganze in Ruhe auflösen lassen, damit es sich nicht erhitze. Nach vier und zwanzig Stünden wird die Solution goldgelb und zum Gebrauch gut seyn. Am besten macht man das sogenannte Königswasser zur Scharlachkomposition aus zwei Theilen Salpetergeist und einem Theile eines guten, fast rauchenden Salzgeistes. In dieser Feuchtigkeit löset man nun das reinste Zinn, das man sich verschaffen kann, auf. Nach Macquer ist

das Indianische Zinn in kleinen Hüten hierzu am besten. Die beste Art der Auflösung ist, das Zinn in sein Auflösungsmittel nur Theilweise einzutragen. Es ist daher sehr vortheilhaft, das gedachte Metall, wie schon oben erwähnt worden, zu körnen, und dann von diesen Körnern einen Theil auflösen zu lassen, welcher in Vergleichung der ganzen Menge des Königwassers nur sehr wenig beträchtlich seyn muß, ungefähr nur der zwanzigste oder dreißigste Theil, besonders wenn bei warmer Witterung gearbeitet wird. Diese Auflösung erfolgt für sich selbst mit vieler Lebhaftigkeit auch wird derselben ein gewisser Grad von Wärme mitgetheilt. Nachdem sich dieser erste Antheil von Zinn gänzlich aufgelöset hat, oder nur sehr wenig davon übrig geblieben ist, wird ein zweiter Antheil davon eingetragen, welchen man auf eben diese Art auflösen läßt; und so fährt man fort Zinn aufzulösen, bis man gewahrt, daß die laue oder sehr wenig warme Feuchtigkeit aufhört, auf das neue Zinn, welches man hinzuträgt, auf eine merkliche Art zu wirken. Dann wird sie abgegossen und zum Gebrauch aufgehoben. Wenn sich während der Arbeit die Feuchtigkeit so weit erhitzt, daß man Mühe hat, die Hand lange an das Gefäß, darin sie ist, zu halten, so ist es unumgänglich nöthig, sie erkalten zu lassen und mit dem Eintragen des Zinns so lange anzustehen, bis sie nicht mehr als lauwarm, das heißt, sechs bis acht und zwanzig Grad nach Reaumurs Thermometer warm ist; denn eine größere Hitze würde nach Pörner zu viel Brennbares verflüchtigen, welches zur Erhöhung der Farbe Vieles beizutragen scheint. Die Menge des Zinns, welches sich in dieser Arbeit auflöset, ist nach der Stärke der Säure des Königswassers

oder rauchenden Salpetergeistes, dessen man sich dazu bedient, und nach der Geschwindigkeit oder Langsamkeit, mit welcher die Auflösung erfolgt, verschieden; sie ist aber überhaupt beträchtlich und beläuft sich ungefähr auf ein Drittel von dem Gewichte des Königswassers, wenn nämlich die Säuren mäßig stark sind und die Auflösung gehörig behandelt wird; wenn sie jedoch nur hell ist und sich in ihr kein Zinnkalk erzeugt hat, und wenn sie aufhört auf das neue Zinn sehr merklich zu wirken, so trägt die Menge des aufgelöseten Metalls nicht eben so viel dazu bei, daß die Farbe gut ausfällt. Ein Mehreres über die Kompositionen des Scharlachs, s. unter Roth, Th. 127, S. 434 u. f.

Scharlachkorn, s. Scharlachbeere; Polnische Scharlachkörner s. den Art. Kermes, Th. 37. S. 35. Auch die Cochenille und das Johannisblut bekommen mitunter diesen Namen.

Scharlachkraut, Gartenscharlach, Römische Salbey, Scharley, Scharlach, Salvia Horminium, s. unter Salbey, Th. 131, S. 52.

Scharlachlilie, s. unter Lilie, Th. 79, S. 90.

Scharlachlory, Scharlachvogel, eine Art Papageyen.

Scharlachmiasma, s. oben, unter Scharlachfieber.

Scharlachocher, bei den Glasmalern, die Ochererde oder vielmehr das durch das Kalciniren der Schwefelsäure geschiedene Eisen, welches einen pomeranzenfarbigen Scharlach giebt. Man braucht ihn, seiner Zähigkeit und seiner zu großen Stärke wegen, die der Stärke des natürlichen Ochers gleicht, niemals zu den Gründen und in den Carnationsschatten, sondern man nimmt denselben, als eine geschmolzene Farbe, zu allen Ar-

ten der Malerey, nur nicht zur Emaillemalerey, woselbst er, wenn der Grund zu stark ist, eine durchsichtige braungelbliche Farbe bekommt. Als Farbe bereitet man solchen auf folgende Art: Man nimmt von dem grünen Vitriol so viel als man will, füllt mit demselben einen Schmelztiegel bis auf zwei Drittheil an und läßt solchen am gewöhnlichen Feuer so lange sieden, bis die Materie sich zur Trockenheit neiget, wodurch ihre Substanz viel vermindert wird. Hierauf füllt man den Tiegel wieder, mit eben so viel Materie, als das erste Mal und wiederholt diese Operation so lange, bis der Tiegel von besagter trockner Materie voll ist. Nun nimmt man den Tiegel aus dem Feuer, thut ihn in einen Windofen, oder, wenn man von der Materie nur wenig macht, so fährt man mit der Operation in dem ersten Ofen fort, nur muß man rings um den Tiegel Kohlen legen und dies Ganze so lange kalciniren, bis daß es, indem es kalt wird, vollkommen roth werde. Damit man aber gewiß versichert seyn möge, dies Ganze in dem gehörigen Grade kalcinirt zu haben, so nimmt man mit der Spitze eines eisernen Stäbchens von der Materie mitten aus dem Tiegel, und läßt solche kalt werden; denn so lange sie noch warm ist, wird man kein offenbares Anzeichen von der rothen Farbe, wenn solche auch gleich hinlänglich kalcinirt worden, haben. Hierauf nimmt man den Ocher aus dem Tiegel, wenn er noch warm ist, wirft ihn ins Wasser, zerschlägt den Tiegel und wirft dessen Trümmer gleichfalls in dasselbe Wasser, um den noch an demselben hängenden Ocher herauszuziehen. Man rührt nun das Ganze noch so lange im Wasser herum, bis das etwa noch zurückgebliebene schwefelsaure Eisen (Vitriol) zergangen ist. Man läßt nun dasselbe ruhen, gießt

das Wasser, sobald es hell geworden, langsam in ein anderes Gefäß, und gießt eben so viel frisches Wasser, als das erste Mal, daran. Die Stücke aus dem Tiegel werden noch einmal, wie oben, abgewaschen; hierauf schüttet man zum letzten Male frisches Wasser daran, um den Ocher von allem Schmutze zu säubern oder reinigen. Wenn dieses geschehen, so treibt man das Ganze durch ein mit Papier zugemachtes Haarsieb, und läßt es auf einem Brette vollkommen wieder trocken werden.

Scharlachpfirsiche, Scarlet Nectarine, eine Art Pfirsichen, welche eine Scharlachröthe besitzt.

Scharlachroth, Scharlachfarbe, roth wie Scharlach, der rothen Farbe des Scharlachs gleich, zinnoberroth. Das Scharlachroth oder die Scharlachfarbe hat erst in der neueren, ja neuesten Zeit, die vorzüglichste Güte erhalten; denn dasjenige Roth dieser Art, welches die Alten erwähnen, und deren eigentliche Zubereitung und Güte uns nicht bekannt ist, scheint wohl dem jetzigen in vieler Hinsicht nicht gleich gewesen zu seyn, besonders da die Wirkung der Zinnauflösung ihnen unbekannt war. Diese Erfindung gehört zu den wichtigsten Verbesserungen der Scharlachfärberey. Der bekannte Cornelius Drebbel, welcher im Jahre 1572 zu Alkmar geboren wurde, und im Jahre 1634 zu London gestorben ist, hatte ein mit kochendem Wasser gemachtes Cochenillen-Extract, um Thermometer damit zu füllen, vor seinem Fenster stehen, worin von ungefähr das aus einem zerbrochenen Glase am Fenster heruntergelaufene Königswasser gefallen war, und die kirschrothe Farbe in die schöne hochrothe Farbe verändert hatte. Nach einigen Vermuthungen und

Versuchen erkannte derselbe, daß das Zinn, womit die Fensterscheiben gelöthet waren, vom Königswasser aufgelöset und die Ursache dieser Veränderung seyn müsse. Er erzählte diese Beobachtung dem Schönfärber Küsselar in Leyden, und dieser brachte die Erfindung zur Vollkommenheit und nutzte sie einige Jahre allein bei seiner Arbeit, daher kam der Name Küsselarscouleur auf. Späterhin entdeckte ein Mennonist, Namens von Gülich, und ein anderer, von der Vecht das Geheimniß und von diesen sollen es die Gebrüder Gobelins in Frankreich erlernt haben. Ueber das Scharlachroth in der Malerei, s. unter Roth, Th. 127, S. 573. Wenn das Scharlachroth in der Malerei noch dunkler, als Chinesischer Zinober ausfallen soll, so setzt man letzterem noch etwas rothen Lack zu, soll es hingegen heller ausfallen und der gewöhnliche Zinober genügt nicht, so setzt man zu den Chinesischen etwas hellgelben Lack in der Oelmalerey, in der Miniatur-Gouache- ꝛc. Malerie aber Gummi Guttae. — In der Färberkunst auf Wolle, Seide ꝛc.; s. den oben angeführten Theil, S. 434 u. f., 448 u. f., 456 u. f., S. 467 u. f.; S. 511, S. 517 u. f. — Auf Holz, s. das. S. 514. — Auf Stroh, s. das. S. 541. — Auf Emaille, s. das., S. 549 u. f.

Scharlachroth auf Kattun, nach Habicht. Man nehme zur Komposition 8 Pfund Flußwasser, 10 Pfd. Alaun, $1\frac{1}{2}$ Pfd. Salmiak, 3 Pfd. Sode, $\frac{1}{2}$ Pfd. Zinnsolution, 2 Pfd. Weingeist und 6 Pfd. Zinnzucker. Nach Heller, 7 Maaß Flußwasser, 5 Pfund. Alaun, $\frac{1}{2}$ Pfund Salmiak, 1 Pfd. Sode, $\frac{3}{4}$ Pfd. Zinnsolution, 2 Pfd. Weingeist und 6 Pfd. Zinnzucker. Das Färben geschieht, wie es beim Kattun, Th. 36, angezeigt worden.

Den Liqueur scharlachroth zu färben. Man nehme 2 Quentchen Kermes, ½ Quentchen Alaun und halb so viel Cremor Tartari auf 6 Kannen und verfahre damit, wie unter Liqueur, Th. 79, S. 529 ist gezeigt worden.

Scharlachröthe, die hellrothe, ein wenig in das Gelbe spielende Farbe.

Scharlachschlange, s. unter Schlange.

Scharlachtaube, s. unter Taube, in T.

Scharlachtuch, s. unter Tuch, in T.

Scharlachvogel, s. Scharlachlory.

Scharlachwurm, Scharlachwürmer, s. unter Cochenille, Th. 8, S. 200; auch die Schildlaus, Cocus, s. unter Kermes, Th. 37, S. 36, führt diesen Namen.

Scharley *), ein Name verschiedener Pflanzen. 1) Des Scharlachkrautes oder der Römischen Salbey, s. Scharlachkraut. 2) Einer Art des Alants, Inula Oculus Christi Linn., auch Christauge, wilder Scharley genannt. 3) Der Borago, Borago Linn. 4) In einigen Gegenden auch der Scharte, des Schartkrautes, Serratula. Linn., s. Scharte. — Nr. 1, nämlich das Scharlachkraut, Muskatellerkraut, der Scharley gebraucht man auch zur Verfälschung des Weines, indem betriegerische Weinhändler Kraut und Blumen in den Wein mischen, um demselben dadurch einen Muskatellergeschmack zu geben. Dergleichen Wein ist

*) Die Sylbe ley ist das Suffixum. In dem letzten Falle gehört die Sylbe Schar, zu scheeren, schneiden, theilen; s. Scharte. In dem zweiten und dritten Falle scheint die haarige Beschaffenheit der Stängel und Blätter der Grund der Benennung zu seyn; indem Haar und Schar nur durch den Zischlaut verschieden sind. (Adelung.)

sehr berauschend, verursacht Kopfschmerzen und Schwindel, greift die Nerven an, erregt heftige Blutwallungen ꝛc.

Scharmützel *), ein nur im Oberdeutschen, besonders in Baiern, Oesterreich und Böhmen übliches Wort, eine papierne Deute oder Tüte zu bezeichnen. In den Obersächsischen Bergwerken, wo dieses Wort gleichfalls üblich ist, s. unten, lautet es Scarnitzel. Frisch leitet es von dem Italienischen Scaramuccio, ein Pickelhering her, weil sich diese zuweilen Halskrägen von Papierdüten machen. Es scheint Slavonischen Ursprunges zu seyn, obgleich es sich auch aus dem Deutschen nach Adelung würde ableiten lassen. Die Endsylbe el ist das Suffixum, Mutz, Mütze, bedeutet ursprünglich einen jeden Raum, Schar kann aber die unten spitzig zulaufende

*) Im Oberdeutschen, auch ohne Suffixum — el der Scharmutz, in der Schweitz Schalmütz, im Ital. Scaramuccia und Scarmiglia, im Fr. Ecarmouche. Wachter leitet es von dem Griechischen χαρμη, ein Gefecht, ab, Frisch von dem Böhmischen Ssermier, ein Fechter. Junius und Ihre von dem veralteten Oberdeutschen schirmen, fechten, Fr. escrimer; Ital. scrimare; im Schwed. ehemals Skirma, welche insgesammt eines Geschlechtes sind und vermittelst des Suffixi m, von 1 Schar, in so fern es der nachahmende Ausdruck einer heftigen Bewegung ist, abstammen. Dann wäre die Sylbe itz aus dem Suffixo iß verderbet, welches in dem Englischen Skirmis und Skirmish noch unverstellter vorhanden ist. Allein um des Suffixi el willen ist es wahrscheinlicher, daß unser Scharmützel aus Schar, ein Haufen, und metzeln zusammengesetzt ist, und daher ein Gemetzel, ein Gefecht, unter mehreren bedeutet, obgleich andere es durch Schar und mischen erklären; da es dann ein Handgemenge unter mehreren bedeuten würde. In einigen Gegenden ist es männlichen Geschlechts der Scharmützel.

Höhlung oder sonst einen andern Umstand bezeichnen. — Im Hüttenwerk, ist Scharmützel, Fr. Capsule, ein Papierchen, darein etwas gewickelt wird, so auf den Probierschärbel oder Tiegel oder die Kapelle zu tragen ist, damit im Eintragen nichts davon verschüttet wird. — Im Kriegswesen oder in der Kriegskunst, ein Gefecht zwischen zwei Partheien, besonders wird es grbraucht von kleinen Haufen, welche von ungefähr auf einander stoßen. Ein Scharmützel ist daher noch keine Schlacht, auch kein Treffen. Man sagt: unter den leichten Truppen fielen häufige Scharmützel vor, statt des ungewöhnlichen, ein Scharmützel halten, und liefern, wofür im Theuerdanke, Kap. 89, das noch ungewöhnlichere Scharmützel pflegen vorkommt. S. auch den Art. Schlacht.

Scharmützeln, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches das Hülfswort haben erfordert. Ein Scharmützel liefern, fechten, von kleineren Haufen. Mit einander scharmützeln. Mit der fremden Endung ist dafür jetzt scharmutzieren üblicher; s. auch Schlacht.

Scharmutzieren, s. den vorhergehenden Artikel.

Scharn, s. Scharren.

Scharnitzel, im Oesterreichischen, besonders in Wien, die kleinen Papierdüten, darin 100, 50, 25 oder wenigstens 12 Stück Dukaten gewickelt werden; welche der Römische Kaiser sonst den Audienzbrüdern bei verstatteter Audienz auszutheilen pflegte, welches jetzt aber abgekommen ist.

Schärpe, Fr. Echarpe, ein Wort, welches überhaupt eine Binde bedeutet und bei den Wundärzten, wenigstens einiger Gegenden, noch von denjenigen Binden üblich ist, worin ein beschädigter Arm getragen wird. Am häufigsten braucht

man es noch bei den Bortenwirken, eine Leibbinde der Officiere zu bezeichnen, welche sie um den Unterleib binden, zum Zeichen, daß sie im Dienste sind. Es ist ein netzartiges Gewebe von Silber- oder Goldfaden mit Seide vermischt. Es werden gemeiniglich dreifache Faden zusammen auf der Spinnmühle gedreht, und wenn sie reich werden sollen, zwei Silber- oder Goldfaden und ein Faden Seide, und umgekehrt, wenn sie nur einfach werden soll, genommen. Zu den Schärpen der Preußischen Officiere wird Silber und schwarze Seide genommen, als das bekannte Feldzeichen der Armee. Diese also gesponnenen Faden werden nach der Länge der Schärpe auf einen langen Rahm ausgespannt, und eben solche Faden nach der Breite der ausgespannten Faden; man macht bei jedem einen Kreuzknoten, wie bei Verfertigung der Netze, so daß die Schärpe aus lauter kleinen Rauten besteht. Auf beiden Enden bleiben aber die Faden, welche nach der Länge ausgespannt sind, einige Hände breit unbestrickt hängen, und hieraus entstehen die Franzen der Schärpe. Ueber diesen Franzen wird endlich die Schärpe mit Seide zusammengezogen, so daß die Franzen eine Troddel bilden. Oefters verziert man die Troddel mit Krepinen. Diese Schärpe führt auch den Namen der Feldbinde, s. auch Th. 52, S. 642. Im Nieders. Scherf, im Schwed. Skärp, im Franz. Echarpe, im Engl. Scarf. Vermittelst des Suffixi b oder p von 1 Schar, so fern es eine Ausdehnung in die Länge oder auch eine Verbindung, ein Band, bedeutet. — Ehemals trugen auch die Damen Schärpen, welches breite gewirkte, seidene Bänder von verschiedenen Farben waren, je nachdem sich die Farbe des Bandes zu dem Kleide schickte.

Scharpfahl, Scharpfähle, s. Strebepfahl.

Scharpie, Scarpie, Carpei, Schables, in der Wundarzneikunst, geschabte oder in Fasern zerpflückte Leinwand, welche in die Wunde gelegt wird.

Scharre, von dem Zeitworte scharren. 1) Ein Werkzeug zum Scharren, das Scharreisen, in einigen Mundarten die Schore, der Schorrer. So ist die Pflugscharre ein kleines scharfes Eisen an einem langen Stiele die Erde damit von der Pflugschar abzustoßen, welches auch der Reitel heißt. Die Pech-, Harz- oder Holzscharre, das Harz damit von den Bäumen zu scharren. Die Rußscharre der Schornsteinfeger, ein gekrümmtes Eisen, welches mit dem Stiele einen rechten Winkel macht und eine breite Klinge hat, mit welcher der Ruß in den Feuermauern ausgekratzt oder gescharrt wird. — Bei dem Schiffs-Zimmermann ein dünnes meisselartiges Eisen, womit derselbe in die kleinen Risse (Scheren) einer Bohle zu mehrerer Dichtigkeit Werg einschlägt. Es hat eine gerade Bahn. — 2) Was abgescharret wird. So ist im gemeinen Leben dasjenige, was sich von dem Breie und andern Speisen an die Töpfe anhängt, die Scharre, welche in andern Gegenden das Schwärtchen genannt wird. — 3) Die Oberdeutsche Benennung einer Art Krammetsvögel, s. Schnarre. — 4) Eine Benennung des kleinen Zungenfisches, Pleuronectes Linguatula, s. Zungenfisch.

Scharren, Scharn, in einigen Gegenden, besonders Niederdeutschlands, der beschränkte Ort in den Städten, wo Brod oder Fleisch verkauft wird. Im Oberdeutschen die Schranne, der Brodscharren, der Fleischscharren, im Hochdeutschen die Brodbank, die Fleischbank, in Ober-

deutschland die Brodschranne, die Fleischschranne, in einigen Niederdeutschen Gegenden auch die Schrange. Es scheint damit auf das Pfahl- oder Gitterwerk gesehen zu seyn, womit dergleichen öffentliche Plätze ehemahls versehen waren und es an einigen Orten noch sind. In den Niederdeutschen Marschländern sind die Scharren breite Pfähle, welche zur Abhaltung des Wassers vor den Deichen in die Erde geschlagen werden; s. 1 Schar, besonders so fern es eine Ausdehnung in die Länge bezeichnet.

Scharren, *) regelmäßiges thätiges Zeitwort, und Zeitwort der Mittelgattung, welches im letzten Falle das Hülfswort haben erfordert, der Form nach das Intensivum von dem veralteten scharen ist, und eigentlich eine unmittelbare Nachahmung eines gewissen Lautes ist. Im gemeinen Leben ist das Scharren mit dem Halse eine Art des Räusperns. Eine Art Krammetsvögel, die

---

*) Schon bei dem Kero ist skerran, auskratzen, und bei dem Ottfried scerran, ausreissen, welches aber zunächst zu dem verwandten zerren gehört. Scheuern, schürfen, schurren ꝛc. sind gleichfalls damit verwandt, weil sie ähnliche Laute bezeichnen. Im Niederdeutschen ist für scharren schragen üblich, und im Oberdeutschen hat man auch die Hauptwörter Scharrsal und Scharricht, was ab- oder ausgescharret wird. In einigen, besonders Oberdeutschen Gegenden, geht dieses Zeitwort irregulär:

Dieweil du uns so arg mit Drohen angeregt.
Durchschorren wir den Sand.

Opitz.

für durchscharreten. Will mit der Aschen mich, wie er verschorren seyn, ebenderselbe. In andern Stellen hat er dagegen richtiger verscharrt und eingescharrt. Im Hochdeutschen ist es ohne Ausnahme regulär, indessen sagt man doch in einigen Gegenden schoren für scharren; s. Scharrerde.

unter dem Namen der Schnarre bekannt ist, heißt daher im Oberdeutschen die Scharre. Besonders ahmet es den Laut nach, welcher durch eine heftige Art des Reibens oder Kratzens verursacht wird, da es denn auch diejenige Handlungen ausdrücket, welche mit diesem Schalle verbunden sind: Mit den Füßen scharren, mit den Fußsohlen auf einem festen, besonders mit Sand bestreuten Boden, stark hin und her fahren, wodurch dieser Laut hervorgebracht wird. Darum, daß du mit deinen Händen geklitschet und mit den Füßen gescharret und — so hönisch dich gefreuet hast, Ezech. 25, 6; s. auch Ausscharren. Die Hühner scharren mit den Füßen in den Mist; auch die Pferde scharren, wenn sie mit den Vorderfüßen die Erde aufkratzen. Das Roß tobet und scharret in die Erde. Hiob 39, 24. S. auch Ausscharren, Einscharren, Verscharren. Das auf dem Tische liegende Geld zusammenscharren, zusammen raffen, oder schieben. Figürlich ist Geld zusammen scharren Geld auf jede nur mögliche Art, ohne Wahl der Mittel, mit ängstlicher Begierde zusammen zu bringen suchen. Ingleichen mit gewissen Werkzeugen, wo es eine heftige Art des Reibens, Schabens oder Kratzens ist. Das Harz von den Bäumen scharren, mit einer Art eines Messers. Die Schornsteinfeger scharren den Ruß aus den Schornsteinen. Im Oberdeutschen scharret man auch die Rüben, welche man in Ober- und Niedersachsen schabet.

Scharreisen, s. Scharre.

Scharrenzins, s. Th. 33, S. 538.

Scharrer, derjenige, welcher scharret, besonders in den zusammengesetzten Harzscharrer oder Pechscharrer, wofür auch nur Scharrer, Harzer und Pecher üblich sind, s. Harzscharrer,

Th. 22, S. 98. — Scharrer, Vespa rus-patrix, s. unter Wespe.

Scharrerde, Gassenkoth, Erde, welche auf den Wegen und Straßen zusammengescharret und als Dünger gebraucht wird; in einigen Gegenden Schurerde, Schorerde, von dem provinziellen schoren, für scharren; s. auch den Art. Koth, Th. 46, S. 370 u. f.

Scharriegel, von Schar, Pflugschar, an einem Pfluge ein Stückchen Eisen, welches in den Bolzen gesteckt wird, die Pflugschar zu halten.

Scharrireisen, s. unter Steinmetz.

Scharrkäfer, Aftermaulwurfskäfer, Geotrupes, Fabr. sup.; Oryctes, Verzeichniß der Käfer, Preuß.; Copres Geoffroi; Scarabaei exscutellati Linn. Fr. Les Scarabées proprement dits. Der Körper ist länglich und gewölbt, der Kopf klein, die Kinnbacken hornig, nicht hervorstehend, keine Lefzen. Der Kopfschild ist halbmondförmig und bedeckt die Kiefer. Die Fühlhörner zehngliedrig, das erste Glied der Fühlhörner so lang, als die übrigen zusammen, am Ende mit einem dreiblättrigen länglichten Knopf. Die Kinnlade ist hornig; die hintern Freßspitzen knopfig. Die Kinnladen und die Lippen ändern in der Gestalt hinlänglich ab, um noch mehrere Unterabtheilungen zu bilden. Die Hinterbrust bedeckt zwei Drittheile des Hinterkörpers. Die Flügeldecken bedecken die Afterringe, welche zugleich stark unterwärts eingebogen sind, niemals. Das Schildchen ist nicht sichtbar, sondern liegt unter den Flügeldecken verborgen. Die Fußblätter sind breit gedrückt, nehmen in der Breite nach außen ab, und haben am Ende zwei sehr kleine Krallen. Die zwei Mittelfüße stehen an der Wurzel weit von einander. Die hierher gehörenden Arten sind zahlreich, und

haben zuweilen sehr auffallende Gestalten. Ihre Larve wohnt in Pflanzenerde und in Mistbeeten, unter Baumwurzeln ꝛc. Das vollkommene Insekt soll man in der Nähe, aber niemals im frischen Miste finden. Folgende sind die bekanntesten Käfer dieser Gattung:

Ausländer. Der Neger, Copris Sabaeus. Er hat die Größe und Gestalt der Capensischen Randlinie (Jacchus). Der Kopfschild steht hervor, ist rund, sein Rand ist nur gering umgebogen und kaum ausgeschnitten; auf demselben steht ein einfaches, gerade aufgerichtetes Horn, das so lang, als der Thorax ist. Der Brustschild ist wie der Kopfschild schwarz, glänzend, und hat in der Mitte eine doppelte Hervorragung, welche stumpf ist. An der Seite ist der gewöhnliche eingedrückte Punkt. Die Flügeldecken sind gestreift, schwarz, glänzend. Das Vaterland Coromandel. Herbst Käf. II, 13,47.

Der Zwerg, Copris Nanus. Fabricius hat diesen Käfer zuerst als das Weibchen des vorhergehenden aufgestellt. Er nimmt aber späterhin seine Behauptung zurück, und stellt ihn unter dem oben angeführten Namen, als eine neue Art auf. Er ist kleiner, als der vorhergehende. Der Kopfschild ist rund und hat ein einfaches gerades Horn, das so lang, als der Kopf ist. Der Brustschild hat auch eine doppelte Hervorragung, und die Flügeldecken sind gestreift. Der genannte Entomologe giebt aber dabei keine Farbe an, er wird daher wohl, wie der vorige schwarz, und nichts weiter als eine Abart seyn. Das Vaterland Tranquebar.

Der Glanzschild, Copris Splendidulus. Dieser Käfer hat die Größe des Carnifex. Der Kopfschild desselben ist rund, etwas ausgeschnitten, schwarz, mit erzgrünen Seiten und einem großen aufrechtstehenden, an der Spitze zusammengedrückten stumpfen Horn. Der Brustschild ist an der

Seite eckigt, erzgrün, glänzend, und hat in der Mitte zwei zusammengedrückte, etwas gebogene, stumpfe, schwarze Hörner. Die Flügeldecken sind gefurcht, grün, düster. Die Füße schwarz, mit erzgrünen Schenkeln. Das Vaterland Amerika.

Der Staatskäfer, Copris Festivus. Der Kopfschild ist schwarz und hat ein langes und etwas rückwärts gekrümmtes Horn. Der Brustschild ist glatt, hoch gewölbt, und die Farbe roth mit einem Metallglanze. Vorne ist er abgestumpft und auf beiden Seiten ausgehöhlt, mit zwei Hörnern, welche an der Wurzel breit, und an den Seiten scharf sind, versehen. Diese Hörner sind schwarz. Die Flügeldecken haben eben die rothe Farbe und tiefe Furchen. Der Körper ist unten, wie die Füße, schwarzbraun. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen dadurch, daß es kein Kopfhorn hat, sondern an dessen Stelle eine gekrümmte bogenförmige Mittelkannte, aus welcher zwei gerade nach der Seite auslaufen. Der Brustschild ist flacher und hat fast in der Mitte einen großen schwarzen lappichten Flecken, und einen andern kleineren hinter diesem zu beiden Seiten. Sonst ist Alles wie bei dem Männchen. Unten haben beide noch braune Haare an dem Körper und den Füßen, und zwischen den Mittelfüßen ein vorgestrecktes Brustbein. Das Vaterland ist Surinam. Herbst Käf. II., 20, 50.

Der Indianer, Copris Pithecius. Dieser Käfer soll nach Fabricius ganz rostfarbig seyn. Sein Kopfschild ist rund und vollständig und hat ein aufrechtstehendes, pfriemenförmiges, einfaches Horn. Der Brustschild ist rund und hat in der Mitte zwei aufrechtstehende, sehr kleine Hörner. Der von Jablonsky und Herbst beschriebene Käfer ist aber ganz schwarz. Der Kopfschild ist vorne eingekerbt, so daß er zwei stumpfe Zähne bil-

det. Mitten darauf steht das lange, gerade aufgerichtete Horn. Der Brustschild ist gewölbt, breit, und hat auf der Höhe zwei kleine, dicke, zugespitzte Hörner, zwischen welchen sich vom Kopfschilde an eine Auskehlung befindet, welche oberhalb als eine feine Furche bis an die Naht fortgeht. Außerdem hat dieser Brustschild weder Vertiefungen, noch Erhabenheiten, außer kleinen Grübchen an den Seiten. Die Flügeldecken sind punktirt gestreift und mit dem Brustschilde polirt. Unten hat der Käfer rostfarbiges Haar; das Weibchen hat einen größeren Kopfschild und auf demselben nur eine abgestumpfte Erhöhung mit zwei zugerundeten Spitzen. Der Brustschild ist rund, ohne Höcker, in der Mitte eine Längsfurche. Die Mitte ist glänzend glatt, das übrige vertieft-punktirt. Die Flügeldecken mit der untern Seite gleichen dem Männchen. Das Vaterland ist Tranquebar. Herbst Käf. II. 25, 51.

Der Gabelschild, Copris Seniculus, Scarabaeus Seniculus, Copris brevipes. Der Kopfschild des Männchens dieses Käfers ist vorne ein wenig zugespitzt, schwarz, und hat hinten zwei sehr kurze in die Höhe gerichtete Hörner. Der Brustschild ist vorne doppelt ausgehöhlt, auf der Höhe stehen zwei von einanderstehende, zusammengedrückte, stumpfe, nicht allzulange Hörner. Der Außenrand ist gelb eingefaßt, sonst aber schwarz, mit einem matten grünen Metallglanz. Die Flügeldecken sind braun und fein punktirt-gestreift, mit drei Querreihen rostfarbiger kleiner Mackeln besetzt. Die erste an der Wurzel hat acht, die zweite in der Mitte vier und die dritte am Ende der Flügeldecken sechs Mackeln. Unten ist der Körper dunkelbraun und hat am Brustschilde und an der Brust auf jeder Seite eine große gelbe Mackel und eben so auf der Unterseite aller Schenkel. Die Füße sind

kurz, glänzend, und die Vorderschienbeine haben vier Zähne. Das Weibchen hat einen runden Kopfschild und auf demselben eine doppelte Quererhöhung, davon die hinterste an jedem Ende einen kleinen Höcker hat. Der Brustschild hat keine Hörner, statt derselben aber zwei stumpfe Zähne; auch fehlt die tiefe Aushöhlung. Das Uebrige ist Alles wie beim Männchen. Das Vaterland ist Indien.

Nach dem Fabricius sollen die Flügeldecken schwarz sind und bei den angegebenen Abänderungen fehlen die Mackeln an den Spitzen der Flügeldecken. Der Gabelschild des Panzer ist doppelt kleiner, als der Herbstische und hat auch weder die Kopfhöcker, noch die stumpfen Zähne des Brustschildes, welches das oben beschriebene Weibchen hat. Herbst Käf. II, 29, 52.

Das Amerikanische Sägehorn, Copris Rosalius. Von diesem Insekt sagt Fabricius ganz kurz: daß der Brustschild vorne zwei Hörner hat, hinten ist er dagegen erhöht mit drei Hörnern; das Kopfhorn ist zusammengedrückt, sägezähnig. Das Vaterland ist Amerika. Herbst Käf II., 32, 53.

Der Seidenkäfer, Copris Lar. Der Kopfschild dieses Käfers ist vorne rund ausgeschnitten, und auf demselben steht ein unten breites, spitzig auslaufendes, gerades, sehr zusammengedrücktes Horn, welches kaum die Höhe des Brustschildes erreicht. Der Brustschild ist vorne ausgehöhlt, nicht so hoch gewölbt, auch nicht mit einer so starken Kante versehen, als beim Copris Lunaris, sondern er hat in der Mitte eine herzförmige Erhöhung, deren Spitzen zwei stumpfe Zähne sind; an jeder Seite oben ist ein kurzes dreikantiges spitziges Horn. Mitten durch den Brustschild zieht eine Längsfurche, welche hinten in die Spitze des Brustschildes, welche wie ein Schildchen gestaltet ist, zieht. Die Flügeldecken

sind tief gefurcht. Unten ist der Körper, so wie das ganze Thier auf der Oberseite glänzend schwarz und die Haare unter dem Brustschilde und an der Brust sind gleichfalls schwarz. Die Fühlspitzen und die ersten Glieder der Fühlhörner sehen pechbraun, die Lamellen des Kopfes aber bräunlichtgrau aus. Das Vaterland ist Indien. Herbst Käf. II, 48, 58.

Das Stumpfhorn, der größte schwarze Mistkäfer, Copris Abbreviatus, welcher die Größe des vorhergehenden hat. Der Kopfschild ist am Rande verschiedentlich eingekerbt, und hat oben ein dickes, nicht allzulanges, an der Spitze stumpfes Horn. Der Brustschild ist zurückgestumpft und hat oben in der Mitte zwei kleine Höcker und auf jeder Seite ein ziemlich dickes zugespitztes Horn. Die Flügeldecken sind glatt, fein gestreift. Der ganze Käfer ist kohlschwarz und der Kopf- und Brustschild unmerklich chagrinirt, unten mit fuchsrothen Haaren. Das Vaterland ist nicht bekannt. Herbst Käf. II, 53, 59.

Der Tranquebarische Kopfhornkäfer mit drei Hörnern, Copris Bonasus. Der Käfer ist gewöhnlich zweimal größer als Taurus. Das Männchen hat einen großen runden Kopfschild, mit aufgebogenem Rande und einem Ausschnitte in der Mitte. Auf seinem Hintertheile stehen zwei große sichelförmig-gekrümmte, zugespitzte Hörner, an deren Wurzel noch ein Zahn hervortritt. Vor diesen Hörnern steht in der Mitte noch ein kleines gerades stumpfes Horn, und vor diesem eine krumme erhöhete Querlinie. Die Farbe dieses Kopfschildes ist grün glänzend, nach vorne etwas braun. Der Brustschild ist glatt, grünglänzend, gelbbraun eingefaßt, vorne etwas bucklicht, mit zwei in der Mitte vorne befindlichen Spitzen, zwischen welchen eine Furche über den Brustschild bis an die Flügeldecken zieht. An den Seiten ist der eingedrückte Punkt.

Die Flügeldecken sind braun, der innere Rand grünglänzend, vertieft-punktirt und schwach gestreift; unten braun. Auf den Schenkeln befindet sich ein grünglänzender Flecken. Die Fühlhörner sind rostfarbig. Das Weibchen hat keine Kopfhörner, sondern nur zwei erhöhete Querlinien, und der Brustschild zwei stark hervortretende stumpfe Zähne hinter dem Kopfe. Herbst Käf. II., 180, 112.

Das Carolinische Nashorn, Copris Carolinus. Dieser Käfer ist größer, als der Mistkäfer, Scarabaeus stercorarius, s. unter Käfer, Th. 42, S. 79, und viel breiter. Der Kopfschild ist rund, vorne etwas ausgeschnitten; in der Mitte ist er erhaben; auf demselben liegt eine viereckigrunde Lamelle, welche sich nach vorne in die Höhe schiebt und sich fast zu einem stumpfen, breiten Horn erhebt. Der Brustschild ist kurz und hoch, vorne in die Höhe geworfen und ausgehöhlt. Oben theilt in der Mitte eine Längsfurche den dicken vorstehenden Theil in zwei stumpfe Erhöhungen. Die Längsfurche geht nur bis in die Mitte des Brustschildes, der mit vielen Hohlpunkten bestreut ist. An der Seite gegen den Rand ist eine tiefe Höhlung hinter dem vordern Aufwurf, und der äußere Rand selbst hat gelbrothe Haarfranzen. Die Flügeldecken sind stark gewölbt, und tief punktirt gestreift; man trifft meistens die tiefen Furchen nach hinten mit Erde ausgefüllt an; sonst ist der ganze Käfer schwarz und glänzend, und unten an dem Körper und Füßen mit fuchsrothen Haaren besetzt. Herbst Käf. II., 192, 117.

Copris Aeneus, Scarabaeus truncaticornis. Dieser Ostindische Käfer hat die Größe eines kleinen Nuchicornis. Der Kopfschild ist schwarz mit röthlichem Kupferglanz, der Brustschild ist grünglänzend und die Flügeldecken schwärzlicht mit röthlichem Kupferglanz. Auf dem Kopfschilde,

der vorne rund ist, hat das Männchen ein hinten, auf einer erhabenen Schärfe stehendes, nach hinterwärts gerichtetes Horn, das von der Wurzel aus beinahe in gleicher Dicke in die Höhe steigt und oben gerade abgeschnitten ist. Das Weibchen aber hat statt des Hornes zwei gebogene, erhöhete, parallele Querlinien, deren hintere etwas höher ist. Der Brustschild des Männchens ist vorne ausgehöhlt, um dem Haare Raum zu geben. Bei dem Weibchen stehen vorne in der Mitte zwei stumpfe abgerundete Spitzen. Die Oberfläche ist punktirt und behaart, und so auch der eingedrückte Punkt an den Seiten. Die Flügeldecken sind punktirt und gestreift. Die Füße sind haarig, braun, mit einem grünen Metallglanze. Herbst Käf. II., 209, 125.

Copris Puchellus. Dieser Käfer hat die Größe und Gestalt des Nuchicornis; der Kopfschild ist schwarz, mit zwei erhöheten Linien, deren hinterste viel höher und in der Mitte ausgeschnitten ist, so daß die Ecken als kleine Hörner in die Höhe stehen. Der Brustschild ist schwarz, stark gewölbt, vorne etwas aufgeworfen und daselbst mit drei stumpfen Spitzen bewaffnet, davon die mittelste hervortritt. Die Flügeldecken sind schwarz. An der Wurzel befindet sich eine röthlichgelbe Binde, welche die Naht nicht erreicht, und in der Mitte einen schwarzen Punkt hat. Nach der Mitte zu ist sie ausgezackt. Hinten ist eine gleiche Binde von eben der Farbe, welche auch die Naht nicht erreicht, inwendig ausgezackt ist, und in ihrer Mitte am hinteren Rande einen schwarzen Punkt hat; ferner sind sie noch punktirt und fein gestreift. Unten ist der Körper schwarz und glänzend. Das Vaterland ist unbekannt. Herbst Käf. II., 211, 127.

Der Spießträger, der Pickenträger.

Copris Lancifer. Die Größe dieses Käfers gehört zu der ersten und übertrifft noch etwas den Hamadryas. Der Kopfschild ist glatt, vorne rund, schwach gerandet, meistens zweimal eingeschnitten, wodurch Zähne entstehen. Auf der Mitte steht ein langes, viereckiges, und etwas hinterwärts gebogenes Horn. Der Brustschild ist sehr bucklicht; die Ränder sind etwas zurückgebogen, und innerhalb steht eine bucklichte Erhöhung, welche der Richtung des Randes folgt. Weiter oberwärts sind noch zwei große Buckeln, an deren Wurzel eine kleine Erhöhung ist, und zwischen diesen beiden großen befindet sich eine dritte, welche vorwärts über die Aushöhlung herüberhängt, die man an dem Brustschilde über dem Halse findet. Die Flügeldecken sind tief gefurcht und diese Furchen mit vertieften Querpunkten besetzt. Die Schenkel sind dick; die Schienbeine der Vorderfüße haben Zähne; alle Füße sind mit Haaren besetzt. Der Kopf, der Brustschild, der Bauch und die Schenkel sind schwarz, aber der Rand und die Wölbung auf dem Rücken haben einen glänzend blauen Schein; eben diesen Glanz haben auch die Flügeldecken. Das Vaterland ist das Vorgebirge der guten Hoffnung. Herbst Käf. II, 217, 130.

Copris Nemestrinus, Scarabaeus tricornutus. Ein etwas über 1 Zoll langer, pechfarbig, schwarz und glänzender Käfer. Der Kopfschild ist groß, mondförmig, vorne ein wenig ausgeschnitten, so daß er hier zwei kleine Zähne bildet, oben auf steht an der Wurzel ein dünnes, gerades aufgerichtetes, nur ein wenig nach vornhin gebogenes Horn. Der Brustschild ist vorne zurückgestumpft und hat oben zwei vorgestreckte runde, spitzige Hörner. Die Flügeldecken haben acht deutliche Furchen. Unten ist der Körper mit feuerrothen Haaren bekleidet. Das Vaterland ist das Kap. Herbst Käf. II, 6, 44.

Copris Pactolus. Der Kopfschild dieses Käfers ist ganz rund und hat einen aufgeworfenen Rand. Die Farbe ist gelbbräunlich, ins Grüne spielend, mit einem Metallglanze. An der Wurzel erhebt sich auf demselben ein gerades, nur an der Spitze sich hinterwärts biegendes Horn, welches beinahe die Länge des Brustschildes und in der Mitte an jeder Seite einen sehr kleinen Zahn hat. Uebrigens ist der Schild und der untere Theil des Horns vertieft-punktirt. Der Brustschild ist herzförmig, und hat an der Naht eine getheilte Spitze. Er ist gewölbt, vorne stark ausgeschnitten, mit zwei kleinen stumpfen Zähnen, und erzglänzend grün, an den Seiten gelblicht, mit Glanz. Mittendurch läuft eine feine Längsrinne. Die Flügeldecken sind ochergelb, mit einigem Metallglanze, fein punktirt und gestreift. Die Naht ist grün. Unten ist der Körper mit den Füßen glänzend grün und mit fuchsrothen Haaren bekleidet. Die Fühlhörner mattgelb. Das Vaterland Brasilien. Herb. Käf. II., 14, 48.

Die Doppelwinde, Copris Bifasciatus. Dieser Käfer ist so groß, als Nuchicornis und schwarz; der Kopfschild rund, vollständig und hat auf der Mitte ein aufgerichtetes, kurzes, stumpfes Horn. Der Brustschild ist rund, glänzend, punktirt, und hat vorne eine dreifache Hervorragung. Die Flügeldecken sind gestreift und mit zwei fuchsrothen Binden gezeichnet, davon die eine sich an der Wurzel, die andere an der Spitze befindet; beide berühren jedoch die Naht nicht. Das Vaterland Coromandel. Herbst Käf. II., 57.

Der Kapuziner, Copris Capucinus. Der Kopfschild dieses Käfers ist rund, etwas ausgeschnitten und hat oben ein Horn, das zu beiden Seiten einen Zahn hat. Der Brustschild ist erhöhet, wie der Schild schwarz, vorne vierzähnig, und auf

beiden Seiten mit einem eingedrückten Punkte versehen. Die Flügeldeckeln sind gestreift, schwarz und zuweilen pechbraun. Das Vaterland ist Ostindien. Herbst Käf. II. 63, 64.

Copris Guineensis. Dieser Käfer hat die völlige Gestalt des Gabelschildes, nur ist er doppelt kleiner. Die Fühlhörner sind ziegelfarbig; der Kopfschild rund, erzfarbig, mit einem dunklern, ein wenig zurückgebogenen Rande und einem erhöhten kurzen Horn. Der Brustschild ist eben so gefärbt, rund, und hat vorne zwei Zähne. Die Flügeldecken sind etwas gestreift, schwarz; ein ununterbrochener Streif an der Wurzel, und die Spitze der Flügeldecken selbst sind ziegelfarbig. Der Körper ist schwarz. Das Vaterland Guinea.

Copris Pygmaeus. In der Gestalt und Größe gleicht er einem kleinen Nuchicornis. Kopf und Brustschild sind dunkelgrün glänzend. Der Kopfschild ist vorne zurückgebogen und ausgeschnitten, sonst ungehörnt. Auf dem Brustschilde stehen vorne zwei nach vorwärts gerichtete stumpfe Spitzen nahe beisammen, sonst ist derselbe noch mit vertieften Punkten bestreut. Die Flügeldecken sind hellbraun, gestreift, schwarzgefleckt. Die Naht schwarzbraun. Der Leib und Füße schwarz. Einige, welche vielleicht die Weibchen sind, haben auf dem ungehörnten Kopfe in der Mitte eine erhabene Schärfe, und vorne auf dem Brustschilde statt der stumpfen Spitzen nur kleine Buckeln. Das Vaterland ist Malabar. Schaller, in den Abh. der Holl. N. f. Ges. I., S. 239.

Copris Catta, ein Coromandelscher Käfer, welcher einen runden, etwas ausgeschnittenen Kopfschild, mit zwei erhöhten überzwerchen, kielförmigen Linien hat. Der Brustschild ist erzgrün und an allen

Ränden gelblicht, vorne mit zwei starken stumpfen Zähnen und auf beiden Seiten einem eingedrückten Punkt. Die Flügeldecken sind gestreift, braun, mit einem gelblichten Rand. Die Schenkel gelb, mit einem großen schwarzen Flecken.

Copris Tarandus, ein kleiner Ostindischer Käfer, mit einem etwas winklicht schwarzen Kopfschilde, hinten mit einer erhöheten Linie, welche sich auf beiden Seiten mit einem kurzen, zusammengedrückten Horn endiget, das sich zwischen die äußeren Hörner des Brustschildes verbergen kann. Der Brustschild ist etwas rauh, schwarz und hat vier gleiche Hörner, davon die mittlern an der Wurzel zusammengewachsen, die Seitenhörner aber spitz sind. Die Flügeldecken sind ziegelfarbig, an der Naht schwarz. Der Körper ist schwarz; die Füße ziegelfarbig.

Copris Antenor, ein Senegallscher Käfer, welcher unter die großen Arten gehört. Der Kopfschild ist vorne zurückgeschlagen und hat ein erhöhetes, breites, abgestumpftes, dreizähniges Horn, davon der mittlere Zahn größer ist. Der Brustschild ist abgestutzt, vielzähnig; der Seitenzahn ist spitz und der mittlere vordere erhöht, abgestutzt und gezähnt. Die Flügeldecken sind gestreift, ...

Der Neuyorkische Dornträger, Copris Spinipes Noveborascensis. Dieser Käfer, welchen Herbst mit seinem Sphinx verbindet, ist nur $\frac{3}{8}$ Zoll lang. Der Kopfschild ist breit und hat ein kleines vorwärts sich neigendes Horn. Der Brustschild ist aufgeworfen und hat vorne einige kleine Erhabenheiten. Die Flügeldecken sind gefurcht. Der ganze Käfer ist schwarz. Das Vaterland Neuyork. Götze. Drury Jns. I., tab. 35, Fig 6.

Das Krummbein, Sperrbein, Copris Valgus. Der Körper ist länglicht, schwarz. Der

Kopf ist bei einigen etwas oval, mit einer Erhabenheit auf der Oberseite, bei andern mondförmig, vorne gespalten, und oben gehörnt. Das Horn ist bei einigen einfach, zugekrümmt, so lang als der Brustschild; bei andern aufgerichtet, kurz, ausgerändet. Der Brustschild ist vorne zurückgestumpft, bucklicht, an der Seite haarig, hinten aber rund. Das Schildchen fehlt. Die Flügeldecken sind kurz, glatt, niederhängend und ohne Punkte gestreift. Die Füße, welche sonst gewöhnlich Paar für Paar mit ihren Schenkeln an der Wurzel beisammen stehen, sind im zweiten Paare bis auf den dritten Theil des ganzen Leibes von einander an der Wurzel getrennt. Die Fußblätter sind stärker haarig, als an andern. Er kommt aus Amerika. Herbst Käf. 236, 142.

Copris Reflexus hat ein rundes, zurückgebogenes und ausgeschnittenes Kopfschild, und an der Stirne drei schwarze Höcker. Der Brustschild ist unbewaffnet, die Flügeldecken gestreift, der ganze Käfer schwarz. Das Vaterland ist China.

Copris Nicanor, welcher ein breites, vorne rundes und etwas ausgeschnittenes Kopfschild und hinten ein kurzes, gerades, rückwärts sich neigendes Horn hat, welches auf beiden Seiten mit einem kleinen Höcker versehen ist. Er hat Jamaika zum Vaterlande. Der Brustschild ist geründet, und vorwärts mit verschiedenen Erhabenheiten versehen; durch die Mitte zieht eine gezähnte Furche der Länge nach und verliert sich hinten an der Naht, wo zwei kleine Vertiefungen stehen. An den Seiten des Brustschildes ist der gewöhnliche vertiefte Punkt. Die Flügeldecken sind gefurcht. Die Farbe des ganzen Körpers ist schwarz und ohne Glanz. Die Schenkel sind glänzend und haarig; die vordern haben sehr kleine Fußblätter.

Copris Fricator ist so groß, als der

vorhergehende und ganz schwarz und glänzend. Der Kopfschild ist rund, vorne ausgeschnitten und hat oben ein abgestutztes, etwas ausgerändetes Horn. Der Brustschild ist vorne erhöhet und hat auf jeder Seite einen eingedrückten Punkt. Die Flügeldecken sind gefurcht. Das Vaterland ist Ostindien.

Copris Bicornis, mit einem flachen, etwas ausgeschnittenen Kopfschilde, mit zwei stumpfen Hörnern bewaffnet. Der Brustschild ist unbewaffnet, jedoch durch viele Körner rauh, welches verschiedene Zeichnungen vorstellt. Die Flügeldecken sind gerippt oder gefurcht. Die Farbe ist durchgängig braun. Herbst Käf. II., 235, 140.

Copris Ligiceps. Er ist etwas kleiner, als der Copris Berbicacus, s. den folgenden Käfer. Der Kopfschild ist spitzer und hervorstehender, als es bei andern gewöhnlich ist, und sein scharfer Rand ist nicht eingeschnitten. Hinten steht ein kleiner stumpfer Dorn. Die Flügeldecken sind nur wenig gerippt. Die Schenkel der mittlern und Hinterfüße sind sehr dick. Der ganze Körper ist kohlschwarz und wenig glänzend. Das Vaterland die Türkey. Herbst Käf. II., 234, 139.

Copris Berbicaeus, welcher die Größe des Carolinus hat. Der Kopfschild ist nicht ausgeschnitten, groß und rund. Mitten auf demselben eine Erhabenheit und auf deren Spitze ein kleines Horn. Der Brustschild ist zurückgestumpft, oberwärts glatt und unter der Loupe chagrinartig. Die Flügeldecken sind vollkommen glatt. Der ganze Käfer ist kohlschwarz. Nach Voet soll er das Männchen seyn. Das Weibchen hat nur einen kleinen Höcker ohne Hörnchen auf dem Kopfschilde. Panzer zweifelt ob beide zusammengehören.

Der Capensische Pfeilträger, Copris Sagittarius, von der Gestalt des Nuchicornis,

Der Kopfschild ist rund, vollständig, schwarz, und hat ein aufgerichtetes Horn, welches so lang, als der Schild ist. Die Keule der Fühlhörner ist blaß. Der Brustschild ist schwarz, am Rande blaß; vorne steht eine Spitze in Gestalt eines starken Dornes hervor. Die Flügeldecken sind gestreift, braungrau. Die Vorderfüße sind schwarz, mit einem Goldflecken an der Wurzel; die übrigen sind scheckicht. Er kommt vom Kap. Herbst Käf. II., 235, 141.

Copris Tridens, welcher in der Größe dem Ballenträger, s. Scharfrichter, gleich kömmt, hat einen runden, vollständigen, vorne schwarzen, hinten kupferfarbigen Kopfschild, welches einen überzwerchen, erhöhten, vollständigen Streif in der Mitte, und einen andern dreizähnichten an der Wurzel hat. Der Brustschild ist auch kupferfarbig und von erhöheten Punkten rauh, vorne zurückgestumpft. Die Flügeldecken sind wie der Körper schwarz und kaum sichtbar gestreift. Das Vaterland ist Afrika. Herbst Käf. II. 239, 145.

Copris Spinifex, welcher in Coromandel zu Hause gehört, hat die Gestalt und Größe des Nuchichornis. Der Kopfschild ist rund, vollständig, mit einem Dorne, von der Länge des Brustschildes versehen, welcher zurückgekrümmt ist. Der Brustschild ist glatt und hat einen platten Rücken; seine Farbe ist schwarz, mit grünem Schimmer. Die Flügeldecken sind gestreift, auch schwarz mit grünem Glanze. Die Füße sind schwarz mit dicken Schenkeln. Herbst Käf. II., 240, 146.

Der Neuholländische Vierblatter, Copris Quadripustulatus. Dieser Käfer ist doppelt kleiner, als Copris Schreberi, dabei schwarz und glänzend. Der Kopfschild ist rund, und hat an der Wurzel zwei beisammenstehende und fest zusammengewachsene Höcker. Der Brustschild ist bucklicht, rund, schwarz, glänzend, glatt. Die Flü-

geldecken haben Streifen, eine schwarze Farbe und zwei rothe Flecken, einen an der Wurzel und den andern an der Spitze. Das Vaterland ist Neuholland. Herbst Käf. II., 242, 149.

Copris Nisus. Der Kopfschild ist ausgeschnitten und hat ein sehr kurzes Horn, welches oben ausgerändet ist, auf der Mitte stehen. Die Fühlhörner sind schwarz mit einer gelben Keule. Der Brustschild ist unbewaffnet und hat auf beiden Seiten einen eingedrückten Punkt. Die Flügeldecken sind gestreift. Das Vaterland ist Cajenne. Dieser Käfer gleicht des Fabricius Emarginatus oder dem Weibchen des Lunaris. Oliv. Ins. I., 3, 157, 192.

Copris Orientalis, welcher die Gestalt des vorigen hat, aber dreimal kleiner ist. Der Kopfschild ist rund, vollständig, auf dem Kopfe ein erhöheter, fast zusammengedrückter Zahn. Der Brustschild ist rund, unbewaffnet, vorne zweihöckerig, glatt und dunkel. Die Flügeldecken sind gestreift, schwarz.

Copris Unguiculatus, welcher die Größe des Bison hat, hat Senegal zum Vaterlande. Der Kopfschild ist vollständig, schwarz, mit zwei überzwerchen erhabenen Linien. Der Brustschild ist groß, glänzend, hat auf jeder Seite einen eingedrückten Punkt und zwei an der Wurzel. Die Flügeldecken sind kurz und gestreift; die Füße besonders gestaltet. Alle Schenkel haben an der Spitze einen starken Zahn. Die Schienbeine haben auf der unteren Seite in der Mitte eine starke, eingekrümmte Klaue, aber keine Fußblätter. Das Weibchen hat unbewaffnete Füße, aber auch keine Fußblätter. Oliv. Ins. I. 3, 157, 192.

Copris Ibex, welcher in Ostindien zu Hause gehört, ist ein kleiner Käfer. Sein Kopfschild ist rund, vollständig, schwarz, und hat zwei sehr kurze, etwas zusammengedrückte, spitze Hörner.

Die Fühlhörner sind ziegelfarbig. Der Brustschild ist unbewaffnet, schwarz und hat einen etwas gelbgefleckten Rand, hinten ist er rund. Die Flügeldecken sind gestreift, schwarz, ebenfalls etwas gelbgefleckt. Unten ist der Körper schwarz, die Schenkel gelb. Das Vaterland Ostindien.

Copris Gazella, welcher die Gestalt des Taurus hat, hat ein zurückgebogenes Kopfschild, welches vollständig schwarz ist; oben hat er eine erhöhete kielförmige Linie in der Mitte, und im Nacken zwei gekrümmte schwarze Hörner. Der Brustschild ist metallgrün und an allen Ränden gelb, mit einem eingedrückten Punkt auf beiden Seiten; die Flügeldecken sind ziegelfarbig, gestreift. Die Schenkel sind gleichfalls ziegelfarbig, mit einem metallgrünen Punkte.

Copris Oryx. Er ist wie der vorhergehende gestaltet. Die Fühlhörner sind blaß, ziegelfarbig. Der Kopfschild rund, schwarz, gar nicht zurückgebogen, vorne mit zwei in die Höhe gerichteten, starken Hörnern. Der Brustschild ist punktirt, vorne mit einer kleinen Erhabenheit gezeichnet, und braungrau; die Flügeldecken gestreift, graubraun. Der Körper schwärzlich, mit ziegelfarbigen Füßen. Die Schenkel haben einen großen metallgrünen Flecken. Das Vaterland ist China.

Copris Tragus, welcher die Gestalt des vorigen hat, hat einen runden vollständigen Kopfschild, und oben zwei lange, ganz gerade und gar nicht gekrümmte Hörner. Der Brustschild ist punktirt, schwarz, vorne abgestumpft, unbewaffnet. Die Flügeldecken sind gestreift. Der Körper ist schwarz. Das Vaterland ist dasjenige des vorigen.

Copris Mopsus, welcher in Ostindien zu Hause gehört, ist kleiner, als Nuchicornis und schwarz. Der Kopfschild ist rund, und hat in der

Mitte ein kurzes, aufgerichtetes, spitzes Horn. Die Fühlhörner sind ziegelfarbig. Der Brustschild ist hinten rund, ungefleckt; die Flügeldecken gestreift. Die Füße sind schwarz.

Copris Thoracicus. Er hat die Gestalt des Nuchicornis. Der Kopfschild ist rund, vollständig und hat oben ein etwas zurückgekrümmtes Horn von der Länge des Brustschildes. Der Brustschild ist glatt, kupferfarbig, glänzend. Die Flügeldecken sind glatt, ziegelfarbig, mit einer ungleichen braunschwarzen Binde. Das Vaterland ist Senegal.

Copris Bacchus, einer von den größten unbewaffneten Käfern dieser Familie. Der Kopfschild ist groß, halbmondförmig, vorne zweimal eingekerbt, und der Zwischenraum zwischen beiden Kerben wieder eingeschnitten, so daß er das Ansehen zweier Zähnchen hat. Von den Seiten laufen einige erhöhete Linien nach dem Nacken zu. Der Brustschild ist groß, breit, kugelförmig, glatt, und nur an den Seiten sieht man einige undeutliche Punkte. Die Flügeldecken sind kaum so lang, als der Brustschild und nicht völlig so breit. Hinten hängen sie kugelförmig herunter und der Außenrand ist etwas zurückgebogen. Sie sind schwarz, glatt, etwas punktirt, auch sieht man einige schwache Furchen hervorschimmern. Nach Pallas sollen die Flügeldecken zusammengewachsen seyn. Die Schenkel sind breit und eckig, und die Schienbeine stark und vielfach gezahnt. Das ganze Thier hat eine schwarze Farbe. Das Vaterland ist das Vorgebürge der guten Hoffnung.

Der Tranquebarische Königskäfer, Copris Koenigii, hat einen runden Kopfschild und einen in die Höhe gebogenen, vorne ausgeschnittenen Rand, wodurch zwei Zähne gebildet werden. Von diesem Einschnitte geht eine glatte, erhöhete Linie nach

dem Nacken zu, mit welcher sich zwei andere vereinigen, welche von der Seite herziehen. Uebrigens ist der Schild punktirt und schwarz, mit ein wenig Kupferglanz. Der Brustschild ist groß und breit, stark gewölbt, schwarz, mit einigem Kupferglanze, und durch Punkte und gelbe Härchen rauh. Durch die Mitte zieht eine ästige erhöhte Linie, und hier und da finden sich auch einige glatte Erhöhungen. An den Seiten und über der Naht steht ein eingedruckter Punkt. Die Flügeldecken sind schmäler, als der Brustschild, schwarz, hinten enger, an den Seiten eingebogen und haben sieben Reihen unordentlicher Punkte. Die Zwischenräume sind uneben, punktirt, und hier und da stehen weißlichte länglichte Haarflecken. Der Bauch ist gewölbt, schwarz, mit einigen Haarflecken an den Seiten. Die Füße sind schwarz, mit etwas violettem Schimmer, die Schienbeine dreimal gezahnt, und die hintersten lang und etwas gekrümmt. Dieser Käfer ist fast doppelt so groß, als Nuchicornis, und hat Ostindien zum Vaterland. Herbst Käf. II., 300, 195.

Copris Variolosus. Er hat die Gestalt des Sacer, ist aber etwas kleiner. Der Kopfschild hat sechs Zähne. Der Brustschild hat Haarfranzen; der erste ist glatt, Brustschild und Flügeldecken sind aber von eingedrückten Punkten narbicht. Die Vorderschienbeine sind stark gezahnt, die übrigen Füße aber haarig. Der Käfer ist schwarz und kommt von Fiume. Herbst Käf, II., 321, 205. Mit diesem stimmt der folgende sehr genau überein, so daß er nur eine Abart zu seyn scheint, und sich in dem Thierkothe in der Barbarey aufhält; nämlich der

Copris Semipunctatus. Er hat Alles, was den vorhergehenden charakterisirt, nur sind seine Flügeldecken ganz glatt.

Copris Miliaris. Er ist nur klein, von

der Gestalt des Koenigii. Der Kopfschild ist rund und hat sechs Zähne. Der Brustschild ist rund, dunkelfarbig, mit größern erhöhten, schwarzen, glänzenden Flecken; der gewöhnlich eingedrückte Punkt steht zu beiden Seiten. Die Flügeldecken sind auch dunkelfarbig und haben kleine erhöhete, schwarze, glänzende Flecken. Das Vaterland ist Indien.

Copris Profanus Fabr., ein kleiner Käfer, mit kurzem Kopfschilde und sechszähnig; die mittleren Zähne länger; der Brustschild und die Flügeldecken schwarzblau, metallglänzend, fast glatt. Die Füße blau. Das Vaterland ist Guinea.

Copris Gibbosus, welcher ein wenig größer, als Scarabaeus stercorarius ist, ist dunkelschwarz und ohne Glanz. Der Kopfschild ist rund und vorne viermal gezahnt; die Freßspitzen und die Fühlhornkeule sind rostfarbig. Der Brustschild ist glatt, dunkel, vorne zu Aufnehmung des Kopfes ausgeschweift, mit hervorstehenden Ecken. Hinten ist er rund, ohne Schildchen. Die Flügeldecken sind kürzer, als der Leib, glatt, dunkel; die Wurzel ist an der Naht mit einem erhöhten Höcker bezeichnet. Die Vorderschenkel sind schwarz und haben an der Wurzel einen rostfarbigen Punkt. Die Hinterfüße sind etwas länger, eingekrümmt. Das Vaterland ist Amerika. Herbst Käf. II, 323, 208.

Copris Hollandiae Fabr. Er hat die Größe des Ovatus, und ist ganz schwarz. Der Kopfschild viermal gezahnt; der Brustschild etwas punktirt; die Flügeldecken gefurcht. Das Vaterland ist Neuholland.

Copris Leei, von der Gestalt des Koenigii. Kopf, Brustschild und Flügeldecken sind obenher dunkel, kupferfarbig, welches etwas in das Seidenhafte geht; unten schwarz. Der Kopfschild ist ausgeschnitten; die Füße sind schwarz und die Schien-

beine, besonders die hintersten, sägezähnig. Das Vaterland Ostindien.

Der Afrikanische Kupferkäfer, Copris Cupreus. Dieser Käfer ist schwarz, mit einer Kupferfarbe gemischt, und glatt. Der Kopfschild ist ausgeschnitten; der Brustschild ist sehr bucklicht und hat vorne zwei eingedrückte Punkte, hinten ist er aber rund Das Vaterland ist Afrika. Herbst Käf. II., 324, 210.

Der schwarze Brasilianische Mistkäfer, Copris Squalidus. Man findet diesen Käfer in dem Kühkothe in Brasilien. Er ist schwarz; der Kopfschild ausgeschnitten, und mit dem Brustschilde glatt und glänzend. Die Flügeldecken sind dunkler und gestreift. Herbst Käf. II. 325, 212.

Copris Glabratus Fabr. Der ganze Körper ist fast rund, glatt und schwarz; nur die Füße sind fuchsroth. Das Vaterland ist die Barbarey.

Der Neuhollándische Zweiblatter, Copris Bipustulatus Fabr.; er ist ein wenig kleiner, als der Quatuorpustulatus. Der Kopf ist unbewaffnet und an der Wurzel haben die Flügeldecken nur einen einzigen rothen Fleck; alles übrige ist schwarz. Das Vaterland ist Neuholland.

Copris Pallipes, welcher in Coromandel zu Hause gehört, ist ein kleiner Käfer, mit einem ungleich vollständigen, blassen und grauscheckigten Kopfschilde. Der Brustschild ist rund, blaß, mit grünen Flecken gescheckt. Die Flügeldecken sind fein gestreift, dunkel. Die Fühlhörner und alle Füße sind blaß. Herbst. Käf. II., 327, 214.

Copris Melanocephalus Fabr., welcher aus den Amerikanischen Inseln zu uns gebracht wird, ist ziegelfarbig. Der Kopf schwarz, mit gelben Fühlhörnern, der Kopfschild zweizähnig, der Brustschild glänzend, mit einer schwarzen Rückenlinie. Die Flügeldecken kaum gestreift.

Copris Limbatus, dessen Vaterland unbekannt ist, ist so groß als ein kleiner Nuchicornis. Der Kopfschild ist schwarz, mit einem röthlichen Metallglanze; vorne ist der Rand ein wenig ausgeschnitten und in die Höhe gebogen. Im Nacken stehen zwei gerade, kurze, dicke Hörner ziemlich weit von einander, und auf der Mitte des Schildes liegt eine gerade erhöhete Linie, deren Enden sich umbiegen, und zu den Hörnern hinauflaufen. Der Brustschild ist schwarz, glänzend, mit eingestochenen Punkten bestreut, vorne etwas aufgeworfen und ausgehöhlt; an den Seiten ist der eingedrückte Punkt. Die Flügeldecken sind in der Mitte schwarz, haben an den Seiten und hinten herum eine breite rothe Einfassung; in derselben steht oben an jeder Seite ein verloschener brauner Flecken; auch befinden sich noch einige zusammengeflossene rothe Punkte an der Wurzel, welche sich mit der Seiteneinfassung vereinigen. Der äußere Rand ist schwarz, übrigens haben die Flügeldecken punktirte Streifen. Der Leib ist hinten rothgelb, unten schwarz; die Schenkel der vier hintersten Füße und die Fühlhörner sind rothgelb. Herbst Käf. II. 207, 124.

Copris sexpunctatus Fabr. Dieser Käfer ist braun; der Schild vollständig. Der Brustschild graubraun, mit sechs schwarzen Punkten; die Flügeldecken abgekürzt, glatt; der Körper graubraun. Das Vaterland Cajenne.

Copris Smaragdulus Fabr., welcher in Amerika zu Hause gehört, ist metallgrün, glatt und glänzend. Der Kopfschild hat zwei stumpfe Zähne. Die Flügeldecken sind stumpf und sehr glatt.

Copris Discoideus. Er ist klein und schwärzlicht. Der Kopfschild hat zwei Zähne. Die Flügeldecken sind ziegelfarbig, gestreift und haben einen gemeinschaftlichen braunen Flecken. Das Vaterland ist Afrika. Oliv. Jus. I. 171, 212.

Copris Minutus Fabr., welcher noch kleiner, als der Ovatus und ganz schwarz ist. Der Kopfschild hat sechs Zähne und die hintersten Füße sind sehr lang. Das Vaterland ist das Vorgebürge der guten Hoffnung.

Der Aegyptische Sporntäger, Copris Calcaratus, mit einem ausgeschnittenen Kopfschilde. Dieser Käfer ist unbewaffnet und die Hinterschenkel sind gezähnt. Das Vaterland ist Aegypten.

Copris Obliquus. Er ist braun. Der Kopfschild ist rund, vollständig, metallglänzend. Der Brustschild ist metallicht, vorne auf beiden Seiten schief zurückgestumpft. Die Flügeldecken sind gestreift, braun. Das Vaterland ist Senegal.

Copris Boas Fabr., welcher in der Größe dem Scarabaeus vernalis gleicht. Der Kopf ist schwarz, der Schild rhombisch, mit hervorragenden Ecken und Mittelpunkt. Der Brustschild ist rund, mit Härchen eingefaßt, vorne sechszähnigt und auf beiden Seiten mit einem eingedrückten Punkte. Die Flügeldecken sind glatt und schwarz. Das Vaterland ist Indien.

Copris Sinon. Er gleicht in der Gestalt dem Lunaris, nur ist er doppelt kleiner. Der Kopfschild ist zweizähnig und hat oben auf ein zurückgekrümmtes pfriemenförmiges Horn. Der Brustschild ist aber vierzähnig. Der Körper braun. Das Vaterland ist Gorea in Afrika. Oliv. Jns. I. 3, 128, 144.

Hierher gehören nun noch die Kapensische Randlinie, Copris Jacchus, der Copris Ammon, das Amerikanische Grubenschild, Copris Midas; das Kapensische Grubenschild, Copris Hamadryas; der kleine Tranquebarische Hornkäfer, Copris Rhadamistus; der Belzebul, Copris Belzebul; der Cayennische Faun, Copris Faunus; der Indische Ochsenkopf, Copris Bucepha-

lus; der Dickkopf, Copris Molossus; das Kamel, Copris Mimas; der Ballenwälzer, Copris Carnifex, der Copris Scabrosus; der Cajennische Höckerkopf, Copris Sulcator; das Buschschild, Copris Cristatus; der Surinamische Triangel, Copris Triangularis; der Chinesische Gürtelkäfer, Copris cinctus; der Copris Granulatus etc. Außer diesen Käfern, welche Cüvier und Andere zu den Dungkäfern rechnen, werden hierher gezogen: der Herkuleskäfer, Scarabaeus Hercules; der zweiästige braunrothe Indianische Käfer, das Doppelhorn, Scarabaeus Dichotomus; der Langarm, das Langbein, Scarabaeus longimanus etc., welche Andere wieder zu den eigentlichen Mistkäfern rechnen; s. weiter unten.

Europäer. Der schwarzglänzende Spanische Nashornkäfer, der Ostindische Flachkopf, Copris Hispanus; Copris planiceps. Dieser Käfer ist ein wenig größer, als der Scarabaeus stercorarius und schwarz. Der Kopfschild ist breit und vorne durch eine Kerbe gespaltet. Das Horn, welches auf dem Kopfschilde befindlich ist, ist pfriemenförmig zurückgekrümmt, und so hoch, als der Brustschild. Der Brustschild selbst ist glatt, vorne zurückgestumpft, und hat vorne einen gleichsam abgehauenen Höcker. Das Schildchen fehlt. Die Flügeldecken sind glatt, glänzend, jede hat hinten von einander stehende tiefere Furchen. Die Füße sind dornicht; die Schienbeine zusammengedrückt, an der Spitze breit. Die Schenkel haben eine eyförmige Gestalt. Osbeck fand ihn in Spanien.

Das Kühlein, Copris Vacca. Bei diesem Käfer herrschen viele Verwirrungen. Einige

Entomologen stellen hier zwei besondere Arten auf; Andere machen den Linnéischen Vacca zu einem Männchen, welches ein Weibchen ohne Hörner habe, wie Fabricius und Preißler. Laicharting beschreibt einen unter diesem Namen, der ganz einfarbig, fuscoaeneus sei, Schäffer vermengt ihn mit Nuchicornis und andern ähnlichen. Nach Linné und Herbst ist er der größte unter unsern hiesigen Copriden, welche gelbe Flügeldecken mit schwarzen Flecken haben. Der Kopfschild zieht sich, wie Herbst mit Recht sagt, nach vorne zu etwas spitzig hin; die Spitze selbst aber ist abgeschnitten und aufgeworfen. Von der Mitte an, welche eine gebogene erhabene Querlinie bezeichnet, erhebt sich der Brustschild nach und nach in eine im Nacken aufsteigende Lamelle, welche in der Mitte auf beiden Seiten ein starkes Eck oder Zahn hat. Von dieser Gegend geht die Lamelle in abnehmender Breite in ein rundlichtes, mehr oder weniger langes, stumpfes Horn fort, welches sich in seiner Wurzel vorwärts bieget. Der ganze Kopfschild ist voller kleiner Schuppen, dunkelgrün, mit blaulichtem Scheine, und oft mit Härchen besetzt; das Horn selbst aber ist pechbraun. Der Brustschild ist gewölbt, dicht gekörnt oder schuppicht, mit ganz kleinen Härchen besetzt, dunkelgrün, vorn ausgehöhlt, und solches besonders hinter dem Horne, damit es sich bei Zurückbiegung des Kopfes in diese Aushöhlung legen kann. An beiden Seiten des Brustschildes ist die gewöhnliche Narbe. Die Flügeldecken sind ochergelb und wie gewöhnlich kürzer, als der Hinterleib, und hinten stumpf; die Naht ist schwarz, manchmal mit grünem Scheine. Auf jeder Decke sind hinten Furchen; der Zwischenraum gekörnt und mit schwarzen Flecken, bald mehr, bald weniger unordentlich bestreut; das letzte Glied des Leibes, der Afterring, ist grün. Unten ist der Körper

glänzend schwarz, mit einem grünlichten Schimmer. Die Seiten des Brust- und Kopfschildes sind mit gelben Haaren besetzt; auch findet man dergleichen unter dem Kopfe und an den Füßen, die Fußblätter und der Fühlhornstiel sind braunröthlich. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen dadurch, daß der Kopfschild runder ist. Mitten auf dem Kopfschilde befindet sich eine erhöhete Querlinie, welche aber keinen Rand berührt; und hinten im Nacken ist eine andere, noch höhere Querlinie, oder vielmehr eine Lamelle, welche sich an ihren Enden in ein gerade in die Höhe gerichtetes, bald kürzeres, bald längeres Horn verlängern, so daß, da bei dem Männchen sich die Lamelle in der Mitte in ein einfaches Horn endiget, eben diese bei dem Weibchen zwei Hörnchen zu beiden Seiten ohne ein mittleres Horn trägt. Nach dieser veränderten Structur des Horns, ist auch der Brustschild vorne anders ausgeschnitten; denn dieser hat nun für jedes Horn seine besondere, und also zwei Vertiefungen, wodurch der mittlere Theil als eine stumpfe Spitze erscheint, welche, wenn der Kopf sich in die Höhe richtet, gerade zwischen die zwei Hörner tritt. Alles übrige kommt mit dem Männchen überein, nur daß meistens die schwarzen Flecken auf den Flügeldecken bei dem Weibchen stärker sind.

Das kleine Nackenhorn, der nackhörnige Dungkäfer, Copris Nuchicornis, ein sehr gemeiner Käfer, welchen man fast den ganzen Sommer hindurch im Viehdung antrifft. In seiner Gestalt gleicht er dem Vacca, nur ist er kleiner, und selbst ist er auch unter sich in der Größe verschieden. Kopf- und Brustschild sind schwarz. Der Kopfschild des Männchens ist nach vorn ein wenig schmäler, als bei dem Weibchen, ein wenig ausgeschnitten, und der Rand in die Höhe gebogen. In

der Mitte des Kopfschildes befindet sich eine obsolete, krumme, erhöhete Querlinie, von welcher sich der Schild nach dem Nacken in eine Lamelle erhebt und sich in der Mitte in einem größeren oder kleineren Horn endiget. Wo das eigentliche Hörnchen angeht, hat die Lamelle auf beiden Seiten eine oft unmerkliche Ecke; auch ist das Horn mehr gerade, als nach vorne gebogen zu nennen; dann ist der Schild noch mit vertieften Punkten, auch oft mit kleinen Härchen besetzt, und glänzend. Der Brustschild ist gewölbt, hat vorne hinter dem Horne eine kleine Vertiefung, deren Seiten bei Einigen als zwei kleine Körner erscheinen. Die Oberfläche ist dicht, vertieft-punktirt, oft sichtbar behaart; an beiden Seiten steht eine warzigte Erhöhung. Die Flügeldecken sind braungelb, schwarz gefleckt, siebenmal schwach gestreift. Der Körper ist unten schwarz, glänzend, mit gelben Härchen an den Seiten des Kopfes, Brustschildes und der Füße besetzt. Das Weibchen hat statt des Hornes nur hinten eine hohe Querlinie und vor derselben eine andere etwas niedrigere, gegen die hintere etwas gekrümmte. Der Brustschild hat aber vorne in der Mitte eine hervorstehende stumpfe Spitze, welche in der Mitte unmerklich gebogen ist.

Das Bruchhorn, Copris Fracticornis. Dieser Käfer ist mit dem vorhergehenden immer verwechselt worden; er unterscheidet sich aber merklich von demselben; ist auch im südlichen Deutschland nicht so häufig, als der Nuchicornis, obgleich Preyßler ihn in seiner Gegend als häufig angiebt. Der Kopfschild läuft bei diesem etwas spitziger zu, ist auch vorne etwas mehr ausgeschnitten und aufgeworfen, und kupferbraunglänzend; mitten auf demselben befindet sich eine deutliche, bogenförmige, erhöhete Linie, von welcher sich der Schild nach hinten in eine fünfeckige Lamelle ausbreitet, davon die zwei

untersten Ecken von der bogigten Linie gemacht werden, wo die Lamelle mit dem Brustschilde noch ein Stück ausmacht; indem sie aber durch eine Einbiegung an den Seiten in den Nacken zieht, so erweitert sie sich hinten, wo sie in eine stärkere zahnförmige Ecke zu beiden Seiten in die Höhe steigt und das dritte und vierte Eck formirt. Von diese Ecken zieht nun die Lamelle sich in das fünfte Eck in die Höhe, und zwar in ein kurzes, dünnes und rundlichtes Hörnchen, welches sich bei seinem Anfange stark vorwärts beugt. Der Brustschild ist auch braun, etwas metallicht und dicht punktirt, gewölbt und wie der Kopfschild dicht mit kurzen Härchen besetzt; rund um den Kopfschild ist er vorne ausgehöhlt, aber der Rand ist oben für das Horn nicht ausgeschnitten und also vollständig. Das Uebrige kommt mit Nuchicornis überein. Das Weibchen hat einen mehr vorne abgerundeten Kopfschild, und statt des Horns nur hinten eine Querschärfe. Der Brustschild ist aber ohne alle Erhabenheit an dem Vorderrande.

Der schimmernde Kolbenkäfer, der metallgrünschildige Scharrkäfer; der dünnhörnigte Nackenhornkäfer; der dünnhörnigte Dungkäfer; Copris Coenobita, Fabr. Herbst Käf. VI, tab. 7, 8. Archiv IV, p. 11. Coenobita fulgens, Brahm, Insektenkalender I, p. 38, n. 124. Scarabaeus fulgens, Scriba, Journal der Entomologie I, 55, 38. Preyßler, Böhm. Ins. I, 44, 47. tab. 3. fig. 1. a. b. Harrer, Beschreibung der Schäff. Ins. I, 21, 15. Der Käfer hat die Größe eines Nuchicornis. Der Kopfschild ist vorne etwas ausgeschnitten und aufgeworfen. Auf der Mitte ist eine gebogene, obsolet aufgeworfene Linie, und am Nacken befindet sich die Lamelle mit dem Horne, wie bei Nuchicornis, nur daß es an der Wurzel schmäler ist und sich

das Horn selbst stärker vorwärts biegt. Die Oberfläche ist punktirt, bald kupferroth- bald metallgrünglänzend. Der Brustschild ist gewölbt, vorne etwas ausgehöhlt, mit einer obsoleten Längslinie, in der Mitte punktirt und wie der Kopfschild gefärbt, glänzend, dicht mit Haaren besetzt. Die Flügeldecken sind gelbbraun, die Naht grünlicht; jede Decke hat sieben punktirte, schwache Streifen und schwache und weniger schwarze Flecken, als Nuchicornis. Unten ist der Körper mit den Füßen dunkel-metallgrün. Das Weibchen hat auf dem Kopfschilde zwei erhöhete Querlinien, deren die hinterste im Nacken eine hohe Lamelle ist, welche oben eher ganz gerade abgeschnitten, als, wie Herbst sagt, ausgeschnitten genannt werden kann. Der Brustschild hat hinter der Lamelle einen stumpfen getheilten Höcker. Er ist nicht gemein im Kühdung.

Der scheitelhörnige Dungkäfer, Copris nutans. Fabr. Herbst Käf. II, 206, 123. Panzer, im Naturforscher XXIV. p. 7. n. 8. tab. I, fig. 8. Laichart, Tyr. Inf. I, 22, 15. Scarabaeus Verticicornis. Scriba, Journal der Entom. I, 57, 42. Copris bituberculatus. Beiträge I, 34. tab. 4. fig. 4. Er hat die Größe und Gestalt des Nuchicornis, ist oben durchaus schwarz. Der Kopfschild ist vorne zugespitzt, die Spitze selbst in die Höhe gebogen, punktirt. Von einer in der Mitte liegenden bogigten, etwas erhöhten Querlinie, breitet sich eine nach hinten zu aufsteigende, fast dreieckige Lamelle gegen den Brustschild aus, aus deren obern Theil ein stark nach vorne gebeugtes Horn hervorsteigt. Der Brustschild ist gewölbt, vorne vor dem Kopfhorn stark ausgehöhlt, übrigens dicht punktirt. Die Flügeldecken sind siebenmal gestreift und punktirt; unten und an den Seiten hat der Körper rothgelbe Haare. Das Weib-

chen hat einen mehr runden Kopfschild und zwei erhöhte Querlinien auf dem Kopfschilde, davon die hinterste höher ist. Der Brustschild hat in der Mitte vorne zwei dicht beisammenliegende Höcker, zu deren Seiten noch eine Aushöhlung im Vorderrande ist. Man findet ihn im Kühdung.

Der vierhöckerichte Dungkäfer, Copris Lemur, Fabr. Herbst Käf. II, 213, 128. tab. 16, fig. 9. Panzer, im Naturf. XXIV, 5, 6. tab. 1. fig. 6. Schaller, in den Abhandlungen der Naturforf. Hall. Fr. 1. 237. Scarabaeus decempunctatus. Laichart, Tyrol. Inf. I, 23, 16. Dieser Käfer hat die Gestalt des Nuchicornis, nur etwas kleiner. Der Kopfschild ist vorne etwas ausgeschnitten, schwarz, mit grünlichblauem Schimmer, gelblichten Haaren und zwei erhöheten Querlinien, davon die hinterste höher ist. Die Fühlhörner und Fühlspitzen sind rostfarbig. Der Brustschild ist schwarz mit grünlichem Schimmer, dicht mit gelblichten Haaren besetzt und gewölbt. Vorne schimmern unter den Haaren vier stumpfe Spitzen oder Körner hervor, davon die zwei mittleren dicht beisammen und mehr vorwärts liegen. Die Flügeldecken sind gelbbraun, siebenmal gefurcht, die Naht schwärzlicht. Auf jeder Decke steht eine schiefe Binde, welche sich von dem Obereck bis hinter die Mitte an die Naht zieht und aus vier bis fünf schwarzen Längsflecken besteht; oft sind es auch weniger Flecken, und manchmal ganz verloschen. Am Ende der Flügeldecken ist die warzigte Erhöhung schwarz eingefaßt; der Körper unten schwarzglänzend; die Fußblätter röthlich braun. Das andere Geschlecht hat, nach Herbst, nur eine erhabene Kopflinie im Nacken. Er findet sich selten im Dung der Thiere.

Der Stierdungkäfer, der fliegende

Ochs, der Stierkolbenkäfer, das Ochslein; Copris Taurus Linn. Fabr. Sulz. Gesch. tab. 1, fig. 5. Scop. Entom. Carn. 25. Scarabaeus Illyricus, mas. et Rugosus, fem. Voet. Käf. tab. 24, fig. 16. Geoff. Ins. I, 92. Copris 10. Laichart, Tyrol. Ins. I, 19, 12. Harrer, Beschreibung der Schäff. Iconen I, 18, 13. Schaeff. Icon. tab. 63. fig. 4. mas. von Moll, Naturh. Briefe I, 175, 22. Preyßler, Böhm. Insekten I, 103, 99. Herbst Käf. II, 184, 114. tab. 13. fig. 6, 7. Dieser Käfer hat die Größe des Nuchicornis und ist ganz schwarz. Der Kopfschild ist flach, vorne zugespitzt und aufgeschlagen; hinten im Nacken erheben sich zwei sehr lange, sich nach außen neigende und wieder einwärts sich krümmende, zugespitzte Hörner. Die Fühlhörner sind rostfarbig, mit einer dunklen Kolbe, und die Fühlspitzen schwarz und rostfarbig abwechselnd. Der Brustschild ist glatt, gewölbt, vorne etwas bucklicht; hinter jedem Horne ist an den Seiten eine Vertiefung vor dasselbe; sonst ist noch die Oberfläche zart punktirt. Die Flügeldecken haben sieben punktirte Streifen; unten ist er noch mit gelblichten Haaren besetzt und die Fußblätter sind braunröthlicht. — Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen dadurch, daß es nur zwei erhöhete Linien auf dem Kopfschilde hat. Der Kopfschild ist vorne ganz rund. Manchmal sind die Flügeldecken beider Geschlechter dunkelbraun und haben eine grünmetallichte Naht; auch haben oft die Männchen ziemlich kurze, aber doch noch etwas gekrümmte Hörner. Dieses soll Gelegenheit gegeben haben, daß man den Capra entweder für eine Abart oder für das Weibchen des Taurus ausgegeben hat. Kugelann im Schneiderschen Magazin will wenigstens das beschriebene Weibchen oder Rugosus

Scop. zu einer besonderen Art machen, und stellt es unter dem Namen Quadrum auf. Der Pastor Scriba hält es aber mit Herbst und glaubt auch die Ueberzeugung zu haben, daß Rugosus das Weibchen sei, weil er es meistens bei dem Taurus mas nach allen Varietäten im Kühdung angetroffen.

Der Ziegenscharrkäfer; Copris Capra, Herbst Käf. II, 198, 119. Scriba, Beiträge zur Ins. Geschichte, I, 32, 2. Journ. für die Liebhaber der Entomologie. I, 52, 31. Man will diesen Käfer bald für eine Varietät von Vacca, bald von Taurus halten; das erste jedoch ganz mit Unrecht, das letzte nur mit Wahrscheinlichkeit. Der Kopfschild ist runder, als bei Taurus, und der Rand stärker aufgeschlagen. Im Nacken steht an beiden Enden einer erhöheten Linie ein gerades, dickes, kurzes, zugespitztes Horn, da bei Taurus sich gleich das Horn von der Wurzel an nach außen biegt. Der Brustschild ist gewölbt, vorne zugestumpft und hoch; das Uebrige gleicht dem Taurus, nur ist er noch deutlicher punktirt, als jener. Die Kopfhörner sind oft kaum unmerklich, oft auch von ansehnlicher Größe, aber immer in einer geraden Richtung. Man findet ihn häufig nebst dem Taurus und seinen Verwandten in dem Kothe der Thiere.

Copris Furcatus, Herbst Käf. II, 182, 113. Laichart Tyrol. Ins. 26, 20. Panzer, im Naturforscher XXIV, 8, 9. Dieser Käfer hat die Größe des Ovatus. Der Kopfschild ist vorne etwas ausgeschnitten und der Rand aufgeworfen. Im Nacken stehen zwei gerade, lange Hörnchen und zwischen diesen eine kürzere stumpfe Erhöhung. Vor den Hörnern ist eine obsolete, erhöhete gebogene Linie. Der Brustschild ist sehr gewölbt, vorne etwas abgestutzt, fein punktirt und behaart, schwarz, wie der Kopfschild, mit etwas Metallglanz. Die Flügeldecken sind

auch schwarz, am Ende gewahrt man aber einen deutlichen rothen Fleck auf jeder Decke; sie sind punktirt-gestreift und zugleich mit feinen Härchen besetzt. Der Körper und die Füße sind glänzend schwarz, etwas haarig. Das Weibchen hat statt der Kopfhörner nur eine erhöhete Querlinie. Man findet ihn selten in Deutschland, aber häufiger in Frankreich.

Copris Impius, Herbst Käf. II. 302, 196. tab. 20, f. 1. Dieser Käfer soll nach Herbst den folgenden heiligen Käfer sehr ähnlich sehen, allein Scriba will ihn lieber wegen seiner beständigen Unterscheidungszeichen für eine eigene Art halten. Der Kopfschild ist nicht so stark gezähnt, als bei Sacer oder dem heiligen Käfer, sondern an jeder Seite nur einmal gekerbt; von diesem Kerbe gehen zwei Furchen nach der Mitte des Schildes, wo eine erhöhete Querlinie steht, die in der Mitte getheilt ist, so daß sie das Aussehen zweier stumpfer Erhöhungen hat. Durch diese zwei Furchen wird der Kopfschild in drei Theile getheilt, davon der mittelste oder der Vordertheil am Rande drei Kerben hat; die mittelste ist am stärksten; die Seitenecken des Randes treten aber in stumpfen abgerundeten Zähnchen hervor. Der Brustschild ist gewölbt, glatt, die Seitenwände sehr fein gekerbt und der Hinterrand ist durch erhöhete Punkte gekörnt, die Oberfläche aber sehr schwach chagrinirt. Die Flügeldecken sind glatt, breit, flach, nicht so lang, als der Hinterleib, stark gerandet, und jede Decke hat sieben kaum merkliche Längsstriche, wovon einige zwei bis drei doppelt sind. Die Schienbeine der Vorderfüße unterscheiden diesen Käfer am meisten von dem Sacer; denn bei diesem letzten sind sie breit, flach und stark gezahnt; bei dem Impius aber schmal prismatisch und nur dreimal schwach ausgeschnitten, mit

abgerundeten Ecken. Fast eben so sind auch die Schienbeine der übrigen Füße, und die Ränder sind überall mit braunen Haaren eingefaßt. Die Farbe des Käfers ist ganz schwarz ohne sonderlichen Glanz.

Der heilige Käfer, der angebetete Dungkäfer, Copris Sacer; Scarabaeus crenatus, Linn. Syst, nat. et Mus. Reg. Lud. Ulricae p. 13. n. 11, Amoen. acad. VI. tab. 3. Fabr. Degeer Ins. VII. tab. 47, fig. 18. Voet. Käf. tab. 27, fig. 39. Herbst Käf. II., 304, 197, tab. 20. fig. 2. Laichart, Tyrol. Ins. I. 15, 9. Schäff. Icon. tab. 201, fig. 3, Harrer, Beschr. der Schäfferschen Iconen I., 22, 17. Dieser Käfer ist mattschwarzglänzend. Der Kopfschild glatt, in drei Lappen getheilt, wovon die an den Seiten beinahe dreieckig ist und wovon eine Ecke einen Zahn bildet. Der mittlere Lappen ist breiter und verlängert sich gegen den Brustschild, bildet bei den Augen einen aufgeworfenen Rand und hat vorne am Rande vier Zähne. Oben hat der Kopfschild noch viele Runzeln und bei den Augen geht eine erhabene Runzel seitswärts hinein. Der Brustschild ist gewölbt, glatt, mit sehr kleinen erhabenen Punkten besetzt, breiter, als die Flügeldecken, vorne her ausgeschnitten, rund herum mit einem erhabenen gekerbten Rande eingefaßt; zwischen jeder Kerbe sitzen einige steife Haare. Die Flügeldecken sind glatt, breit, haben hinten und vorne einen erhabenen Buckel und hinten kaum sichtbare, unmerkliche, vertiefte Linien. Die Füße sind haarig; die Schienbeine des ersten Paares haben vier Zacken und die des zweiten und dritten Paares laufen in einen spitzigen Haken aus. Dieser Käfer stammt aus Aegypten und hat den Namen heiliger Käfer erhalten, weil ihm die alten Aegyptier göttliche Ehre wegen des Nutzens

erwiesen, den er durch Wegschaffung der Unreinigkeiten stiftete. Er wurde in ihre Hieroglyphen aufgenommen und man gewahrt ihn zuweilen noch auf ihren geschnittenen Steinen. Nach Schrank's Vermuthung sollen die alten Aegyptier diese Käfer als Emblem der Sonne angesehen haben, weil ihre Kopfrandszähne durch ihre strahlenartige Vertheilung die strahlende Sonne angedeutet hätten. Nach Illier begreift man unter dem Namen Scarabaeus oder Copris Sacer zwei Gattungen, die eine hat zwei erhabene Punkte auf der Stirn, findet sich in Italien und Portugal und ist von Pancer, Insectenf. Deutschlands 48, 7, vielleicht mit Unrecht, als Deutsches Insekt abgebildet worden, und die andere, ohne diese Punkte, kommt auch in Ungarn vor. Auf einem grünen Aegyptischen geschnittenen Steine in dem Herzoglichen Kabinette zu Braunschweig, der den Copris Sacra in Lebensgröße darstellt, sieht man die beiden erhabenen Stirnpunkte deutlich.

Der Mondkopfspillenkäfer, das Mondschild, Copris lunaris, Scarabaeus lunaris, (mas.) Scarabaeus emarginatus (fem.), s. unter Käfer, Th. 32, S. 69, unter Mistkäfer. Nach Fabricius haben die Pillenkäfer keine Kinnbacken, Illier fand dagegen die Kinnbacken bei vielen Käfern dieser Gattung, die er untersuchte, auch Latreille und Cuvier haben sie gefunden.

Der Geoffrois-Scharrkäfer, der Geoffrois-Kolbenkäfer, der Geoffroiskäfer, der Dungkäfer mit dem Ausschnitte, Copris Geoffrae, Sulz. Gesch. tab. 1. fig. 7. Geoffr. Ins. 1, 91, 8. Brahm., Ins. Kal. 1, 101, 341. Scarabaeus pilularius. Voet. Käf. tab. 26, Fig. 28. Aethiops Francofurtensis. Fourcroy Ent. Paris. 1, p. 15. n. 8. Copris Sinuatus, Herbst. Käf. II., tab. 20. fig. 4.

Scarabaeus Coriarius, fig. 5. Scarabaeus pilularius. Scarabaeus Mopsus, Schaeff. Icon. tab. 3. fig. 7. Harrer, Beschreibung der Schäff. Icon. I. 23. 18. Scriba, Journ. der Entom. I., p. 54. n. 35. Pallas Icon. tab. A. fig. n. Fabr. Entom. system. Dieser und der Pillenkäfer sind meistens mit einander verwechselt worden. Fabricius macht den Pilularius. Linn. und den Geoffroae zu einerlei Käfer, obgleich beide von einander abweichen. Der Geoffroikäfer ist so groß, als ein kleiner Scarabaeus vernalis, durchaus schwarz und oben ohne, unten mit Glanz. Der Kopfschild ist rund, der Rand ein wenig aufgeworfen, vorne hat er in der Mitte eine Kerbe und an jeder Seite noch einen geringen Ausschnitt, von welchem eine bogigte erhöhete Linie bis an die Mitte des Hinterrandes zieht, wodurch der Kopfschild in drei Theile getheilt wird, von welchen der mittlere der größte ist. Die Oberfläche ist mit flachen Körnern unordentlich und flach bestreut, und dem bloßen Auge fast ganz glatt. Der Brustschild ist sehr stark gewölbt, vorne halb mondförmig ausgeschnitten, worin der Kopf genau anschließt, die Seiten sind rund gerändert. Die Oberfläche wie der Kopfschild punktirt. An den Seiten ist der eingedrückte Punkt, und in der Mitte, am Hinterrande noch ein Eindruck; der Hinterrand selbst ist rund. Die Flügeldecken sind nicht ganz so breit, als der Brustschild, und werden nach hinten etwas schmäler. An den Seiten haben sie eine starke Einbigung, welche von der Hinterbrust wieder ausgefüllt wird. Jede Decke hat sieben obsolete Längsstriche, zwischen welchen sich besonders nach vorne verschiedene unordentliche Runzeln befinden, welche am deutlichsten an der Naht zu sehen sind. Alles Uebrige ist wie der Brustschild punktirt, hin-

ten sind die Decken rund, mit einer vorliegenden gewölbten Erhöhung. Die Schienbeine der Vorderfüße haben drei größere und vier kleinere Zähne; auch ist die Innenseite fein gekerbt. Die mittleren Schienbeine haben an der Außenseite zwei Zähne und die innere ist mit steifen Haaren besetzt. Die hinteren Schienbeine sind länger, etwas mehr gekrümmt, haben auf beiden Seiten Sägezähnchen, und auf der innern Seite steife Haare. Noch findet man auf dem Vorderschenkel einen starken Zahn. Man findet ihn in verschiedenem Thierkothe. Panzer will den Mopsus des Pallas für einen andern halten; allein Scriba findet in der Beschreibung des Pallas nichts, welches man nicht auf den seinigen anwenden könnte.

Der Schäfferische Scharrkäfer, der Schäfferkäfer, der Stelzenkäfer, das Langbein oder der Stelzenkäfer; Copris Schaefferi, Scarabaeus Congipes Linn. Fabr. Geoffr. Ins. I. Copris 9, fig. 20. Voet. Käf. tab. 20, fig. 3. Herbst Käf. II. 313, 201. Scriba, Journal der Entomol. I., 54, 34. Harrer, Beschreibung der Schäffer Icon. I., 24, 19. In der Gestalt kommt dieser Käfer dem vorhergehenden nahe, ist aber kleiner, ungefähr wie Taurus. Er ist ganz schwarz ohne Glanz. Der Kopfschild ist vorne rund, in der Mitte stark ausgeschnitten, wodurch zwei Zähne gebildet werden. An den Seiten ist er noch einmal eingekerbt und so in drei Lappen getheilt. Die Oberfläche ist punktirt und zugleich behaart. Der Brustschild ist sehr gewölbt, mit vielen kleinen erhabenen Punkten bestreut und durch kleine Härchen rauh; an den Seiten ist der eingedrückte Punkt, und in der Mitte des Hinterrandes zeigt sich der Anfang einer Längsfurche. Die Flügeldecken sind drei-

eckig, indem sie hinten spitz zulaufen. Jede Decke hat hinten Streifen und gegen hinten zu einen erhabenen länglichten Buckel, der schief gegen die Naht zuläuft. Die Schienbeine der Vorderfüße haben drei starke und mehrere kleine Zähne; die innere Seite ist mit Härchen besetzt, die mittlern Schienbeine sind auf beiden Seiten und so auch die sehr langen gekrümmten hintersten mit Haaren besetzt. Die Schenkel sind keulförmig. Die hintersten haben auf der innern Seite einen stumpfen Zahn. Der Körper ist unten sehr gewölbt und geht hinten etwas spitzig zu. Man findet ihn im Koth der Thiere.

Der rundbrüstige Scharrkäfer, der braunrothe Mistkäfer, der rundbrüstige Dungkäfer, der gelbfüßige Dungkäfer; Copris flavipes. Scarabaeus flavipes Fabr. Geoff. Ins. I. Copr 6. Laichart, Tyrol. Ins. I., 24, 17. Scarabaeus thoraco-circularis. Herbst Käf. II., 316, 202, tab. 20, fig. 7. Archiv VI., tab. 19. fig. 19. Schaeff. Icon. tab. 74, fig. 6. Harrer, Beschreibung der Schäff. Icon. I., 26, 21, Scriba, Journal der Entomologie, I. 55, 36. Dieser Käfer hat die Größe eines Taurus, ist aber länglichter. Der Kopfschild ist manchmal braun, mit Metallglanz, allein meistens grün glänzend, rund, vorne in der Mitte ausgeschnitten und eben so, jedoch etwas schwächer in der Seite. Das eine Geschlecht hat zwei mit dem Vorderrande nahe hinter demselben herziehende, parallele, erhöhete Linien, und der Hinterrand steigt etwas stärker in die Höhe. Bei dem Weibchen, das im Allgemeinen kleiner ist, fehlen die zwei Linien ganz und der Rand ist vorne nur aufgeworfen. Die Oberfläche ist mit vertieften Punkten bestreut. Der Brustschild ist gegen andere

länger, breit und stark gewölbt; in der Mitte bald braun, mit grünlichem Schein, bald ganz grün; ringsherum aber braungelb, und das an den Seiten breiter, wo der eingedrückte Punkt mit einem braunen oder grünen Fleckchen sich befindet. Auch dieser hat in der Mitte des Hinterrandes einen eingedrückten Punkt oder den Anfang einer Längsfurche. Die ganze Oberfläche ist mit vertieften Punkten bestreut. Die Flügeldecken, welche nicht viel länger, als der Brustschild sind, haben punktirte Streifen, sind bräunlichtgelb, in der Mitte meistens dunkler und die Naht braun oder grün. Das Besondere an diesem Käfer ist, daß er ein kleines, schmales, länglichtes, grünes Schildchen hat. Die Flügeldecken werden hinten enger und haben auf der daselbst befindlichen Erhöhung auf jeder einen braunen oder grünen Punkt. Die Fühlhörner, die Haarfranzen an den Seiten, die Füße und die Unterseite ist blaßgelb, hier und da mit Braun abgewechselt. Die Fußblätter und die Zähne der Füße braun. Die Schienbeine der Vorderfüße haben vier größere Zähne. Man findet ihn nicht selten in dem Viehkoth.

Der Schreberskäfer, der Schreberische Dungkäfer, der Schreberische Scharrkäfer, Copris Schreberi Linn. Fabr. Geoffr. I. Copr. 7. Laichart, Tyrol. Jns. I., 25, 18. Preyßler Böhm. Jns. I, 41, 41. Herbst Käfer II., 318, 203, tab. 20. fig. 8. Schäff. Icon. tab. 73. fig. 6. Harrer, Beschreibung der Schäff. Iconen I., 25. 20. Scriba, Journal der Entomologie. I, 55, 37. Dieser Käfer hat die Größe eines mittlern Nuchicornis, ist auch oft nicht größer, als Ovatus. Er ist schwarz und glänzend. Der Kopfschild rund, vorne in der Mitte ein wenig ausgeschnitten, oben mit zwei etwas

gegeneinander gekrümmten, erhöheten Querlinien, davon die eine nahe am Nacken befindlich ist; übrigens punktirt. Der Brustschild ist stark gewölbt, vorne aufgeworfen, mit drei Aushöhlungen, wodurch vier stumpfe Erhöhungen entstehn, davon die zwei an den Seiten etwas spitzer sind; bei manchen sind sie nicht so sichtbar. Der ganze Schild ist mit vertieften Punkten bestreut und hat an den Seiten die gewöhnliche Narbe Die Flügeldecken sind nur so lang, als der Brustschild, haben sieben punktirte Linien auf jeder Decke und zwei große rothe Flecken; der eine geht von dem Obereck nach der Mitte, und der andere ist an der Spitze, die vier Hinterfüße sind auch roth. Die Seiten des Körpers und die Füße sind mit Haarfranzen besetzt. Man findet ihn nicht selten in jedem Viehkothe.

Der Eyerkäfer, der eyrunde Käfer, der eyrunde Dungkäfer, Copris Ovatus. Laichart Tyrol. Jns. I, 26, 19. Herbst im Archiv IV, tab. 19, fig. 18. Naturgeschichte der Käfer II, 320, 204. tab. 20. fig. 9. Dieser Käfer ist unter unsern Copriden der kleinste. Sein Kopfschild ist rund, vorne ausgeschnitten; im Nacken befindet sich eine hohe Querlinie gleich einer Lamelle, und vor derselben eine weit niedrigere in der Mitte, manchmal fehlt auch diese. Die Oberfläche ist schwarz oder braunmetallig, mit Härchen besetzt. Der Brustschild ist gewölbt, eben so gefärbt, punktirt und behaart. In der Mitte des Vorderrandes tritt eine stumpfe Spitze hervor, welche in der Mitte getheilt ist. Die Flügeldecken sind schwarz oder braunmetallig mit sieben punktirten Streifen und mit kurzen Härchen besetzt; unten glänzendschwarz. Die Vorderschienbeine haben vier starke Zähne. Man findet ihn nicht selten im Kühdung.

Der dem eyrunden ähnliche Scharrkä-

fer, Copris Similis, Scriba Beiträge zu der Insekten-Geschichte. I, 35, 5. tab. 4. fig. 5. Der Käfer hat die Größe des Ovatus, ist schwarz und glänzend. Der Kopfschild ist abgerundet und hat einen aufgeworfenen Rand. Auf demselben befinden sich zwei erhöhete Querlinien, davon die vorderste die schwächste ist. Der Brustschild ist schwach gewölbt, und wie der Kopfschild vertieftpunktirt, schwarz, mit etwas grünem Scheine. Die Flügeldecken sind braunröthlich und haben deutlich punktirte Streifen; die Naht aber einen grünen Schein. Unten ist der Körper schwarzgrünlich-glänzend. Die Fühlhörner und Fußblätter sind rostfarbig. Man findet ihn selten in dem Kothe der Thiere.

Das Englische Scheitelhorn, Copris Verticicornis; Herbst Käfer II, 240, 147. Man muß diesen Käfer nicht mit dem Laichartingischen gleiches Namens, oder mit dem Nutans verwechseln. Er ist kleiner, als Nuchicornis. Auf dem Kopfe steht ein aufgerichtetes, sehr kurzes Horn. Der Brustschild ist gewölbt, graubraun, und hat vorne zwei und auf beiden Seiten einen schwarzen Punkt. Die Flügeldecken sind glatt, graubraun; die Füße blaß. Das Vaterland England.

Copris Vitulus; Fabr. sub nomine Vitulus et Camelus; Herbst Käf. II, 204, 122. tab. 14. fig. 9. Panzer im Naturforscher XXIV. p. 6. n. 7. tab. 1. fig. 7. fem. Der Käfer ist noch etwas größer als Vacca, aber durchaus schwarz. Der Kopfschild ist vorne etwas ausgeschnitten, aufgeworfen. Auf demselben stehen zwei stark erhöhete Querlinien; die vordere ist bogenförmig, die hintere viel höher, und ist bald gerade abgestutzt, bald ausgeschnitten, bald erheben sich die Seitenecken wie zwei Hörner in die Höhe, wie bei Vacca. Der Brustschild ist gewölbt, vorne zweimal

in dem Vorderrand ausgehöhlt, an diesem Vorderrande stehen vier zugespitzte Hügel oder stumpfe Hörner; zwei neben einander in der Mitte und zu beiden Seiten eines jenseits der Aushöhlung. Die Flügeldecken haben sieben schwache Furchen und an der Naht ist manchmal ein obsoleter grüner Schimmer. Er ist durchgängig obenher mit schwachen Schupfen bestreut. Man findet ihn in verschiedenen Gegenden Deutschlands.

Copris Alces. Dieser Käfer hat Gestalt und Größe mit dem Taurus gemein. Der Kopfschild ist rund, vollständig, hat in der Mitte eine überzwerche erhöhete, an beiden Enden etwas gehörnte Linie, welche aber keinen Rand erreicht. Der Brustschild ist gewölbt, vorne zweimal zurückgestumpft und mit zwei obsoleten Zähnen besetzt. Das Vaterland ist Ungarn. Schneider hält diesen Käfer mit Scriba's Copris Juveneus für einerlei.

Copris Hybneri. Auch dieser Käfer hat die Statur und Größe des Taurus. Der Kopfschild ist rund, vollständig, und hat hinten drei Höcker, davon der mittlere größer und fast gehörnt ist. Der Brustschild und die Flügeldecken sind glatt und schwarz, wie alles Uebrige. Das Vaterland ist Ungarn Diesen Käfer hält Schneider für den Copris gibbosus;*) allein der Fabricische Käfer soll die drei Höcker hinten, also am Nacken haben; der Scribaische Käfer hat aber die erhöhete, einem Höcker ähnliche und nicht getrennte Linie recht in der Mitte.

Copris Morbillosus Fabr., welcher viermal kleiner, als Copris sacer ist, wird in Deutschland angetroffen. Der Kopfschild ist rund, schwarz, mit vielen vertieften Punkten bestreut, und am Rande

*) Scriba, Beiträge 1, 33, 3. tab. 4. fig. 3.

mit Haarfranzen besetzt. Die Flügeldecken sind auch schwarz-gestreift und punktirt, die Füße schwarz. Die Vorderschienbeine haben drei Zähne, die hintersten Haarfranzen.

Copris Planicornis, Herbst Käf. II, 210, 126. Dieser Käfer ist dem Nuchicornis ähnlich, aber so klein, als der Ovatus. Der Kopfschild ist vorne ein wenig ausgeschnitten, aufgeworfen. Im Nacken erhebt sich eine kleine Lamelle, welche sich in eine kleine abgerundete Höhe endiget. Mitten auf dem Kopfschilde ist eine schwache, erhöhete gebogene Linie. Sonst ist der Schild noch punktirt. Der Brustschild ist gewölbt, punktirt und behaart, vorne nicht ausgehöhlt. Die Flügeldecken wie bei Nuchicornis, unten schwarz, mit etwas grünem Metallglanze. Im Dung der Thiere.

Copris Xiphias. Dieser Käfer hat die Gestalt des Nuchicornis, ist aber kleiner. Der Kopfschild ist rund, vollständig, schwarz und hat im Nacken einen aufgerichteten spitzen Dorn. Der Brustschild ist gewölbt, vorne etwas zugespitzt, schwarz, ungefleckt. Die Flügeldecken glatt, braungelb, schwarzgefleckt. Das Weibchen hat auf dem Kopfschilde zwei erhöhete Querlinien. Der ganze Unterschied zwischen ihm und dem Nuchicornis besteht nur darin, daß der Brustschild vorne etwas zugespitzt ist.

Der Büffelkäfer, Scarabaeus Bison Linn. Fabr. Herbst Käfer II., 224, 133. Man trifft diesen Käfer ohne Schildchen in den südlichen Theilen Frankreichs und in Spanien an; sein Körper ist schwarz und kleiner, als der Roßkäfer; der Kopf hat eine halbe Eyform, einen erhöheten Rand und eine gleichfalls erhöhete Binde, auf welcher zwei Hörner in einer Entfernung von einander stehen, welche eingekrümmt, mondförmig und länger, als der Kopf sind. Der Brustschild ist glatt, vorn-

her sehr abgeschnitten und geht an der obern Seite vorwärts in eine stumpfe Spitze aus, die so lang, als der Kopf ist. An der Stelle des Schildchen sieht man zwei eingedrückte Punkte auf dem Brustschilde. Die Flügeldecken haben Streifen und sind fast kürzer, als der Leib, der untenher mit rostfarbigen Härchen besetzt ist. Die Fühlhörner haben eine rostfarbige Keule. Das Weibchen unterscheidet sich nach Fabricius von dem Männchen durch einen kielförmigen erhöheten Rand an der Vorderseite des Brustschildes, und durch ein kleineres Kopfschild.

Der Breithals, Copris Laticollis, Scarabaeus Laticollis; Herbst Käf. II., 307, 198. Dieser Käfer ist unbewaffnet und hat kein Schildchen. Er kommt im südlichen Europa, auch in China vor, und gleichet sehr dem heiligen Käfer, wiewohl er um die Hälfte kleiner ist. Er hat eine schwarze Farbe; der Kopfschild hat sechs Zähne, aber nicht die geringste Spur von einem Horne. Die Augen liegen halb über, halb unter dem Schilde; der Brustschild ist fast tellerrund, sehr gewölbt, glatt, und breiter, als die Flügeldecken. Auf den Flügeldecken sieht man hinten Furchen.

Cüvier, und andere Naturforscher mit ihm, bringen die Mistkäfer in verschiedene Klassen. Zu den drei ersten Klassen rechnen sie 1) die eigentlichen Mistkäfer, Geotrupes Latraille; Fr. Les Stercoraires, wohin gehören: der Roßkäfer, Scarabaeus stercorarius; der Frühlings-Mistkäfer, Scarabaeus vernalis; der Lanzenkäfer, Scarabaeus Typhoeus etc. 2) Die Dungkäfer, Copris Geoffroy; Fr. Les Bousiers, wozu alle oben angeführte Käfer gehören würden. 3) Die Scharrkäfer, Geotrupes Fabr. sup.; Fr. Les Scarabées proprement dits, wozu die unten

folgenden gehören. Diese drei ersten Abtheilungen der Linnéischen Scarabäen machten sonst beim Fabricius nur eine Gattung aus. Linné warf außer diesen noch mehrere Käferarten zu denselben, welche weder Gestalt noch Sitten mit einander gemein haben. Scriba, dem ich bei der Eintheilung der Käfer hier, bei dem Artikel Scharrkäfer, gefolgt bin, wirft die Scharrkäfer des Cuviers mit den Mistkäfern zusammen und macht die Dungkäfer des zuletzt genannten Schriftsteller zu Scharrkäfern. Zu den Cüvierschen Scharrkäfern gehört:

Ausländer: Der Langarm, das Langbein, der langarmige Scharrkäfer, Scarabaeus longimanus. Jablonsky Käf. II. tab, 17, fig. 1. Dieser Käfer ist wegen seiner langen Vorderfüße sehr sonderbar, so daß auch manche versucht werden, ihn unter die Baum- oder Laubkäfer zu rechnen; allein die Kennzeichen des Mistkäfers überwiegen jene. Sein Körper gehört mit unter die größten. Der Körper ist zurückgestumpft und unbewaffnet. Die Fühlhörner kurz, das erste und letzte Glied hornig, rostfarbig. Der Brustschild hat eine Pechfarbe, ist stark zusammengedrückt, am Rande gekerbt, und auf beiden Seiten an der Wurzel eingedrückt. Die Flügeldecken sind glatt, an dem Ende mit einer Spitze; der Leib rostfarbig, stumpf, unten mit ziegelfarbigen Haaren. Die Schienbeine sind an den Seiten und an den Enden dornig. Die Vorderschenkel sind so lang, als der halbe Körper des Thieres; die erste Hälfte ist vorwärts, die andere rückwärts gekrümmt, wo beide Krümmungen in der Mitte zusammenstoßen, steht vorwärts ein starker Zahn. Die Vorderschienbeine haben ganz die Länge des Körpers, wie bei dem Cerambyx longimanus, sind glatt, eingebogen, unbewaffnet. An allen Füßen befinden sich fünf gliedrichte Fußblätter. Die

vier ersten sind von gleicher Größe, das letzte ist länger, und hat zwei Klauen, davon jede Klaue in zwei Theile wieder getheilt ist, so daß der Fuß vierklauig zu seyn scheint. Das Vaterland ist Amerika. Man muthmaßet, daß ihm seine langen Vorderfüße dazu dienen, einen Baum befestigen zu können.

Der zweiästige Scharrkäfer, der braunrothe Indianische Käfer mit gespaltenen Hörnern, das Doppelhorn, Scarabaeus Dichotomus; Herbst Käf. I, p. 237. Er ist nach Einigen schwarz, nach Andern kastanienbraun. Das Horn des Kopfes ist sehr lang, mehr eckig, als rund, oben breiter und in zwei Theile getheilt, davon wieder jeder Theil in zwei Spitzen ausgeht. Der Brustschild hat auch ein kleines Horn, das sich oben in zwei Spitzen theilt. Das Vaterland ist Indien.

Der Herkuleskäfer, das große fliegende Einhorn, Scarabaeus Hercules. Jablonsky Ins. I, t. 30, f. 1 mas., f. 2 fem. Einer der größten Käfer mit einem Schildchen und gehörntem Brustschilde, welcher nach Fabricius manchmal mit pechfarbigen und manchmal mit graugünlichen, schwarzpunktirten Flügeldecken vorkommt. Nach Linné ist er so groß, wie ein kleiner Vogel; Seine Farbe ist schwarz; die Flügeldecken allein sind graugrünlich, oval, gewölbt, glatt, mit braunschwarzen, obsoleten Punkten unordentlich besetzt, und an den Spitzen abhängig. Der Brustschild ist schwarz, glatt, und geht vorne in ein Horn aus, welches länger, als der ganze Körper, pfriemenförmig, eingekrümmt, glatt, unten nach der Länge graugelb gebärtet, an der Spitze ausgeschnitten ist, und in der Mitte auf beiden Seiten einen stumpfen nickenden Zahn hat. Der Kopf erhebt sich in ein zusammengedrücktes, zugespitztes Horn, welches auf der obern

Seite drei oder vier Zähne hat, übrigens aber glatt und kürzer, als der Brustschild ist. Das Maul ist haarig, die Augen ziegelfarbig, die Fühlhörner haben fast sieben runde Glieder. Das erste ist oval und länger, das letzte größer, oval und gespalten; das Schildchen ist klein, dreieckig; die Schenkel sind glatt; die Schienbeine sind an den Spitzen breit, mit vier Dornen besetzt; das erste Paar hat noch einen einzigen Seitendorn; die übrigen haben mehrere Dornen. Das Weibchen ist unbewaffnet, ohne Kopf- und Brustschildhorn. Man findet ihn in Brasilien, Martinique und Guinea.

Scarabaeus Alcides Fabr. Nach Fabricius ist dieser Käfer mit dem Herkuleskäfer sehr nahe verwandt und vielleicht nur eine Abart von demselben, nur ist er doppelt kleiner, als dieser. Sein Kopfhorn ist zurückgekrümmt und unbewaffnet. Der Brustschildhorn eingekrümmt, unten bärtig, und der Zahn an demselben steht näher gegen die Wurzel. Die Spitze ist nicht ausgerändet. Das Vaterland Ostindien.

Scarabaeus Bimucronatis. Dieser Käfer, welcher Amboina zum Vaterlande hat, hat die Größe eines Scarabaeus nasicornis. Er ist niedergedrückt und von der Gestalt des vorhergehenden. Der Kopfschild ist gerändet. Die an diesen Käfern gewöhnlichen Seitenlamellen ziehen über die großen gelben Augen und theilen sie in zwei Theile. Die Ober- und Unterlippe hat rostfarbige Haare, wie Pinsel, und das erste Glied der Fühlhörner ist auch haarig. Der Brustschild ist oben gewölbt und von eingedrückten Punkten narbicht; der Rand geht auf beiden Seiten in eine Spitze nach hinten aus; vor dieser Spitze ist er sägezähnig; hinter derselben aber ausgeschnitten, und die Hinterwinkel sind sehr spitz. Unten ist der Brustschild mit rostfarbigen Haaren

besetzt und zwar am dichtesten gegen den Rand, so daß die Haare, welche am Rande hervorragen, an dem Käfer eine rostgelbe Einfassung bilden. Die Brust zwischen den Füßen ist eben so haarig. Die Flügeldecken sind glatt, plan-erhaben, gerändet, vollständig aber wie Leder obsolet narbicht und bedecken nicht ganz die Spitze des Leibes. Die Füße sind groß und stark; die Vorderfüße aber größer; die Schenkel desselben haben in der Mitte einen sehr spitzen Zahn. Die Schienbeine sind gekrümmt, dreieckig, auf der inneren Seite mit rostfarbigen Haaren besetzt, am äußeren Winkel gezähnt, die drei letzten Zähne sind größer und stehen von einander entfernt; der obere Winkel ist aber mit einem einzigen längeren Dorn bewaffnet. Diese Schienbeine sind viel länger, als an den übrigen Füßen, welche sonst sehr stark und ein wenig haarig sind. Die Farbe dieses Käfers ist pechbraun. Die Flügeldecken und Füße sehen aber ziegelpurpurfarbig aus.

Der Apell, Scarabaeus Apelles Fabr. Dieser Käfer ist klein, der Kopfschild abgerundet, vollständig, mit erhöheten Nähten und einem in der Mitte stehenden kurzen Horne. Die Farbe ist graubraun, und vor dem Rande gelb. Der Brustschild ist ungleich, graubraun, der Rand und vorne zwei Punkte sind gelb. Die Flügeldecken sind auch graubraun und von erhabenen Linien gestreift; in diesen Linien stehen länglichte erhabene, schwarze Punkte. Die Füße sind gelb, schwarz gefleckt; die Vorderschienbeine eingekrümmt, ohne Fußblätter. Das Vaterland der Kap.

Der Einhornzwerg, Scarabaeus Tityus Fabr. Degeer Ins. IV. t. 18, f. 10. Die Größe dieses ausländischen Käfers, welcher viel Aehnlichkeit mit dem Herkules hat, mit einem gehörnten Brustschilde, gleicht dem Europäischen Nas-

Hornkäfer. Der Kopf hat ein zugespitztes, etwas zurückgekrümmtes, ungezahntes Horn, das länger, als der Kopf ist. Vorn, in der Mitte des Brustschildes befindet sich ein fast gleich langes vorwärts gestrecktes, unter sich gekrümmtes zugespitztes schwarzes Horn, und an jeder Seite desselben, noch ein kleineres an eben diesem Brustschilde. Degeer giebt die Farbe des Kopfes und das Vordertheil des Brustschildes zwischen den Hörnern schwarz an; das übrige ist grau oder olivenfarbig, mit einem schwarzen Rande und Punkt auf jeder Seite des Außenrandes. Die Flügeldecken haben die Farbe des Brustschildes, sind mit einer schwarzen Linie eingefaßt und mit schwarzen, runden, ungleichen Flecken bestreut. Der Bauch ist Kastanienbraun.

Der Indianische Keulenträger, der Schlüsselträger, der Schaufelträger, Scarabaeus Claviger Linn. Fabr. Drury Ins. III. tab. 48, f. 3. Dieser Käfer hat die Größe des vorigen und ist fuchsroth. Der Kopf ist schwarz, mit einem pfriemenförmigen, spitzen, einfachen, in die Höhe stehenden zurückgekrümmten Horne, welches fast so lang, als der Brustschild ist. Der Brustschild hat ein stärkeres Horn, welches am Ende breiter ist und in drei Spitzen ausgeht. Das Vaterland ist Indien.

Scarabaeus Hastatus Jabl. Käf. I, 241, n. 11. Dieser Käfer ist von mittlerer Größe; der Kopfschild zurückgeschlagen, gezähnt, und hat ein großes, in einen Bogen gekrümmtes, spitzes, unbewaffnetes Horn. Der Brustschild ist punktirt, hat in der Mitte ein kurzes, niedergebogenes Horn, das oben glatt, unten gewölbt und haarig, an der Spitze aber dreilappig ist. Die Flügeldecken sind punktirt und haben einen einzigen Streif an der Naht.

Seine Farbe ist schwarz; die Flügeldecken und Schenkel ziegelfarbig. Das Vaterland Amerika.

Der Erdkäfer mit zwei Hörnern auf dem Brustschilde, der Amerikaner Scarabaeus bicornis. Er hat die Größe des Scarabaeus nasicornis. Der Kopf ist schwarz, mit einem etwas zurückgebogenen Horne, von der Länge des Brustschildes und mit zwei breitgedrückten Hörnern bewaffnet. Das Schildchen und die Flügeldecken sind roth. Die Füße schwarz und stark gezähnt. Das Vaterland Amerika.

Das rothe Indianische Kurzhorn, Scarabaeus Aegeon. Jablonsky Käfer I, tab. 1, fig. 4. Drury Ins. II, tab. 30, fig. 3. Er hat die Größe eines größeren Scarabaeus nasicornis. Der Kopf ist schwarz und vorne ausgerandet; auf demselben steht ein zurückgekrümmtes, pfriemenförmiges Horn. Der Brustschild ist enger, als die Flügeldecken, rostfarbig und hat auf beiden Seiten einen schwarzen Flecken; auch ist der Rand schmal, schwarz eingefaßt. Auf dem Brustschilde befindet sich ein kleines eingekrümmtes Horn, welches unten ausgehöhlt und bärtig ist. Die Flügeldecken sind rostfarbig; das Schildchen, Naht und Rand aber schwarz. Das Vaterland ist Indien.

Der Gabelträger, Scarabaeus Oromedon, Scarabaeus furciger. Jablonsky Käf. I, tab. 2, fig. 2. Dieser Käfer hat die Größe eines größeren Scarabaeus nasicornis, ist ganz braun und glatt; der Kopfschild gezähnelt. Das Kopfhorn krümmt sich vorwärts in die Höhe, ist an der Spitze getheilt und hat in der Mitte auf der Oberseite einen Zahn. Der Brustschild verlängert sich vorwärts in ein kürzeres, etwas abwärts gekrümmtes Horn, welches an der Spitze ausgerandet ist. Alle Füße sind gezähnt. Die Vorderschien-

beine haben drei stärkere Zähne. Das Vaterland ist das des vorigen.

Das Indianische Nashorn oder der Indianische Nashornkäfer, Scarabaeus Rhinoceros Linn. Fabr. Voet. Käf. tab. 19, fig. 123. Röf. Inf. II, tab. A, fig. 7. Jablonsky Käf. II, tab. 9, fig. 5, 6. Er ist sehr nahe mit dem Scarabaeus Nasicornis verwandt, jedoch immer größer, als derselbe. Die Lippe ist unten bärtig, vorne aber ausgeschnitten, zweispaltig. Das Kopfhorn ist pfriemenförmig, kürzer, als der Brustschild, an der Wurzel ein wenig nieder- nicht aber zusammengedrückt. Der Brustschild ist zurückgestumpft, auf der Spitze obsolet zweizähnig; an den Seiten auch etwas zurückgestumpft, glatt, aber nicht glänzend. Die Flügeldecken sind länglicht, schwarz, mit ausgehöhlten Punkten bestreut. Der Körper ist ganz schwarz, und ist unten mit rostfarbigen Haaren bekleidet.

Europäer. Scarabaeus Oblongus, Scarabaeus Capitatus, Herbst Käfer, tab. 18, fig. 2 u. Archiv IV, T. 20. Von Moll Naturhistorische Beschreibung I, 70. Scriba's Beiträge zu der Insekten Geschichte I, p. 36, n. 6. Er hat die Größe des Scarabaeus Fossor, von dem er sich aber bei dem ersten Anblick dadurch unterscheidet, daß er flacher und schmäler ist. Der Kopfschild ist breit, vorne abgerundet und geht auf beiden Seiten vor den Augen in ein scharfes Eck aus. Ringsherum hat er einen aufgeworfenen bräunlichten Rand; sonst ist er schwarz, glatt, glänzend, scheint sich aber in der Mitte verloren zu erhöhen. Um den Rand hat er eingestochene obsolete Punkte. Der Brustschild ist glatt, etwas breiter, als der Kopfschild, schwarz, glänzend, gerändet, röthlichbraun oder schwarzbraun

und werden von neun fein punktirten Streifen durchzogen. Das Schildchen ist klein und schwarz. Die Fühlspitzen, Fühlhörner, Füße und der Hinterleib haben meistens eine glänzende rothbraune Farbe, welche manchmal heller, manchmal dunkler ist. Die Vorderschienbeine haben drei Zähne.

Der Europäische gefurchte Pflanzenkäfer, Scarabaeus Asper Fabr. Herbst Käf. II, 278, 170, tab. 18, fig. 14. Archiv IV, tab. 19, fig. 10. a. b. In der Größe und Gestalt gleicht dieser Käfer dem Scarabaeus Porcatus. Der Kopfschild ist schwarz, vorne ausgeschnitten, rostfarbig, in der Mitte oben in die Quere gerippt. Der Brustschild ist schwarz, vorne rostfarbig eingefaßt, hinten vor dem Schildchen eine Kerbe. Die Oberfläche ist mit vier erhöheten Querlinien durchzogen. Das Schildchen klein. Die Flügeldecken sind schwarz, umschließen die Seiten des Leibes und haben neun tiefe Furchen. Bei frischen Exemplaren ist die Naht roth. Die Füße sind rothbraun. Man findet ihn im Frühling um die Dunghaufen, auch auf der Erde im Sande.

Der Kehrigkäfer, Scarabaeus Quisquilius Linn. Herbst Käf. II, 279, 171. tab. 18, fig. 15; Archiv IV, tab. 19, fig. 8. Dieser Käfer ist der kleinste unter allen bekannten Käfern. Der Kopfschild ist rund, schwarz und glatt. Die Kolbe der Fühlhörner steht auf einem etwas längern Stiel, als es bei den Scarabäen gewöhnlich ist und nahet sich den Dermestern. Der Brustschild ist glatt, glänzend-schwarz, der erhöhete Seitenrand aber gelb. Das Schildchen ist schwärzlicht, klein, liegt tief; daher muthmaßet Herbst, man habe ihn als einen Käfer ohne Schildchen angesehen. Die Flügeldecken sind gelbbraun, glatt, und jede hat neun Reihen feiner Punkte. Der Leib ist schwarz, die Füße braun. Das Vaterland Deutschland. Ein Mehreres über

die Scharrkäfer, s. unter Käfer, im Supplement.

Scharrmaus, s. unter Maus, Th. 86, S. 141.

Scharsche, s. Serge.

Scharstock, im Schiffbaue, Hölzer, welche auf einigen Flußschiffen zur Befestigung des Mastes dienen, denselben einschließen und nach dessen Rundung ausgeschnitten sind. Ihr Abstand von einander ist 10 Zoll, und sie selbst sind 10 Zoll breit, 6 Zoll dick; sie werden mit zwei starken hölzernen Nägeln auf jeder Duchte angenagelt.

Scharte *), ein vermittelst des verstärkenden t von 1 Schar und dem daselbst zum Grunde liegenden Zeitworte scharen abstammendes Wort, welches daher auch aller dort bemerkten Bedeutungen fähig ist. Im Hochdeutschen kommen davon noch folgende vor. 1) Mit dem Begriff des hohlen Raumes, eines Gefäßes, ist die Scharte oder Schart, in einigen Gegenden, selbst Obersachsens, ein großer runder kupferner Tiegel auf Füßen, mit einer kupfernen einschließenden Decke, welche oben mit glühenden Kohlen belegt wird, Pasteten darin zu backen oder andere Speisen darin zuzurichten. In einem von dem Frisch angeführten alten Vocabulair von 1482 ist Schart eine jede Pfanne. — 2) Mit dem Begriff des Schneidens, Brechens, Theilens ꝛc., der sich auf eine unmittelbare Onomatopöie gründet, ist die Scharte; (1) Ein abgebrochenes, abgeschnittenes, abgesprungenes Stück, ein Span, Splitter,

*) Man spricht im Hochdeutschen das a in diesem Worte ziemlich gedehnt aus; andere Mundarten brechen es kurz ab; wenn aber Scharte die Lücke in einer Schneide bedeutet, soll es nach Heynaz lang, und wenn es der Einschnitt in einer Brustwehr ist, kurz ausgesprochen werden; allein Adelung sagt, daß diese Regel sehr willkührlich sei.

ein Stück; eine noch in den gemeinen Sprecharten, sowohl Ober- als Niederdeutschlands gangbare, im Hochdeutschen aber unbekannte Bedeutung. So braucht Jeroschin Schart für einen Span, s. auch Heftscharte, Th. 22, S. 705. Im Niedersächsischen ist Schaard in engerer Bedeutung ein Stück eines zerbrochenen Topfes, eine Scherbe, Angels. Sceard, Engl. Shard. (2) Ein Einschnitt, eine durch Schneiden, Reißen, Brechen ꝛc. verursachte Oeffnung. Bei dem Strycker kommt schart für verwundet vor. Im Engl. ist Sheard, Shard. eine Narbe, Fr. Escarre. In den alemannischen Gesetzen bedeutet Lidiscarti die Verstümmelung eines Gliedes, und Orscarti, die Verletzung des Ohrs. Das Schwed. skaerda bedeutet gleichfalls verletzen, das Isländ. skord, vermindern, und unser kurz ist nur durch den Mangel des Zischlautes davon verschieden. Es kommt hier noch in folgenden Fällen vor:

a) In dem zusammengesetzten Hasenscharte bedeutet es eine angeborne Spalte in der Lippe, dergleichen die Hasen haben, s. Hasenschart, Th. 22, S. 189. — b) An scharfen schneidenden Werkzeugen ist die Scharte eine fehlerhafte Oeffnung an der Schärfe, welche durch ein ausgesprungenes Stück verursacht worden. Nieders. Schaard, Isländ. Skard, Engl. Shord. Das Messer hat Scharten, bekommt Scharten. Eine Scharte auswetzen, sowohl eigentlich, als auch figürlich, einen Fehler wieder gut machen, einen Schaden ersetzen. Du hast sein scharfes Schwert mit Scharten stumpf gemacht. Opitz. — c) Ein Einschnitt in die Oberfläche der Mauern oder Brustwehren, dadurch zu schießen, ist unter dem Namen einer Schießscharte bekannt. Schwed. Skard, Fr. Escarre. In den Niederdeutschen Marschländern wird auch die in die Oberfläche eines Deiches oder

Dammes eingeschnittene Durchfahrt eine Scharte genannt. Ohne Zischlaut ist im Niedersächsischen Kart, eine Kerbe. — d) Bei dem Böttcher ist Scharte haben, ein Ausdruck desselben, wenn er den ganzen Durchmesser eines Bottichbodens bestimmen will. Wenn z. B. der ganze Bottich im Boden so und so viel Fuß im Durchmesser hat, so sagt dieser Handwerker: der Bottich hat so und so viel Fuß auf den Schart, nämlich es ist derselbe von einer äußeren Kante des einen Schartstückes bis zu der andern Kante des andern Schartstückes so und so lang. — e) Eine Pflanze, mit verwachsenen Staubbeuteln und lauter fruchtbaren Zwittern, wird wegen ihrer zackigten gekerbten Blättern sowohl Scharte, als Schartenkraut, und mit einem andern Suffixo Scharley genannt; s. weiter unten.

Scharte, Schartenkraut, Serratula Linn., eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der neunzehnten Klasse (Syngenesia Polygamia Aequalis) des Linnéischen Pflanzensystems gehört und folgenden Charakter hat: der Kelch ist cylindrisch, dachziegelförmig unbewehrt; der Fruchtboden ist mit Spreublättchen besetzt oder zottig; der Haarkamm gefiedert oder gezähnt.

1) Die Alpenscharte, Serratula alpina, calycibus subhirsutis ovatis, foliis indivisis. Linn. Spec. plant. Tom II, p. 1145. Serratula foliis petiolatis; radicalibus ovato-oblongis dentatis; caulinis integerrimis. Fl. Suec. 661, 714. Serratula foliis ovato-lanceolatis; radicalibus serratis, caule thyrsifloro. Fl. lapp. 291. Hort. ups. 391. Cirsium inerme, foliis ex ovato lanceolatis denticulatis infra lanugine candidis. Gmel. Sib. 2. p. 67, t. 26. Carduo-Cirsium minus Britan-

nium, floribus ungestis. Pluk. alm. 83, t. 154, f. 3. Engl. Mountain Saw-Wort. Mit einem aufrechten, ungefähr 1 Fuß hohen Stängel, blauen, wohlriechenden, fast kelchenartig geordneten Endblumen, deren Kelche eyförmig und fast zottig sind. Die Wurzelblätter sind eylanzettförmig, gezähnt; die Blätter des Stängels ganzrandig. Sie wächst auf den Alpen in der Schweitz, Lappland, Sibirien und Schottland, und blüht im August.

2) Bittere Scharte, Serratula amara, foliis lanceolatis, squamis calycinis apice scariosis obtusis patulis coloratis, floribus terminalibus. Cirsium inerme, foliis scabris; inferioribus ex sinuato dentatis, squamis calycum sub rotundis membranaceis. Gmel. sib. 2. p. 72, t. 29. Die Blätter sind lanzettförmig, am Rande scharf, die unteren an der Basis gezähnt, die obere hingegen ganzrandig und herablaufend. Die Endblumen sind doldentraubenartig. Der Wuchs und Anstand ist wie bei der vorhergehenden Art. Der Stängel ist eckig, mit aufrechten, einfachen Zweigen, welche an der Spitze oft drei Blumenköpfchen tragen. Sie wächst in Sibirien und perennirt in unsern Gärten im Freien.

3) Die Ackerscharte, Haberdistel, Felddistel, Serratula arvensis, foliis dentatis spinosis. Fl. suec. 662; 715. Carduus radice repente, foliis lanceolatis dentatis margine aculeatis. Fl. lapp. 293. Roy. lugd. 133. Carduus vinearum repens, sonchi folio. Bauh. pin. 387, prod. 156. Carduus in avena proveniens. Bauh. pin. 377. Ceanothus Theophrasti. Col. ecphr. 1. p. 45, f. 45. Carduus serratuloides Neck. Gallob. Engl. Corn saw-

wort. Der Stängel dieser Pflanze ist aufrecht eckig, nach Verschiedenheit des Standortes 2 — 5 Fuß hoch und rispenartig in Zweige getheilt; er trägt abwechselnde, lanzettförmige, halbgefiederte, gezahnte, am Rande wellenförmig erhabene, dornige, übrigens unbehaarte Blätter, welche den Stängel umfassen und fast an demselben herablaufen; und aufrechte, purpurrothe, kurzgestielte, fast gebüschelte Blumen, mit eingedrückten, beinahe unbehaarten Kelchschuppen; der Fruchtboden ist mit Spreublättchen besetzt. Die Haarkrone ist gefiedert. Diese Pflanze wächst in Europa, besonders in Deutschland, häufig auf Aeckern, blüht vom July bis August, und wird mit Recht zu den lästigen Unkräutern der Felder gezählt. Die jungen Pflanzen liefern dem Rindviehe, den Schafen und Gänsen ꝛc. ein angenehmes Futter und die gefiederten Samenkronen können, mit Wolle oder Haare vermischt, verarbeitet werden.

4) Flockenblumenartige Scharte, Serratula Centauroides, foliis pinnatifidis acutis glabris inermibus, squamis calycinis mucronatis; interioribus membranaceis. Linn. Spec. plant. Tom. II. p. 1148. Carduus caule ramoso, foliis pinnatifidis; foliolis dentatis, squamis ex lanceolato spinosis. Gmel. sib. 2. p. 44. t. 17. Jacea serpens. Janon. hist. Der Stängel dieser Pflanze ist ästig, ungefähr 1 Fuß hoch und mit abwechselnden steifen, oft einblumigen Zweigen versehen. Die Blätter sind halb gefiedert, unbehaart, geadert; die Einschnitte oder Zähne lanzettförmig. Die Blumen purpurroh, die Griffel doppelt länger, als die Blümchen. Die Kelche rund, länglich; die Schuppen dachziegelförmig gelagert, stechend; die innern

rauschend. Sie findet sich in Sibirien und gleicht in Ansehung ihrer Gestalt der bisamduftenden Flockenblume, Centaurea Moschata.

5) Färberscharte, Färberdistel, Färberschartenkraut, Färberblume, Serratula tinctoria, foliis lyrato-pinnatifidis; pinna terminali maxima, floseulis conformibus. Hort cliff. p. 391. Hort. ups. 249. Serratula, Bauh. pin. 235. Dod. pempt. 34. Carduus tinctorius Bernh. Engl. Common saw-wort. Aus der ästigen, faserigen Wurzel dieser Pflanze erheben sich ein oder mehrere aufrechte, 1 — 2 auch 3 Fuß hohe Stängel, die sich oben in Äeste abtheilten und mit aufrechten, meistens rothen Blumenköpfchen gekrönt sind. Die Kelchblätter liegen an. Die Blätter sind leyerförmig gefiedert und die obersten Lappen sind die größten, die untersten sind getheilt. Die obern sitzen am Stängel fest. Man findet diese Pflanze in Deutschland in Wäldern und auf etwas feuchten Wiesen. Sie blüht vom July in August. Wegen ihrer gelbfärbenden Eigenschaft wird sie auch besonders auf Feldern in einigen Gegenden gebauet. Wenn man sie zu diesem Zwecke auf dazu schicklichen Plätzen ziehen will, so kann die Anpflanzung sowohl durch Samen, als durch die Zertheilung der Wurzeln geschehen. Man kann den im Herbste eingesammelten Samen, so bald er reif ist, oder auch zeitig geworden, im Frühjahre in einem tief gegrabenen Beete aussäen und hernach die jungen Pflänzchen da, wo sie zu dick stehen, ausziehen und auf andere dazu bestimmte Beete, $1\frac{1}{2}$ Fuß weit von einander entfernt, einpflanzen. Die Anpflanzung durch die Wurzeln kann im September oder October geschehen; dann hebt man die alten Pflanzen aus, zertheilt die Wurzel und pflanzt die Sprößlinge in gehöriger Entfernung in ein gut gegrabenes Beet.

In ihrer Wildniß lieben sie einen lehmigen, fetten Boden und eine etwas schattige Lage.

Die Scharte giebt eine grüngelbe Farbe. Die Zusätze zum Sud sind Alaun und Weinstein; genaue Versuche zeigen, daß die Farbe ohne Weinstein besseren Glanz erhält, aber weniger beständig ist. Bearbeitet man diese färbende Materie mit Steinsalz oder Kalk, so verliert sie meistens ihr Grün und geht ins Gelbe über oder erhält eine gelbe Farbe, gleich dem Wau. Wenn man die Scharte auf diese Art, als eine nicht so kostbare Farbematerie als der Wau nutzt, so werden sich Färbereien dabei nicht übel stehen; besonders wenn es an Wau fehlt, oder derselbe nicht gehörig reif wird, welches besonders in Nordischen Gegenden häufig geschieht. Außerdem giebt die Scharte zu allen grünen Farben den besten und festesten Grund. Man thut auf ein Pfund Garn in drei Maaß Wasser zwei Hände voll Weitzenkleie und sechs Loth Alaun, und läßt darin die Waare eine halbe Stunde sieden; dann nimmt man sie heraus, theilt sie ab, läßt sie halb trocken werden und von neuem in einem Farbesud sieden, der aus vier Maaß Wasser, einem Pfunde Scharte, einem Loth Kalk und 2 Loth Potasche besteht, so ist das Gelbe fertig; wenn es nun durch die Blauküpe gezogen wird, so giebt es eine schöne grüne Farbe. Will man mit Scharte hochgelb färben, oder diese Farbe zum Grunde einer grünen gebrauchen, so läßt man den Kalk weg und siedet die Waare vorher dergestalt an, daß man zu einem Pfunde Garn zwei Loth Weinstein, vier Loth Alaun und zwei große Hände voll Weitzenkleie nimmt, und damit die Waare in vier Maaß Wasser eine halbe Stunde gesotten. Nachher wird sie herausgenommen, ein wenig abgespült und getrocknet. Hierauf wird ein Farbesud aus einem Pfunde

Scharte und drei Loth Potasche in vier Kannen Wasser angesetzt und darin die Waare eine halbe Stunde hin und her gezogen, indem der Farbesud gelinde kocht. Wenn man Leinwand färbt, so wird dieselbe von den Färbern, ohne sie vorher anzusieden, sogleich mit einem Pfunde Scharte und vier Loth Potasche gefärbt. Die Farbe bekommt hierdurch zwar ein schönes Ansehen, sie geht aber in der nächsten Wäsche wieder aus. Um eine dauerhafte Farbe zu erhalten, thun Einige in den vorhererwähnten Farbesud ein Quentchen in Essig aufgelöseten Grünspan, weil aber dessen Säure das Laugensalz, so hierbei gebraucht wird, nicht vollkommen sättiget, so zeigt die Absudsprobe, daß dieses Verfahren nicht zuverläßig ist. Eine beständigere Farbe erhält man, wenn man ein Pfund leinen Garn in zwei Maaß Wasser absiedet, worin 8 Loth Alaun aufgelöset worden. Nach zwölf Stunden nimmt man es heraus, trocknet es, ohne es abzuspülen, und färbt es nachher in einem Farbesude, wo in vier Maaß Wasser ein Pfund Scharte und drei Loth Potasche zusammengesotten worden. Setzt man Salmiak zu der Scharte, so wird die Farbe blaßgelb, mit Weinsteinöl und andern feuerfesten Gewächs-Laugensalzen fällt sie ins Orange; von mineralischen Laugensalzen oder Natrum, verliert sie meist ihr Grünes. Um Baumwollen- oder Leinenzeug mit Scharte gelb zu färben, darf man auch nur 1 Pfund Zeug vier und zwanzig Stunden lang in eine lauwarme Beitze aus 8 Loth Alaun und 2 Loth Zinnauflösung legen und es nachher, nicht gespült, sondern trocken in einem Bade von Scharte bei einer Temperatur von 70 Graden färben. Die Versuche, welche Pörner mit der Scharte in Hinsicht ihres färbenden Pigmentes angestellt hat, übergehe ich hier, weil sie mit denen der andern gelbfärbenden Kräuter z. B. des Waus,

s. unter Reseda, Th. 123, S. 3 u. f., der Gelbwurz, s. Th. 16, S. 789 u. f. ꝛc. übereinkommen.

In der Medizin ist die Scharte ehemals auch gebraucht worden, um die Wunden bei offenen Schäden zu schließen; auch bei Quetschungen, das geronnene Blut zu zertheilen und es wieder in den Kreislauf zu bringen. Man nahm zu diesem Endzweck eine halbe Hand voll Blätter, auf die man einige Pfunde weißen Wein goß und es mehrere Stunden stehen ließ. Eine Drachme vom Pulver der Wurzel in einem Glase Wein getrunken, soll dieselbe Wirkung thun. Die ganze Pflanze in Wein gekocht und die Geschwüre damit gewaschen, reiniget dieselben und schließt sie bald zu. Legt man dieses Kraut gestoßen auf die schmerzhafte goldene Ader, so soll es die Schmerzen lindern. Nach Matthiolus soll man sich desselben auf eben die Art gegen die Darmbrüche bedienen. —

Was den Handel mit diesem Artikel anbetrifft, so kommt die meiste Scharte von der Gegend um Sangershausen, Pegau, Borna, Rötha, Merseburg, Schkeuditz und Leipzig; ingleichen erhält man auch dieselbe an der Unstrut bei Artern. Man handelt sie bei Centnern und Fudern und verfährt sie in auswärtige Länder für die Tuch- und Gewandfärber.

6) Gekrönte Scharte, Serratula coronata, foliis lyrato-pinnatifidis; pinna terminali maxima, flosculis radii femineis longioribus Linn. Spec. plant. Tom. II, p. 1144. Carduus inermis, foliis glabris pinnatis; lacinia extima maxima, capitulis squalidis. Gmel. sibir. 2. p. 49. t. 20. Serratula praealta centauroides montana. Bocc. Mus. 2. p. 45, t. 37. Engl. Crown saw-wort. Diese in Italien und Sibirien wild-

wachsende Pflanze, gleicht der Färberscharte, Serratula tinctoria L., ist aber größer. Der Stängel ist gefurcht, 3 — 5 Fuß, auch darüber, hoch; die Blätter sind sägezähnig, ungepaart gefiedert, fast fünfpaarig; die Blättchen ineinander fließend, die Blumenstiele einblümig, und die gestrahlten Blumen blaßroth. Die Strahlenblümchen sind größer, als die röhrigen Blümchen auf der Scheibe. Sie perennirt in Deutschlands Gärten im Freien.

7) Schmalblättrige Scharte, Serratula angustifolia Willd. Cirsium inerme, foliis linearibus utrinque viridibus, calycibus hirsutis. Gmel. sib. 2. p. 78. t. 33. Engl. Narrow-leav'd saw-wort. Diese Pflanze hat gleich breite, ganzrandige, behaarte Blätter, doldentraubenartige Endblumen und rauchhaarige Kelche. Das Vaterland ist das östliche Sibirien.

8) Zweifarbige Scharte, Serratula discolor. Willd. Serratula alpina ylapatifolia. Linn. Spec. plant. Tom. II, p. 1145. Cirsium polyanthemum, molli hastato folio. Moris. hist. 3, p. 148. s. 7. t. 29, f. 1, t. 22. Cirsium foliis triangularibus lunate dentatis. Hall. helv. p. 683. Carduus mollis, lapathi foliis. Bauh. pin. p. 377. Carduus mollior. 2. Clus. Hist. 2. p. 151. Caealia tomentosa Scheuchz. it. alp. t. 18, f. 1. Diese Art, welche von Linné als eine Abänderung von Serratula alpina aufgeführt worden, wird von den neueren Botanikern durch die Gestalt der Blätter unterschieden, welche auf der Unterfläche mit schneeweißem Filze bekleidet sind. Die Wurzelblätter sind eyrund, fast herzförmig; die Stängelblätter eylanzettförmig und die Endblumen fast doldenartig. Sie

wächst auf Alpen in der Schweitz, Frankreich, Oesterreich und Sibirien, und blüht im July.

9) Vielblümige Scharte, Serratula multiflora, foliis lanceolatis, subtus villosis subdecurrentibus integerrimis, caule corymboso, calycibus cylindricis. Serratula elatior, floribus umbellatis parvis. Gerb. tan. 294. Cirsium inerme, caulibus adscendentibus, foliis linearibus infra cinereis. Gmel. sib. 2. p. 71. Der Stängel dieser Pflanze ist eckig und nach oben doldentraubenartig getheilt; er trägt lanzettförmige, unten zottige, fast herablaufende, ganzrandige Blätter, welche auf der Unterfläche mit weichen Haaren bekleidet sind, und kleine Blumen, mit cylindrischen Kelchen, deren Schuppen gespitzt, purpurröthlich und glatt sind. Sie wächst in Sibirien und gleicht der weidenblättrigen Scharte, Serratula Salicifolia, ist aber durch lanzettförmige, an der Basis ein wenig herablaufende Blätter und durch gefüllte Kelche unterschieden. Sie perennirt in unsern Gärten im Freien.

10) Gefranzte Scharte, Serratula ciliata. Vahl. Symb. I, p. 67. Der Stiel dieser Pflanze ist aufrecht, krautartig gestreift, ästig, unten nackt, oben weißgrau. Die Blätter sind ungestielt, lanzettförmig, ungetheilt, am Rande mit feinen Dornen gefranzt, 1 — 2 Zoll lang, zottig, auf der Unterfläche mit weißgrauem Filze bekleidet. Die Blumenkapsel von der Größe einer Haselnuß, die Kelchschuppen unbehaart, die äußeren eyförmig, an der Spitze kielförmig, stehend, die inneren lanzettförmig. Die Samenkrone ist fiederförmig. Das Vaterland Aegypten.

11) Caspische Scharte, Serratula Caspica. Pallas it. 2. app. n. 121. t. 2.

Diese Pflanze hat lanzettförmige, ganzrandige, stumpfe, fast fleischige, unbehaarte Blätter und einen doldentraubigen Stängel. Die Samenkrone ist haarförmig, gefranzt, und der Fruchtboden zottig. Sie wächst am Caspischen Meere.

12) Niedrige Scharte, Serratula humilis Desfont. Fl. atl. 2. p. 244. t. 220. Der Stängel dieser Pflanze ist filzig, 2 — 3 Zoll hoch, aufwärts steigend, einblümig. Die Blätter sind gestielt, tief siederförmig eingeschnitten, auf der Oberfläche ziemlich unbehaart, unten mit schneeweißem Filze bekleidet. Die Einschnitte linienförmig, ganzrandig. Die Kelchblättchen lanzettpfriemenförmig abstehend, filzig. Der Fruchtboden ist mit Spreublättchen besetzt; die Samenkrone borstig, fein gefiedert. Das Vaterland die Barbarey.

13) Weidenblättrige Scharte, Serratula salicifolia, foliis lineari-lanceolatis alternis, subtus incanis sessilibus integerrimis. Linn. Spec. plant. Tom. II, p. 1145. Cirsium inerme erectum, foliis ex lineari lanceolatis, infra candidis. Gmel. sib. 2. p. 69. t. 27. Engl. Willow-leav'd saw-wort. Der Stängel dieser Pflanze ist eckig, oben ästig, mehr oder weniger mit weißgrauer kurzer Wolle bekleidet. Die Blätter stehen wechselsweise zerstreut, sind linienlanzettförmig, ganzrandig, ungefähr 2 Zoll lang, am Rande zurückgerollt, oben glänzend grün, unten weiß, an der Basis kaum herablaufend. Die Blumen sind roth. Die Kelche cylindrisch. Das Vaterland Sibirien, wo sie an sonnigen, trocknen Oertern wächst.

14) Babylonische Scharte, Babylonische Flockenblume, Serratula Babylonica, foliis tomentosis decurrentibus sub integerrimis concavis canaliculatis, radi-

calibus lyratis, floribus thyrsoideo-spicatis. Gouan. monsp. p. 421. Raponthicoides lutea altissima, helenii folio, alato caule. Vaill. act. 182. n. 27. Jacea latissima, laciniato folio. Bauh. pin. 235. Jacea maxima. Alp. exot. t. 282. Jacea Bobylonica Bauh. prodr. 235. Centaurea Babylonica. Der Stängel ist mit herunterliegenden, auf der Oberfläche filzigen Blättern bekleidet und die Kelche bestehen aus trocknen, rauschenden Schuppen. Die Wurzelblätter sind leyerförmig und haben gerade ausgehende Läppchen.

15) Japanische Scharte, Serratula Japonica, Thunb. Jap. 305. Der Stängel dieser Pflanze ist aufrecht, eckig, gefurcht, scharf, 2 bis 3 Fuß hoch; er trägt zerstreutstehende, leyerförmig-halbgefiederte, spitzig gezähnte Blätter, die auf der Unterfläche grau sind und rispenartig vertheilte Endblumen. Die inneren Kelchschuppen sind an der Spitze breiter, stumpf, häutig und gefärbt. Das Vaterland ist Japan.

16) Indische Scharte, Serratula Indica Klein in Litt. Der Stängel ist 3 — 4 Fuß hoch, gefurcht, unbehaart. Die Blätter sind linienlanzettförmig, sägezähnig, die obersten ganzrandig. Die Blumen bilden gleich hohe Doldentrauben am Ende des Stängels und der Zweige. Die Kelche sind cylindrisch, die Schuppen lanzettförmig, rauschend. Die Samenkronen bestehen aus spreuartig geformten Blättchen. Der Fruchtboden ist mit lanzettförmigen, spitzigen gesägten Spreublättchen besetzt. Das Vaterland Ostindien.

17) Weichblättrige Scharte, Serratula mollis. Cavan ic I, p. 62, t. 90. f. 1. Die Wurzel ist perennirend, fast holzig, der Stängel einfach, einblumig, ungefähr 1 Zoll lang und spitzig.

Die Kelchschuppen sind lanzettförmig angedrückt, filzig, die äußeren kurz, die inneren länger, langgespitzt; die Samenkronen gefiedert. Der Fruchtboden ist mit Spreublättchen besetzt. Das Vaterland ist Spanien.

18) Spitzkelchige Scharte, Serratula mucronata Desfont Fl. atl. 3, p. 243. t. 219. Der Stängel dieser Pflanze ist oft dreiblumig, die Samenkrone haarig, der Fruchtboden ebenfalls mit Haaren bekleidet. Die Blätter sind länglich lanzettförmig, ganzrandig unbehaart. Die Kelche sind sparrig und die Schuppen derselben sind an der Spitze trocken und zurückgekrümmt. Das Vaterland ist die Barbarey, wo sie auf Hügeln wächst. In unsern Gärten muß man sie im Winter gut mit Baumblättern bedecken, oder sie in Blumentöpfe pflanzen und in frostfreien Behältern überwintern.

19) Afrikanische Scharte, Serratula nudicica, Porr. in enc. 6, p. 555. Die Blätter sind ganz lanzettförmig, davon die unteren dornig gefranzt und auf der Unterfläche filzig, und die Kelchschuppen pfriemenförmig und dornig sind.

20) Zwerg-Scharte, Serratula pygmaea. Jacq. Aust. t. 440. Diese niedrige perennirende, mit einem einblümigen Stängel und linienlanzettförmigen, behaarten Blättern versehene Pflanze, welche auf Alpen in Oesterreich, Kärnthen ꝛc. wild wächst, hat Linné unter Cunctus n. 21. angeführt.

25) Fünfblättrige Scharte, Serratula quinquefolia Marschal de Biberstein. Engl. Five leav'd saw-wort. Die Blätter dieser Pflanze sind sägezähnig, ungleich gefiedert, fast zweipaarig. Die Blättchen fließen beinahe in einander; die Blumenstiele sind einblumig und die Kelchschuppen glatt; die inneren sind davon länger

und gefärbt. Man findet diese Art im nördlichen Persien; sie gleicht der gekrönten Scharte, Serratula coronata, unterscheidet sich aber durch 2—3 paarige Blätter, durch gleichförmige Blümchen und durch etwas kleinere Kelche, deren Schuppen nicht filzig sind. In Deutschlands Gärten perennirt sie im Freien.

22) Borstige Scharte, Serratula setosa Willd. Diese Pflanze trifft man in Schlesien an. Der Stängel ist gefurcht, unbehaart, oben doldentraubenartig in gleich hohe Zweige getheilt, und mit vielen wechselweisstehenden Blättern bekleidet, welche ungefähr 1 Zoll lang, auf beiden Seiten grün, unbehaart, fein gezähnelt, die Zähnchen borstig gefranzt, an der Spitze stumpf, mit einer Mukrone versehen. Die Blumenstiele sind weißgrau. Die Kelche fast filzig, die Schuppen eyförmig, spitzig feststehend.

23) Kurzgestielte Scharte, Serratula, mit einem sehr kurzen einblümigen Stängel, gefiederten, filzigen Blättern, ganzrandigen Blättchen und sparrigen Kelchschuppen. Das Vaterland die Gebirge von Oesterreich und Frankreich. Die Kultur dieser Arten von Scharte erfordert wenig Mühe. Die perennirenden, in Süd-Europa und Sibirien einheimischen Arten, dauern im freien Lande aus und lassen sich durch Samen und Zertheilung der Wurzeln vermehren. Sie werden meistentheils nur in botanischen Gärten kultivirt.

Scharte, (Acker-), s. oben, S. 335.
— (Afrikanische), s. das., S. 345.
— (Alpen-), s. das., S. 334.
— (Babylonische), s. das. S. 343.
— (bittere), s. das., S. 335.
— (borstige), s. das., S. 346.
— (Caspische), s. das., S. 342.

Scharte, (Färber-), s. oben, S. 337.
— (flockenblumenartige), s. das., S. 336.
— (fünfblättrige), s. das., S. 345.
— (gefranzte), s. das., S. 342.
— (gekrönte), s. das., S. 340.
— (Japanische), s. das., S. 344.
— (Indische), s. das., S. 344.
— (kurzgestielte), s. das., S. 346.
— (niedrige), s. das., S. 343.
— (schmalblättrige), s. das., S. 341.
— (spitzkelchige), s. das., S. 345.
— (vielblümige), s. das., S. 342.
— (weichblättrige), s. das., S. 344.
— (weidenblättrige), s. das., S. 343.
— (zweifarbige), s. das., S. 341.
— (Zwerg-), s. das., S. 345.

Noch einige andere Arten von Scharte, welche Linné in seiner Species plantarum anführt, kommen unter anderen Namen in der Encyklopädie vor.

Schartenkraut, s. Scharte.

Schartenlaus, Aphis Cirsci, eine Blattlaus, welche sich auf der Scharte oder dem Schartenkraute aufhält.

Schartenschnäbler, Flambant, Flammenreiher, Flammant, Flamminger, Flamingo, Flammenvogel, Korkorre, der rosenfarbige Flammenreiher, der rothflüglichte Flamant, die rothe Gans, der weiße Flammenreiher, der Karminpelikan, der Pflugschnabel, der Phönikopter; Phoenicopterus, Plin. Aldrov. Seba I, 103 T. 67. Catesby, S. 73. Albin. II, 77. Willugb. S. 240. Phoenicopterus ruber remigibus primoribus nigris.

Phoenicopterus ruber. Linn. Syst. Nat. Edit. X, Gen. 72, Sp. 1. Phoenicopterus ex cinereo pnniceus minori rosto. Barrere Ornithol. Class. I. Gen. VIII. Sp. I. Phoenicopterus coccineus, remigibus plerisque nigris, rectricibus coccineis. Phoenicopterus Brisson Ornithol. Tom. VI. p. 532. Klein, Avi p. 126. Lit. B. Passer Flamingo, Labati. Griech. φοινικοπτερος, Aristoph. ορνις φοινικεος, Philostr. Fr. Le Flambart oder Flamant; Engl. The Flamingo; Sard. Jl Fenicottero; Span. Flamenco. Diesen Vogel rechnet Klein zu dem Geschlechte der Angler, Hamiota. Cetti beschreibt diesen Vogel, welcher sich auch in Sardinien aufhält, ganz genau. Seine Bildung kommt den Sumpf- und Wasservögeln ganz gleich. Der Kopf desselben ist dem Kopfe einer Gans völlig ähnlich, nur der Schnabel hat eine eigene Bildung und gehört unter diejenigen Werke der Natur, wovon nur ein einziges Beispiel vorhanden ist, Skaliger vergleicht ihn mit einem Skytischen Bogen, die Franzosen finden viel Aehnlichkeit zwischen dem Schnabel des Flamant und einem Pfluge, weshalb sie ihn auch Becharu, Pflugschnabel, nennen; Grew ging, um eine Krümmung zu finden, mit welcher die Gestalt des Flamantschnabels ausgedrückt werden könnte, bis in die höhere Geometrie und entdeckte die Hyperbel. Nach dem Doctor Grew, wäre also der Schnabel des Flamants ein hyperbolischer Schnabel. Die Kinnladen liegen auch in der That so aufeinander, daß der Einschnitt vom Kopfe her hinauf und gegen die Spitze des Schnabels wieder niederwärts geht; es ist eine krumme Linie, deren Mittel die obere Kinnlade aushöhlt und die Schen-

kel derselben wenden sich in eine solche Lage, daß das Auge des Meßkünstlers darin die dritte Art der Kegelschnitte entdeckt. Betrachtet man nun den Schnabel so, wie er zu stehen kommt, wenn der Vogel den Kopf aufwärts hält, so sieht er dem Handgriffe eines Pfluges völlig ähnlich. Der gegen die Stirn am nächsten liegenden Theil wäre nun der Ort, wo die Pflugschar ans Gestell befestiget ist, und der an der Spitze wäre die Pflugsterze; und wenn dann endlich die Skyten mit Bögen schossen, welche so stark gekrümmt waren, als der Schnabel des Flamant anzeigt, so kann derselbe auch mit einem Skytischen Bogen verglichen werden. Merkwürdig ist noch die Kleinheit der obern Kinnlade im Verhältnisse gegen die untere. Sie ist schwach, schmal und flach und scheint gleichsam nur den Deckel von der untern vorstellen zu sollen, welche von großem Umfange und an der hyperbolischen Erhöhung gegen einen Zoll dick ist. Beide Kinnladen sind auf den Rändern ringsum mit kleinen sehr starken und platten Zähnen besetzt; auch ist der Rand der Kinnladen nicht zugeschärft, sondern zugerundet, und die Länge des ganzen Schnabels, nach der oberen Krümmung gemessen, beträgt $5\frac{1}{2}$ Zoll. Grew urtheilte aus dem Anscheine der oberen Kinnlade sehr wahrscheinlich, daß es richtig sei, was Gesner und Rondelet aus dem alten Menippus anmerken. Dieser sagt nämlich, daß der Flamant seine Kinnladen in Rücksicht anderer Thiere gerade auf die umgekehrte Art bewege, und daß nicht die untere, sondern die obere Kinnlade, wie bei dem Krokodil beweglich sei. Nach Grew soll man dieses auf keine andere Art entscheiden können, als durch die Zergliederung. Cetti untersuchte in dieser Absicht den Kopf mit der möglichsten Aufmerksamkeit. Auf die Struktur der Muskeln konnte sich derselbe nicht einlassen, da sie

schon verzehrt und eingetrocknet waren; aber was er an den Knochen sah, wich nicht im geringsten von der Bildung dieser Theile bei andern Vögeln ab. An der obern Kinnbacke fand er keine Gelenke, sondern der Stirnknochen ging wie gewöhnlich mit der oberen Kinnlade in einem fort, ohne eine Spur von einem Gelenke, die untere Kinnlade hingegen war mit dem Knochen der Schläfe durch ein Gelenk verbunden. Das einzige besondere, was er fand, war eine seltsame Verlängerung der unteren Kinnlade gegen den Knochen des Hinterkopfes zu, indem dieselbe weit über den Knochen der Schläfe, mit dem sie das Gelenk bildet, hinausgeht. Man hat es endlich für falsch erklärt, daß die obere Kinnlade des Krokodils beweglich sei und man muß es zugeben, daß man es auch bei dem Flamant Statt finden lasse. Der Ausspruch des Menippus, Cardanus und Andere, die die Bewegung der obern Kinnlade des Flamant behaupten, scheint auf einer bloßen flüchtigen Vermuthung zu beruhen; welche man oft mit der Beobachtung vermischt, und dann die erstere mit der letzteren gleichgeltend hingiebt. Man hat gewiß vermuthet, daß sich die große, dem Ansehen nach ungeschickte untere Kinnlade nicht bewegt, und bald glaubte man es gesehen zu haben, daß die untere Kinnlade des Flamant unbewegbar ist. „Wenn man des Morgens von Cagliari aus, sagt Cetti, gegen die Teiche sieht, scheint sie ein Damm von rothen Ziegeln zu umgeben, oder man glaubt eine große Menge Blätter darauf schwimmen zu sehen. Es sind aber die Flamants, welche daselbst in ihren Reihen stehen und mit ihren rosenfarbenen Flügeln diese Täuschung bewirken. Mit schöneren Farben schmückte sich nie die Göttin des Morgens, glänzender waren nie die Rosengärten des Pästus, als der Schmuck, den der Flamant auf seinen Flü-

geln trägt. Die Schwungfedern sind schwarz, aber mit etlichen Reihen rosenrother Federn überdeckt. Es ist ein lebhaftes brennendes Rosenroth; ein Rosenroth erst aufgeblüheter Rosen. Die Griechen benannten den Vogel von dieser Farbe der Flügeldeckfeder, denn φοινικιος heißt roth und πτερον ein Flügel, und die Römer behielten diese Benennung bei. Gewiß hatten auch die Franzosen nichts anders im Sinn, als die brennenden Flügel, und nahmen von diesen ailes flammantes, die Benennung Flammant, woraus wahrscheinlich auch der Name Flamenco in der Kastilianischen Sprache entstanden ist. Die Sarden nennen ihn nicht Fiamingo, wie Aldrovandi schreibt, sondern Mangone, obgleich der Sardinische Mangone von dem Spanischen Flamenco abzustammen scheint. Zu Oristano wird er anstatt Mangone mit dem Namen Gentarubia, rothes Volk, belegt. Die Flügel dieses Vogels sind nicht allein roth; denn außer ihnen sind die Schenkel und Schienbeine mit einer rothen Haut überzogen, die Zehen verbinde Schwimmhaut ist gleichfalls von rother Farbe, so auch der Schnabel; die Spitze desselben ausgenommen, welche schwarz ist. Alle Federn außer in den Flügeln, sind eigentlich weiß und so fallen sie auch in einiger Entfernung ins Auge; sie haben aber dennoch einen schwachen rothen Schimmer. Dieses ist die Farbe des erwachsenen männlichen Flamants. Cetti hat andere unter den Händen gehabt, welche statt des Rothen an den Schenkeln und dem Schnabel grünlich waren. Die Flügeldeckfedern hatten die gewöhnliche schönrothe Farbe nur unten; der obere Theil derselben war auf einem weißen Grunde schwarz und kastanienbraun gesprenkelt. Da diese letztern Flamants zugleich kleiner waren, als andere, so schienen es dem genannten Schriftsteller nur junge zu seyn, und da er auch große

Flamants erhielt, deren weiße Federn nicht wie bei den ersten allgemein ins Blaßrothe fielen, schloß derselbe, daß dieses die Weibchen seyen. In Ansehung seiner Größe, Farbe und Gestalt ist der Flamant einer der schönsten Vögel, die es nur giebt, auch wird er von allen Schriftstellern wegen seiner Schönheit gelobt. Caligula hielt ihn würdig in die Gesellschaft der Fasanen, Pfauen und Truthühner zu treten. Nach Klein soll er über 5 Englische Fuß hoch seyn. Die Füße des Flamingos sind den Füßen der Gans und des Schwanes gleichförmig gebildet. Eine Membrane, welche bis an die Klauen geht, verbindet die drei vordersten Zehen. Die Füße des Flamants sind nicht allein über dem Arme von Federn entblößt, sondern das ganze Hüftbein ist fast ganz kahl, ohne Federn, ohne Fleisch, und man sieht nichts weiter daran, als die bloße Haut, eben so wie an der Schienbeinröhre. Das Hüftbein steht auf dem Schienbeinknochen ziemlich gerade auf, so daß beide zusammen nur das Schienbein zu seyn scheinen. Da das Schienbein eilf, das Hüftbein neun Zoll lang ist, so sehen beide zusammen aus wie ein Schienbein von zwanzig Zollen, welches für einen Körper, der fast kleiner ist, wie der Körper einer Gans, ein gar langes Schienbein ist und den Vogel auf eine seltsame Art über die Erde erhebt. Juvenal nennt ihn dieserhalb Phoenicopterus ingens und Gesner, welcher besorgt war, warum die Franzosen diesen Vogel Flamant und die Spanier Flamenco nennen, glaubte sich auch an diesen langen Schenkel halten zu müssen, um welcher willen der Phönicopterus, sagt Gesner, in der That einem Flanderer von großer und schöner Natur ähnlich ist. Im anderen Falle sind die langen Schenkel noch auffallender, da das Hüftbein und das Schienbein zusammen wie ein bloßes Schienbein aussehen

und man doch in der Mitte desselben eine Artikulation erblickt, so scheint es in der Mitte zerbrochen zu seyn. Der Mangel der Federn am Hüftbeine treibt diese Täuschung wirklich so weit, wenn man nicht vorher davon unterrichtet ist; indessen ist das Schienbein vollkommen, und ganz wie bei andern Vögeln, nur in sofern man das Hüftbein als zum Schienbeine gehörend sich vorstellt, scheint letzteres gebrochen zu seyn.

Der Schartenschnäbler war schon den Alten bekannt. Aristophanes ist der älteste von den übriggebliebenen alten Schriftstellern, welche des Flamants Erwähnung thun. Er giebt ihm das Beiwort palustris. Aristoteles erwähnt des Phönikopterus nicht in seiner Geschichte, obgleich es der schon erwähnte Aristophanes thut, der mit dem Aristoteles in einem Zeitalter lebte und nur ein bloßer Komödienschreiber war, letzterer dagegen ein Naturforscher von Profession. Belon, welcher es für unwahrscheinlich hält, daß Aristoteles den Flamant ganz übergangen haben sollte, glaubte, es sei von diesem Vogel im zwölften Kapitel des achten Buches der Thiergeschichte unter dem Namen γλωττις die Rede, welches Wort Theodor Gaza durch Lingulaca übersetzt hat. An dem nämlichen Orte sagt Aristoteles von der Glottis, daß sie Anführerin der Wachteln auf ihren Reisen sei. Aldrovandi merkt bei dieser Stelle mit Recht an, daß man Acht geben müße, ob der Flamant mit den Wachteln in Gesellschaft streiche, um zu entscheiden, ob Belon's Vermuthung anzunehmen sei oder nicht, und munterte daher die Naturforscher auf, welche sich an Orten aufhielten, wo sie die Beobachtung anstellen könnten, sich hierin Gewißheit zu verschaffen. An diese Einladung hat, nach Cetti, Niemand gedacht, nur ihm war es aufbehalten zu

bestimmen, daß es nicht der Flamant sei; denn da dieser Vogel im März abreiset und im September zurückkehrt, so reiset er nicht nur mit den Wachteln, sondern kommt im Gegentheil zurück, wenn die Wachteln fortziehen; also hat Belon unrecht. — Plinius scheint diesen Vogel unter die Störche zu zählen, und Seba glaubt, jedoch unrichtig, daß der Phönicopterus bei den Alten seinen Platz unter den Ibissen erhalten habe. Heliodor sagt, daß der Phönicopter ein Nilvogel sei. Der alte Scholiast des Juvenal sagt auch, daß er in Afrika häufig ist, indessen scheint es nicht, daß dieser Vogel sich beständig in den wärmeren Himmelsgegenden aufhalte; denn man sieht einige von ihnen in Italien, besonders Sardinien, und in einer weit größeren Anzahl in Spanien. Der eigentliche Aufenthaltsort des Flamant ist Afrika und Amerika. In Afrika findet man ihn an den Küsten des Mittelländischen Meeres bis zur südlichen Spitze. Man findet sie nach Mandelslo in großer Anzahl auf den Cap-Verdischen Inseln, wo dieser Schriftsteller die Größe ihres Leibes übertreibt, indem er ihn mit dem Leibe des Schwans vergleicht. Dampier traf einige Nester von diesen Vögeln auf Sal an. Sie halten sich in den westlichen Provinzen von Afrika, zu Anjola, Conjo und Bissao in Menge auf, wo die Neger, aus abergläubiger Hochachtung nicht zugeben, daß man einen von diesen Vögeln tödtet; sie lassen sie ruhig bis mitten unter ihre Wohnungen ihren Aufenthalt wählen. Man findet sie sogar in der Saldana-Bay und in allen an das Vorgebirge der guten Hoffnung gränzenden Gegenden, wo sie den Tag auf der Küste zubringen und sich des Nachts mitten unter die großen Kräuter begeben, die sich an einigen Orten der angränzenden Gegenden finden. Man findet sie in Amerika zu Valparais, auf der

Conceptions-Insel, auf Cuba, wo sie die Spanier Flamencos nennen; ferner findet man sie an der Küste Venezuela, nahe bei der weißen und Vogel-Insel und auf der Insel la Roche, die nur einen Haufen von Klippen ausmacht; auch zu Cajenne sind sie sehr bekannt, wo ihnen die Einwohner des Landes den Namen Tococo geben. Man sieht sie an dem Ufer des Meeres Scharenweise fliegen. Man findet sie auf den Bahama-Inseln; Sloane hat sie in das Verzeichniß Jamaikascher Vögel gestellt, und Dampier fand sie auf Rio de la Hacha wieder, auch zu St. Domingo sind sie in sehr großer Anzahl, so wie auf den Antillen und Caraibischen Inseln, wo sie sich auf den kleinen salzigen Seen und Kanälen aufhalten. Man findet sie in Curacao, auf Peru bis nach Chili hin. Ueberhaupt giebt es wenige Gegenden in Süd-Amerika, wo Reisende diese Vögel nicht angetroffen hätten. Auf St. Domingo kommen die Flamingos in großen Scharen auf den Morästen an, und da sie außerordentlich hohe Füße haben, so hält man sie in der Ferne für eine in Schlachtordnung gestellte Escadron. Die Oerter, welche diese Vögel auf St. Domingo am liebsten besuchen, sind die Sümpfe von Gemorra und ile de Vache, von welchen kleinen Inseln, die eine gegen Westen von Port au Prince und die andern gegen Süden der Stadt Cayes liegt. Diese unbewohnten Inseln sind ihr liebster Aufenthalt, weil sich daselbst viele Salzseen und Sümpfe befinden. Sie besuchen auch sehr den berühmten See Riquille, der den Spaniern gehört; man sieht sie gegen Osten der Ebene von Cul-de-sac auf einem großen See, der verschiedene kleine Inseln enthält; jedoch will man die Bemerkung gemacht haben, daß die Zahl dieser Vögel eben so abnimmt, wie man die Sümpfe austrocknet und das Gehölze

fällt, welches die Ufer der großen Seen einfaßt. — In Europa ist dieser Vogel seltener und nur in einigen Gegenden, wie schon oben, S. 354 angeführt worden, bekannt, deren Ufer das Mittelmer bespült. Nach Cetti soll er besonders in Sardinien seinen Sitz, und dadurch Europa allein das Recht haben, auf den Besitz des Flamant Ansprüche zu machen. Er kommt nicht nur zufälligerweise oder nur von Zeit zu Zeit in geringer Anzahl dahin, sondern er erscheint daselbst alle Jahre in großer Menge und bleibt sechs Monate daselbst. Der September ist die Zeit der Ankunft; sie kommen dann aus Afrika in verschiedenen Schaaren; aber jeder derselben fliegt ein Anführer in beträchtlicher Entfernung voraus; sie verbreiten sich dann in Sardinien bis an den Teich von Sassu; allein die meisten nehmen ihren Posten in der Gegend der Hauptstadt, am Stagno della Scaffa, welcher an der Abendseite liegt, und an den Stagni salati (Salzteichen) bei Quarte an der Morgenseite. An diesen Orten ist die Anzahl so groß, daß zuweilen tausende auf einem Haufen sind. Gewöhnlich halten sie sich auf der Mitte der Teiche auf, und an Orten, welche für die Menschen am wenigsten zugänglich sind; auch sind sie höchst vorsichtig und wachsam. Im Monat März treten sie ihre Rückreise nach Afrika wieder an. Sie reisen aber nicht alle fort; es bleiben jederzeit einige in den Teichen von Sassu und Cagliari, wo der oben genannte Schriftsteller an beiden Orten sie schon gegen das Ende des Maimonats gesehen hat; es ist ihm aber unbekannt, ob die zurückbleibenden Vögel dieser Gattung daselbst nisten. Auch in Frankreich soll er nach Büffon sich sehen lassen, besonders an den Küsten von Languedok und Provence, nach Montpellier und Martigues hin, und in den Morästen nahe bei Arles. — Die Amerikanischen

Flaminger oder die Flaminger der neuen Welt, sind eben dieselben, wie die der alten. Sie brüten ihre Jugen auf der Insel Cuba und den Bahama-Inseln aus, in den überschwemmten Plätzen und auf den niedrigen Inseln, z. B. den Vogelinseln funfzig Meilen unter dem Winde von Dominique, wo Labat eine Menge von diesen Vögeln und ihren Nestern antraf. Dieser Schriftsteller sagt: „Man zeigte mir viele von ihren Nestern, sie gleichen abgestumpften Kegeln, bestehen aus fetter Erde und sind ungefähr 18 bis 20 Zoll hoch, bei einem großen Durchmesser an dem unteren Theile. Sie bauen sie immer im Wasser, nämlich in Pfützen oder Sümpfen; diese kegelförmigen Nester sind so weit, als das Wasser geht, dicht und alsdann hohl, wie ein Topf mit einem Loche oben; hierin legen sie zwei Eyer, die sie bebrüten, indem sie sich dagegen stützen, und das Loch mit ihrem Schwanze bedecken; ich habe einige davon zerbrochen, und weder Federn, noch Kraut darin gefunden, noch sonst etwas, worauf sie die Eyer legen können. Der Boden ist ein wenig ausgehöhlt und die Seitenwände sind sehr glatt." Nach Catesby setzt sich der Vogel auf das kleine hügelichte Nestchen mit herunterhängenden Beinen, so wie ein Mann, der auf einen Sessel ohne Rücklehne sitzt und so, daß er die Eyer nur mit dem Burzel und dem Unterleibe bebrütet. Zu dieser sonderbaren Lage ist er wegen seiner langen Beine genöthiget, die er, wenn er sich niederduckt oder kauert, niemals unter sich lassen kann. Dampier beschreibt ihre Art zu brüten auf eben die Art. Sie legen ihre Nester immer an den Kanälen und Salzseen an; sie legen nur zwei, höchsten drei Eyer, welche weiß, so groß wie Gänseeyer, nur etwas länglicher sind; die Jungen fangen erst dann an zu fliegen, wenn sie fast ihre völlige Größe erreicht haben; we-

nige Tage nach ihrer Geburt laufen sie mit einer besondern Geschwindigkeit. Das Gefieder ist anfänglich hellgrau und diese Farbe wird immer dunkler, so wie ihre Federn wachsen; jedoch zum völligen Wachsthum ihres Körpers brauchen sie zehn oder eilf Monate und dann erst nehmen sie ihre schöne Farbe an, deren Schattirungen in der Jugend schwach sind, aber stärker und lebhafter werden, so wie sie am Alter zunehmen. Nach Catesby sollen zwei Jahre verfließen, ehe sie ihre vollkommene schöne Farbe annehmen. Der Pater Dutertre machte dieselbe Bemerkung, wie aber auch die Schattirung auf ihrem Gefieder zunehmen mag, so hat doch der Flügel zuerst die Farbe und das Roth wird darauf immer glänzender, als sonst irgendwo; diese Farbe verbreitet sich darauf von dem Flügel über den Burzel und dann über den Rücken, die Brust, bis über den Hals; nur bei einigen Exemplaren giebt es schwache Abänderungen in den Schattirungen, die sich nach den Verschiedenheiten des Klimas zu richten scheinen; so will man bei dem Senegalischen Flamingo eine hochröthere Farbe und mehr Orangefarbe bei den Cayennischen bemerkt haben, eine Verschiedenheit, die allein nicht hinreicht, zwei Arten darnach zu bestimmen, wie es Barrere gemacht hat.

Die Nahrung dieser Vögel ist fast in allen Ländern dieselbe, sie essen Schnecken, Fischeyer und Wasserinsekten, welche sie in dem Schlamme suchen, indem sie den Schnabel und einen Theil des Kopfes hineinstecken. Zu gleicher Zeit bewegen sie unaufhörlich die Füße von oben nach unten, um die Beute mit dem Schlamme in den Schnabel zu bringen, dessen Zähne zum Festhalten derselben dienen. Es ist, nach Catesby, ein kleines rundes Korn, dem Hirsekorne ähnlich, welches sie auf diese Art, indem sie den Schlamm bewegen, aufheben, welches den

Hauptvorrath ihrer Nahrung ausmacht; allein dieses angebliche Korn ist wahrscheinlich nichts anders, als Insekten- und besonders Fliegen- und Mückeneyer, die in den überschwemmten Gegenden von Amerika eben so häufig sind, als sie in den niedrigen nördlichen Gegenden seyn können, wovon Maupertius sagt, daß er die Seen mit diesen Insekten-Eyern ganz bedeckt gesehen, welche dem Hirsekorne gleichen. Wahrscheinlich finden diese Vögel auf den Amerikanischen Inseln dieses Nahrungsmittel in Ueberfluß; an den Europäischen Küsten ernähren sie sich dagegen von Fischen, da die kleinen Zacken, womit ihr Schnabel bewaffnet ist, eben so geschickt sind, als die Zähne, um diese schlüpfrige Beute fest zu halten. Sie scheinen an die Ufer des Meeres gleichsam gefesselt zu seyn. Wenn man einige von ihnen auf den Flüssen, z. B. der Rhone sieht, so ist es niemals sehr weit von ihrer Mundung; beständig halten sie sich auf den Kanälen, salzigen Sümpfen und an den niedrigen Küsten auf, und man hat die Bemerkung gemacht, daß man ihnen beim Auferziehen salziges Wasser hat zu trinken geben müssen.

Man findet diese Vögel immer Scharenweise, und wenn sie Fische fangen, stellen sie sich dabei in eine Reihe. Diese Gewohnheit, sich in eine Reihe zu stellen, behalten sie auch noch, wenn sie einer dem andern gegenüberstehen und sich an dem ebenen Ufer in Ruhe halten; sie stellen Schildwachen aus und halten da eine Art von Wache, nach dem Instincte, der allen Vögeln, die in Scharen leben, gemein ist; und wenn sie mit dem Kopfe ins Wasser getaucht fischen, so hält einer von ihnen mit aufgerichteten Kopfe Schildwache, und sobald ihn irgend etwas beunruhiget, so erhebt er ein lärmendes Geschrei, welches man sehr weit hören kann, und welches dem Schalle einer Trompete ziemlich ähnlich ist;

dann erhebt sich der ganze Haufe und beobachtet auf seiner Bewegung im Fluge eine Ordnung, wie bei den Kranichen; überrascht man indessen diese Vögel, so macht der Schrecken, daß sie ganz unbeweglich und bestürzt bleiben, und der Jäger Zeit genug gewinnt, sie fast alle bis auf den letzten zu erlegen. Sie sollen ziemlich weit einen Staub bemerken, und man also Mühe haben, sich ihnen auf Schußweite zu nähren. Auf St. Domingo sollen die alten Jäger unter den Wilden sich, um sie zu erlegen, einer ähnlichen Kriegeslist bedienen, als die Einwohner von Florida anwenden, um den Hirschen beizukommen; sie bedecken sich nämlich mit einer Ochsenhaut, und indem sie sich unter dem Winde befinden, nähert sie sich ihrer Beute, ohne daß die Vögel, welche gewohnt sind, die Ochsen auf dem Felde weiden zu sehen, dadurch in Furcht gesetzt werden, so daß sie solche nach Gefallen schießen. Ihr Geruch und ihr Gehör soll so fein seyn, daß sie die Jäger und die Feuergewehre in der Ferne wittern. Um gar nicht überrascht zu werden, lassen sie sich gern an freien Oertern und mitten in Sümpfen nieder, wo sie von fern ihren Feind wahrnehmen können. Kann sich, nach Catesby, Jemand so verstecken, daß sie ihn nicht sehen können, so kann er eine große Anzahl von ihnen tödten; denn weder der Schuß eines Gewehrs vertreibt sie von ihrer Stelle, noch ist der Anblick derjenigen, die mitten unter ihnen erlegt worden, im Stande, die übrigen in Schrecken zu setzen oder vor der Gefahr, worin sie sich befinden, zu warnen: sie bleiben alle staunend stehen, bis sie alle, oder doch wenigstens die meisten von ihnen, getödtet sind.

Man kann diese Vögel leicht zähmen, wenn man sie entweder jung im Neste fängt, oder auch wenn man sie schon erwachsen in Schlingen oder

auf jede andere Art durch List bekommt; denn ob sie gleich im Stande der Freiheit sehr wild sind, so schienen sie doch, eingefangen, unterwürfig zu seyn, und sogar eine Zuneigung zu äußern, und in der That ist er mehr wild, als kühn, und die nämliche Furcht, die ihn zum Fliehen bringt, bringt ihn, wenn er gefangen ist, unter das Joch. Die Indianer haben einige, welche sie ganz zahm gemacht haben. Peiresc hat einige von ihnen ganz zahm gesehen und führt verschiedene kleine Umstände von ihrem zahmen Zustande an. Sie fressen nämlich mehr bei Nacht, als bei Tage, und weichen das Brod, welches man ihnen anbietet, in Wasser ein; sie sind empfindlich gegen die Kälte und kommen dem Feuer so nahe, daß sie sich die Füße verbrennen, und wenn eins von ihren Beinen nicht mit fort kann; so gehen sie mit dem andern, indem sie sich mit dem Schnabel helfen, und damit, wie mit einem Fuße oder einer Krücke auf die Erde sich stützen. Sie schlafen wenig und ruhen nur auf einem Beine, indem sie das andere unter den Bauch gezogen haben. Der Zustand der Gefangenschaft soll nach Barrere ihrer Natur sehr entgegen seyn, weil sie ihn nicht lange ertragen können und in demselben mehr hinschmachten, als leben; auch haben sie in diesem Zustande noch keine Jungen erzeugt. Nach Pommies sollen sie sich auch in der Gefangenschaft oder vielmehr gezähmt sehr gut erhalten. Er sagt: Einer von diesen Vögeln hat auf unsern Federviehhöfen (auf St. Domingo) funfzehn Jahre gelebt; er lebte mit dem Federvieh in Eintracht und liebkosete sogar seine mit ihm zusammen wohnenden Gefährten, die Puten und die Enten, indem er sie mit dem Schnabel auf dem Rücken kratzte. Er nährte sich mit diesem Federvieh von einerlei Korn, wenn es nur mit etwas Wasser vermischt war;

übrigens konnte er nur fressen, wenn er den Schnabel drehete, um die Nahrung von der Seite zu nehmen. Er schnatterte übrigens wie die Enten und kannte die, welche für ihn zu sorgen pflegten, so gut, daß er, wenn ihn hungerte, zu ihnen ging und sie mit dem Schnabel bei den Kleidern zupfte. Er hielt sich sehr oft bis auf die Hälfte seiner Beine im Wasser, indem er seinen Platz gar nicht veränderte und von Zeit zu Zeit mit seinem Kopfe tief ins Wasser untertauchte, um kleine Fische zu bekommen, wovon er sich eher, als von Korn erhalten haben würde; bisweilen lief er im Wasser, indem er es abwechselnd mit den Füßen schlug und sich durch die Bewegung seiner halb ausgebreiteten Flügel unterstützte. Er fand kein Vergnügen am Schwimmen, aber in ein wenig Wasser mochte er wohl mit den Füßen stampfen; wenn er fiel stand er nur sehr mühsam auf, auch stützte er sich nie auf seinen Bauch um zu schlafen; nur eins von seinen Beinen zog er unter sich und blieb mit dem andern wie auf einer Stange stehen, drehete seinen Hals auf seinen Rücken und verbarg seinen Kopf zwischen dem Ende seines Flügels und seinem Leibe immer nach einer ganz andern Seite, als der, wohin der Fuß gebogen lag.

Das Fleisch des Schartenschnäblers soll ein gesuchtes Gericht seyn. Catesby vergleicht es in Ansehung des Wohlgeschmacks mit dem Rephühner Fleische. Dampier sagt, daß es, obgleich mager, einen sehr guten Geschmack hat. Dütertre findet es vortrefflich, obgleich mit einem geringen Sumpfgeschmacke, und die meisten Reisenden sagen dasselbe. Peiresc ist fast der einzige, der es schlecht nennt. Die Alten redeten davon, als von einem ausgesuchten Bissen. Philostratus rechnet es unter die Leckerbissen bei festlichen Mahlen. Invenal sagt, wenn er den Römern ihren verheerenden Luxus vor-

wirft, daß man ihre Tafeln mit seltenen Scythischen Vögeln und mit dem prächtigen Flamingo bedecken sehe. Apicius giebt eine gelehrte Anweisung, wie man ihn mit Gewürzen anrichten kann. Nach dem Plinius war dies der Mann, dessen Gefräßigkeit die folgenden Geschlechter verschlang, der in der Zunge des Flamingers einen solchen Wohlgeschmack entdeckte, daß er ihn als den seltensten Bissen aufsuchen ließ. Lampridius zählt es unter die Verschwendungen des Heliogabalus, daß er auf seinen Tisch Schüsseln voll Flamingerzungen bringen ließ. Suetonius sagt, daß Vitellius, der die Leckerbissen aus allen Welttheilen zusammenbrachte, bei seinen Gastmahlen Leber von Scaren, die Milch der Muräne, Fasanengehirn und Flamingerzungen aufsetzen ließ, und Martial, der die Römer, wegen ihres verheerenden Geschmacks beschimpfte, sagt bei diesem Vogel, daß sein schönes Gefieder stark in die Augen gefallen und daß seine Zunge ein Raub der Fresser geworden, als wenn diese Zunge ihren verderbten Gaumen eben so hätte kitzeln sollen, als die musikalische und reitzende Zunge der Nachtigall ein anderes zartes Opfer dieser Verschwender. Cetti sagt über das Fleisch dieses Vogels: „Was den Geschmack des Fleisches anbetrifft, so sind in Sardinien selbst nicht alle darüber einig. Einer spricht, es ist vortrefflich, der Andere, es taugt nichts. Ich habe es außer Acht gelassen, mich in den Stand zu setzen, daß ich über diesen Punkt ein eigenes Urtheil fällen könnte; mir gingen einzig und allein das Gehirn und die Zunge im Kopfe herum; denn die großen Lobsprüche, mit welchen die alten Römer diese Theile erheben, machte mich sehr begierig.

---

*) Phoenicopteri linguam praecipui esse saporis Apicius docuit, repotum omnium altissimus gurges.

Durch die Gunst eines würdigen Prälaten gelangte ich zur Befriedigung meiner Lüsternheit an seiner eigenen Tafel, wo die Schüssel des Vitellius und Heliogabalus aufgetragen wurde. Der Koch hatte die Gehirne und die Zungen gebraten. Die Delikatesse der Gehirne ward zuerst untersucht; man fand sie wohlschmeckend, im Grunde aber schmeckten sie nach nichts anderm, als nach Gehirn. Wenn daher Heliogabalus seine Hofleute mit Phönikopterusgehirne bewirthete, so geschah es wohl mehr aus üppigem Uebermuthe, als um die Gaumen zu kitzeln; denn die Mäuler an sich würden mit Ochsengehirn eben so gut fürlieb genommen haben. Mehr Beifall erhielten die Zungen von denen, die sie versuchten; denn es waren unter den Gästen einige, die aus einem innerlichen Widerstande sich auf keine Weise bereden lassen wollten, zuzulangen. Vergebens ward ihnen der Ausspruch des Apicius zu Gemüthe geführt und weder Martials, noch Juvenals Verse vermochten sie zu bewegen. Mir schmeckte die Zunge wie Euter von einer jungen Kuh. Ich aß zwei, und nicht mehr, obgleich an jeder nicht mehr war, als auf einmal in den Muud zu nehmen. Ich befürchtete, dem Magen für die folgende Nacht zu viel zu geben und fand, daß wer seinen Gaumen, so wie die Römischen Kaiser an Flamantzungen weiden will, auch die Hülfsmittel der Römischen Unmäßigkeit zur Hand nehmen muß. Die Haut dieser Vögel, welche mit guten Flaumfedern versehen ist, wird eben so gebraucht, wie die Schwanenhaut. Man zieht sie ab und macht daraus nach dem Düterte Rauchwerk, wovon man sagt, daß es denen sehr nützlich ist, die mit Kälte und Magenschwäche beschwert sind.

Der Chilische Flamant, der chilische Flamingo, Phoenicopterus Chilensis,

remigibus albis. Linn. Syst. nat. ed. XIII. p. 613. n. 2. Lath. Syst. ornith. II., p. 787. n. 2. Nach Molina, der diesen Vogel in seiner Naturgeschichte von Chili, S. 214., Nr. 5. beschreibt, soll es einer der schönsten in den süßen Gewässern von Chili seyn; nicht allein wegen seiner Größe, sondern besonders wegen der lebhaften Feuerfarbe der Federn, welche den Rücken und den obern Theil der Flügel bedecken. Diese schöne Farbe sticht auf dem Weißen des übrigen Körpers vortrefflich ab. Seine Höhe von der Spitze des Schnabels bis auf die Fußzehn beträgt fünf Fuß, der Körper selbst beträgt aber nur den fünften Theil dieses Maaßes; der Kopf ist klein, länglich viereckig, und mit einer Art Federbusch versehen; die Augen sind sehr klein und lebhaft; der Schnabel gezähnt, gegen die Spitze hin gekrümmt, fünf Zoll lang und mit einer rothen Haut bedeckt. Die Füße haben vier Zehen, drei mit Schwimmhaut versehene nach vorne und eine freie hinten. Der Schwanz ist kurz und gerundet. Die Flügel sind dem Körper verhältnißmäßig. Die Schwungfedern sind ganz weiß und nicht schwarz, wie bei dem Becharu oder dem Flamant der übrigen Gegenden von Amerika und dem aus Afrika. Man sagt, daß diese Vögel, wenn sie jung sind, eine graue Farbe haben; allein Molina hat junge und alte gesehen und sie beständig von eben der Farbe gefunden. Auch soll sich einer von ihnen auf die Wache stellen, während die übrigen Futter suchen; allein auch diesen Umstand hat Molina nicht beobachtet, das soll aber gegründet seyn, daß sie beständig aufrecht stehen und selten zum Schuß kommen. Da diese Vögel zu lange Beine haben, um ihre Eyer bequem ausbrüten zu können, so bauen sie sich ein Nest aus Lehm, einen Fuß hoch, von der Gestalt eines abgestumpften Kegels mitten auf die

Fläche des Wassers. Auf dem Gipfel des Kegels, der wie eine Schüssel ausgehohlt ist, legen sie zwei weiße Eyer auf eine Lage weißer Flaumfedern. Wenn sie brüten, setzen sie die Füße auf die Erde, stützen den Körper auf das Nest und halten ihn beständig aufrecht, so daß es aussieht, als wenn sie sitzen. Die Araukaner schätzen die schönen Federn dieses Vogels vorzüglich und bedienen sich derselben, ihre Federbüsche und Bogen damit auszuschmücken. Dieser Flammingo unterscheidet sich von dem gewöhnlichen bloß durch die weißen Schwungfedern und eine Art von Federbusch des Kopfes. Ueber den Schartenschnäbler oder Flamingo sehe man nach.

Müller, Natursystem, II., p. 358.
Ebert, Naturlehre, II., p. 81.
Leske, Naturgeschichte, S. 281.
Handbuch der Naturgeschichte, 2r Th., S. 379.
Cetti, Naturgeschichte von Sardinien, 2r Th., S. 303. u. f.
Eberhard, Thiergeschichte, S. 120.
Borowsky, Thierreich, 3r Th., S. 66.
Blumenbach's Handbuch der Naturgeschichte, 1r Bd., S. 210.
Bechstein's Naturgeschichte Deutschlands, 2r Bd., S. 179. Dessen Naturgeschichte, 1r Bd., S. 412.
Klein's Vorbereitung zu einer vollständigen Vögelhistorie, S. 234.
Scopoli Bemerkungen aus der Naturgeschichte, 1r Bd., S. 93.
Funke, Natnrgeschichte, 1r Bd., S. 325.
Batsch, Thiere, I., S. 387.
Pallas Reisen, Ausz. 1., S. 357.
Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte, 1r Bd., S. 227.
Götze, nützliches Allerlei, 2r Bd., S. 217.
Donndorf, Handbuch der Thiergeschichte, S. 286.
Halle, Vögel, S. 536., 538., 539.
Büffon's Naturgeschichte der Vögel, 32r Bd., S. 103 u. f.

Gattrer, vom Nutzen und Schaden der Thiere, 2r Bd., S. 179.
Neuer Schauplatz der Natur, 6r Bd., S. 581.
Lepechin, Tagebuch der Russischen Reisen, 1r Bd., S. 321.
Molina, Naturgeschichte von Chili, S. 215.
Dutertre, Histoire des Antilles. Tom. II., p. 267.
Ancienne Histoire de l'Academie des Sciences, p. 213.

Schartig, Bei- und Nebenwort, Scharten habend, doch nur in der Bedeutung der Lücken in der Schärfe eines schneidenden Werkzeuges. Ein schartiges Messer. Sprichw. Allzuscharf macht schartig.

Schartstück, Kammstück, nennt man beim Böttcher die äußere Bodenstücke eines Bottichs. Man findet ein dergleichen Schartstück auf jeder Seite des Bodens.

Scharwache, eine Wache, in sofern sie aus einer Schar, das ist, aus mehreren wachhabenden Personen besteht, im Gegensatz der einzelnen Schildwachen. So werden die in der Scharwache fliehen, Judith 14, 3. Da solches die in der Scharwache sahen. V. 8. Wo es einen Vorposten, προφυλακη, bezeichnet; in welchem Verstande es doch, so wie von einer aus mehreren Soldaten bestehenden Wache, veraltet ist, und nur noch hin und wieder von einem Haufen bewaffneter bürgerlicher Wächter gebraucht wird, welchen die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit auf den Gassen obliegt, wo es aber auch eine herumgehende, patrullirende Wache bedeutet, von dem veralteten scharen, gehen; s. 1 Schar und Patrouille, Th. 108. S. 166.

Scharwächter, ein einzelnes Glied der Scharwache.

Scharwage, im Festungsbau, ein hölzernes Werkzeug in Gestalt eines rechten Winkels, woran sich ein viereckiges Brett befindet, auf welchem drei

Böschungen abgetheilt sind; das Docier-Brett, richtiger Dossier-Brett. Nach Adelung ohne Zweifel von 1 Schar, sofern es ehedem auch eine Bewegung nach einer schiefen Richtung bedeutete; daher Schargang im Bergbaue auch solche Gänge sind, welche nicht nach einer der vier Hauptgegenden, sondern nach einer schiefen Zwischengegend streichen.

Scharweise, in Gestalt einer Schar, das ist, mehrerer einzelner lebendiger Geschöpfe. Scharweise herbei eilen.

Scharwerk, zwei aus Schar und Werk zusammengesetzte Wörter, welche noch im gemeinen Leben mancher Gegenden üblich sind. I. In einigen Oberdeutschen Gegenden, z. B. in Bayern, ist das Scharwerk ein jeder Frohndienst, eine Frohnarbeit, eine Frohne, und scharwerken, fröhnen. Es ist in dieser Bedeutung sehr alt, nach dieser kommt Schar, im mittlern Lat. Scara, in der Bedeutung der Frohne, und Scararius, von einem Fröhner, Frohnbauern vor, wovon das du Fresne Glossarium nachgesehen werden kann. Frisch und Andere nehmen Schar hier in der Bedeutung eines Haufens von mehreren, und erklären es durch Arbeiten, welche mehrere zugleich verrichten müssen. Allein für das einfache Scara ist diese Figur zu hart und ungewöhnlich, daher hier vielmehr die erste eigentliche Bedeutung einer heftigen Bewegung zum Grunde zu liegen scheint, so daß Schar und Scharwerk eine schwere Handarbeit bedeuten würde. In Bayern ist scharen, noch wirklich arbeiten. S. 1 Schar; obgleich solches auch die Bedeutung des Zwanges leidet, so daß Scharwerk, im mittleren Lateinischen Angaria, ist. Ohne Zischlaut kann auch das mittlere Lateinische Corbata,

und heutige Französische Courvée dahin gerechnet werden. Zu der Bedeutung der heftigen Bewegung gehört auch das Meklenburgische scharwachen, sich im Bette schlaflos herumwälzen. — 2) Bei den Mauern, Zimmerleuten und andern Handwerkern und Arbeitern ist Scharwerk theils eine Nebenarbeit, theils aber auch diejenige Arbeit, welche sie nach und außer den gewöhnlichen Arbeiten verrichten, das heißt, in den Freistunden, und scharwerken daher solche Arbeit verrichten. Hier scheint der Begriff der Kleinheit, der Verminderung, der Verkürzung zum Grunde zu liegen, so daß Scharwerk hier eine jede kleine Nebenarbeit bedeutet; s. 1 Schar.

Schasse, Fr. chasse, im Ballspiele, der Ort, wohin der Ball bei dem ersten Sprunge fällt und das Zeichen, womit man die Schasse markirt. Man macht eine Schasse auf einer Reihe von Quaderstücken, wenn auf eins von ihnen der Ball, der bei seinem ersten Aufsprunge nicht aufgefangen worden, herabfällt, um das andere Mal emporzuspringen; es mag entweder unten im Ballhause, oder oben von dem Stricke an bis zu dem Striche der letzten Oeffnung geschehen; denn weiter hinaus, bis an das Dach bei der Oeffnung wird keine Schasse gemacht. Dieses ist der einzige Ort des Ballhauses der davon frei ist. Wenn man die Schasse macht, so gewinnt und verliert man nichts und wenn man sie zieht, kann man etwas gewinnen oder verlieren, allein man kann sie nicht ziehen, als wenn man gepaßt hat, und man paßt auch nur, um die Schassen zu ziehen oder zu verhindern, dann nehmen die Spieler, die unten im Ballhause waren, den Platz derjenigen ein, die oben waren, und so wechselsweise. — Schasse verhindern, heißt den Ball vor

seinem andern Aufsprunge von demjenigen, der die Schasse zieht, auffangen und wenn es geht, wie er es vorher gesehen hat, so hat derjenige der die Schasse zog, sie verloren, und er gewinnt 15 ohne zu spielen — Schasse ziehen heißt versuchen, ob man sie gewinnen kann; man gewinnt sie aber, wenn man seinen Schlag so mäßiget, daß der andere Aufsprung des Balles, den man wirft, entweder, wenn er auf die Mauer zugeht oder von ihr zurückkommt, über den Ort hinaus geschieht, wo die Schasse gemacht wurde; man verliert sie aber, wenn sie diesseits weiter herein geschieht; wenn aber der Ball auf die Linie der Schasse fällt, so muß der Wurf wiederholt, das ist, wieder angefangen werden.

Schatt, Schatten, ein Wort, welches ursprünglich eine Nachahmung eines gewissen Lautes ist und hernach die mit solchem Laute verbundene Veränderungen bezeichnet, und zugleich in seinen Ableitungen und mit den gewöhnlichen Veränderungen durch alle die Figuren geht, deren schon bei I. Schar, Schaffen, Saum, Saal ꝛc. gedacht worden; s. auch Satt, Schade, Scheiden, Schatz, Schotten, Schote, Schütten, Schutz ꝛc., welche insgesammt zu dieser Verwandschaft gehören. Im Oberdeutschen, besonders im Oesterreichischen, werden die Sägespäne, Sagschatten genannt, wo es zu scheiden in dessen weitesten Bedeutung gehört. In einigen Gegenden wird auch die Scharte, das Schartenkraut, Serratula Linn., welches zum Färben gebraucht wird, Schatt genannt, gleichfalls wegen der geschiedenen oder eingekerbten Blätter. Im Lüneburgischen ist Schatt ein Honigmaaß, deren 32. auf eine Tonne gehen, wo es den Begriff des hohlen Raumes hat, und zum Nieders. Schottel

eine Schüssel, Seidel ꝛc. gehört. Auch der Nachtrabe führt in einigen Gegenden den Namen Nachtschatten, welches aber hier für Nachtschade zu stehen scheint, welche Namen er an einigen Orten wirklich führt; s. Nachtrabe, Th. 100, S. 247. Ob das unter dem Namen des Nachtschattens bekannte Gewächs, diesen Namen gleichfalls wegen der Schädlichkeit des Geruchs seiner Blüthen bei der Nacht hat, oder ob sich der Name auf den nächtlichen Geruch bezieht, da dann Schatten, wie andere Namen des Geruches, eine Figur der schnellen Bewegung seyn würde, ist noch nicht genau ausgemacht.

Schatten.*) Eigentlich das dunkle Bild eines Kör-

---

*) Bei dem Willeram Scade, bei dem Notker Scato, Scatue, bei dem Ulphilas Skadau, im Angels. Sceadu, im Engl. Shade, Shadow; im Holländ. Schaduwe, im Wallisischen Ysgod, im Bretagnischen Skeut. Es scheint, als liegen in diesem Worte zwei verschiedene Hauptbegriffe, die aber doch aus einer gemeinschaftlichen Quelle fließen, der Begriff eines Bildes, und der Begriff der Dunkelheit; jener ist eine Figur des Lichtes, dieser aber des hohlen Raumes, beide aber stammen von dem Begriffe der Bewegung und ihrer Richtung her. Zu der Bedeutung der Dunkelheit gehört besonders das Griechische σκοτια, Finsterniß. Was die Bedeutung eines Bildes betrifft, so gehört es hier zunächst zu schauen, scheinen, und allen Wörtern dieser Art, welche den Begriff des Lichtes voraussetzen; denn daß es hier am Ende nur auf die Sylbe Scha ankommt und daß das t oder tt nur das Suffixum ist, erhellt aus dem Griechischen σκια, dem Irländischen Ska, dem Holländ. Skuwe, dem alten Alemannischen im Tatian befindlichen Scuwen, dem Schwedischen Skugga, dem Niederdeutschen Schemen und Schemel und dem Osnabrükischen Schär, welche aller Verschiedenheit der End-Consonanten oder Suffixorum ungeachtet, insgesammt den Schatten bedeuten, besonders so fern er ein dunkles Bild ist, aber auch alle ursprünglich Licht bezeichnen. Der Schatte für Schatten ist im Hochdeutschen ungewöhnlich. (Adelung).

pers, so fern dasselbe durch die Aufhaltung der Lichtstrahlen entsteht. Seinen Schatten im Wasser sehen. Nach einem Schatten greifen. Der Thurm wirft seinen Schatten gegen Abend. Du siehst die Schatten der Bäume für Leute an, Richt. 9, 36. Es will Abend werden und die Schatten werden groß, Jer. 6, 4. Abends, wenn die Schatten länger werden. Gegen Mittag werden die Schatten kürzer. Sprichw. Ein krummer Stecken kann keinen geraden Schatten werfen. Seinen eigenen Schatten fliehen, figürlich, sich ohne Ursache fürchten. Der Mensch fleucht wie ein Schatten, Hiob 14, 2. Unser Leben ist wie ein Schatten, 1. Chron. 30, 15. Ich fahre dahin wie ein Schatten, Ps. 109, 23. Dieses sind lauter Morgenländische Bilder, welche theils von der Vergänglichkeit, theils von der beständigen Bewegung des Schattens hergenommen worden. In einer andern Rücksicht ist der Schatten ein sehr gewöhnliches Bild einer entkräfteten äußeren Gestalt. Er vergeht wie ein Schatten. Er sieht aus wie ein Schatten. Er ist einem Schatten ähnlicher, als einem Menschen. In dieser Bedeutung des durch die Beraubung des Lichtes entstandenen dunklen Bildes, sagt man nicht, einen Schatten machen oder geben, welche Redensarten nur in der folgenden Bedeutung üblich sind, sondern einen Schatten werfen.

2. Figürlich. (1) Ein schwaches Bild, ein einem andern nur auf eine unvollkommene Art ähnliches Ding. Die Physik der Alten ist kaum ein Schatten von der neueren. Das Gesetz, nämlich das Ceremonial-Gesetz des alten Testamentes, ist der Schatten von dem, das zukünftig war, Col. 2, 17, eine unvollkommene sinnbildliche Vor-

stellung; daher man in dieser Rücksicht auch den ganzen jüdischen Gottesdienst des alten Testamentes einen Schattendienst, ein Schattenwerk ꝛc. nennt. — (2) Eine abgeschiedene Seele, der Geist eines verstorbenen Körpers, heißt in der dichterischen Schreibart häufig ein Schatten, lat. Umbra, Fr. Ombre. Laß deinen Schatten nur erscheinen.

Der Tod sieht keinen Vorzug an,
Und stellt den allergrößten Mann
Zum Pöbel der gemeinen Schatten.
Haged.

Das Reich der Schatten, das Schattenreich, der Aufenthalt der abgeschiedenen Seelen; s. weiter unten.

3. In weiterer Bedeutung der Mangel des Lichtes in einem erleuchteten Orte, so fern derselbe durch die von Körpern aufgehaltenen Lichtstrahlen verursacht wird, wo der Begriff des Bildes verschwindet und nur der Begriff der Dunkelheit übrig bleibt. (1) Eigentlich. Einen Schatten machen, durch seine körperliche Masse die Lichtstrahlen aufhalten, welches in dieser Bedeutung üblicher ist, als Schatten geben. Ein Körper steht im Schatten, auf der Seite, welche kein Licht empfängt. Bei den Malern ist der Schatten im Gegensatz des Lichtes, dunkele Parthien und Züge, welche den natürlichen Schatten nachahmen und zur Erhöhung der beleuchteten oder hellen dienen; s. weiter unten. Große Lichter, erfordern große Schatten, weil sie die Ruhestellen für das Auge sind. — In einigen biblischen Stellen wird es auf eine sonst ungewöhnliche Art für Finsterniß überhaupt gebraucht. Die da saßen am Ort und Schatten des Todes, Matth. 4, 16. — (2) In engerer Bedeutung, Schatten vor den Sonnenstrah-

len, mit dem Nebenbegriffe der Kühle. (a) Eigentlich Schatten geben, oder einem Schatten geben, durch seine körperliche Masse die Sonnenstrahlen abhalten, in welcher Bedeutung man nicht gern Schatten machen, Schatten werfen aber gar nicht sagt. Im Schatten sitzen. Sich in den Schatten setzen. In den Schatten treten. Laß uns einen kühlen Ort suchen, und in den Schatten uns lagern. Geßn. Ihr Büsche schließet mich in heilige Schatten ein, Cron. — (b) Figürlich. (α) Ein Schatten gebendes Gewächs, jedoch nur in der dichterischen Schreibart. Oft besucht die Muse bemoste Hütten, um die der Landmann stille Schatten pflanzet, Geßn. Wie wenn ich einen kühlen Schatten von fruchtbaren Bäumen hier pflanzte ebend. — (β) Schutz, Schirm, Erquickung, eine besonders morgenländische Figur, wo der Schatten in der brennenden Hitze des Tages eine größte Wohlthat ist, als in den gemäßigteren Zonen. Beschirme mich unter dem Schatten deiner Flügel, Ps. 17, 8. Der Herr ist dein Schatten, Ps. 121, 5. Es nähert sich hier zugleich dem Begriffe des verwandten Schutzes, wohin ohne Zischlaut auch Hütte und hüten gehören.

In der Naturlehre läßt sich der Schatten auf folgende Weise erklären: Wenn vor einem leuchtenden Körper ein undurchsichtiger Körper steht, so kann der Raum hinter diesem, auf welchen nicht gerade Linien von den leuchtenden Punkten des leuchtenden Körpers, ohne durch diesen zu gehen, gezogen werden können, nicht von den Lichtstrahlen, die von dem leuchtenden Körper ausströmen, erleuchtet werden, weil keine Lichtstrahlen auf solchen fallen können. Diesen Mangel des Lichtes nennt man Schatten. Dieser ist nun um so dunkler, je undurch-

sichtiger der Körper ist, der ihn verursacht. Der von einem Gegenstande, der senkrecht auf einer wagerechten Fläche steht, hervorgebrachte Schatten, wird gerader Schatten, derjenige aber, der durch einen, auf einer vertikalen Fläche senkrecht stehenden undurchsichtigen Körper entsteht, wird umgekehrter Schatten genannt. Man stelle sich in Fig. 7884., A D als eine horizontale Ebene vor, C B als ein senkrecht stehender, Schatten werfender Körper und E als ein leuchtender Körper. Es sei nun E A D der Winkel, in welchem der leuchtende Körper über die horizontale Ebene A D erhöhet ist, so wird A B die Länge des Schattens seyn, den der Körper C B wirft, ist E A D von 45 Graden, so ist der Triangel A B C ein gleichschenklichter und A B so groß, wie C B, folglich die Länge des Schattens der Höhe des Gegenstandes gleich; ist der Winkel kleiner als 45 Grad, so ist die Länge des Schattens größer, als die Höhe des Gegenstandes, ist dieses Winkel größer, so ist die Länge des Gegenstandes geringer, als die Höhe des Gegenstandes, und bei bekanntem Winkel E A D und bekannter Länge des Schattens, läßt sich immer die senkrechte Höhe des Gegenstandes berechnen; denn man kennt die drei Winkel des Triangels C A B und die Seite A B, woraus sich B C leicht finden läßt. Weil man aus den astronomischen Tabellen die Höhe der Sonne zu einer jeden Zeit kennt, so läßt sich aus der Abmessung der Länge des Schattens, den senkrecht stehende Gegenstände auf die Erde werfen, sehr leicht ihre senkrechte Höhe beim Sonnenschein bestimmen. Um einen Versuch zu machen, darf man nur den Schatten, welchen ein auf einer horizontalen Ebene senkrecht stehender Körper durch ein Licht, welches in 45 Grad Erhöhungen steht, wirft, messen, so wird seine Länge der senkrechten Höhe des Gegen-

standes gleich seyn. Der Schatten der Körper ist gewöhnlich, besonders wenn der leuchtende Körper, im Verhältniß des Schatten werfenden, groß ist, von einem weniger dunkleren und helleren Schattenrande umgeben, diese mehrere Helligkeit des Schattenrandes, den man Halbschatten nennt, rührt von den Strahlen her, die von den äußersten Punkten des leuchtenden Körpers ausströmen und die Dunkelheit des wahren Schattenrandes um etwas vermindern.

Was die gefärbten Schatten anbetrifft, so glaubte Büffon diese Schattenfarben breites im Jahre 1749 zuerst entdeckt zu haben; allein Leonhardo da Vinci erwähnt ihrer schon in seiner Abhandlung von der Malerey in der Morgen- und Abend-Dämmerung. Nach einer Reihe von Versuchen weiß man, daß die sehr schief geneigten Strahlen der auf- und untergehenden Sonne davon nicht die Ursache sind, sondern daß man bei diesen Schattenfarben das Sonnenlicht gänzlich entbehren und mitten in der Nacht dergleichen bunte Schatten hervorbringen kann. Um sie aber hervorzubringen, gehören dazu zwei Lichter, oder es muß der Tag zugleich von zwei Seiten hereinfallen. Ferner muß sich zwischen diesen beiden Lichtern eine bestimmte Proportion in ihrer Hellung befinden; denn wenn auch zuweilen ein einziges Licht gefärbte Schatten giebt, so ist es doch jederzeit von einer beträchtlichen Breite und man kann es als zwei und mehrere Lichter betrachten. Wenn zum Beispiel das eine Licht, die Mittagssonne, sehr stark und das andere sehr schwach ist, so sind die Schatten schwarz, dieserhalb schickt sich das schwache Sonnenlicht beim Auf- oder Untergange zu dem Versuche am besten; und wenn die Sonne des Mittags durch Dünste, Verfinsterung ꝛc. sehr geschwächt wird, so kann man auch des Mittags

Schattenfarben hervorbringen. Von einem zu schwachen Lichte, z. B. vom Mondlichte oder der Nachthelle entstehen keine. Wer sie in Gedanken hat und aufsucht, wird sie fast jederzeit im Zimmer um sich finden. Diesen bunten Schatten sind nicht bloß einige Farben eigen, sondern man trifft sie bei ihnen alle, bald einzeln, bald zwei, z. B. blau und grün, beisammen an. Die Ursache dieses Phänomens kann nicht die Strahlenbeugung, auch nicht die Strahlenbrechung seyn, weil sonst ein einziges Licht zur Erzeugung derselben hinreichend seyn müßte; es bleibt daher bloß nur noch die Zurückprallung übrig. Sie richten sich indessen jederzeit nach der Farbe der Fläche, auf welcher sie erscheinen, und sie zeigen sich, die grüne ausgenommen, niemals einfach, sondern jederzeit zusammengesetzt. Ueber den Schatten und die gefärbten Schatten, s. auch den Art. Licht, Th. 77, an verschiedenen Stellen.

Ueber den Schatten, Halbschatten und Schlagschatten in der Malerey, s. unter Landschaft-Gemählde, Th. 64, S. 539 u. f. Der Maler muß den Schatten, als weiter nichts, als die Abwesenheit des Lichtes betrachten; denn da, wo gar kein Licht ist, ist alles Schatten, wo nämlich die Strahlen desselben nicht unmittelbar hingelangen können, sondern von undurchsichtigen Gegenständen aufgefangen werden; so weit also den Lichtstrahlen Hindernisse in dem Wege stehen, so weit erstreckt sich der Schatten; er hört da wieder auf, oder wird begränzt, wo es den Lichtstrahlen wieder möglich ist, unmittelbar hinzugelangen. Man muß sich die Lichtstrahlen als gerade, unbiegsame Linien vorstellen, die von einem Lichte auf allen Seiten auffahren und von den undurchdringlichen Gegenständen aufgefangen und gleichsam abgeschnitten werden. Diejenigen Lichtstrahlen nun, die an der äußersten Gränze eines Gegen-

standes hinfahren und von demselben in ihrem Laufe nicht abgeschnitten werden, bestimmen die Figur des Schattens. Der Schatten ist von einer einfachen Gattung; denn ein jeder Körper, der einen Schatten wirft, wird sowohl selbst, und zwar auf der dem Lichte entgegengesetzten Seite verdunkelt, als auch andere Flächen oder Gegenstände dadurch, daß ihnen der schattenwerfende Gegenstand das Licht raubt, verfinstert; den ersten Schatten nennt man den Lokal- oder eigenthümlichen Schatten, den andern aber den Schlag- Wurf- oder Pflasterschatten. In der Malerei sind daher die Schatten dunkle Parthien, welche den lichten oder beleuchteten entgegengestellt sind. Alle Schatten des Gemäldes müssen sich in einen einzigen vereinigen, damit alle Massen eine schöne Harmonie bewirken; so müssen bei großen Lichtern große Schatten seyn, weil sie die Ruhestellen ausmachen. Daher muß auch Alles, was sich in dem starken Schatten befindet, eins von der andern Farbe mittheilen, so daß alle verschiedene Farben, welche im Hellen sich gut unterscheiden, wegen ihrer Vereinigung im Dunkeln nur eine scheinen. Die starken Schatten muß man in der Mitte der Glieder vermeiden, weil sie solche zu zerdrücken scheinen; daher thut der Künstler wohl, sie herumzusetzen, um die Wendungen zu machen, und den Figuren Erhabenheit zu geben. Die erste Klassen der Schatten sind diejenigen, welche sich selbst an dem Körper bilden vermittelst ihrer eigenen Erhabenheit, wobei aber bemerkt werden muß, daß weil in der Malerey die Wirkungen des verschiedenen Lichtes nicht angezeigt werden können, als durch Hülfe des Schattens, so müssen auch die Grade wohl beobachtet werden und daß der Ort, welcher von gar keinem Lichte erleuchtet wird, auch keinen Antheil an einer hellen Farbe haben kann, sondern daß die Farbe,

deren man sich daselbst bedient, nicht als Farbe, sondern als Dunkelheit, welche die Kennfarben verwirrt, betrachtet werden müssen; daß endlich die Reflexe sich nach dem Lichte der Materie und Gegeneinanderstellung der Körper richten muß. Vertiefungen, wohin weder Licht noch Wiederschein gelangen kann, müssen von allem Lichte und aller Farbe entfernt, ganz dunkel, also im Schatten, gehalten werden; dergleichen starke Schatten soll man nie an einem erhabenen Gliede oder sonst einer hervorragenden Parthie gebrauchen, sondern nur jederzeit an tiefen Einbiegungen, und um den Rand undurchsichtiger Körper gegen den hellen. Man muß sich der vielen kleinen Schatten eben so, als der vielen kleinen Lichter enthalten, weil ihr Anblick das Auge ermüdet. Man muß sich lieber einen Umstand erdichten, wodurch man sich rechtfertigen kann, wenn man sich die Freiheit nimmt, aus vielen kleinen einen großen Schatten zu bilden, und dieses nur, um dem Auge Ruhepunkte zu verschaffen.

Die zweite Klasse der Schatten sind diejenigen, welche dem beleuchteten Körper folgen. Die Schatten der ersten Klasse werden Rundier- diese aber Schlagschatten genannt. Sie breiten sich hinter den Körpern, von welchen sie verursacht werden, dem ursprünglichen Lichte gegenüber, auf der Grundfläche aus, und erscheinen daselbst viel stärker oder dunkler, als die Rundirschatten der sie veranlassenden Gegenstände, und dieses deswegen, weil sie weniger Reflex empfangen, als jene; sie verlieren aber ihre Kraft nach und nach um so mehr, je weiter sie von ihren Körpern abgehen und je mehr sie sich von ihnen entfernen. Wenn sie auf einen nahe gelegenen Körper geworfen werden, so richten sie sich nach der Gestalt desselben sowohl in Ansehung seiner

Größe und Stellung, als auch nach dem Orte und der Stellung des scheinenden Lichtes.

Die letzte Klasse der Schatten enthält jene, welche selbst als Haupttheile des Werkes angesehen werden. So wie man dasjenige für die allerlebhafteste Erhebung hält, was in dem beleuchteten Theile statt des höchsten Lichtes dient, so muß man auch das für die größte Vertiefung halten, was im Schatten am dunkelsten angegeben ist. Die Farbe des Schattens und der Reflexion, welche in einer dunklen Parthie zusammentreffen, müssen gehörig von einander unterschieden werden, jedoch mit solcher Vorsichtigkeit, daß die Schattenmasse, wo das Auge ruhen soll, hierdurch nicht getrennt werde. Wenn etwas nach dem Leben verfertiget wird, hat man öfters eine sorgfältige Vergleichung zwischen dem Lichte und Schatten anzustellen, und zu verhüten, daß nicht viel kleine Sachen in die schattigen Oerter gesetzt werden, welche man im Dunkeln nicht wohl entdecken und unterscheiden kann, es sei denn, daß man solche allein zu betrachten sich bemühen wollte. Darum soll man, um ein Werk der Natur gleichförmig zu machen, solches unter der Arbeit öfters ganz und in einem Blicke betrachten und mit jener vergleichen. Endlich muß man vermeiden einem großen Lichte einen starken Schatten entgegenzusetzen, ohne Dazwischenkunft einer gelinden Mitteltinte; und wenn gleich es jedem freisteht, nach seiner Phantasie die großen Hellen vor oder hinter das Dunkel zu stellen, so ist es doch jederzeit viel schicklicher, die vornehmsten Theile des Werkes ins Helle zu setzen, als das Gegentheil zu thun.

Der Schatten gehört in den Kreis der Dunkelheit, keinesweges aber zur Finsterniß. Sobald man im Schatten einige Farben erkennt, ob sie gleich nicht recht erscheinen, so muß man glauben, daß da-

von das Licht die Ursache sei; man kann aber nicht behaupten, daß der Schatten vom ursprünglichen Lichte getroffen werde, weil er, seiner Natur nach, dadurch aufhören würde Schatten zu seyn, und gleichwohl entdeckt man darin Farben, welche nur von dem Lichte hervorgebracht werden können. Dieses geschieht durch den Reflex des Lichtes, welches von einem durch das ursprüngliche Licht beleuchteten Gegenstand abprallt, und von diesem auf die, wenigstens zum Theil, undurchsichtige Fläche des andern, welcher dem ursprüngliche Lichte gegenübersteht, geworfen wird. Daß die Winkel der einfallenden und apprallenden Lichtstrahlen einander gleich sind, bedarf keines Beweises. Luft, Farbe, Halbschatten, Schatten und Wiederschein sind an jedem Körper so mit ein- oder verschmolzen, daß kein sichtbarer Gegenstand ohne die fünf Stücke sich denken, geschweige denn ausdrücken ließe. Sobald ein Licht, es mag so schwach seyn, wie es will, einen Korper trifft, so erscheint zugleich seine Farbe und Schatten. Wäre kein Wiederschein, so würden alle Lokalfarben im Schatten, selbst die Weiße eine gleiche Dunkelheit und zwar keine Farbe haben. Hiervon kann man sich überzeugen, wenn man in einem sehr großen Gewölbe, welches gar kein Licht hat, durch eine ganz kleine Oeffnung den Lichtstrahl auf einen Gegenstand leitet; der Mittelpunkt wird am hellsten erscheinen, indem er aber bei der Apprallung gleichsam sich theilet und dadurch einen Theil der nächsten Luft mit erhellt, so entsteht davon auf den Körper, zunächst um den Lichtstrahl herum, ein gewisser Schimmer, welcher fürs Auge nicht angenehmer, als das Licht ist; da aber die Schatten hierbei an einem ganz undurchsichtigen Körper finster und ohne Farbe bleiben, sich auch mit dem Dunkel des übrigen vereinigen, so folgt daraus, daß Alles, was

man im Schatten erkennen kann, bloß vom Wiederscheine herrührt. Indem aber die Gegenstände in der Natur von verschiedener Farbe und Beleuchtung angetroffen werden, die Farbe, welche man im Schatten wahrnimmt, aber von der Farbe des aktiv wiederscheinenden Körpers, des Lichtes, der Luft und der Lokalfarbe des passiv wiederscheinenden zugleich gewirkt wird, so kann der Wiederschein in einem Rundirschatten niemals die unverfälschte Farbe seines Körpers zeigen, sondern dieselbe wird aus den beleuchteten Parthien und den entgegengesetzten Farben geschlossen, welche den Schein der Lokalfarben bald befördern, bald noch mehr verfälschen; man müßte dann annehmen, daß der aktiv wiederscheinende Körper ein reiner, von aller Farbe freier Spiegel wäre, aus welchem das ürsprüngliche Licht an den Schatten des passiv wiederscheinenden Körpers geschickt wird, wodurch er zwar seine Wahrheit, welche sich mit der Farbe des Lichtes vermischt, behält, aber auch zugleich aufhört ein Schatten zu seyn, indem das aktiv Wiederscheinende in diesem Falle dem ursprünglichen Lichte gleich ist. Nimmt man aber das ursprüngliche Licht gelblicht an, den beleuchteten Gegenstand von weißer Farbe, und den aktiv wiederscheinenden von eben dieser, so ist dieser letztere, in sofern es kein Spiegel, sondern ein matter und undurchsichtiger Körper, z. B. Leinwand, oder eine Mauer ist, schon sehr gebrochen. Da nun die Brechung des Weißen durch ein Bläulichtes vergeht, das ursprüngliche Licht dagegen als gelblicht vorausgesetzt ist, bläulicht und gelblicht vereiniget, aber einen grünlichten Schein zuwegebringen, so muß dieser Wiederschein grünlicht ausfallen. Grünlicht nennt man aber nicht weiß, folglich erscheint auch der Schatten des Weißen unter diesen und ähnlichen Umständen nicht weiß. Wer übrigens die Behaup-

tung aufstellen möchte, daß der Schatten des Weißen ohne Ausnahme weiß sei, der darf nur vor die beleuchtete Seite eines dergleichen Gegenstandes etwas Undurchsichtiges, z. B. ein Brett halten, und Jemanden hinführen, der von der weißen Farbe des Gegenstandes nicht unterrichtet ist, so wird dieser den Wiederschein für eine grünlichte Farbe erklären, weil ihm die beleuchtete Seite verborgen ist und er also von dieser nicht auf den Wiederschein schließen kann. Wenn man den Charakter des Lichtes und Schattens an den Gegenständen, ohne Rücksicht auf die Wiederscheine, ob man sie gleich niemals in der Natur so antrifft, betrachtet, so kann man das Licht mit einer trocknen Farbe und den Schatten mit ebenderselben, welche mit Oel gesättigt worden, vergleichen. Man findet hierdurch zugleich, daß je leuchtender eine Farbe an sich ist, desto mehr Glasur bedarf sie auch im Schatten und je minder leuchtend, oder auch je durchsichtiger sie ist, desto weniger Glasur erlaubt sie. Nimmt man zum Anfange die Mittelseite zwischen Licht und Schatten, welche man leicht heller und dunkler machen kann; zum Schatten aber dieselbe, welche nur anders, oder vielmehr so behandelt ward, daß sie die Eigenschaft des Nassen, wie jene des Trocknen behält, und betrachtet den Wiederschein als ein besonderes Licht, so wird man nicht viel Schwierigkeiten finden, beides wohl auszudrücken. Nach J. L. Hoffmann, welcher die Farben auf die Tonkunst anwendet, dienen die Schattenfarben statt der Basis. Diese Farben scheinen um so viel dunkler oder tiefer, als man bewirken kann, daß das auf sie fallende Licht eindringe und dadurch verloren gehe. Daher muß man dahin sehen, in die Schattenfarben nicht mehr Licht zu bringen, als die Reflexe erfordern, und dahingegen alles Licht verschwinden zu machen auf den Stellen, wo gänzliche Verfinste-

rung nöthig ist, z. B. in den tiefsten Falten, Höhlen ꝛc. In der Tonkunst ist der Unisonus die Parallele davon, indem es Licht und Schatten zugleich vorstellt, z. B. wenn man im Diskant das c auf der untersten Linie ausdrückt, so ist dieses der tiefste Ton im Diskant; hingegen schreibt man das durchstrichene c auf der Baßseite, so ist dieses der höchste Ton im Baß, beide aber fallen auf eine und ebendieselbe Taste des Klaviers oder Fortepianos. Auf einem Gemälde zeigt sich das Helle im Dunkeln alsdann, wenn eine ganze Parthie vom Schlagschatten bedeckt wird, z. B. die ganze Hälfte eines Angesichtes, oder ein ganzer Vorgrund ꝛc. Die Ursache, warum man in einem solchen Schlagschatten alle Gegenstände, als Farbe, ganz gut und deutlich erkennen kann, ist in der Klarheit der Luft und in ihrem entlehnten Lichte auzutreffen, welche in diesem Falle ihre Kraft in der Nähe ausübt und das Auge mit ungemeiner Anmuth sättiget, anstatt daß das ursprüngliche Licht unmittelbar dasselbe blendet, und dadurch einen großen Theil der Deutlichkeit entzieht. An einzelnen Farbetönen wird dieses Helle im Dunkeln herausgebracht, wenn man die Lokalfarben in dem Grade des Lichtes, welcher nicht so hoch ist, daß er den Blick abgeben könnte, aber auch nicht so dunkel, daß er zum Grunde einer Schattenfläche taugte, körperlich anlegt und dann mit der Lackfarbe desselben Tons lassirt; z. B. in Oelfarbe: Berlinerblau mit etwas Weiß vermischt, und wenn es trocken ist, mit feinem Berlinerblau dünn lassirt; destillirter Grünspan mit etwas wenigem Auripigment untermalt, sodann mit etwas gelbem Lack und destillirtem Grünspan vermischt, lassirt; gelb, mit Auripigment untermalt und mit gelbem Lack dünn lassirt; hochroth mit reinem; Zinnober angelegt und mit hochrothem Lack lassirt; Kermesroth mit Karmin und etwas wenigem Weißen

angelegt, sodann mit dem feinsten Florentiner Lack lassirt; violett mit Berlinerblau, Wienerlack und etwas Weiß vermischt angelegt, sodann mit Berlinerblau und Wienerlack lassirt. Man muß sich ein für allemal merken, daß man nie mit einem dunklern Ton auf einen hellen Grundton lassiren kann, ohne ein das Auge beleidigendes Grelle zu veranlassen; weit eher kann man auf eine dunklere Grundfarbe eine hellere Lassirung gebrauchen. So kann man z. B. auf reinen Zinnober nicht mit Wienerlack lassiren, sondern nur mit hochrothem, und auf grün kann man sich eben so wenig der blauen Lassur bedienen, eher der gelben. Ferner muß man auch nicht zwei Lassirungen unmittelbar auf einander setzen; es ist schon falsch, wenn man z. B. zweimal mit Wienerlack aufeinander lassirt, und zwei Lassuren von verschiedenen Farben würden vollends unerträglich ausfallen. Kein Schatten an einem undurchsichtigen Körper, welcher zu seiner Lokalfarbe im Lichte weiß bedarf, kann, sobald er unserm Auge nahe genug ist und durch einen Zufall nicht alterirt wird, ohne braun vollendet werden.

Um den Schatten Wahrheit zu ertheilen, wird die Lassirung derselben verlangt. Mengs sagt: die Schatten müssen lassirt werden, damit sie die Lichtstrahlen, nämlich diejenigen, welche auf die Tafel fallen, durchfahren lassen, weil sonst eine dunkle Farbe nicht einen Schatten, sondern eine dunkle aber beleuchtete (das heißt, eine Lokalfarbe) vorstellt. Wenn man aber durch die bloße Lassur die Natur des Schattens erreichen wollte oder könnte, so müßte man bei der Vorstellung eines geglätteten Metalls oder sonst glänzenden Körpers, entweder die Lassur der beleuchteten Parthien hinweg lassen, und in diesem Falle würde man den Schein der Wahrheit des Metalls nicht erreichen; oder man müßte die

untermalten Schatten durch die Lassur gänzlich unterdrücken, und dann wäre das Untermalen mit Körperfarben vergeblich gewesen; oder es müssen die Schattenfarben beim Untermalen gleich anders behandelt werden, als die Lichtfarben, und so ist es auch. — Um sich darüber zu belehren, darf man nur ein Original von Graf mit einer Kopie vergleichen, so wird man finden, daß das Gefällige und Klare dieser Schatten nicht in der Manier des Pöbels der Maler erreicht werden kann, daß seine eigenen Schüler es nicht einmal zuwege gebracht haben und bringen, vielweniger noch andere Nachahmer, welche immer nur Nachahmer bleiben werden. Hoffmann sagt: Es scheint, daß Mengs in den oben angeführten Stellen auf das Arkanum der Kunst habe hinweisen, aber solches nicht entdecken wollen. Da nun die braune Farbe, wenn sie im Schatten dienen soll, auch eine Lassurfarbe seyn muß, und aus den Lassurfarben durch Vermischung mit Körperfarben eine Lokalfarbe entsteht, so kann man diese braune Farbe außer dem Schatten, auch als eine Lichtseite betrachten. Gleich wie nun vom höchsten reinsten Lichte, welches die weiße Farbe bedeutet, schwarz der Gegensatz ist, also ist braun der Gegensatz der hellsten oder jener Farbe, welche dem höchsten Lichte am nächsten kommt, und diese ist die gelbe. Wie man nun durch schwarz alle Grade bis zum höchsten Lichte, als Licht hervorbringen kann, so kann man auch durch braun die Schatten aller derer Farben hervorbringen, welche sich der Natur des höchsten Lichtes auf die Art nähren, als die gelbe. Das Braun, als Schatten, befindet sich allemal dem höchsten Lichte gegenüber und ist also der centrale Gegensatz von dem Theile eines beleuchteten Körpers, welchen man Blick nennt.

Um die Hauptschatten oder reflektirte

Schatten in der Malerei zu finden, nehme man einen Theil der Haupttinktur und mische sie mit eben so viel Gelb, welches die Farbe des allgemeinen Reflexes oder Wiederscheines ist. Das angemessenste Gelb ist hier, nach Einigen, das dunkele Schütt- oder Beergelb mit einem Theile Judenpech vermischt. Man hat dann die Tinktur für die allgemeinen reflektirten Schatten. Mischt man unter ein wenig vom letztern etwas weiß, in dem Grade einer hellen Tinte, so bekommt man den hellsten Grad des allgemeinen Reflexes. Es heißt hier in dem Grade einer hellen Tinte, weil, wenn man zu viel weiß darein mischt, die Mischung ein anderes Fleisch von einer verschiedenen Beschaffenheit giebt, nimmt man dagegen zu viel von der reflektirten Tinktur darunter, so entsteht dadurch der Reflex eines höher gefärbten Fleisches, und nicht dasjenige, so man haben will. Alle übrige besondere Wiederscheine, sie mögen zufällig oder nothwendig seyn, werden aus diesem Reflex gemacht, indem man die Farbe des entgegengesetzten Körpers dazu mischt, der sie verursacht, und ihnen immer etwas von seiner eigenen Farbe mittheilt. Alle Grade des Haupt- oder des reflektirten Schattens werden gleichfalls aus dem Reflex gemacht, indem man schwarz dazu mischt, und so auch etwas reflektirende Tinktur, je nachdem es durch das materielle Schwarz mehr oder weniger verloren geht. Man kann auf diese Art so vielerlei Grade davon mischen, als man will. Hier haben wir drei Grade des sogenannten Hauptschattens. Man wird auch beobachten, daß je mehr schwarz man dazu mischt, um so mehr reflektirte Tinktur muß man auch dazu nehmen, und daß man auf diese Art bis zu dem dunkelsten Grade fortgehen kann, der ganz ohne weiß, bloß mit schwarz und reflecktirender Tinktur gemacht wird, und in manchen Stellen zu

zu Touschen gebraucht werden kann; daher man demselben auch den Namen Tousche beilegen kann. Es giebt noch eine andere Art saftartiger durchscheinender Touschen, die mit Gummilack, Beergelb, Judenpech oder Asphalt ꝛc. bereitet werden, und an röthlich durchschimmernden Stellen, z. B. an Nase, Ohren ꝛc. gebraucht werden können. Um den Hellglanz hervorzubringen, worunter man die am stärksten erleuchteten Stellen des Fleisches versteht, mischt man weiß mit gelb, das heißt, Bleygelb oder Mineralgelb (Massicot) oder gelben Ocher mit weiß, wodurch man den höchsten Grad des Lichtes an erleuchteten Stellen erhält, welcher den schon oben angeführten Namen Hellglanz erhält. Das Bleygelb oder Massicot dient zu weißen Körpern, z. B. von Weibern, Kindern ꝛc. Ocher nimmt man hingegen zu stärker gefärbten, z. B. zu erwachsenen starken Männern ꝛc. Der junge Künstler, der Maler, lernt sehr bald, wie viel gelb er mit dem Weißen mischen muß; denn nimmt er zu viel gelb, so fallen seine Lichter nicht hell genug aus, um das Fleisch zu heben, nimmt er hingegen zu viel weiß, so werden seine Lichter zu blendend und fett, wie ein Körper der schwitzt. Fliehende oder entfernte Stellen werden mit blau gemacht; so wird z. B. die Fleischfarbe mit blau gemischt und etwas von der Haupttinktur zugesetzt, so entsteht das Fliehende von der Lichtseite. Man muß aber auch noch etwas von der ersten Tinktur darunter mischen, um das zu ersetzen, was durch das Materielle Blau verloren gegangen, wie man es dem Schwarzen bei den Mezzotinten zusetzt. Will man auch in den Schatten Entfernungen ausdrücken, so muß man blau unter den Schatten und noch reflecktirende Tinktur darunter mischen. Dieses sind alle Grade von Licht und Schatten die erfordert werden, um einen Körper mit der Farbe des Flei-

sches darzustellen. Um ihn aber zu vollenden, müssen auch die sogenannten zufälligen Parthien angebracht werden, die bald in den Lichtern, bald in den Schatten nach allen Graden Statt finden, je nachdem man den Gegenstand wendet. Diese zufälligen Parthien behalten stets ihre Farbe und werden beim Malen den Graden angemessen gehalten.

Schatten, in den Gärten, ist der durch Bäume hervorgebrachte Schutz vor der Sonne und dem zu grellen Lichte, besonders in den Gängen und bei Ruheplätzen. Wie die Gänge mit Bäumen angelegt werden müssen, um Schatten zu gewähren; so auch die zur Erhohlung gewählten Plätze ꝛc. s. unter Garten, Th. 16.

Schatten, eine Fischart, s. Meerschatten, Umbra, Th. 87, S. 160, und Umbrafisch, in U.

Schatten, ein regelmäßiges thätiges und ein Zeitwort der Mittelgattung, welches im letzten Falle das Hülfswort haben erfordert: 1 Einen Schatten werfen, Schatten geben, Schatten machen, jedoch nur in der Zusammensetzung beschatten, umschatten und überschatten. 2) Für schattieren, in welcher Bedeutung es doch nur von einigen Neuern versucht worden, welche aber ohne Nachfolge geblieben sind.

Schattenbild, Schattenbilder, Schattenspiele, eine Art Pantomime, wo Figuren und Handlungen durch den an die Wand geworfenen Schatten vorgestellt werden. Die Einrichtung, um diese Schattenbilder an der Wand hervorzubringen, geschieht durch die Zauberlaterne, Laterna Magica, welche von Robert Bacon erfunden worden seyn soll; wie es aber scheint, so ist sie erst im Jahre 1665 durch den gelehrten Pater Kircher bekannt geworden, daher wird

auch dieser, als der Erfinder genannt. Früher wurde die Zauberlaterne, als etwas Uebernatürliches angestaunt; sie brachte Schrecken, Zaubereyen und Bewunderung hervor; späterhin sank ihr Ansehen, und zuletzt so sehr, daß sie sich durch eine begleitende Drehorgel Jedermann auf der Straße anbot, und jetzt ist auch dieses außer Gebrauch gekommen, da man dergleichen Laternen im Kleinen für einen Thaler, ja noch darunter haben kann, und jedes Kind gebildeter Eltern damit umzugehen weiß. Die Wirkung dieser Maschine ist die Zeichnungen und Farben kleiner Objekte, die man auf Glasstreifen mit durchsichtigen Farben anbringt, an der weißen Wand, auf einer Leinwand, oder Pappe an einem finsteren Orte groß nachzumalen. Hierzu gehört ein Kasten von weißem Bleche a b c d, fig. 7885, der 8 Zoll hoch, 10 Zoll lang und 6 Zoll breit ist. Nach diesen Verhältnissen kann man sie so groß machen, als man will, wenn nämlich die Gläser in diesem Verhältnisse mitbegriffen sind. Oben an der Laterne ist ein Rauchfang oder eine Röhre e von 4 Zoll im Durchmesser, so mit einer Kuppel f bedeckt ist, den Rauch abzuführen und den Lichtschein von dem Zimmer abzuhalten. An der Seite dieses Kastens a c ist eine Thür zum Eröffnen der Laterne, an welcher auch ein metallner oder von weißem Bleche oder Messing gemachter Hohlspiegel g befestiget ist, der 5 Zoll beträgt. Dieser Spiegel wird so gestellt, daß man ihn an seinem Schwanzstücke vorwärts schieben oder zurückziehen kann, und dieses Schwanzstück muß in die Röhre von weißem Bleche i hineingesteckt werden, die an diese Thür angelöthet ist. Mitten in das Innere dieses Kastens wird eine Lampe von weißem Bleche r gesetzt, deren Hals platt seyn muß, damit sie die Flammenstrahlen nicht aufhalte, so der Spiegel auf die innere Seite dieses Kastens

zurückwirft. Sie hat 3 bis 4 Dochte, die so hoch stehen müssen, als der Mittelpunkt des Hohlspiegels g ist. An der dem Spiegel gegenüberstehenden Seite b d befindet sich ein Loch 3 Zoll breit und $2\frac{1}{2}$ Zoll hoch, in welches man ein Glas von gleicher Größe setzt. Man schleift daher das Glas in einer sehr großen Schüssel viereckig und schneidet dessen Ränder weg, weil man weiß, daß sich die Objekte allezeit in der Mitte der Convexgläser am hellsten und deutlichsten abmalen. Der Brennpunkt dieses Convexglases ist bis 5 Zoll, damit die Lampe im Kasten genau in dem Focus des Glases, so wie des Hohlspiegels zu stehen komme. Selbst die Lampe wird zum Verschieben beweglich gemacht; auch um sie herauszunehmen, wenn man sie reinigen und die dicken Dochte einziehen oder frisches Baumöl zugießen will. An eben dieser Seite befindet sich ein Stöpsel von weißem Bleche mit einer Rinne m n $4\frac{1}{2}$ Zoll im Quadrate, die auf der Seite offen ist und deren Oeffnung $4\frac{1}{2}$ Zoll lang und 4 Linien breit seyn muß. Durch diese Oeffnung schiebt man die Glastäfelchen, die mit den Figuren bemalt sind, welche man an der Wand vorstellen will. Dem Glase gegenüber hat dieses Stück eine Oeffnung von $3\frac{1}{4}$ Zoll breit, $2\frac{1}{4}$ Zoll hoch, an welcher Oeffnung man das Rohr o von eben der Gestalt ansetzt, welches 6 Zoll lang gemacht wird. Ein anderes Rohr, so 6 Zoll lang ist, wird in das erstgedachte eingeschoben; es enthält zwei convexe oder Linsengläser p und q. Das Glas p hat einen Focus von etwa 3 Zoll, das Glas q hingegen von 10 bis 12 Zoll; es ist das äußerste in der beweglichen Röhre. Zwischen beiden Gläser kommt eine Pappe, so eine Oeffnung, 1 Zoll breit, 8 Linien hoch enthält. Das Glas p kann mit seiner Röhre in die Röhre o geschoben und nach Befinden gestellt werden. Jetzt

schneidet der Glaser 12 Zoll lange und 3 Zoll breite Streifen von weißem, hellem, reinem Glase, die man in leichte Rahme einfaßt und welche leicht in die Rinne gehen. Diese Streifen werden nun mit Figuren bemalt. Man zeichnet nämlich die Figur, welche man wünscht, auf Papier, klebt diese unter dem Glase an den Ecken an, malt mit einem feinen Spitzpinsel, den man in mit Terpentinfirniß oder weißem Lackfirniß (Mastixfirniß) eingerührten Lampenruß getaucht hat, auf dem Glase die Hauptzüge, und wenn dieser Umriß recht trocken ist, so streicht man in die Theile der Figur, die gehörige, doch durchsichtige, und mit weißem Lackfirniß abgeriebene Farbe. Die hellsten Lichter macht das Glas, die Schattirung aber mit dunkler Schraffirung, nach der Natur, jedoch im Kleinen, die Farbe. Was ganz dunkel erscheinen soll, z. B. wie der Grund um ein Gespenst ꝛc., wird mit schwarzer Oelfarbe ausgefüllt, damit das Helle absticht. Die Farben zu den Glastafeln sind: Beinschwarz, Frankfurter Schwarz, Umbra, Florentinerlack, Karmin, Englisches Roth, Lackmus, Indigo, Berlinerblau, destillirter Grünspan, Gummi Guttae, Saffran, Ocher, in Weingeist ausgezogenes Drachenblut ꝛc. Man kann diese Farben auch mit Wasser abreiben und damit malen, und dann die Malerey mit dem oben gedachten weißen Lackfirniß überziehen.

Wenn man nun in der Zauberlaterne die Oellampe angesteckt, die Röhren gehörig ausgezogen und die Bilder verkehrt in die Rinne eingeschoben hat, so lassen sich auf der Leinwand allerlei Belustigungen vorstellen. Auch bewegliche Figuren oder zweierlei mit einerlei Objekte gemalte Gläser lassen sich anbringen und hinter einander schieben. Es soll, um die Beweglichkeit der Figuren zu zeigen, ein Seesturm vorgestellt werden. Hierzu gebraucht man zwei Glastäfelchen, 15 Zoll lang, die in der Rinne gleich

Platz haben. Auf dem einen zeichne man die Bewegung des Meeres, von seinen sanftesten Wellen an, bis zu dem entsetzlichsten Sturme; überhaupt ein ruhiges Meer, mit heiterem Himmel, dem Erheben der Wellen und der Wolken ꝛc. in eines fort, ohne Abschnitte. Das andere Täfelchen bemale man mit einerlei gelinden Wellen, und mit Schiffen in verschiedenen Entfernungen. Der Sturm zeigt sich an der Wand, wenn man die beiden Gläser hintereinander zitternd bewegt, so auch eine Feldschlacht, ein Seetreffen und eine jede mechanische Handlung.

Das Chinesische Schattenspiel, Fig. 7886, wird auf folgende Weise verfertiget: In einem Verschlage wird ein Loch, etwa 4 Fuß lang und 2 Fuß hoch angebracht, dessen untere Seite 5 Fuß hoch über den Fußboden seyn muß. Man bedeckt solches mit einem durchsichtigen weißen Flor. Zu diesem Loche gehören verschiedene Rahmen von verschiedener Größe und mit Flor bespannt. Auf diesen Flor zeichnet man das Feld zu den Vorstellungen, auf welchem die kleinen Figuren sich bewegen sollen. Die Schattirung der Gegenstände auf diesem Felde, wird durch untergeklebte grobe Papierstreifen hervorgebracht. Wenn man das Licht nachmachen will, so ist es genug, wenn man eins oder zwei darauf klebt, zu den halben Schatten gehören drei oder vier und zu den ganzen Schatten wenigstins fünf oder sechs Stückchen Papier. Die Gestalt, welche die Papiere haben müssen, erlangt man, wenn man sie durch das Gemälde durchzeichnet, und sie hernach mit aller Behutsamkeit ausschneidet und auf das Gemälde pappt. Man kann auch, um die Arbeit richtiger zu machen und sie zu beschleunigen, diejenigen Ecken, welche nicht mit den Schatten getroffen sind, mit ein wenig Ruß nachhelfen. Man untersucht dann diese Gemälde, was sie für eine

Wirkung thun, wenn man sie gegen die Sonne hält. Dichte hinter diesen Rahmen läßt man kleine Figuren von Menschen und Thieren sich bewegen, die von Karten ausgeschnitten sind, an welchen man verschiedene Theile beweglich macht, nachdem sie eine Wirkung mit ihren Schatten hervorbringen sollen. Damit man sie aber nach Belieben in Bewegung setzen kann, macht man an diese bewegliche Theile dünnen Draht fest, welchen man gegen die Füße der Figur hinabgehen läßt, und an dessen Ende man eine Art von Ring macht, damit man die Finger der rechten Hand hineinstecken kann, während welcher Zeit man dann diese Figur vermittelst eines andern eisernen Drahtes mit der linken Hand hält; oder man bewegt auch die Gelenke durch ein dünnes Holz, in dessen Spitze eine Stecknadel steckt. Auf diese Art kann man sie vor sich und zurückgehen, und die Hände bewegen lassen, ohne daß man sieht, wer dieses thut und wodurch sie in Bewegung gesetzt werden. Und da man diese Figuren nur an denjenigen Theilen dieser Tafel sehen kann, welche nicht starke Schatten haben, so hat man den Vortheil, daß wenn sie zur rechten Zeit erscheinen, man sie verbergen, zurückkehren, fortgehen und andere an ihre Stelle kommen lassen kann. Alle diese Figuren müssen im Profil oder von der Seite gezeichnet und ausgeschnitten werden. Es ist auch nothwendig, wenn man sie sich bewegen läßt, ein Gespräch dabei zu unterhalten, das sich genau zu ihren Geberden und Bewegungen schickt; ja man muß auch selbst, wenn es angeht, das Geräusch nachahmen, das heißt, wenn man eine Figur von der Leiter herabfallen läßt, so muß man dieses Geräusch nachahmen. Die Rahmen werden von hinten vermittelst eines Spiegels erleuchtet, der 3 oder 4 Fuß weit davon entfernt ist, und der gerade dem Mittelpunkte dieser

Tafel gegenüber stehen muß. Auf diese Weise kann man verschiedene angenehme Auftritte vorstellen, wenn man sich dazu kleiner Figuren von Menschen und Thieren bedient, deren Bewegungen so eingerichtet sind, daß sie Alles auf das Natürlichste vorstellen können. Alles kommt aber auf die Geschicklichkeit derjenigen an, die sie in Bewegung setzen.

Eine mechanische Zauberlaterne, so man zur Tages- und Nachtzeit gebrauchen kann, zu verfertigen. Fig. 7887. A. stellt das äußerliche Ansehen dieser Maschine vor. Sie besteht aus einem viereckigten Kasten, auf dessen hintere Seite ein aufrechtstehendes Gemälde sich befindet, worauf ein alter Chinese mit einem Schattenspiele und einigen Zuschauern vorgestellt ist. Dies Schattenspiel wirft seinen Glanz an die Wand, als eine runde Scheibe, an welchem Platz die vorzustellenden Figuren erscheinen. Diese Tafel bedeckt ein seidener Vorhang, der sich nach Gefallen aufziehen läßt. — Zu einem gewöhnlichen Schattenspiele auf Glas gehören gemalte Bilder dagegen befinden sich hier so viele Täfelchen, als zu den Vorstellungen gebraucht werden. Auf jedem dieser Täfelchen befindet sich der Name des Gegenstandes, der erscheinen soll, geschrieben. An der vorderen Seite des Kastens ist ein Loch, das zum Einschieben einer von den Tafeln gehört, die mittelst eines Riegels darin festgehalten wird.

Fig. 7888. A zeigt die geöffnete Maschine. B ist die Klappe, die sich bei C einschließt und durch das kleine Loch mit einer Nadel geöffnet werden kann. D ist ein Stück von Messing mit einem Kronrade, welches Fig. 7889. besonders zeigt. E ist eine Walze mit einem Getriebe von acht Sprossen, das vergrößert in Fig. 7890. zu sehen ist. F ist eine kleine Rolle, und G eine Schnur, mit einem Gewichte. H ein Rahm mit Nr. 1. der Scheibe der Vorstellun-

gen, die hinter dem Kasten angeschraubt ist. K ist ein kleiner Tisch, auf welchem die Täfelchen, worauf die verlangte Vorstellung geschrieben ist, eingeschoben werden; er hat auf beiden Seiten Rinnleisten, welche die eingeschobenen Täfelchen nicht wanken lassen. Diese Tafeln bewegen sodann das Kronrad, wodurch verursacht wird, daß nur diejenige Vorstellung der Scheibe auf Fig. 7891., in dem Felde B, Fig. 7887. zum Vorschein kommt, die auf dem Täfelchen geschrieben ist. Fig. 7892. stellt eine solche Tafel mit Deutscher und Lateinischer Schrift vor. Diese Tafeln müssen zuerst von einerlei Länge seyn, damit man sie durchs Hineinschieben probiren und davon abfeilen kann, bis das zum Vorschein kommt, was darauf angegeben ist. Fig. 7893. stellt die Maschine im Durchschnitt vor. Nr. 1. ist das Stück im Kleinen, so Fig. 7889. größer gezeichnet vorstellt. Nr. 2. ist die Rolle, über welche die Schnur mit dem Gewichte geht. Nr. 3. die Walze mit dem Getriebe, welches Fig. 7890. vergrößert ist. Fig. 7894. zeigt das messingene Kronrad besonders und ist an Fig. 7889. mittelst dreier Schrauben fest gemacht. Fig. 7895. ist der kleine Tisch, worauf die Tafeln zu liegen kommen, die eingeschoben werden, und Fig. 7896. das Loch, durch welches die Tafeln eingeschoben werden. Nr. 4. ist die Nebenleiste von dem Rahme, in der die Malerey sich befindet, und Nr. 5. der aufgesetzte hintere Boden, zwischen welchem und dem vorderen Rahmen die Kupferscheibe, Fig. 7891. mit den Figuren steht. Die auf dieser Scheibe gemalten Figuren sind folgende:

Ein Kauffartheischiff.
Ein Nachtwächter, so das Horn bläßt.
Ein Löwe.
Der Kopf eines alten Mannes.

Eine Windmühle.
Ein Storch.
Eine Gartenlaube.
Ein Husar.

Diese Scheibe ist nach der Größe der Lichtscheibe an der Wand auf dem vorderen Gemälde, eingetheilt. Man muß sie so lang drehen und allezeit eine Marke machen, um zu sehen, wie viele Figuren nach der Drehung des Rades hinein kommen können; dann nimmt man die Weite des Durchmessers der Lichtscheibe und theilt ihn auf der Kupferscheibe herum in dem inwendigen Kreis; zieht solche aus dem Mittelpunkte und malt sodann die Figuren in dem obern Kreis darüber, alsdann wird die Scheibe hinten angeschraubt. Die Figuren müssen so eingeschoben werden, daß sie dem hinteren Brette von dem Kasten gleich kommen, und die Scheibe daran fest liegt.

Der Gebrauch dieser Zauberlaterne ist folgender: Man zieht den seidenen Vorhang auf und zeigt, daß dieselbe Scheibe von dem Lichte der Laterne noch leer von einer Vorstellung ist und läßt ihn dann wieder fallen. Man übergiebt dann die Tafeln, worauf die Vorstellungen in Französischer und Deutscher Sprache geschrieben sind, der Gesellschaft, und läßt jeden davon aussuchen, was er zu sehen verlangt. Dann schiebt man eine von diesen gewählten Tafeln in das Loch des Kastens und den Riegel vor, zieht den Vorhang auf, so wird das, was auf der Tafel geschrieben ist, auf der Lichtscheibe an der Wand gemalt erscheinen. Dieses geschieht auch mit den andern Tafeln. Der Kasten ist 11 Zoll lang und breit, 5 Zoll tief. Die ganze Höhe mit der hintern Wand, worauf sich das Gemälde befindet, ist $16\frac{1}{2}$ Zoll. Diese Maschine kostet schön gemalt und lackirt mit

den dazu gehörigen Einsätzen 3 Rthlr. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Kr. in Nürnberg.

Man kann auch mit Hülfe der Zauberlaterne einen Spiegel in einem Saale vorstellen, worin sich verschiedene Erscheinungen oder Schattenbilder zeigen. Fig. 7897. zeigt eine solche Einrichtung. Dieser Versuch erfordert eine Wandöffnung, in welcher ein mattgeschliffenes Glas befestiget werden muß, so einen Rahmen dergestalt umgiebt, daß es einen Spiegel vorstellt. Wenn das Schattenbild eintreten soll, so wird das Zimmer dunkel erleuchtet; man führt den Zuschauer zum Spiegel und die Zauberlaterne wirft, der optischen Theorie gemäß, die Bilder, die man sehen soll, in den Spiegel. Sollen die Erscheinungen bei Nachtzeit mit der Zauberlaterne hervorgebracht werden, so müssen die Gegenstände nothwendig stark erleuchtet werden, man muß die Lichterflammen bedecken. Auf eben die Weise oder nach eben den Grundsätzen kann man Erscheinungen auf der Oberfläche des Wassers in einem vollen Zuckerglase hervorbringen, wenn im Zuckerglase ein schief stehender Spiegel angebracht wird; es muß aber mitten im Zuckerglase eine Glasscherbe Scheidewand machen, damit das Wasser nicht die Spiegelfläche bedecke und die Strahlenbrechung im Zuckerglasboden verwirrt werde.

Die Taschenzauberlaterne, wozu eine kleine Zauberlaterne gehört, welche man in die Rocktasche stecken kann. Diese Laterne hat ringsum in ihrer Einfassung einen Doppelboden, in welchem ein angefeuchteter Schwamm liegt, um die Wärme des Lichtes aufzuhalten, wenn nämlich das Licht in der Maschine angezündet wird. Der Brennpunkt in der Maschine muß genau beobachtet und geprüft werden, und wenn dieses geschehen ist, so läßt man das Glas in der Schieberöhre einlöthen, damit sich

der Brennpunkt nicht weiter verrücken lasse. Eine kleine, mit Wachs gefüllte Lampe bekommt ein baumwollnen Docht, welcher mit Phosphor und Schwefelblumen eingerieben wird. Ueber diesem Docht wird ein blechernes Röhrchen angebracht, welches eben so zubereitet ist, und welches sehr genau auf den Docht passen muß, damit die Reibung, wenn man den Docht reibt, stärker werde, und sich der Phosphor entzünden kann. Diese Zurichtung wird nur kurze Zeit vor dem Gebrauche gemacht, sonst verdirbt das Zündwerk, ohne sich zu entzünden. Die auf Glas gemalte Figuren werden ringsum mit schwarzer Oelfarbe umgeben, damit das Licht bloß die Figuren transparent liefere; denn je feiner die Materie, desto natürlicher die Zauberey. Fig. 7898. ist die Taschenzauberlaterne. Fig. 7899. eben dieselbe durchsichtig, um ihren inneren Bau zu sehen. Fig. 7900. 1., 2. Röhren zum Semen Lycopodii; 3, Schwamm, in Weingeist getaucht; 4, hohles Röhrchen mit dem Phosphor; 5, Bund von Phosphorröhrchen. Fig. 7901. ist der magische Spazierstock, mit dem magischen Inhalte. Der Zauberstock ist inwendig hohl, mit Blech ausgefüttert, und mit dem bekannten Hexenmehl, Semen Lycopodii, versehen. Ein in Weingeist getauchtes Schwämmchen steckt auf einem mit Phosphor beschmierten Dochte, den eine Schnur um das Stockband zieht, oder welche vielmehr, oben am Stocke, als ein Stockband herabläuft. Will man nun Schattenbilder an Kirchhofsmauern ꝛc. hervortreten lassen, so darf man nur die Stockschnur mit Gewalt an sich ziehen, so entzündet der Phosphordocht den Weingeistschwamm, und indem man mit dem Stocke auf die Erde oder auf ein Grab schlägt, so sinkt das Hexenmehl in die Weingeistflamme, wodurch eine Flamme aus dem Grabe herauflodert. Es versteht sich hier, daß die Rocktasche mit Blech

gefüttert seyn und auch eine Oeffnung im Unterfutter für das Objectivglas haben muß, die man nach Belieben öffnen und schließen kann. Die Gespenstergestalten werden neben einander auf dem Glasschieber gemalt, jede von der andern mit schwarzer Oelfarbe getrennt. Dieser gläserner Streifen mit den Leichenbildern wird nun in einen zarten Rahmen von Blech eingefaßt und in der Laterne, wie schon oben erwähnt worden, an dem gewöhnlichen Orte eingelöthet, weil er sonst bei der Beweglichkeit sich verschieben läßt. Man untersucht nun den Brennpunkt der Maschine, um die Distanz zu wissen, in welcher sich das Schreckensbild in Lebensgröße an der Wand zeigt. Wenn man einmal diesen Brennpunkt gefunden hat, so wird die Röhre eingelöthet, damit sich ihr Brennpunkt in der Tasche nicht verrücken lasse. Man befestiget nun auch die Lampe in der Laterne und gießt sie mit Wachs voll, wie oben angeführt worden. An der Rückseite der Laterne wird ein kleiner Blasebalg eingelöthet, dessen Röhrchen bis mitten an den Docht reicht, um die Lampe mit einem Zuge auszulöschen, wenn es das magische Tempo für gut findet, die Geister verschwinden zu lassen. Alle diese Theile der Laterne sind klein und nett bearbeitet, und man muß erst nach sicheren Vorspielen damit zum Versuch der nächtlichen Feierlichkeit schreiten. Wenn man die Geister erscheinen lassen will, so wähle man sich ein dunkles Gemäuer, erhebe die Klappe des Kleiderfutters, wende die Tasche mit der verborgenen Laterne gegen die Wand, als ob man die Hand auf den Stock stützt und das Gespenst malt sich an der Kirchhofsmauer. Sobald man sich umkehrt, so verschwinden die Schatten; man setzt den Stock auf die Erde und die Weingeistflamme erlischt aus Mangel der Luft von unten, die das enge Blaseröhrchen zuführt. Man steckt nun

die Hand in die Tasche und der kleine Blasebalg bläst die Lampe und das Ganze mit einmal aus. Steckt man bei einem Abendspaziergange, bei heiterem Wetter diese Laterne zu sich und wählt man statt des Gespenstes einen gemalten Löwen, so scheint, sobald man eine dunkle Straße durchwandert, wenn man die Hand auf die Hüfte aufstämmt, während des Ganges, ein großer Löwe hinter einem her zu laufen oder der Cerberus des Zauberers Schooßhündchen zu seyn. Um den Zulauf zu hemmen, sieht man sich befremdet um, und läßt die Klappe des Rockfutters fallen, da dann der Cerberus in den Orkus zurückfährt und der Zauberer seinen Weg weiter verfolgt. In großen Städten wäre eine solche Belustigung auf der Straße wohl nicht anzurathen, weil bei dem Andrange des Pöbels für den Zauberer nachtheilige Folgen zu befürchten stehen. Wenn man dieser optischen Erscheinung noch eine dumpfe Katzenmusik, von einigen in einem Kasten eingesperrten Katzen beifügt, deren entblößte Schwänze mit Nadeln gestochen werden, und aus dem Stabe Blitze von entzündetem Hexenmehl über die Gräber schleudert, Todtenköpfe mit Phosphorus anstricht, so kann der Scherz weiter getrieben werden. Man hüte sich aber Kinder und Frauenspersonen damit im Ernste zu erschrecken, oder erschrecken zu wollen, weil dies traurige Folgen haben kann.

Geistererscheinungen mit Hülfe der Schattenbilder, s. Fig. 7902. Man erleuchte eine weiße papierne oder von Holländischer Leinwand ausgespannte Wand A mit einem einzigen Lichte m, das ist, mit wenigstens zwölf in ein blechernes Gefäß dicht neben einander gestellten Lichtern. Dieses helle Licht wirft nur einen einzigen Schatten. Man stelle nun dieses ganze Licht zwei bis drei Ellen hinter die Wand, zwischen welcher und dem

Lichte alle diejenigen Körper, sie mögen lebendig oder leblos seyn, deren Schatten man an der Wand auffangen will, vorgestellt werden. Die Höhe des Lichtes über dem Erdboden ist um desto geringer, je größer die Schattenfiguren werden sollen, welche auch um desto deutlicher vorgestellt werden, je näher man diese Körper der Wand bringt. — Ist die Wand zu breit, nämlich über 5 Ellen, so muß der Platz hinter der Wand oder das Theater durch einen oder etliche nach der weißen Wand senkrecht stehende Schirme oder Spanische Wände abgetheilt werden. Dieser Schirm muß nicht ganz, aber doch so nahe an die weiße Wand kommen, daß die figurtreibende Körper in der einen Abtheilung, welche Schatten werfen sollen, von dem Lichte der zweiten Abtheilung nicht beschienen werden können, weil sonst ein Körper doppelten Schatten werfen würde. Will man Schattenbilder oder Geistererscheinungen machen, z. B. wie wenn Gestalten aus der Luft herab- oder in die Luft hinaufffliegen sollen, so geschieht dieses vermittelst der Bewegung des Lichtes auf folgende Art. Die Person B, Fig. 7902., welche hier in der Figur schreitend vorgestellt wird und aus der Luft herabfahrend vorgestellt werden soll, schreitet gegen die Wand A zu und zwar über das Licht m weg. Während dieses Schreitens, und ehe der erste Fuß auf die Erde zwischen dem Lichte und der Wand anlangt, muß eine andere Person C das Licht anfangen in die Höhe und zwar kreisförmig durch m o p zu bewegen, jedoch muß diese Bewegung in der Fläche der schreitenden Person, welche senkrecht auf die Wand losgehen muß, geschehen. Anfangs muß die Bewegung des Lichtes schnell geschehen, bis dasselbe hinter dem Rücken des Schreitenden ist; dann bewegt es sich nicht geschwinder, als die noch schreitende Person selbst. Daher muß der Schreitende B

während seines Schreitens, den noch nicht ruhenden Fuß hoch hinter sich in die Höhe heben. Soll die Person wieder in die Luft und in die Höhe zu gehen scheinen, so muß sie wieder zurück über das Licht hinschreiten, und die Wendung des Lichtes durch p, r, s, geschehen; auch muß dieser Kreis ebenfalls in einer Fläche liegen, welche verlängert senkrecht auf der Wand steht und in welcher Fläche sich der Schreitende befindet. Die Ursache warum das Licht auf die angezeigte Art bewegt werden muß, ist, damit die Länge des Schattens der Person, die aus der Luft kommt oder in dieselbe hinauf fahren soll, nicht allzugroß werde, sondern sich verhältnißmäßig gleich bleiben möge. Auf diese Weise müssen die Schattenbilder auf der weißen Wand allemal schräg erscheinen, weil es Silhouettenfiguren sind, das ist, Schatten. Wollte man ihnen aber Farben geben, so müßte man statt der lebendigen Personen, Puppen gebrauchen, die auf ölgetränktes Papier gemalt und an den Armgelenken und Füßen oder Flügeln mit Gelenken versehen sind, um die Bewegung desto freier und willkührlicher spielen zu lassen. Ueber die Laterna magica oder Zauberlaterne, s. auch den Art. Laterne, Th. 65., S. 467. u. f.

Schattendienst, s. unter Schatten, oben, S. 373.

Schattenerz, nennt Wallerius eine Art Bleyglanz, grobschattender Bleyglanz, weil dessen gröbere Würfel und Theilchen, so wie man den Stein wendet, einander beschatten und den Glanz hindern; daher er gegen das Tageslicht verdunkelt ist, und dann nur scheint, wenn er auf die Seite gewendet wird.

Schatteneule, Phryganea umbrosa, s. unter Eule, im Supplement.

Schattenfächer, eine Art Fächer, welche zugleich

als Schirm gebraucht werden konnten; da sie längst aus der Mode gekommen, so würde ihre Beschreibung hier wenig nützen. Erwähnt findet man sie im Art. Fächer, Th. 12, S. 32. Fächer à la Grecque.

Schattenfarbe, in der Malerey diejenige Farbe, womit der Schatten in einem Gemälde und dessen Theilen angedeutet wird; s. oben, unter Schatten in der Malerey.

Schattenfisch, s. Umberfisch.

Schattenfischgeschlecht, s. daselbst.

Schattenfliege, Musca umbrarum, s. unter Fliege, im Supplement.

Schattenflügel, Libellula umbrata, s. unter Wasserjungfer, in W.

Schattengang, in der dichterischen Schreibart, ein mit Bäumen besetzter Gang, deren Laub Schatten gewährt.

Schattenhufe, ein nur in der Mark Brandenburg übliches Wort, eine eingebildete oder Scheinhufe zu bezeichnen. Um in den Contributions-Anlagen einerlei Haupttitel zu führen, werden auch andere Grundstücke als Aecker, z. B. fischreiche Wasser und sogar die Arten der Gewerbe nach Hufen versteuert, da dann solche Scheinhufen daselbst Schattenhufen genannt werden, weil sie wahre Hufen abbilden oder vorstellen; s. auch unter Hufe, Th. 25., S. 608.

Schattenhut, in einigen Oberdeutschen Gegenden, ein Hut des andern Geschlechts, welcher vor der Sonne Schatten giebt, ein Sonnenhut, Strohhut, in andern Gegenden ein Schaubhut.

Schattenkäfer, Tenebriosus. Thorax marginatus, caput exsertum; corpus oblongum Linn. Diese Käfer haben schnurförmige Fühlhörner, deren Endglied zugerundet ist, einen

freien Kopf und harte Flügeldecken. Ihre Farbe ist gewöhnlich braun oder schwarz. Sie leben alle an feuchten, dunklen Orten, in Kellern, unterirdischen Löchern ꝛc. Mehreren fehlen die Flügel. Ihre Larven leben von Mehl, verdorbenen Brode und andern Eßwaaren. Einige von ihnen leben im Holze. Man theilt sie in

a) Mehlkäfer, Tenebriones Fabr.; Fr. Ténébrions proprement dits; mit langem Körper, von gleicher Breite und flacher Wölbung, viereckigem Halsschilde, nach dem Ende zu dicker werdenden Fühlhörnern, knopfigen Freßspitzen.

1) Der gemeine Mehlkäfer, Tenebrio molitor; Fr. le ténébrion des moulins. Dieser Käfer hat eine schwarzbraune, ins Braunrothe fallende Farbe. Die Fühlhörner sind so lang, wie der Halsschild. Die Hinterwinkel des Halsschildes stehen etwas hervor. Die Flügeldecken haben feine Punktstreifen. Seine Larve nährt sich von Mehl und ist unter dem Namen des Mehlwurmes allgemein bekannt. Für die Nachtigallen, die man im Käfig hält, ist sie das angenehmste Futter; s. auch Mehlkäfer, Th. 87., S. 469. u. f.

b) Schattenkäfer, Helopes Fabr.; Fr. Hélopes. Der Körper ist länglich, gewölbt, die Fühlhörner dünn, gleich dick, oder auch wohl nach außen zu dünner, die Freßspitzen der Kinnladen beilförmig.

2) Der Wollfuß, Helops lanipes; Fr. l'hélope à pieds velus. Der Körper ist schwarzbräunlich, erzfarbig. Die Flügeldecken mit Streifen, die aus länglichten Punkten bestehen, besetzt, hinten mit einer Spitze; die Fußsohlen gelbrothwollig.

c) Die Trauerkäfer, Blapses Fabr.; Fr. Les Blaps. Der Körper ist eyrund, gewölbt. ungeflügelt, die Flügeldecken in der Naht verbunden,

hinten in eine Spitze auslaufend. Der Halsschild platt, viereckig; die Fühlhörner am Ende schnurförmig; die Freßspitzen der Kinnladen beilförmig.

3) Der Todtenkäfer, Blaps mortisaga; Fr. le porte-malheur. Der Käfer ist schwarz, glatt; die Flügeldecken mit einer scharfen, hervorragenden Spitze, fein gekörnelt. Der abergläubische Haufen einiger Länder glaubt, daß seine Gegenwart einem Hause Unglück weissage.

d) Die Zahnkäfer, Scauri Fabr.; Fr. les Scaures. Der Körper ist länglich, gewölbt, ungeflügelt; die Flügeldecken in der Naht verbunden, stumpf; das Halsschild zugerundet, gewölbt, die Fühlhörner am Ende schnurförmig; die Freßspitzen fadenförmig. Sie finden sich im südlichen Frankreich und in warmen Ländern.

e) Die Faltenkäfer, Sepidium Fabr.; Fr. les Sépidies. Der Körper derselben ist länglich, ohne Flügel; die Flügeldecken in der Naht verbunden, die Brust den Unterleib umfassend; der Halsschild eckig. Ihre Fühlhörner sind schnurförmig; ihre vier Freßspitzen fadenförmig. Sie wohnen alle in warmen Ländern.

f) Die Buckelkäfer, Erodii; Fr. les Erodies. Der Körper ist eyförmig, kurz, gewölbt; der Kopf breit; die Flügeldecken in der Naht verbunden; keine Flügel. Ihre schnurförmigen Fühlhörner haben an der Spitze einen sehr kleinen runden Knopf; ihre Freßspitzen sind fadenförmig. Sie gehören alle in warmen Ländern zu Hause.

g) Die Feistkäfer, Pimeliae; Fr. les Pimélies. Der Körper ist eyförmig; die in der Naht verbundenen Flügeldecken umfassen den Unterleib; der Halsschild ist gewölbt; die Fühlhörner am Ende schnurförmig, und die Freßspitzen fadenförmig.

Man findet von dieser Gattung einige in Frankreich und im ganzen südlichen Europa, z. B.

4) Der gekörnelte Feistkäfer, Tenebrio muricatus Linn.; Pimelia muricata Fabr. Er ist schwarz, der Halsschild schmäler, als die Deckschilde, beide kugelicht; vier erhöhete, glatte, zuweilen fast unmerklich gezähnelte Linien auf jeder Flügeldecke; ihre Zwischenräume sind mit vielen Punkten bestreut. Man findet diese Gattung auch bei Paris.

h) Die Breitkäfer, Eurychorae Latreille; Pimeliae Fabr.; Fr. les Eurychores. Der Körper ist kurz, ohne Flügel, die Flügeldecken in der Naht verbunden, den Unterleib umfassend. Der Halsschild sehr breit; die Seitenränder ragen in die Höhe und machen es oben rautenförmig. Man findet sie in Süd-Europa, als Italien; ferner in Afrika ꝛc.

i) Die Sandkäfer, Opatrui Fabr.; Fr. les Opatres. Der Körper ist länglichrund; der Halsschild platt; die Seitenränder hervorstehend; die Fühlhörner schnurförmig, nach außen zu dicker; die Freßspitzen knopfig. Man findet sie ziemlich häufig in sandigem Boden. z. B.

5) Den gemeinen Sandkäfer, Tenebrio sabulosus; Opatrum sabulosum, Fab. Fr. l'Opatre du sable. Er ist schwärzlich, länglich; auf jeder Flügeldecke befinden sich drei rauhe Linien. Der Halsschild hat abgesenkte Seitenränder und auf den Flügeldecken erhabene, an beiden Seiten mit Wärzchenreihen besetzte Streifen.

6) Der greise Sandkäfer, Tenebrio griseus; Opatrum griseum Fabr.; Fr. l'Opatre gris. Er hat eine matte braungelbe Farbe und auf jeder Flügeldecke drei erhabene Linien. Der flache Halsschildsrand ist etwas in die Höhe gerich-

tet; die Linien der Flügeldecken sind hinten etwas gezähnelt.

Man hat auch aus einigen den Schattenkäfern verwandten Käfern neue Geschlechter gebildet, als: Beilkäfer, Serropalpus; Dircaea Fabr.; jedoch zählt derselbe Serropalpus caraboides! (serratus) canaliculatus, barbatus noch zu Helops, und Serropalpus dubius und bifasciatus zu Notoxus. Der Körper dieses Geschlechts ist lang, eckig, platt, die Freßspitzen der Kinnladen keilförmig, am Innenrande gezähnelt, und länger, als der Kopf.

Pilzkäfer, Diaperis; Fr. Diapères. Der Körper ist eyrund, kurz, gewölbt; die Fühlhörner nach der ganzen Länge durchblättert; die Freßspitzen fadenförmig. Diese Käfer leben in Pilzen.

1) Der bandirte Pilzkäfer, Diaperis boleti; Fr. la diapère du bolet. Er ist schwarz, glatt, hat drei gelbe Querbinden auf den Flügeldecken. Dieser Käfer ist in den meisten Ländern Europas gemein.

Rindenkäfer, Hypophloeus; Fr. Hypophlés. Mit länglichem, schmalem, wenig gewölbtem, zuweilen walzenförmigem Körper; die Fühlhörner spindelförmig und nach der ganzen Länge durchblättert. Es sind sehr kleine Käfer, die unter der Rinde leben. Ein Mehreres über diese hier angeführten verschiedenen Käfergattungen, wird unter Käfer, im Supplement vorkommen.

Schattenkraut, Schattenkräuter, Kräuter, welche an schattigen Oertern wachsen, nur schattige Oerter lieben, wie der Weiderich ꝛc.

Schattenmagie, Schattenzauberkünste, s. Schattenbilder.

Schattenmaschine, ein Maschine, welche allerhand Schatten von Bildern vorstellt und vervielfältigt. In den Breslauischen Sammlungen zur Natur- und Medizingeschichte, im 36sten Versuch, S. 573. u. f. wird eine Indianische Maschine dieser Art beschrieben. Diese Maschine besteht aus Blech und hat sechs bis acht Ecken, so viel man nämlich Veränderungen des Bildes machen will, so viele Ecken muß die Maschine haben. Die ausgeschnittenen oder gemalten Bilder werden durch Oeffnungen in Leisten in die Maschine geschoben. Das Ganze umkleidet ein hölzernes, 1 Fuß hohes Haus, welches fast viereckig seyn kann. Dieses Haus oder Behältniß bleibt hinten offen, vorn wird aber ein in Mohnöl, gebleichtes Leinöl, oder auch in ein anderes klares Oel getauchtes oder getränktes Papier oder dichter Tafent in einen Rahmen gespannt, gesetzt, darauf sich die Gegenstände, wenn die Lichter angezündet werden, präsentiren. Durch die Mitte der blecherne Maschine geht eine eiserne Spindel, daran dieselbe umgedreht wird, so daß jederzeit ein neues Bild vorkommt. Unten und oben sind Läufer angebracht, damit man die innere Maschine dem in Oel getränkten Papiere nähern und entfernen kann, nachdem man nämlich die Bilder groß oder klein haben will. Die Bilder werden ausgeschnitten oder gemalt und zwar nur nach den Lineamenten. Je mehr Lichter man nun in die Maschine setzt, um so vielmal präsentirt sich auch der Schatten.

Schattenmasse, in der Malerei, mehrere Schatten in einem Theile eines Gemäldes, als ein Ganzes betrachtet, im Gegensatz der Lichtmasse.

Schattenreich, s. Unterwelt, in U.

Schattenriß, Fr. Silhouette, die Abbildung eines Körpers, und in engerer Bedeutung eines Gesichtes nach dem Schatten en Profil, welche

Erfindung von Saurins der den Schatten eines in der Sonne stehenden Pferdes nach zeichnete, erfunden worden. Der französische Name Silhouette kommt von dem Generalkontrolleur Silhouette her, der sich viel mit dieser Kunst abgegeben. Ein solcher Schattenriß enthält die ähnlichste und kenntbarste Abbildung einer Person, wenn er nach den Regeln der Kunst gemacht oder auch der Natur treu nachgebildet wird. Die Person, von der man den Schatten nehmen will, setzt sich in gerader Linie zwischen ein brennendes Licht und einen ausgespannten Bogen weiß Papier, so daß sich das Profil genau im Schatten ausdrückt. Der Zeichner folgt mit einem Bleistifte oder Röthel dem Schatten genau nach, wobei aber die Person in der einmal genommenen Stellung fest und unverrückt bleiben muß, weil sonst die Schattenrisse keine Aehnlichkeit erhalten. Diesen ins Große abgenommenen Riß kann man zu allen möglichen Größen vermöge eines besonders dazu eingerichteten Storchschnabels verjüngen, indem man ein kleines Blatt weiß Papier auf den großen Bogen legt, den einen Schenkel des Storchschnabels durch den an dessen Ende befindlichen Stift mitten durch beide befestiget, und mit dem am Ende des andern Schenkels befindlichen Stift der genommenen Zeichnung genau folgt, da denn ein in zwei kleinern Schenkeln, die mit ihren Enden zusammenlaufen und mit den entgegengesetzten Enden an beiden langen Schenkeln beweglich befestigt sind, so daß sie zusammen eine Rautenfigur machen, befindlicher Bleistift eben denselben Umriß im Kleinen, auf dem obersten kleinen Blatte darstellt, der mit einer feinen Scheere oder mit einem feinen Messer ausgeschnitten, geschwärzt, und auf ein weißes Blatt aufgeklebt wird. Die Regeln so man bei dem Schattenreissen oder Silhouettiren beobachten muß sind folgende: 1) Die Fläche, worauf

man abschatten will, muß vertikal seyn; 2) muß sie mit dem Profile des Kopfes vollkommen parallel seyn. 3) Muß diejenige Linie, welche man sich aus der Flamme des Lichtes durch die Mitte des Profils bis auf die Fläche, welche den Schatten auffängt, vorstellt, horizontal seyn, und sowohl auf dieser Fläche, als auch auf der Fläche des Profils perpendikular stehen. 4) Muß das Licht so weit als möglich von dem Kopfe stehen. — Die Schattenrisse geben das schwächste, aber auch getreuste Bild. Lavater will aus ihnen mehr physiognomische Kenntnisse gesammelt haben, als aus Portraiten. Er bediente sich zum Silhouettiren einen Sessel, Fig. 7903., wo dann der Schatten auf Postpapier, oder besser auf ein zart geöltes, wohl getrocknetes Papier fällt, wenn man den Kopf und Rücken fest anlegen kann. Das Papier liegt hinter dem reinen, flach geschliffenen Glase. Der Zeichner sitzt hinter dem Glase, hält sich mit der linken Hand an dem Rahmen und zeichnet mit der rechten mit einem scharfen Bleistifte. Man kann das Glas, so in einem besonderen laufenden Rahmen fest gemacht ist, höher und tiefer stellen, nach der Höhe der Person. Das Spiegelglas und der Rahmen muß unten, wo er sehr zart, und am besten von Eisen ist, ausgehöhlt seyn, damit die Achsel darunter geschoben werden und so das Glas hart auf der Achsel ruhen kann. Mitten über dem Glase ist ein schmales Stück Holz oder Eisen, in dessen Mitte ein kleines rundes Kissen an einem kurzen, kaum halbzoll langen Stiele steckt und ebenfalls höher und niedriger geschoben werden kann, woran sich derjenige lehnt, der sich zeichnen läßt. Durch das Sonnenmikroskop und die finstere Kammer läßt sich der Umriß noch ungleich schärfer sehen und treffender zeichnen. Im Ganzen betrachte man die Länglichkeit oder Breite einer Silhouette. Wohlpropor-

tionirte reine Profile sind so breit, als hoch. Eine horizontale Linie von der Spitze der Nase bis ans Ende des kahlen Kopfes gezogen, wenn der Kopf nicht vor- oder zurücksinkt, ist gemeiniglich gerade so lang, als die Perpendikularlinie vom höchsten Punkte des Scheitels an, bis da, wo sich Kinn und Hals scheiden. Ist der Kopf länger, als breit, so ist es, in so fern die Umrisse hart und eckig sind, ein Zeichen des ausserordentlichen Hartsinnes, ein Zeichen eines ausserordentlichen Schlafsinnes aber, wenn der Umriß locker und zugleich gedehnt ist. Ist der Kopf breiter, als lang, bei harten, feisten, eckig gespannten Umrissen, so ist es ein Zeichen einer schrecklichen Unerbittlichkeit und oft verruchten Bosheit, bei schlaffem Umrisse, Trägheit, Wollust im höchsten Grade, Sinnlichkeit und Weichlichkeit. Ueberhaupt drückt eine Silhouette mehr die Anlage, als die Wirklichkeit des Charakters aus. Die Nase zeigt den Geschmack, die Empfindsamkeit, das Gefühl; die Lippen vorzüglich Sanftmuth, Zorn, Liebe und Haß an. Das Kinn den Grad und die Art der Sinnlichkeit. Die Scheitel den Reichthum des Verstandes. Das Hinterhaupt die Beweglichkeit, Reizbarkeit und Elasticität des Charakters.

Man muß bei dem Schattenriß beobachten, daß je weiter die Person, von der man die Zeichnung macht, von der Wand entfernt sitzt, desto größer und undeutlicher wird ihr Wandschatten; je näher sie sich hingegen an derselben befindet, desto kleiner und schärfer zeigt sich der Umriß. Die Schulter veranlaßt den Kopf überzuhängen und macht den Fehler in der unparallelen Zeichnung. Um diesem Fehler abzuhelfen, läßt man sich vom Tischler ein Brett von der Größe eines großen Papierbogens machen, dessen Seiten vier Fuß, fünf bis sechs Zoll lang sind. Dieses Brett wird an die Schul-

ter gestellt, wenn man sich zum Silhouettiren niedersetzt, und damit dasselbe desto besser an die Schulter anschließen möge, so bekommt das Brett an der einen Seite einen Ausschnitt, wie ein Halbmond, dergleichen man den Barbierschalen giebt, und welcher so groß seyn muß, daß die Schulter bequem hineinpaßt. Ehe man die Schulterbank ansetzt, wird der weiße Papierbogen mit Siegellack darauf geklebt. Durch dieses Mittel erlangt man die Freiheit an jeder Wand des Zimmers zu zeichnen, ohne die Thüren und Wände durch das Papierannageln zu beschädigen. Wenn sich die Person niedergesetzt hat, so muß ein hellbrennendes Licht, etwa 8 Fuß hinter der Person, in einer gleichen Höhe und Richtung mit ihrem Kopfe hingestellt werden. An der oben beschriebenen Schulterbank, nahe an ihrem Mondausschnitte, muß ein Eisen angebracht werden, welches die Gestalt eines Bohrers, anstatt des Kopfes aber einen Halbzirkel hat. In diesen Halbzirkel senkt man den Hals, damit sich der Kopf desto weniger verrücken möge. Scheut man sich ein solches Halseisen anlegen zu lassen, so vertritt ein Schnupftuch oder eine Serviette dessen Stelle, indem man sie an das Ohr legt, um den Kopf daran ruhen zu lassen, welcher sonst wanken würde. Jetzt muß der Silhouettirer das Gesicht der abzuzeichnenden Person dergestalt richten, daß dieselbe die ihren Augen gerade gegenüberliegende Wand ansieht. Allenfalls sieht dieselbe auch etwas höher hin; jedoch muß der Blick in gerader Richtung auf jene Stelle fallen, und es muß kein schiefer Seitenblick seyn. Wenn also der Kopf eine solche Lage hat, daß der an die Wand geworfene Profilschatten auf dem Papiere eine Aehnlichkeit anzeigt, so wird der Umriß mit Bleistift gezeichnet, ohne sich damit eben zu übereilen, weil das Stillsitzen der Person nicht die geringste Mühe macht.

Viel richtiger und genauer, als bei dem brennenden Lichte, läßt sich bei der untergehenden Sonne silhouettiren, jedoch sind folgende Schwierigkeiten dabei, daß man, besonders in den Städten, wegen des Häuserverbauens, selten den Sonnenuntergang in den Zimmern auffangen kann und man die Sonne selten dem Fenster gerade gegenüber sieht; denn die Silhouette geräth nicht, wenn die Sonnenstrahlen schief auffallen. Die Sonnenrisse fallen aus dem Grunde genauer aus, weil der Schatten, welchen das Licht der immer mehr herabsinkenden Sonne erzeugt, ungeachtet ihres Sinkens doch viel reiner, schärfer und nicht so täuschend ist, als bei dem stets etwas flatternden Lichte, dessen Flamme immer mit einer neuen Flamme wechselt, folglich nicht so gleichartig ist, als das Sonnenlicht, und mit keinem so zitternden Schatten kontrastirt.

Bei dem Storchschnabel ist zu erinnern, daß diejenigen, wo Alles in stählernen oder messingernen Schrauben geht, darum den ganz hölzernen vorzuziehen sind, weil Alles besser befestigt werden kann. Ein Storchschnabel muß seine gewisse Schwere haben, damit der Stift, welcher zeichnet, besser aufdrücke; ein Bleigewicht ersetzt diesen Mangel nur unvollkommen. Das richtige Bohren der Stelllöcher ist das Wesentlichste an jedem Storchschnabel. Hierzu müssen keine gewöhnlichen Bohrer gebraucht werden, sondern man theilt erst die Löcher mittelst eines Zirkels ab, und dann werden sie mit Instrumenten, dergleichen die Goldschmiede und Uhrmacher zum Bohren großer Löcher gebrauchen, ausgebohrt. Die Probe, ob ein Storchschnabel richtig zeichnet oder falsch angiebt, wird mit einem Zirkel gemacht, den man auf ein Papier hinzeichnet und durch den Storchschnabel verkleinert; findet man den kleinen Kreis

vollkommen rund, so ist der Storchschnabel richtig; s. unter Storchschnabel.

Um einen Schattenriß auf eine Glastafel zu tragen, nehme man ein schönes, helles und gleiches Glas, und reibe dasselbe mit darauf geschabter Kreide oder Tripel und einem reinen Tuche recht sauber ab, so daß nicht die geringste Fettigkeit oder Unreinigkeit darauf befindlich sei. Dieses Glas bestreiche man auf der einen Seite mit schönem fein geriebenem Bleiweiße, oder, welches noch besser ist, mit Kremnitzer- oder Schieferweiß, welches mit Gummiwasser, jedoch nicht zu stark, angemacht wird, damit es nicht abspringe. Wenn dieser Anstrich recht trocken geworden, so nehme man die aus starkem Papiere, am besten aus Notenpapiere, ausgeschnittene Silhouette und lege sie auf die Mitte des Glases. Man fahre hierauf mit einer Nähnadel an dem Umrisse der Silhouette herum, so wird dieselbe dadurch auf dem weißen Anstriche nachgezeichnet. Ist dieses geschehen, so nehme man das Papier hinweg, und schabe mit einem Federmesser, oder mit einer breit geschnittenen Schreibfeder, die keinen Spalt hat, alles Weiße, was sich innerhalb der Zeichnung befindet, hinweg, nehme sich aber dabei in Acht, daß man den Umriß nicht dabei verletze, sondern daß derselbe so scharf und korrect als auf dem Papiere ausfalle. Man erhält dann eine durchsichtige Silhouette, welche aber bald in eine schwarze verwandelt wird, wenn man ein Stückchen schwarzen Sammet, von der feinsten Sorte, dahinter legt. Man schneidet dann auch ein Stück Pappe von der Größe des Glases und legt dieses auf den Sammet. Wenn man nun dieses Alles in einen schönen Rahmen einfassen läßt, so gewinnt die Silhouette dadurch ein schönes Ansehen. Es scheint nämlich, als ob sie auf Porzellan gemalt wäre, und das Schwarze des

Sammetes sticht gegen das Weiße ungemein grell ab. Aus einigen Gesichtspunkten betrachtet, stellt die Silhouette sogar einen Spiegel vor. Hat man keinen Sammet, so kann man ein Stückchen feines schwarzes Tuch oder ein schwarzes Papier oder Taffent hinter das Glas legen, oder man bestreicht das Glas mit Venetianischen Terpentin und klebt die ausgeschnittene und schon geschwärzte Silhouette darauf macht den weißen Ueberzug zuletzt, indem man nämlich über die Silhouette und das Glas mit einem großen Pinsel hinfährt. Man kann auch den Schattenriß mit Bier und Kienruß auf das Glas bringen, es giebt aber keine sonderliche saubere Arbeit.

Um die Silhouetten auf einen Goldgrund hinter dem Glase zu bringen, wird das Gold auf folgende Weise auf das Glas gebracht. Das Glas muß weiß seyn und nicht ins Grünliche spielen und keine Risse oder Ungleichheiten an sich haben; übrigens ist es gleichgültig, ob es eine geschliffene oder ungeschliffene Tafel, auf beiden Seiten flach oder auf der einen Seite erhoben ist. Grünliches Glas benimmt dem Golde seine schöne Farbe; hat es Risse, so stößt der Stift, mit welchem gezeichnet wird, an, und verdirbt die Arbeit. Ist das Glas ungleich, so zeichnet der Stift nur an den erhabenen Stellen und berührt die Höhlungen nicht. Geschliffenes Glas nimmt zwar eine reine Silhouettenzeichnung an, ist aber nicht so anwendbar, als das gewöhnliche weiße, weil das Gold nicht so gut darauf spielt, als auf dem letztern. Vielleicht ersetzt die Schleiferpolitur den Flußglanz am rohen Glase nicht. Das bisher Gesagte gilt bloß von geschliffenen Gläsern, welche auf beiden Seiten flach sind. Die auf einer Seite erhabenen spielen sehr gut und nehmen sich zu dieser Arbeit vortrefflich aus.

Ehe man nun das Gold auflegt, muß das

Glas auf das sorgfältigste gesäubert werden, damit nicht der geringste Schmutz darauf zurückbleibe. Diese Sauberkeit erhält man am besten dadurch, wenn man es mit Branntwein abwäscht. Wenn Alles trocken geworden, so werden beide Spitzen mit Baumwolle spiegelglatt abgerieben. Hierauf legt man eine gewöhnliche Spielkarte auf ein Blatt Gold im Goldbüchelchen, wendet dann das Goldbuch in der Hand herum, und so nimmt man das Goldblatt, welches auf der Karte liegen bleibt, behutsam ab, damit es keine Falten bekomme, oder sich verschiebe und doppelt liege. Wer zum Vergolden das gewöhnliche Kissen und den Spatel hat, bedarf dieser Vorsicht nicht, ob man gleich auch dabei nicht ohne Behutsamkeit verfahren darf. Wenn also das Goldblatt auf die Karte gebracht ist, so befeuchtet man das Glas mit der Zunge und legt es so gerade, als immer möglich ist, auf das Gold. Wäre das Glas größer, als das Goldblatt, so kann man an beiden Seiten des Goldblattes eine Karte legen, auf welcher das Glas ruhen kann, ehe es das Gold berührt. Bei dem geringsten Drucke, den man ihm giebt, fliegt das Gold an. Hierbei ist noch zu erinnern nöthig, daß ehe man das Glas berührt, der Mund vorher ausgespült werden muß, damit sich keine Fettigkeit mit einmische und Flecken mache. Es ist also am besten nüchtern zu arbeiten. Außerdem muß auch das Glas nicht zu wenig befeuchtet werden, weil sonst einige Theile wieder trocken werden, ehe man das Gold berührt, welches, wie leicht zu begreifen, an den trocknen Glasstellen nicht festklebt. Zu viel Nässe muß auch nicht auf dem Glase stehen bleiben, aus Furcht, es möchte von der zu vielen Flüssigkeit etwas zurückbleiben, und Ursache werden, daß in der Folge das Gold davon abläuft. Je schneller die Arbeit trocknet, desto besser geräth sie.

Im Sommer legt man das Glas nach der Goldbelegung an die Sonne; im Winter kann man diese über Kohlen trocken werden lassen, man hüte sich aber, daß es nicht von der schnellen Hitze zerspringe. Wenn das Gold überall angetrocknet ist, so daß keine matte Stelle dabei vorkommt, so überreibet man das aufgelegte Goldblättchen mit ungesponnener Wolle anfangs sehr sanft und nachher etwas stärker, jedoch muß in der Baumwolle keine Unreinigkeit übrig bleiben, und in dieser Rücksicht muß man vorher, ehe man zu poliren anfängt, alles Ungleichartige mit vieler Genauigkeit aus der Baumwolle herauslesen. So rein indessen auch immer die Baumwolle seyn kann, so löset sie doch allezeit während des Reibens einen ziemlichen Theil Gold ab, so daß dasselbe ganz durchlöchert erscheint, wenn man es gegen das Tageslicht hält. Man kehre sich aber daran nicht, sondern fahre mit dem Poliren fort, und zwar so lange bis man sich auf der andern Seite im Golde erblickt. Sollten aber beträchtliche Lücken entstanden seyn, so befeuchtet man sie mittelst eines Pinsels, den man an der Zunge befeuchtet, und man legt ein Stückchen Goldblatt von der erforderlichen Größe auf. Um mit den kleinen Goldschnittchen ökonomisch zu verfahren, weil ein Ungeübter durch mißlungene Versuche viel Gold verdirbt, so schneide man, wenn man kleine Stückchen Gold bedarf, dieselben zwischen zwei Papierschnitten zu, im Fall, daß man kein Goldkissen hätte. Am besten geht die Sache von Statten, wenn man zwei aneinander hängende Papierblättchen vom Goldbuche nimmt, die eine Hälfte, nach der Art der Karte auf das Goldblatt legt, auf die oben beschriebene Kartenart herausnimmt, mit der andern Hälfte wieder zudeckt, und alsdann so viel abschneidet, als man nöthig hat. Die auf diese Art ausgebesserte Lücken werden getrocknet, und eben

so, mittelst der Baumwolle, polirt. Würde man das Poliren unterlassen, so zeigen sich die aufgeleckten Stellen, als Flickereien. Ist Alles völlig trocken, so bedient man sich statt der Zunge, welche oft die ganze Lage wegleckt, eines Haarpinsels, welchen man mit Speichel benetzt und damit die erste Goldlage überfährt. So viel ist jedoch gewiß, daß die Arbeit niemals den Glanz gewinnt, als wenn man sie mit der Zunge, welche ziemlich viel Speichel geben muß, benetzt; an der trocknen Zunge bleibt das Gold kleben. Das Benetzte muß, wie das erste Mal, wieder trocknen, und zwar so geschwind als möglich, weil sonst der Glanz vergeht. Die geflickten Stellen müssen nach dem Trocknen so helle, als ein Spiegel erscheinen, und die Arbeit taugt nicht, wenn man sich in dem getrockneten Golde nicht so deutlich, als in einem mit Queckſilber und Zinnblatte belegten Spiegel erkennen kann; dergleichen schlechte Arbeit verdient abgewaschen zu werden. Spiegelt das Glas, so polirt man das Glas nochmals, wie das erste Mal. Hält man das Glas gegen das Tageslicht, so erscheint das Gold noch immer durchsichtig, und daher befeuchtet man es nochmals und legt ein drittes Goldblatt auf. Will man das Gold ersparen, so thut ein Silberblättchen dieselbe Dienste. Würde man gleich auf das erste Goldblatt Silber auflegen, so würde das Silber weiße Flecke hinterlassen, weil das Goldblatt vom Poliren sehr leidet. Deckt das Silberblatt nicht Alles, so giebt man noch eine Silberlage. Auf alle Fälle muß das Gold nicht die kleinsten Löcher zeigen, weil der Schattenriß dadurch beschädiget wird, sobald er eine solche schadhafte Stelle berührt. Auf dieselbe Art kann man auch Schattenrisse auf ganz silbernen Grund tragen; doch geräth die Arbeit nicht so fein, als auf dem Goldgrunde, weil Silber dazu zu spröde ist.

Man suche nun auf dem belegten Glase mit dem bloßen Auge, oder auf andere Weise den Mittelpunkt, welchen man mittelst einer Nadel bemerkt. Am besten erreicht man diese Absicht, wenn man sich ein Papier von der Größe des Glases zuschneidet und solches in vier Theile faltet, weil die Durchkreuzung der Brüche den Mittelpunkt angiebt, welchen man mit einer Nadel durchsticht. Man legt alsdann das Papier auf die Glastafel und so bildet man durch das Loch des Papierstiches auf das Gold einen Punkt. Man suche nun auch die Mitte der Silhouette, welche man auf den Goldgrund tragen will. Wer die Verkleinerungsart durch den Storchschnabel hinlänglich versteht, der weiß, daß diese Verkleinerungen Stufenweise geschehen müssen. Man zeichne sich also vom großen Originalrisse einen kleinern Riß von einer Handbreite, mit Hülfe des Storchschnabels, auf Papier, und von diesem erst auf das Gold. In diesen kleinern Riß wird der Schatten, nebst den Haaren, dem Kopfputz und der Brust so gezeichnet, wie dieselbe erscheinen soll. Das Mittesuchen begreift auch die Brust mit. Der Sicherheit wegen schlage man einen Zirkel um die Silhouette, welche alsdann richtig auf dem Glase erscheint, wofern sie die Zirkelmitte ausmacht; wo nicht, so suche man diese Mitte so lange, bis man den rechten Punkt getroffen hat. Das Papier des Schattenrisses wird auf dem Tische mit Nägeln, oder wegen der kleinen Nadellöcher lieber mit Nadeln befestiget. Ist das Glas flach, so unterklebt man jede Ecke mit etwas Wachs, oder kürzer, mit etwas zum Teige gedrückter Semmel. Ist das Glas convex oder erhaben, so ist das Wachs oder Brod so groß, als das Glas selbst, und man drückt mit dem Daumen eine Höhlung ein, damit der hohle Glastheil darin fest ruhen kann. Wenn nun das Papier auf dem

Tische befestigt worden, so leitet man den Zeichnungsgriffel des Storchschnabels auf den angemerkten Mittelpunkt der Silhouette. An dem Orte, wo gewöhnlich der Bleistift steckt, setzt man an dessen Stelle eine, in Holz gefaßte, Nadel, welche man auf einem Schleifsteine, so fein als möglich, zuspitzt. Diese geschliffene Nadel macht man an einer Lichtflamme glühend, worauf man mit ihr so schnell, daß es pfeift, durch die Luft fährt, um solche zu härten. Unter diese Nadel legt man das Glas dergestalt, daß ihre Spitze genau auf den angezeigten Mittelpunkt fällt. Dann drückt man das mit Semmel belegte Glas langsam auf den Tisch, damit es feste liege, und richtet hierauf das Glas ganz horizontal. Unterläßt man dem Glase diese wagerechte Lage zu geben, so zeichnet die Nadel an den niedrigen Glasflächen nicht, und man befestiget die Nadel so lange in ihrer Hülse nicht, als das Glas noch nicht seine Richtung erhalten hat. Hierauf hebt man den Storchschnabel ganz unmerklich in die Höhe, damit die Nadel etwas tiefer herabsinken kann, man befestiget solche mit der in der Hülse befindlichen Stellschraube, und bringt den Storchschnabel wieder in seine gewöhnliche Lage. Sollte eine Hülse für die Nadel, sonst für den Bleistift, mangeln, so muß ihr Holz, worin sie gesteckt worden, genau in das Loch einpassen, und sie muß feste stecken und nicht schwanken, wenn man sie auf das Glas andrückt. Man zeichnet nun den Schattenumriß mit der Nadel, wie man gewöhnlich solchen zu verjüngen pflegt. Man merke dabei an, daß die Nadel nicht zu fest am Glase aufliege, weil sie auf diesen Fall hüpfet und die feine Ausspränge im Umrisse nicht angiebt. Eben dasselbe erfolgt, wenn die Nadel in ihrer Fassung nicht feste steckt, oder die

Schrauben des Instrumentes zu viel oder zu wenig angespannt sind.

Um dem Umrisse die möglichste Richtigkeit, auch bei Personen zu verschaffen, deren Hände gewöhnlich dann zittern, wenn sie mit dem Storchschnabel arbeiten, so thut man wohl, wenn man den Umriß auf dem Papiere, ehe man dasselbe aufnagelt, mit einem knöchernen Griffel dergestalt überfährt, daß er gleichsam zu einer sanften Rinne wird, in welcher der Zeichengriffel des Storchschnabels geleitet werden kann. Hierdurch, nämlich durch Hülfe dieser Furchen, lauft man weniger Gefahr, dem Umrisse eine Mißgestalt zu geben. Die Zeichnung selbst fängt man bei der Stirn oder dem Haarputze an, fährt dann zur Brust herab, und so steigt man an der Hinterseite bis zu dem Orte herauf, wo man zu zeichnen anfing. Ist man mit dem Umrisse fertig, so hebt man den Storchschnabel auf oder man schraubt die Reißnadel los und nimmt das Glas ab. Das Gold innerhalb des Umrisses wird nicht mit einem Federmesser oder der Radirnadel, wie Einige wollen, weggeschabt; dieses Verfahren ist zu mühsam und zu unsicher. Man tauche hingegen einen hölzernen Griffel in Wasser und reibe damit das Gold der Silhouette weg, ohne den Umriß selbst zu berühren. Hierauf macht man einen Pinsel naß, befeuchtet damit das zurückgebliebene Gold an dem Umrisse, welches sich dann gänzlich ablöset, und mit einem zugespitzten Holzgriffel oder mit einer Radirnadel, jedoch ohne den Umriß zu berühren, wegschaffen läßt. Diese Bequemlichkeit ist die Ursache, daß Silhouetten auf Gold einen viel schärferen und richtigern Umriß haben, als alle andere Arten. Derselbe bleibt genau so, wie ihn der Storchschnabel zeichnete; da indessen an sich gute Umrisse bei dem Ausfüllen mit der Tuschschwärze oft viel von der Aehnlichkeit verlieren. Die kleinen

Goldtheile, die am Glase zurückbleiben, müssen sorgfältig weggeschaft werden, weil sie alle auf dem schwarzen Grunde, welcher hinter ihnen zu liegen kommt, sichtbar werden. Die größeren hebt man mit dem Pinsel ab, die kleineren schabt man mit der Radirnadel weg. Bei dieser leichten Reinigung kann man noch den Vortheil gebrauchen, daß man von dem Gesichte gegen den Hinterkopf und nicht von diesem gegen das Gesicht streicht. Um die Haare, Halskrause, den Flor und dergleichen zu behandeln, muß man die Silhouette völlig gereiniget haben. Die Haare werden vermittelst einer feinen Nadel mit gelinden Ausspringen über den Frisurumriß gezeichnet, und zwar etwas dicht, so daß sie sich in diesem Umrisse mit verlieren. Um den Flor und die Halskrause richtig zu zeichnen, bildet man vorher die Blumen mit ihren vornehmsten Schatten, und wenn daher das Dessein angegeben ist, so zieht man mit einer wohlgespitzten Nadel feine und dichte Gitter darüber, und hinter diesen sticht das Muster und die entworfene Schattirung auf eine angenehme Art hervor. Wenn der Schattenriß ganz rein ist, so läßt man in die Mitte desselben einen Tropfen fließenden Siegellacks fallen, damit der Fuß des Zirkels einen körperlichen Widerstand zum Aufsetzen finde. Vorher macht man die Siegellackstange an ihrem einen Ende warm und drückt solche spitz, damit man sicher sei, daß das Gold vom Siegellacke nicht berührt werde. Hierauf hält man sie an die Lichtflamme und so läßt man einen heißen Tropfen in die Mitte der Silhouette fließen. Man versucht mit dem Griffel, ob sich das Lack feste an das Glas angehängt, weil solches nicht jederzeit geschieht, und wenn es losgeht, so bringe man geschwinde einen andern heißen Lackflecken an der noch warmen Glasstelle. Unterdessen, daß das Siegellack an dem Glase noch nicht

erkaltet ist, drücke man so genau als möglich, in die Silhouettenmitte mittelst des Griffels einen Punkt in den Lackfleck, um hier die Fußspitze des Zirkels ansetzen zu können. In diesen Punkt setzt man nun den Zirkel und beschreibt den Kreis auf die gewöhnliche Art. Ist man damit fertig, so wird der Griffel oder ein Federmesser angewandt, das Siegellack wieder wegzubringen; jedoch ohne im Golde auszugleiten oder Risse zu machen, weil das Siegellack öfters fest sitzt. Der fette Flecken, der vom Siegellack zurückbleibt, wird mit Speichel weggeschaft; indem man einen Holzgriffel damit anfeuchtet und damit die Stelle sanft reibt. Wenn alle Spuren von Gold und dem Siegellacke weggebracht worden, so reibt man das Glas mit Baumwolle vollends rein und die Silhouette zeigt sich, wenn man das Gold gegen das Tageslicht hält, vollkommen rein und so durchsichtig, als ob kein Gold vorher darauf gewesen.

Um ein Oval um die Silhouette zu zeichnen, bedient man sich der gewöhnlichen Methode, vermittelst des Zirkels und zweier Mittelpunkte, und macht dann die Einfassung mit dem Ovalparallel. Zuletzt wird alles Gold, welches sich außer dem Umrisse des Zirkels oder Ovals befindet, auf eben die Art weggebracht, wie man die Silhouette selbst reinigte. Geschwinder geschieht dies mit dem angefeuchteten Finger, doch ohne den Umriß zu nahe zu kommen. Um diesen läßt man einer Stecknadel breit Gold stehen, feuchtet diesen Rest mit einem Pinsel an und streicht es mit einem hölzernen Griffel vollends weg. Soll das Oval Guirlanden, Bänder oder dergleichen Verzierungen zur Einfassung vermittelst des Radirens bekommen, so zeichnet man sich auf ein Blatt Papier ein eben so großes Oval, wie das Oval auf dem Glase ist, und entwirft mit Bleystift

die Zierrathen über dem Ovale. Hierauf schneidet man das Oval, doch nicht ganz, sondern nur seinen untern Theil bis dahin aus, wo sich die Zeichnung anfängt. Die Hinterseite des Papiers bereibt man mit Rothsteinschabsel, über welches man ein wenig Talglicht streicht, damit sich der Rothstein desto besser anhänge. Jetzt legt man das Papier auf das Gold dergestalt, daß das Papieroval genau auf dem Goldovale zu liegen kommt. In dieser Lage überfährt man den Umriß mit einer stumpfen Nadel, oder mit einem zugespitzten Holzgriffel, da sich dann alle Züge auf dem Golde zeigen. Es versteht sich schon von selbst, daß wenn man etwas über dem Ovale anzubringen die Absicht hat, daß man dieses Feld gleich anfangs mit Gold überlegt haben muß, und daß man vor dem Radiren den untern Ovaltheil vom überflüssigen Golde reinigen müsse, damit sich das Papier richtig auflegen lasse. Sobald der Riß auf dem Glase ist, so muß man die Zeichnung mit einer Nadel kopiren, und da man die Rothsteinzeichnung nicht stehen lassen kann, weil man die Nadelradirung ohne dies vor ihr nicht sieht, so reibt man mit einer Brodkrume das Rothe ohne großen Druck fort, wodurch zugleich die Fettigkeit weggeschaft wird. Man kann nun mit Bequemlichkeit in das Gold radiren und den Ueberfluß mit Wasser wegnehmen. Man verschaft hierdurch zugleich dem Auge Erleichterung, wenn das Glas während dieser Arbeit auf schwarzem oder grünem Papiere liegt. Wenn die Arbeit fertig gemacht worden, wird sie mit schwarzem Firniß überzogen, wo sich dann Alles erst in seiner wahren Gestalt zeigt. Im Nothfall kann auch dicke, schwarze Tusche die Stelle des Firnisses vertreten; allein die radirte Arbeit löset sich leicht davon auf und oft leidet sogar die Physiognomie selbst darunter. Schwarze Oelfarbe leistet auch hier ihre Dienste,

aber sie hat die Art nur langsam zu trocknen. Am besten dient hier Venetianischer Terpentin, unter Kienruß gemischt, man muß aber das Glas, ehe man es damit bestreicht, sehr warm werden lassen, sonst bleibt der Terpentin auf dem Glase dick. Kleine Gläser auf Fingerringen ꝛc. klebt man auf warmen Siegellack an, indessen man den Terpentin aufstreicht. Größere Gläser werden auf dem Ofen erwärmt. Wegen der großen Klebrigkeit des Terpentins muß man hinter die Silhouette ein Blättchen feines Papier, woraus die Goldbücher bestehen, legen; es ist aber noch besser ein Goldschlägerhäutchen dazu anzuwenden. Damit der Terpentin um so besser trocken möge, vermischt man denselben mit dem dritten Theile geschabten Wachses. Ganze Gruppen von Personen lassen sich nicht leicht durch Wandschatten abzeichnen, und da der Fall selten ist, daß ein Silhouetteur von der darzustellenden Person einen charakterischen Schattenriß zu entwerfen versteht, so bedient man sich dazu der Camera obscura, welche man im Nothfall aus jeder vierseitigen Schachtel machen kann. Man muß nämlich an der einen Seite ein Loch von einer Brillengröße einschneiden, darin eine Pappröhre von einer Handbreite befestigen, ein Brillenglas einsetzen, der Röhre gegenüber einen Spiegel schief in die Schachtel stellen, den Deckel auf die Schachtel setzen, ein Loch in dem Deckel zu einem Spiegelglase ausschneiden, welches bloß auf der untern Fläche polirt, auf der obern aber mit Schmirgel matt gerieben ist, und einen Mantel über sich- und die Schachtel hängen; auf diese Weise kann man ganze Gruppen, die in den Spiegel fallen, durch das Brillenglas oder ganze Gegenden nachzeichnen. Die Personen stehen im Garten oder Hofe und werden von der Sonne beschienen und man zeichnet sie auf dem matten

Glase mit Bleystift nach, größer oder kleiner, nachdem die Personen näher oder entfernt stehen. Die Glasröhre wird so lange aus- oder eingeschoben, bis die Gruppe deutlich erscheint. Nachher legt man weißes Papier unter die bezeichnete Glastafel, zeichnet es am Fenster nach, bestreicht die Hinterseite des Papiers mit Rothstein, legt es auf das zuletzt mit Silber belegte Gold auf, und überfährt den Umriß der Figur mit einer abgerundeten Nadel, wodurch sich jeder Nadelzug auf den Goldgrund abdrückt. Auf diese Weise erscheint Alles, was auf die linke Glasseite gezeichnet wird, durch die andere Glasseite betrachtet, wieder rechts, und man kann mit Hülfe der Camera obscura eine und mehrere Personen zugleich abzeichnen und auf die Glastafel auftragen. Diese Figuren von der Statur mit Rothstein werden eher gezeichnet, bevor man den Kopf mit dem Storchschnabel verjüngt hat, und man radirt die Figur nicht eher mit der Nadel, als bis die Silhouette gezeichnet ist; denn der verjüngte Wandschattenkopf muß vermittelst des Storchschnabels mit der Größe der Gruppe in der Camera obscura übereinstimmen. Besonders muß der Hals seine rechte Stelle einnehmen und weder zu lang, noch zu dick seyn. Hinter die Goldstelle des Glases legt man, wenn man die Silhouette in einen Rahmen fassen will, ein Stückchen Taffent von bläulicher Farbe; oder man macht einen himmelblauen, grünlichen oder andern Grund von Oelfarbe, welcher sich sehr sanft hinter dem Glase zeigt. Zum Himmelblauen gebraucht man viel Bleyweiß und wenig Berlinerblau, zum Grünlichen, Grünspan.

Um Schattenrisse von Stanniol auf Glas zu bringen, bestreiche man das Glas mit Venetianischen Terpentin oder, in Ermangelung desselben, mit geschlagenem Eyweiß, aber nur sehr dünn. Man

lege hierauf das Stanniolblatt auf und drücke es mit einem seidenen Tuche allenthalben recht gleich und fest an. Hierauf läßt man es ein wenig trocken werden und reibt mit dem Tuche darüber her, daß es recht gleich und glänzend werde. Ist dies geschehen, so legt man eine ausgeschnittene Silhouette darauf und fährt mit der Spitze eines sehr scharfen Federmessers an dem Umrisse desselben her, dergestalt, daß der Stanniol allenthalben durchgeschnitten werde. Man kann nun die Silhouette mit einem Federmesser wegschaben, oder dieselbe stehen lassen und den übrigen Stanniol hinwegnehmen. Beide Methoden sind gebräuchlich, obgleich die erste dem guten Geschmacke mehr gemäß ist, als die letzte. Das folgende Verfahren ist hierin einerlei. Man mache nämlich Kienruß und Terpentin- oder Spiköl ganz dicke an, und bestreiche damit das Glas dergestalt, daß man sowohl über den Stanniol, als auch über die Stellen, wo es weggeschabt worden, hinfährt. Will man aber eine andere Farbe, als die schwarze haben, so nehme man, wenn man blau haben will, Berlinerblau, soll es grün seyn, Braunschweigergrün oder Grünspan, soll es roth seyn, Zinnober oder Florentinerlack, soll es braun seyn, dunklen Ocher oder Cöllnische Erde, auch Umbra ꝛc. Man reibe diese Farben mit Terpentin- oder einem andern Firniß auf das sorgfältigste und streiche sie dann auf die genannte Weise über den Stanniol und das Glas ganz dick; wenn man sie aber dünn überstreicht, so kann man wiederum Stanniol oder Goldblätter auflegen, welche den aufgestrichenen Farben einen besonderen Glanz und Lebhaftigkeit mittheilen, wenn sie nämlich nicht allzu dunkel sind. Man gewahrt leicht, daß wenn das Glas herum gewendet wird, diejenigen Stellen, wo Stanniol befindlich ist, eine Art von Spiegel vorstellen. Ist nun die Sil-

houette der Spiegel, so sieht dies zwar nicht unangenehm aus; allein es ist eben so widernatürlich, als ein weißer Schatten. Man läßt also besser das Uebrige ein Spiegel seyn und färbt die Silhouette; und in diesem Falle gebraucht man bloß die schwarze Farbe.

Silhouetten in Kupfer zu äßen. Man hat die Silhouetten auf verschiedene Art zu vervielfältigen gesucht, davon eine der vorzüglichsten diese ist, sie in Kupfer zu stechen oder zu äßen, und davon so viele hundert Abdrücke zu machen, als man will. Diese Art hat einen großen Vorzug vor denen, die in Holz geschnitten sind, weil eine in Kupfer gestochene Silhouette im Abdruck weit schärfer und schwärzer ausfällt, als eine in Holz geschnittene. Man lasse sich von einem Kupferschmid eine Platte von erforderlicher Größe ausschneiden. Das Kupfer, welches man dazu wählt, muß recht rein und ohne alle Brüche, Ritzen und Gruben seyn, welches sich bald entdeckt, wenn die Platte geglühet und in Salzwasser wieder abgelöscht wird. Ist sie gut, so läßt man sie von einem Kupferschmid überall hämmern, damit das Kupfer dicht werde, jedoch muß man dafür sorgen, daß sie bei diesem Hämmern allenthalben gleiche Dicke behalte, nämlich die Dicke eines Messerrückens. Hierauf läßt man sie gut in Viereck feilen, die scharfen Ecken aber hinwegstoßen und abrunden; dann werden sie auf der besten Seite abgeschliffen und polirt. Befindet man sich an einem Orte, wo man die Gelegenheit dazu nicht hat, so lasse man sie bei einem Tischler mit einem unten mit Messing beschlagenen ganz gleichen Furnierhobel abhobeln, bestreiche dieserhalb den Messingbeschlag mit etwas Talg oder anderem Fette und reibe sie hernach mit einem klarem Sandstein und Wasser ab; hierauf mit Bimstein und Wasser, und wenn sie mit

Bimstein überschliffen worden, so nimmt man Kohle und Baumöl und schleift sie damit noch feiner. Zuletzt nimmt man einen gut abgezogenen Polirstahl und polirt sie vollends damit spiegelblank. Man schabt sodann Kreide darauf und wischt sie mit einem reinen leinenen Tuche sauber ab, so ist die Platte bis zum Grundieren fertig. Dieses geschieht nun auf folgende Art: Man nimmt 3 Loth weißes Wachs, 1½ Loth Mastix, 3 Quentchen Asphaltum oder Judenpech, 3 Quentchen Terpentin. Alles dieses läßt man in einem neuen irdenen Topf untereinander schmelzen und wenn es geschmolzen ist, so gießet man es auf kaltes Wasser. Man nimmt es dann aus dem Wasser, wenn es noch etwas warm ist, heraus und knetet es mit den Händen zu einem Klumpen in Form einer Kugel oder eines Cylinders. Diesen Klumpen umwickelt man mit Taffent und nähet oder bindet ihn zusammen, ungefähr wie Fig. 7903. vorstellt. Sobald dieser Aetz- oder Radirfirniß fertig ist, so nimmt man die Platte vor, schraubt dieselbe an einer Ecke in ein Handklöbchen und hält sie dergestalt über glühenden Kohlen, daß die polirte Seite zu oben steht oder die oberste ist. Wenn sie recht warm geworden ist, so fährt man mit den im Taffent befindlichen Radirfirniß darauf herum, da dann derselbe durch den Taffent durchspritzen und die Platte überziehen wird. Man nehme sich aber in Acht, daß die Platte nicht zu heiß werde und der Firniß Blasen darauf werfe und verbrenne. Ist die Platte mit dem Firniß überzogen, so nimmt man dann die Fahne oder Bürste einer Taubenfeder und fährt darauf gelinde hin und her, damit der Firniß geebnet werde, während dessen man die Platte noch immer über Kohlen hält. Man nimmt nun die Platte von den Kohlen und schwärzet sie folgendermaßen mittelst eines Talg- oder

Wachslichtes. Man setzt nämlich das Licht auf eine erhabene Stelle, so daß man bequem unter die Platte sehen kann, wenn man sie darüber hält. Man putzet dasselbe vorher, damit der Docht nicht zu hoch in der Flamme heraufstehe; dann hält man die mit Firniß überzogene Seite der Platte auf die Flamme und fährt mit der Platte über dem Lichte hin und her, so wird der Firniß allenthalben geschwärzt und die Platte aussehen, als ob sie mit einem schwarzen Lacke überzogen wäre. Man schraubt nunmehr den Handkloben wieder ab und lege sie zum Erkalten bei Seite, jedoch an einen solchen Ort, wo weder Staub noch andere Unreinigkeiten darauffallen und den Firniß verderben können.

Die Zeichnung kann man nun auf die gegründete Platte auf mancherlei Weise bringen. So kann man sie zum Beispiel mit Röthel auf ein Papier zeichnen und dieses Papier nebst der Platte dem Kupferdrucker schicken, der sie darauf abdruckt, oder man kann ein mit Bleystift- oder Röthelschabsel, oder auch nur mit Farbe bestrichenes Papier darauf legen und auf dieses die Zeichnung. Wenn man nun diese Papiere über die Kanten der Platte herumbiegt und auf der hintern Seite derselben mit Wachs oder Siegellack befestiget, so läßt sich die Zeichnung, wenn man sie mit einem spitzen Stifte nachfährt, eben so auf die geschwärzte Platte bringen. Auch verstatten die Silhouetten vor allen andern Zeichnungen folgende leichtere und geschwindere Manier. Man schneide die in Kupfer zu stechende Silhouette in Form einer Patrone aus, lege sie vorsichtig auf die gegründete Kupferplatte, damit man den darauf befindlichen Firniß nicht beschädige. Jetzt nehme man eine auf folgende Art gemachte Radirnadel. Man nehme ein Stück weiches Holz, ungefähr einer Spanne lang und von der Dicke eines Bleystiftes.

In dieses stoße man eine gewöhnliche Nähnadel bis über die Hälfte hinein, so daß ihre Spitze hervorstehe, und schnitze dann das Holz zurecht, wie es Fig. 7904. einigermaßen vorstellt, so hat man die Radirnadel. Man halte nun die Patrone auf der Platte fest, indem man mit dem Mittelfinger der linken Hand darauf drückt. In die rechte fasse man die Radirnadel und fahre dem Umriß der Patrone genau nach. Ist dieses geschehen, so nehme man die Patrone hinweg, so wird die Zeichnung wie mit Gold gemacht erscheinen; denn da, wo die Radirnadel hergefahren ist, ist das Kupfer von dem Aetzfirniß entblößt worden.

Um nun die Zeichnung auf der Platte auszuführen, hat man zweierlei Methoden. Man bedeckt entweder die ganze Silhouette mit vielfachen Schraffirungen, indem man nämlich lauter Parallellinien, die nach einer andern Richtung gezogen werden, durchschneidet ꝛc., wie man dies auf allen schraffirten Kupferstichen wahrnimmt; oder man arbeitet die Silhouette ganz hinweg, dergestalt, daß das blanke Kupfer innerhalb ihrer Umrisse zum Vorschein kommt, und diese letzte Methode ist zu empfehlen; denn die erste erfordert mehr Kunst und Fertigkeit, als man denken sollte, und wer sich noch nicht im Kupferstechen geübt hat, wird schwerlich damit zu recht kommen, sondern ehe er es sich versieht, den Umriß und die ganze Silhouette verderben, der Fehler, die bei den Parallellinien selbst vorfallen können, nicht zu gedenken. Eine auf diese Art ausgearbeitete Kupferplatte giebt freilich einige Hundert Abdrücke es kommt aber bei Silhouetten mehr auf die Güte, als auf die Menge an. Wenn man nun die auf die Kupferplatte gebrachte Zeichnung nach der empfohlenen Manier ferner ausarbeiten will, so macht man mit der Radirnadel den gezogenen Umriß erst

nach innen zu breiter. Man nimmt die von dem Kratzen der Radirnadel entstandene Faden und Flöckchen von dem Firniß mit der Fahne einer Feder weg. Ist der Umriß breit genug, so schabt man den übrigen Firniß, der noch das innere der Silhouette bedeckt, mit einem scharfen Federmesser hinweg, damit die Silhouette ganz blank werde. Während dieser Arbeit muß man sich sehr in Acht nehmen, daß man den auf der Platte bleibenden Firniß nicht beschädige und mit den bloßen Händen weder diesen, noch das blank gemachte Kupfer berühre. Man legt dieserhalb ein weiches und glattes Papier über die Platte, und zieht es nur da hinweg, wo man wirklich arbeitet. Ist nun die Silhouette rein ausgearbeitet, so wird sie geritzt. Zu dieser Arbeit muß man sich erst folgenden Deckgrund und Aetzwasser machen. Man nehme gleich viel Wachs, Talg und Baumöl und schmelze dieses in einem irdenen Gefäße so lange durcheinander, bis die Masse anfängt braun zu werden, welches dann der Deckgrund ist. Zum Aetzwasser nimmt man 3 Loth Grünspan, 2 Loth Alaun, 4 Loth Küchensalz, 5 Loth schwefelsaures Eisen, stößt alles dieses klein und kocht es in einem neuen irdenen glasirten Topf mit einem Quarte Weinessig so lange über Kohlen, bis von dem Weinessig ungefähr der vierte Theil verbraucht ist. Man bedeckt nun die Platte mit dem Deckgrunde. Man faßt nämlich die Kupferplatte zwischen das Aeußere der Finger der ausgespannten linken Hand dergestalt, daß die gegründete und gezeichnete Seite die untere sei. Die obere rauhe Seite bestreicht man alsdann über und über vermittelst eines Pinsels von Schweinsborsten mit dem Deckgrund, den man deswegen vorher auf Kohlen gesetzt und wieder aufgeschmolzen hat. Man läßt diesen Anstrich erkalten und legt alsdann die Platte

mit der bestrichenen Seite auf einen Tisch gegen das Fenster. Man sieht dann genau zu, ob der Aetzfirniß allenthalben noch unbeschädiget sei. Erblickt man Stellen, wo das Kupfer durchschimmert, so tauche man einen Haarpinsel in den noch warmen Deckgrund und bestreiche die schadhafte Stelle, und auf diese Weise ist die Platte zum Aetzen fertig. Das Aetzen selbst geschieht nun auf folgende Weise: Man lege die Platte in eine flache irdene Schüssel, so daß die mit Deckgrund bestrichene Seite die untere sei; dann gieße man so viel Aetzwasser darauf, daß dasselbe ungefähr eines Strohhalms dick über der Platte stehe. Man setze dann die Schüssel an einen warmen Ort und bewege dieselbe zuweilen, damit das Aetzwasser über die Platte hin und her fließe. Alle halben Stunden und zuletzt alle Viertelstunden, nehme man die Platte vorsichtig aus den Aetzwasser heraus und spüle sie mit reinem Wasser ab. Man lehne sie dann gegen eine Wand, daß das Wasser abfließe und die Platte trocken werde. Wenn sie trocken geworden, besehe man sie, wie tief das Aetzwasser gefressen hat. Sie wird tief genug seyn, wenn die Silhouette schwarzgrünlich und rauch ist; auch sich die Umrisse derselben merklich genug zeigen. So lange dieses nicht ist, und das Kupfer noch glänzt, so lange lege man sie immer wieder von neuem in das Aetzwasser, bis man endlich seine Absicht erreicht und das gegebene Merkmal eintrifft. Ist dieses geschehen, so halte man die vorher wohlgetrocknete Platte über ein gelindes Kohlenfeuer, und thue auf den Firniß hin und wieder einige Tropfen Baumöl. Wenn sich nun der Firniß mit dem Baumöl im Schmelzen vereiniget hat, so nehme man einen wollenen Lappen und reibe damit die Platte auf beiden Seiten und wische den Firniß und Deckgrund hinweg. Hierauf beschabe man die

Platte mit Kreide und nehme einen leinenen Lappen und wische sie damit ganz rein, so wird man die schwarze Silhouette auf dem blanken Kupfer sehen und die Platte ist nunmehr zum Abdruck fertig. Man schicke sie dann zum Kupferdrucker und sage demselben, daß er seine Schwärze mit etwas Berlinerblau vermische, weil dieses dieselbe erhöhet, indem die gewöhnliche Kupferdruckerschwärze etwas ins Braune fällt. Zum Abdrucken nehme man zwar weißes und starkes, jedoch nicht zu sehr geleimtes Papier. Man kann auch Abzüge auf feine Leinwand und Seide machen lassen. Die Abdrücke werden, wenn sie trocken geworden, in eine Presse gespannt oder geschlagen. Hat man im Ausarbeiten der Kupferplatte etwa einen Fehler begangen, oder die Silhouette wird dem Urbilde nicht ähnlich, so muß man dieselbe nicht ätzen, sondern man nimmt den Firniß über Kohlen wieder ab und säubert die Platte mit Kreide. Man gründet sie, macht eine neue Zeichnung darauf, und arbeitet dann diese wieder aus. Man kann hier einen Fehler leichter abhelfen, als bei einem Holzschnitte. Wenn die Platte keine rechte schwarze Abdrücke mehr liefert, so reinige man sie mit Kreide und streiche die Silhouette mit Scheidewasser an, wobei man sich aber in Acht nehmen muß, daß man mit dem Pinsel nicht zu nahe an den Umriß komme.

Um die Schattenrisse zu vervielfältigen, nehme man ein Stück plattes Zinn, polire dasselbe auf einer Seite, bringe darauf die Zeichnung und schneide das Zinn nach derselben aus, so hat man die Form. Diese Form reibe man auf der Seite, welche abgedruckt werden soll, auf einem platten Steine mit Sand; dann feuchte man Papier an und bereite aus gekochtem Leinöl und Kienruß eine Schwärze, oder lasse sich solche von einem Buch-

oder Kupferdrucker geben. Man mache sich ferner ein Paar Ballen, die mit Pferdehaaren gefüllt und mit Schafleder überzogen sind; auch schaffe man sich ein Stückchen Hutfilz an. Man schwärze nun die Form mit dem Ballen, lege sie auf den Tisch, und auf die geschwärzte Seite das angefeuchtete Papier, auf dieses ein Paar Blätter Makulatur, und endlich über alles das Stückchen Hutfilz. Jetzt fehlt nur noch die Presse, welche aus einem runden Holze besteht, welches man sich zu diesem Zweck von einem Drechsler verfertigen läßt. Dieses rollt man über jene Zurichtung her, so wird, wenn man das Papier hinweg nimmt, die Silhouette en bon Magie darauf abgedruckt erscheinen. Dieses wäre nun das Verfahren im Ganzen. Die einzelnen Handgriffe sind folgende: Man nimmt Zinn zur Form, weil zu dessen Bearbeitung nicht viel besondere Instrumente nöthig sind und hierzu bloß ein Messer erfordert wird. Die Zinnplatte so zur Form bestimmt ist, schabet man mit einem Messer, das eine recht gerade Schneide hat, glatt und blank, dergestalt, daß sich nirgend mehr eine Grube und Rauhigkeit befindet. Man nehme dann die zu vervielfältigende verjüngte Silhouette aus starkem Papiere recht genau ausgeschnitten, legt diese dann auf die zinnerne Platte und fährt dem Umriß derselben mit einer Nadel sorgfältig nach. Man schneidet nun mit einem scharfen Federmesser alles äußere Zinn bis genau an diesen Umriß weg, nimmt sich aber dabei in Acht, um nicht zu tief zu schneiden; zuletzt schabt man bloß, wo es nöthig ist, anstatt zu schneiden. Während der Arbeit hält man die Form zuweilen gegen das Fenster, nämlich daß sie sich zwischen dem Fenster und dem Auge befindet. Sie wird dann ganz dunkelschwarz erscheinen und man wird ihre Aehnlichkeit sehr gut beurtheilen und immer mehr daran bessern

können, bis man endlich Ursache hat, damit zufrieden zu seyn. Hat man bei dem Ausschneiden der Form einen Fehler begangen, nämlich daß man zu viel weggeschnitten hätte, so kann diesen Fehler der Hammer wieder gut machen; man treibt nämlich in der Gegend der fehlerhaften Stelle so viel Metall hervor, daß man denselben corrigiren kann. Wenn nun die Form ausgearbeitet worden, so wird sie mit Sand rauh gemacht, damit sie die Druckerschwärze desto besser annimmt; man streut nämlich fein gesiebten Sand, unter welchem sich keine groben Körner mehr befinden, auf einen glatten und ebenen Stein, reibt die Form darauf herum, aber nicht hin und her, sondern stets in der Runde, bis sie allenthalben matt und rauh geworden ist. Das Papier worauf man Abdrücke machen will, muß man wenigstens schon vier und zwanzig Stunden vorher angefeuchtet und in der Größe nach dem Erfordern der Form geschnitten haben. Dann gießt man Wasser in eine breite Schüssel und zieht jedes Blatt einzeln durch; die benetzten Blätter legt man dann ordentlich auf einander, zwischen zwei Brettchen. Diese beschwert man hierauf mit einem Gewichte. Wenn das Papier nach vier und zwanzig-Stunden noch zu naß seyn sollte, so legt man es zwischen Makulatur und schlägt solches zwischen beiden Händen oder man tritt es auf der Erde. Die überflüssige Feuchtigkeit wird sich dann in das Makulatur ziehen und das Papier wird zum Bedrucken noch feucht genug bleiben; es muß nämlich nur so feucht seyn, daß es ganz weich ist und man keine Nässe darauf sehen kann. Man kann zwar auf jedes Papier en Bon-Magie drucken, aber je stärker, je besser ist dasselbe. Die Ballen sind den Buchdruckerballen gleich, nur kleiner; ihre untere Seite kann ungefähr 2bis 3 Zoll, und ihre Höhe 3 bis 4 Zoll betragen.

Die Schwärze ist die Buchdruckerschwärze, die man von den Buchdruckern leicht erhalten kann. Das Stück Hutfilz so man beim Drucke gebraucht, schneidet man nach der Größe des Papiers. Die zum Drucke erforderliche Walze ist das gewohnliche Rollholz, Welgerholz oder Nangelholz, womit die Köchinnen den Nudelteig, Kuchen ꝛc. auftreiben. Die Länge kann 6. und die Dicke 3. Zoll betragen. Beim Drucke legt man ein Stück Pappe von der Größe des zu bedruckenden Papiers auf den Tisch und auf dieses ein weißes Papier. Dann hat man ein kleines viereckiges Brettchen, worauf man einschwärzt. Dieses geschieht auf folgende Art. Man nimmt mit einem Spänchen etwas Farbe, thut solche auf einen Ballen und tüpft beide Ballen so lange auf einander, bis sich die Farbe gleichförmig auf beide vertheilt hat. Man nimmt nun die Form zwischen den Daumen und den Zeigefinger der linken Hand dergestalt, daß die Finger die Oberfläche der Form nicht berühren, und so hält man die Form auf das genannte Brettchen, daß sie über der Hälfte darauf liegt; dann betüpft man dieselbe mit einem von den eingeschwärzten Ballen so weit, als man wegen der, die Form haltenden Finger kommen kann. Ist dies geschehen, so faßt man die betüpfte Hälfte der Form mit den Fingern und betüpft nun auch die andere Hälfte. Die dergestalt eingeschwärzte Form legt man vorsichtig, damit man nämlich nichts von der darauf getragenen Schwärze verwische, auf die genannte Pappe und Papier, und zwar recht gerade mitten inne. Jetzt legt man eins von den angefeuchteten Papieren dergestalt auf die Form, daß seine Kanten mit den Kanten des untern Papieres und der Pappe übereinkommen; denn alsdann wird der Abdruck auch recht gerade in der Mitte des Papiers stehen. Auf dieses Papier legt man drei- bis vierfach

gelegtes Makulatur und darauf den Filz. Man faßt nun die Walze an beiden Handhaben und rollt sie, indem man auf die Handhaben etwas stark drückt, über die ganze Zurichtung einigemal hin und her, so ist der Abdruck gemacht. Man legt nun denselben auf die Seite, schwärzt die Form von neuem an und verfährt bei allen folgenden Abdrücken auf die nämliche Art. Die ersten zehn bis zwölf Abdrücke werden noch fleckig ausfallen, weil die Form noch nicht Farbe genug angenommen hat, die folgenden werden immer besser und die letzten ganz untadelhaft werden. Will man aber gleich gute Abdrücke haben, so schwärze man die Form einige Tage vorher ein und lasse die darauf getragene Farbe verhärten. Wenn man merkt, daß die Abdrücke nicht mehr scharf und genau begränzt kommen wollen, so nimmt man ein leinenes Läppchen, das etwas feucht ist, und wischt damit die Form ringsum an den Kanten ab, so werden die folgenden Abdrücke wieder scharf werden; auch ist es dienlich ein kleines zugespitztes Hölzchen bei der Hand zu haben, um damit, wenn sich etwa beim Einschwärzen etwas Farbe seitwärts an den Umriß gesetzt hätte, dieselbe hinweg zu nehmen. Die Form wird sich endlich in die Pappe einpressen, so daß man sie bei den folgenden Abdrücken sehr leicht und geschwind in ihr gehöriges Lager bringen kann. Das untere Papier wird sich aber dergestalt beschmutzen, daß man Gefahr läuft, daß die Abdrücke den Schmutz von demselben annehmen. Sobald man dies bemerkt, muß man jenes Papier wegnehmen und ein frisches unterlegen, so werden alle Abdrücke reinlich bleiben. Da man durch diese Arbeit schwarze Finger bekommt, so muß man diese von Zeit zu Zeit abwischen, ungeachtet sich das Papier auch eben so leicht dadurch beschmutzt. Ist man mit dem Abdrucke fertig, so wischt man die Form

ringsherum ab, schwärzt sie ein und verwahrt sie zum ferneren Gebrauch. Von den Ballen streicht man die überflüssige Farbe mit einem Messer weg und hebt sie, in einem feinen Tuche eingeschlagen, auf. Die gemachte Abdrücke legt man zum Trocknen auf einen Tisch neben einander, wenn sie ganz trocken geworden, legt man sie ordentlich auf einander und auf das dadurch entstandene Paquet den Filz. Man fährt nun mit der Walze derb hin und her, so wird das Papier, da es vorher durch das Trocknen hart und uneben geworden war, jetzt glatt und weich werden; auch werden die Eindrücke, welche die Form gemacht hatte, sich verlieren, und alle Silhouetten werden das Ansehen haben, als wenn sie bloß mit dem Pinsel ausgearbeitet worden wären. In einer Stunde lassen sich wenigstens funfzig bis sechzig Abdrücke machen.

Die leuchtende ähnliche Silhouette von einer verlangten Person oder das sichtbare Nachtportrait. Man durchsteche vermittelst einer Stecknadel das Musterpapier der entworfenen Zeichnung, durchstäube es auf einer Glasscheibe, betüpfe die Umrißpunkte mit einem Pinsel und Gummiwasser, belege sie mit kleinen Zinnstücken, und wenn die Figur geschlossene Züge hat, so klebe man einige Dreiecke an die untere Glasfläche auf. Zu feinen Zügen wähle man feinere Dreiecke und rücke diese dichter zusammen, damit das Feuer kleinere, aber desto mehr Sprünge mache, und die Anblicksfigur desto freier und treffender voltigire. So richtet sich der Abstand dieser kleinen Rhomboiden nach der Stärke oder Schwäche des Ausdrucks im Bilde. Man legt diese Metallschnittchen auf das Gummi und drückt sie darauf an, damit das überflüssige Gummi weggeschafft werde. Man ordnet nun die Vierecke dergestalt, daß zwei seiner Winkel zu den

zwei Stücken passen, die demselben zur Seite liegen, und dann drückt man jedes Stück noch einmal mit der Hand an. Die Glastafel kann dick oder dünn seyn, welches nichts verschläge. Um aber allen Vierecken ihre Verbindung zu geben, klebt man Kommunikationsstreifen an, welche als elektrische Wegweiser den kürzesten Weg über die Zeichnung angeben. Außer diesen klebt man an die beiden äußersten Enden der Figur zwei weit größere Metallstreifen für den Eingang und für den Ausgang des Lichtirrgartens an. Der eine hat den Auftrag das Bild zu laden und der andere zu entladen, den letzten hält man in der Hand, so wie man den erstern dem elekterischen Körper nähert. Beide müssen liegen und zwar weit von einander, und dies auf einer andern Seite des Glases einander gegenüber; von der Figur selbst aber entfernt. Sie wirken besser, wenn sie groß sind. Das Laden geschieht entweder vermittelst der Flasche oder des Conductors. Bei der ersten Methode verbindet man das Unterbelege der Flasche oder einer geladenen Blitzscheibe mit der Entladung der Figur, und den Ladungsstreif mit dem Flaschenhaken. Vom Conduktor gewinnt man viele Bilder hintereinander, so lange man ihn und das Bild elektrisirt. Der schnelle Uebersprung der Funken macht hier den Zeichner. Auf diese Art kann man leuchtende Büsten mit Augen und Haaren aufblitzen lassen, wenn man zum Grunde des Fleisches auf das Gummi gepülverte Messingsfeile, jedoch nur dünn aufpudert. Um aber ein leuchtendes ähnliches Portrait einer Person zu liefern, so stelle man die Person vor einen Bogen Papier an die Wand, stelle ein Licht vor ihren Kopf, und zeichne genau ihr Schattenprofil nach, man trage den Rest auf eine Glasscheibe und bepflastere den Riß mit den

kleinen Vierecken, so bekommt man einen eben so ähnlichen Abriß, als wenn man Silhouetten von weißem Papiere auf schwarzen Grnnd klebt.

Im Augenblicke eine schwarze Farbe zu Silhouetten zu machen. Wenn man keine schwarze Malerfarbe bei der Hand hat, die aus Frankfurterschwarz, oder Beinschwarz ꝛc. bereitet wird, so kann man sich ohne alle Umstände eine Farbe auf folgende Art verfertigen, welche zart und zu der meisten Malerei im Kleinen, als Gouache, Aquarell, Miniatüre, anwendbar ist. Man stopfe reine Baumwolle in eine blecherne oder metallne Büchse, zündet solche darin an und wenn dieselbe nun überall Flamme fängt, so verschließe man die Büchse oder Dose schnell mit ihrem Deckel und lasse sie kalt werden. Wenn man sie nachher wieder öffnet, so findet man darin ein schwarzes feines Pulver, welches, mit Gummiwasser und etwas Branntwein eingerührt, eine schöne Silhouettenfarbe darbietet. Diese Schwärze dient auch eine zu blasse Tusche zu verbessern, wenn man das baumwollene Kohlenpulver darunter mischt, um die erforderlichen Nüancen in der Tuschschwärze abzustufen.

Schattenrißmaschine. Die Einrichtung dieser Maschine besteht darin, daß der Schatten auf einem straff ausgespannten Papiere aufgefangen wird, welches an einem Gestelle befestiget ist, das sich von einem Orte zum andern bringen läßt. Die abzuzeichnende Person steht oder sitzt jenseits des Gestells gegen das Licht zu; der Zeichner steht aber diesseits und gewahrt weiter nichts, als den Schatten der Person, der auf dem straffen Papiere sehr deutlich und schwarz durchscheint. Es ist also gleichsam, als ob er eine wirkliche, schon fertige Silhouette auf einer Staffelei vor sich hätte,

die er mit eben der Bequemlichkeit nachzeichnen kann, wie ein Maler jede andere Sache auf seiner Staffelei zeichnen kann. Man begreift leicht, daß man die Maschine zu diesem Zwecke auf sehr verschiedene Art einrichten kann, je nachdem man sie mehr oder minder künstlich und bequem machen will, ja daß man sich im Nothfall einer gewöhnlichen Malerstaffelei, ja sogar einer bloßen aufgemachten Thür, zwischen deren beiden Pfosten man das durchsichtige Papier befestiget, bedienen könne.

Schattenspiel, s. Schattenbild.

Schattenstickerei, schattirte Stickerei, s. Schattirgold und Stickerei.

Schattenweiderich, in einigen Gegenden ein Name sowohl des großen, als auch des kleinen Weiderichs, vielleicht weil beide gern an feuchten, schattigen Orten wachsen.

Schattenwerk, s. unter Schatten.

Schätter, s. Schetter.

Schattierarbeit, schattierte Arbeit, ehemals bei den Strumpfstrickern eine Strickerei, die besonders zu den Fußdecken und Teppichen gehörte und eigentlich eine figurirte Strickerei war, jetzt aber ganz aus der Mode gekommen ist und nur noch bei einem Meisterstücke dieser Handwerker vorkommt. Der Strumpfstricker mußte in einem weißen Grunde vielfarbige Blumen oder Figuren einstricken, und folglich mit mehreren Faden von verschiedener Farbe, jedoch nur an jedem Orte mit einem Faden von erforderlicher Farbe, nach Art, wie man noch heut zu Tage die Zwickel figurirt einstrickt, stricken.

In den Seiden- und Zeugmanufakturen ist die schattierte Arbeit, eine von mehreren Hauptfarben und von den abhängenden Schatten-

farben zusammengesetzte Streife eines Zeuges. Diese Schattenstreifen theilen sich wieder in zwei Theile. Sie haben entweder einen offenen oder einen geschlossenen Schatten. Der Schatten heißt geschlossen, wenn die Farbe einer Streife anfänglich an beiden Seiten dunkel ist, sich aber nach der Mitte zu, nach und nach zunehmend ins Helle verliert. Bei einem geöffneten Schatten macht im Gegentheil die helle Farbe, an jeder Seite der Streife den Anfang und die Schattierung verliert sich nach und nach gegen die Mitte zunehmend ins Dunkle. Es versteht sich hier, daß in beiden Fällen die Streife eine Grundfarbe hat, in welcher mehrere dunkle und helle Schattirungen angebracht werden. In jedem gestreiften Zeuge muß man aber den Grund von den Streifen sehr gut unterscheiden können, so auch hier. Es muß dazu eine doppelte Kette geschoren werden, nämlich eine Grundkette und eine Kette zu den Streifen, welche aber bei dem Einlesen zu einer Kette verwandelt werden muß. Bei dem Scheeren einer solchen schattierten streifigen Kette, muß der Scheerer sehr große Erfahrung haben, um die Rollen mit den verschiedenen Haupt- und ihren Schattenfarben so zu ordnen, daß die verlangten Streifen mit Schatten entstehen; s. Scheeren, und unter Zeugmanufaktur.

Bei den Feilhauern sind schattierte Feilen, Feilen, welche die Goldschmiede und andere Handwerker, die weiches Metall verarbeiten, gebrauchen. Sie sind auf eine eigene Art gehauen; denn der Meißel wird beim Hauen bei einem Hiebe gegen die Spitze, bei dem andern aber gegen die Angel geneigt; und wenn der Feilenhauer seine Kunst recht zeigen will, so legt er die Hiebe der-

gestalt, daß auf der Feile dreieckigte oder auch viereckigte Figuren entstehen, wovon sie auch den Namen erhalten. Man kann dieser Hiebe wegen mit einer solchen Feile vorwärts und rückwärts feilen. Sie werden aber nur selten gemacht, weil man auch mit jeder andern Feile weiche Metalle feilen kann.

Schattieren, schattiren, regelmäßiges Zeitwort, welches vermöge der ausländischen Endung iren von Schatten gebildet worden, aber auch in dem ersten Falle der zweiten Bedeutung des Hauptworts üblich ist, den Schatten, das ist, die dunklen Stellen in einer Figur durch Züge oder dunkele Farben anzeigen und ausdrücken. Eine Figur, einen Umriß schattieren. Einige Neuere haben statt dieses Worts das bessere schatten und verschatten versucht, aber, nach Adelung, vermuthlich wegen der Zweideutigkeit des ersteren Wortes, wenig Nachfolger gefunden. Daher die Schattierung nicht nur von der Handlung des Schattierens, sondern auch von den schattierten Stellen einer Zeichnung, von dem Schatten. Eigentlich ist die Schattierung zuweilen die allmählige Stufenweise eingerichtete Abnahme oder Veränderung der Dinge einer Art. Es giebt so viele Schattierungen der Empfindungen, als es Gesichter giebt. Nach einer andern Figur ist in der Pastelmalerei eine Schattierung Stifte, Farbenstifte von einer Farbe, jedoch nach verschiedenen Graden der Höhe derselben. S. auch Schattierung.

Schattierfarben, Schattirfarben, kommen sowohl in der Malerei, als auch in der Färberei vor. Es sind gewöhnlich Halbtinten der Hauptfarben. Z. B. Schattierungen in Roth in der Malerei, wenn man einer rothen Farbe, gleich viel, Kar-

min, Zinnober oder einer anderen Farbe, so viel Weiß zusetzt, daß sie dadurch lichter wird. So z. B. kann man durch einen Zusatz von Weiß in Roth bis zur lichtesten Tinte übergehen, nach dem Grade, wie man das Weiß dem Rothen beimischt. Dasselbe gilt für die anderen Farben, als blau, gelb, grün, braun, schwarz ꝛc. In der Färberei werden die Schattierungen oder Schattierfarben gleichfalls von dem Dunkeln bis zum Lichten hervorgebracht, indem man dunkle Tinten mit hellen vermischt. Zum Beispiel blau und gelb, um verschiedene Nüancen des Grüns hervorzubringen ꝛc. Man sehe übrigens die verschiedenen Farbenschattierungen unter jeder Farbe besonders nach.

Schattiergold, in der Goldstickerei. Wenn man in dieser Stickerei ein Gemälde im schattierten Golde machen will, so muß der Gegenstand anfangs auf einem, mit etwas starker Leinewand gefütterten Atlasse, durch etwas grobe Striche und eine geschickte Hand vorgezeichnet werden. Der Sticker fängt damit an, daß er die ganze Oberfläche seines Gemäldes mit groben Goldfaden deckt, die nur an den beiden Enden befestiget werden. Einige Sticker halten dafür, daß es besser sei, die fleischigen Theile Stückweise zu machen und folglich zu vermeiden, daß das Gold unter diesen Theilen nicht aufgezogen werde. Die erste Art ist allgemeiner und prächtiger. Die Goldfaden liegen neben einander und der Arbeiter wird die Umzüge der Figuren nur jedesmal gewahr, wenn er seine Nadel, um das Gold wieder zu decken, einsticht, indem er zwei Faden zusammenfaßt und den Schattierungen eines gemalten Musters, welches er vor sich haben muß, folgt; in den dunklen Stellen stoßen die seidenen Faden auf allen

Seiten an einander und verbergen gänzlich das Gold. Zu den leichten Schattierungen oder Halbtinten läßt man zwischen dem Stiche das Gold, eines seidenen Fadens stark, sehen, macht Licht und Farben abschießend und läßt mehr Gold gewahr werden, je nachdem man das Licht vermehren will, bis endlich das Gold, durch sehr feine und sehr helle Seide, nur nach und nach gebunden wird. Die fleischichten Theile werden alle von offener Seide, dem Golde entgegen gesetzt, mit sehr feinen Satinstichen gemacht, welcher Stich auf Französisch point de bouture genannt wird. Das Haar und der Bart werden in der Ründung ebenfalls mit gespaltenen Stichen, wie die Lokken oder die wellenartigen Ausbreitungen es anzeigen, gestickt. Es giebt keine Arbeit, wozu ein so vollständiges Sortiment von Schattierungen oder Farben erfordert würde, als diese. Der Sticker muß stets einige zwanzig eingefädelte Nadeln vorräthig haben, damit ihm die Geduld nicht so leicht vergehe, und er nicht den Gedanken von der allmähligen Abnahme der Mäßigung in den Farbennüancen, die er seinem Gegenstande geben will, aus dem Gesichtspunkte verliere. Das schattierte Gold ist ohne Zweifel die langwierigste und zugleich diejenige Arbeit, wo die größte Geduld mit dem anhaltendsten Fleiße verbunden seyn muß. Von dieser prachtvollen Stickerei sieht man nicht mehr sehr viel. In katholischen Ländern kommt sie auf den Meßgewanden des alten Kirchenschmucks vor. Die Kosten sind sehr beträchtlich, die Arbeiter sollen in diesem Fache ganz aus der Gewohnheit gekommen seyn und das Talent dazu verloren haben. Das unächte Schattiergold ist um die Hälfte weniger mit Goldfaden bedeckt, die Zwischenräume werden von Schattierseide gemacht,

ehe man die Goldfaden durchschießt. Man verfährt bei Bedeckung dieser Faden auf die nämliche Art, als bei jenem schattierten Golde, und richtet sie nach den Schattierungen der Zwischenräume, welches, obgleich es kaum halb so reich und so glänzend ist, dennoch beinahe eben dieselbe große Wirkung macht.

Die schattierte Stickerei, en nuances, sowohl in Seide, als auch in Wolle und Chenille, erfordert viel Geschmack und Kunst; sie drückt nicht allein die Gestalt der Gegenstände aus, wie in Gold und Silber, sondern sie muß auch ihre Farbe und das reflektirende Abschießen derselben andeuten. Die Stiche müssen sich nicht nur nach den scharfen Ecken oder kleinen Adern der Blätter windend schmiegen, um die Bewegungen derselben auszudrücken, sondern man muß auch die Farbe gehörig anbringen und verhüten, daß man sie zu stark auflege, welches sonst der Arbeit die Anmuth und das Ungezwungene benimmt. Ferner muß man, besonders bei den Blumen, die Mannigfaltigkeit der Schattierungen verhüten. Man muß, so viel als möglich, in großen Theilen, auch große Stiche machen; die Vielheit der kleinen Stiche benimmt der Seide den Glanz. Es ist auch nöthig, daß man sich in Acht nehme während der Arbeit die Seide zu berühren, und mit dem Fingerhute darüber zu fahren; daß man ferner alle Blumen nicht gänzlich von einerlei Schlage macht; man ahme hierin der Natur nach, welche mit dem Hellen und Dunkeln abwechselt. Auf diese Weise stickt man mit Seide Gemälde der Geschichte von verschiedener Größe, Landschaften, und zuweilen auch Bildnisse, welches aber seltene Meisterstücke sind, und diejenigen, welche dergleichen angefertiget, haben sich immer von geschickten Malern lei-

ten lassen. Die offene Seide und die Tramseide sind die vorzüglichsten Materien zu dieser Gattung von Arbeit; man gebraucht sie mit gespaltenen und in einanderlaufenden Stichen und folgt entweder dem Gange der Muskeln oder man macht sie ganz in gleicher Richtung, welches aber willkührlich ist. Die Blumen und Abtheilungen zu Möbeln und Kleidern werden gemeiniglich mit Seide vom Granada gemacht, besonders wenn es geflochtene Arbeit ist. Obgleich die Schattierungen in der Natur weiter nichts, als eine Beraubung oder Schwächung des Lichtes sind, welches die Schattierungen der Gegenstände dunkler und mehr erloschen darstellt, so ist es doch gebräuchlich, daß man sie, vornämlich bei den gestickten Blumen, mit nach und nach lebhaften Farben vorstellt; man darf es aber selbst bei Dingen, die dem Auge mehr entfernt scheinen, weder mit den halben Tinten, noch schmutzigen und zweideutigen Farben, die den Modeblumen ein so frisches Ansehen geben und solche lebhafter und mehr hervorstehend machen würden, nicht wagen. Die Gewohnheit macht, daß man sich an diese wiedersinnige Dinge nicht stößt. Eine andere Art des Verfahrens, die weit mehr fördert, ist diese: daß man an einem Ende eines jeden Gegenstandes bis zum andern Ende eine oder mehrere Schattierungen macht und sie in einander mischt; und wenn die Oberfläche ganz mit Seide bedeckt ist, durchkreuzt man sie mit feinen seidenen Faden, die sich mit den ersten Schattierungen gut zusammen schicken, zwei oder drei Linien auseinander, wie eine Rose oder ein Weinblatt; dann befestiget man diese letzteren seidenen Faden durch kleine unmerkliche Stiche. Dieses Verfahren ist gut zu großen Stücken und zu der Arbeit, die nur von ferne betrachtet wer-

den muß. Die Seide dazu ist sehr glänzend; die Stängel und Adern werden, wie gewöhnlich, mit gespaltenen Stichen gemacht. In einigen Nonnenklöstern wurden mit offener Seide auf starkem Papiere Körbe und Blumensträuße, die auf beiden Seiten schattiert sind, gestickt; die Erhebung des Stichs oder die Verbindung eines Blattes gegen das andere, findet sich durch den nebeneinander wiederholten Nadelstich, beinahe zerstochen, welches der Dauer schädlich ist, und verursacht, daß diese Art von Stickerei, der Reinlichkeit der Arbeit ungeachtet, keinen größeren Nutzen bringen soll, als unter Glas oder in Bücher gelegt zu werden; s. auch unter Stickerei.

Schattierung, Fr. Nuance, bei dem Maler, der unmerkliche Uebergang von einer stärkeren Farbe zu einer schwächeren oder auch umgekehrt, von einer schwächeren zu einer stärkeren und lebhafteren von eben der Art. Diese Schattierung ist das, was man gewöhnlich den Halbschatten oder die Zwischenfarbe nennt. Die Franzosen brauchen um eben diese Sache auszudrücken nicht das Wort nuance, sondern die Wörter teintes und demi-teintes. Sie lassen das Wort lieber den Tapetenwirkern, um dadurch die verschiedenen Grade und Töne von eben der Farbe anzudeuten, womit man die Wolle färbt, welche zu den Tapeten gebraucht wird. Daß man auch von den Pastellstiften Schattierungen hat, ist schon oben unter Schattieren angeführt worden. Die Kaufleute, welche mit Farbenstiften handeln, ordnen diese nach der Schattierung, oder, wie man zu sagen pflegt, nach den verschiedenen Tönen. Ueber die Schattierung sehe man nach, den Art. Malerei, Th. 82, S. 556 u. f. 604.; und oben Schatten, Schattieren und Schattierfarbe.

Schattig, Schatten habend oder enthaltend, jedoch nur in dem zweiten engern Falle der zweiten Bedeutung des Hauptwortes, Schatten vor den Sonnenstrahlen enthaltend. Ein schattiger Ort, ein schattiger Wald, ein schattiger Gang, eine schattige Gegend.

Schatulle, s. Chatoulle, Th. 8, S. 18. u. f.

Schatz *), ein Wort, welches das Intensivum eines veralteten Schad oder Schat ist, und so wie dieses sehr vieler Bedeutungen fähig ist. s. Schatt, von welchem noch folgende vorkommen.

1) Mit dem Begriffe des hohlen oder tiefen Raumes ist Schatz in einigen Oberdeutschen Gegenden ein Maaß trockner Dinge, welches vielleicht mit dem Fränkischen Gescheid, der achte Theil einer Metze, übereinkommt. Im Angelsächsischen ist Scath, ein Behältniß, im Niedersächsischen Schatt gleichfalls ein gewisses Maaß, s. dasselbe. Unser Scheide und ohne Zischlaut Katze, Kasten und andere mehr gehören gleichfalls hierher. —

2) Mit dem Begriffe des Habens, Besitzens, Haltens, war Schatz ehedem so viel wie Habe, sie mochte nun beweglich oder unbeweglich seyn. Varanter Scaz bedeutet in der Monseeischen Glosse, fahrende Habe, bewegliches Gut, und Scaza Substantia, Vermögen. Das Schwedische Skat, bedeutet noch jetzt Habe. Im Hochdeutschen ist es in dieser Bedeutung veraltet.

3) Eine Menge mehrerer Dinge einer Art, ein

*) Nach Adelung müssen die verschiedenen Bedeutungen von Schatz von verschiedenen Stämmen abgeleitet und nicht allemal als Figuren von einander angesehen werden; obgleich alle diese verschiedene Stämme wieder von der ersten Bedeutung des Lautes und der damit verbundenen Handlung oder Bewegung abgeleitet werden müssen.

Vorrath, eine jetzt veraltete Bedeutung, welche nur noch zuweilen im gemeinen Leben üblich ist. Aus seinem Schatze Neues und Altes hervorlangen, aus seinem Vorrathe, Matth. 13, 52. In einigen Oberdeutschen Gegenden ist es in dieser Bedeutung gangbarer; denn da ist ein Kunstschatz eine Sammlung von Kunstsachen, ein Gemäldeschatz, eine Bilder-Gallerie, ein Kornschatz, ein Vorrath von Getreide, ein Weinschatz, ein Vorrath von Wein. Der herrschende Begriff, ist hier der Begriff der Verbindung, der Versammlung, daher, ohne Zischlaut, auch gatten und Katze damit verwandt sind; daß auch Magazin, seiner letzten Hälfte nach, hiervon abstammt, ist schon bei diesem Worte bemerkt worden.

4) Mit dem Begriffe des Behütens, Bewahrens, der sorgfältigen Aufsicht ist Schatz ein jedes Ding, welches man mit vorzüglicher Sorgfalt bewahrt. Dein Gebot ist ewiglich mein Schatz. Ps. 119. 98. Schaffet, daß euer Schatz nicht verlästert werde. Röm. 14, 16. In engerer Bedeutung ist Schatz ein schmeichelhaftes Anredewort geliebter Personen, wo auch das Diminutivum Schätzchen üblich ist. Da es denn auch, als ein allgemeines Nennwort einer geliebten Person gebraucht wird. Einen Schatz haben, eine Liebste oder Liebsten. Indessen ist es wegen des häufigen Gebrauches in der anständigen Sprechart in dieser Bedeutung veraltet und dem großen Haufen überlassen geblieben. Es lautet in dieser Bedeutung schon bei den alten alemannischen Schriftstellern Scaz, im Nieders. Schatt und ohne Zischlaut im Hebr. חצך, im Pers. בך, im Griech. γαζα wovon im Hebr. בוגך, ein Schatzmeister ist. Das Stammwort ist ein veraltetes schaten, bewahren, wovon noch unser Schutz abstammt, so wie das schon

erwähnte Morgenländische Gaza, ein Schatz, zu dem Schwed. Gata, bewahren, gehört. Bei dem Ulphilas heißt der Schatz gleichfalls ohne Zischlaut Huzd, welches nach Adelung von unserem hüten abstammt. Im Nieders. ist verhutzen noch als einen Schatz beilegen.

5) In engerer Bedeutung und in Verbindung mit der vorigen dritten Bedeutung der Menge, des Vorraths, ist der Schatz ein Vorrath kostbarer oder für kostbar gehaltener Dinge, ein Vorrath von Gegenständen, welche man mit besonderer Sorgfalt zu erhalten und zu bewahren bemühet ist. Etwas in den Schatz legen, zu dem Vorrathe kostbarer Dinge. Schätze sammeln. Ein vergrabener Schatz. Einen Schatz haben, einen vergrabenen Schatz in seinen Besitz bekommen. Etwas in den Schatz tragen. Schätze sammeln, vieles Geld. Seinen Schatz angreifen. Der richtigste und beste Verstand ohne Anwendung auf das Herz, ist ein Schatz, der seinen Besitzer darben läßt. Gell.

Figürlich bedeutet es collective einen Vorrath, einen Reichthum kostbarer, achtungswerther Dinge und Eigenschaften. Die Blume, die ihre Schätze der kommenden Sonne entfaltet.

6) Geld, als ein Collectivum, ohne daß eben der Nebengriff der Menge und der Kostbarkeit dabei Statt fände, in welcher Bedeutung es doch veraltet ist. Bei dem Ottfried ist Scazz, Geld, und das Schwedische Skatt hat diese Bedeutung noch. So war ehedem der Klagschatz, die Gerichtssporteln, der Miethschatz, das Miethgeld, der Kaufschatz, das Kaufgeld, der Schlägeschatz, der Münz- oder Prägelohn ꝛc. Wir haben es nur noch in den Zusammensetzungen Brautschatz, Mitgabe, und Wahlschatz, in welchem letzteren doch auch

der Begriff einer Kostbarkeit mit eintritt. In beiden findet auch die Bedeutung einer Gabe Statt. Ehemals war es auch individualiter von einzelnen Münzsorten sehr gebräuchlich. Im Tatian sind dreißig Scazze, dreißig Silberlinge. Eben daselbst wird aber auch ein Heller Scazz genannt. Bei dem Ulphilas ist Skatt nicht nur ein Groschen, Denarius, sondern auch ein Gewicht, Mina, und das Persische Gaza bedeutet gleichfalls Denarium. Welches hier der eigentliche und herrschende Begriff ist, sagt Adelung, ist nicht so leicht zu bestimmen. Vielleicht ist es der Begriff des Werthes, indem das Schwedische Skatt noch den Werth, den Preis bedeutet; s. Schätzen. Vielleicht ist es auch der vorige zweite Begriff der Habe, vielleicht aber auch der Begriff eines Stückes, eines Theiles, weil die älteste Art des Geldes in einzelnen Stücken Metall bestand.

7) Eine öffentliche Abgabe, sie sei nun von welcher Art sie wolle. Steuer, Zoll ꝛc. Niedersächsisch Schatt, Schott, Angelsächsisch Skeat, Skeot. In dieser Bedeurung ist es zwar im Hochdeutschen ungangbar, aber in den Provinzen, besondes Oberdeutschlands, kommt es sowohl allein, als in vielen Zusammensetzungen, von einer jeden Abgabe an die Obrigkeit häufig vor. Es ist in dieser Bedeutung mit Schoß und schiessen, so fern dasselbe geben, zusammenschiessen, zusammenlegen, bedeutet, eines Geschlechtes, so daß es hier so viel als eine Gabe zu bedeuten scheint; s. Schatzung.

Was den Begriff des Schatzes Nr. 5. anbetrifft, so muß in jedem wohl eingerichteten Staate dafür gesorgt werden, daß der Ueberschuß der Einkünfte desselben, nicht nur zu den besonderen Staatszwecken oder Bedürfnissen, sondern auch in Zeiten der Gefahr, als Krieg, Hungersnoth, Ueberschwemmun-

gen ꝛc. aufgehoben werde, das heißt, es muß dem Staate nie an einem gewissen Geldvorrathe, Schatz genannt, fehlen. Schon die ältesten civilisirten Völker haben diese Staats-Maxime im Auge gehabt. In der Römischen Republik wurden die Gelder des Staates, der öffentliche Schatz, in dem Tempel des Saturnus aufbewahrt; man nannte ihn Aerarium, und so auch den Ort, wo er aufbewahrt wurde. Wenn Aerarium noch den Beinamen Sanctus bei sich hatte, so bezeichnete es den Schatz, den man nicht eher angreifen durfe, bis die Republik sich in den dringendsten Umständen befand. Man muß aber Aerarium von Fiscus unterscheiden; denn Fiscus waren zu Zeiten der ersten Kaiser die Privatgelder des Fürsten, die nicht für das Publikum, sondern zu ihrem eigenen Gebrauche bestimmt waren. Dieser Unterschied verlor sich jedoch bald.

Die Aufsicht über den Staatsschatz war eigentlich den Questoren übertragen; man wählte zuweilen aber auch andere Personen dazu. Augustus errichtete auch ein Aerarium militare, oder Kriegsschatzkammer, woraus man das Kriegsheer besoldete. Zu diesem Schatze mußte an Abgaben gegeben werden, der zwanzigste Pfennig von den Erbschaften, der fünfundzwanzigste von den Sklaven und der hundertste von den verkäuflichen Dingen. Es waren demselben besondere Praefecti vorgesetzt.

Der Freiherr von Schröder sagt in seiner fürstlichen Schatz- und Rentkammer, S. 1: „Ein Fürst, welcher keinen Schatz im Kasten hat, sondern sich auf die Gutwilligkeit seiner Unterthanen verlassen will, der geht auf Stelzen; denn die Gemüther der Unterthanen sind hinkende Hunde, mit denen man keinen Hasen fangen kann.“ Derselbe Schriftsteller will darum auch den Politikern nicht Recht geben, welche die Erhebungen von Abgaben

zu diesem Zwecke verwerfen und angeben, daß wenn ein Fürst nur die Unterthanen durch große Freigebigkeit oder durch Nachlassung aller Abgaben sich verbindlich mache, so werde er bei denselben im Fall der Noth jederzeit einen Schatz finden. Dieses ist aber falsch gerechnet; denn die natürliche Neigung der Menschen, welche von jeher das Mein und Dein behauptet haben, und dann die Veränderungen in einer monarchischen Regierung, welche stets, auch unter den besten Fürsten, dem gemeinen Manne verdächtig ist; drittens, auch ein unvorhergesehenes Unglück und daher eine augenblicklich entstehende Verwirrung; viertens, wenn ein großes Vorhaben ausgeführt werden soll, wobei keine Zeit zu verlieren ist; fünftens, die Geheimhaltung eines vorgenommenen Planes; sechstens, das besondere Interesse eines Fürsten, welches öfters vom gemeinen Interesse dem Ansehen nach verschieden ist; siebentens, die Natur und Eigenschaft einer monarchischen Regierung selbst, welche der Unterthanen Mitwissenschaft und Einwilligung in allen vorhandenen Geschäften nicht leiden will; achtens, die Hoheit und der Ruf eines Fürsten, welche beide dem Volke an Herzen liegen müssen, weil der Fürst, als die Seele des Staates, nichts von dem verlieren kann, was einen Glanz auf das Ganze wirft, und wodurch nur das Volk, der Staatsbürger am Ansehen gewinnen kann; dieses Alles verursacht, daß man hierin ganz anders urtheilen muß. — Denn bei einer Verwirrung ist beim Pöbel keine Vernunft zu erwarten, und nichts ist eher in Verwirrung zu bringen, als der Pöbel; denn sobald etwas dessen Vernunft oder der Gewohnheit entgegen geschieht, so entsteht daraus ein Schrecken und aus dem Schrecken

kommt eine Verwirrung. In dieser nun, so weit sich des Pöbels Gewalt erstreckt, ist derselbe mehr zum Aufstande und zur Umwälzung des Vorhandenen geneigt und geschickt, als daß er mit Ueberlegung und Vernunft der Verwirrung abzuhelfen bedacht und seinen Fürsten und sein Vaterland zu vertheidigen bemühet wäre. Weiß nun ein Fürst in diesem Falle sich nicht selbst durch eigene Mittel zu retten, so ist er so gut wie verloren; denn es ist sehr wahr was Lipsius aus dem Tacitus und dem Sallustius vom Pöbel sagt: Der Pöbel ist neugierig und unbeständig, zum Aufruhr und zur Uneinigkeit geneigt und widerstrebt der Ruhe*). Da nun ein Fürst die Gelegenheit für seinen Staat etwas Bedeutendes zu thun abwarten und dieselbe ergreifen muß, wenn sie sich blicken läßt, so ist auch dazu Geld nöthig, und dieses muß daher immer in Bereitschaft seyn um ein Vorhaben auszuführen; denn wenn er erst soll bei seinen Unterthanen um Hülfe und Mittel bitten, so geht bei den langen Berathungen, die diese erst anstellen, ob es auch zu diesem oder jenem Unternehmen bewilliget werden kann, die kostbare Zeit verloren, und mit derselben auch oftmals das Land. Daß es Fürsten so gegangen, die zu viel Vertrauen in die Hülfe und Zuneigung ihrer Unterthanen gesetzt haben, beweiset die Geschichte. So z. B. wurde Karl der Zweite in England in der Allianze mit Frankreich wider Holland von seinen Unterthanen so weit verlassen, daß er sein gegebenes Wort den Alliirten nicht

*) Vulgus cujusque motus novi cupidum, ingenio mobili, seditiosum atque discordiosum, cupidum novarum rerum, quieti et otio adversum. Lips. ciu doctr. I, 4. c. 5.

halten und den Krieg, der Allianze gemäß, nicht fortsetzen konnte. Er mußte die Besoldung seiner Hofleute ein ganzes Jahr aussetzen, die Speisen auf seiner Tafel verringern, einen großen Theil seiner Pferde abschaffen, kurz seinen ganzen Hofstaat dermaßen herabsetzen, daß es keinem Königlichen Hofe mehr gleich sah. Ja er mußte sogar seine kommenden Einkünfte, welche zu seinem Unterhalte gehörten, verpfänden, um nur leben zu können. Wenn daher ein Fürst von seinen Unterthanen unabhängig seyn soll, so muß er das Schwerd in Händen und Geld oder einen Schatz im Kasten haben, wodurch er seine Macht und sein Ansehn beweisen und des Staates Unabhängigkeit behaupten kann. Schon von jeher haben die Fürsten Schätze gesammelt. Der König David sammelte einen großen Schatz, welchen er seinem Sohne Salomon hinterließ, dem Herrn damit ein Haus oder Tempel zu bauen. Conzenius*) sagt: „Ich halte das für eine von den größten Fürstlichen Tugenden, wenn er (nämlich der Fürst) fleißig darauf bedacht ist, wie sein Vermögen verbessert werden kann; diejenigen scheinen hingegen nicht wenig zu fehlen, welche ihre Regierung so führen, daß der Schatzkasten immer leer ist."

Die Taxen und Auflagen mancherlei Art sind die ersten Mittel zur Bereicherung des Schatzes. Es ist auch nicht mehr wie billig, daß die Unterthanen oder vielmehr Staatsbürger von allen Klassen zur Unterhaltung ihres Fürsten, des Staats-

---

*) Ex primariis Principum virtutibus esse ad firmo divitiarum cumulandarum industriam, nec parum delinquunt, qui eam gubernationum instituunt, ut aerarium semper vacuum sit. I, VIII. polit. c. 5. p. 627.

oberhauptes, beitragen und die öffentlichen Lasten mit tragen helfen müssen, und daher sind schon von Alters her gewisse Taxen und Auflagen gemacht und von dem Volke angenommen und gebilliget worden; nur haben diese Taxen ꝛc. in manchen Staaten oft die Billigkeit überschritten und sind unter verschiedenen Namen dem Volke gehässig geworden. Am besten hat sich das Volk immer bei den indirekten Abgaben befunden, nicht so bei den direkten, welches auch ganz natürlich ist; denn jede Abgabe, die ich baar in bestimmten Raten geben muß, hat immer etwas Drückendes, besonders wenn der Zahlungstermin herankommt, und ich mich vielleicht wegen des Geldes in dem Augenblicke behindert sehe, nicht so, wenn ich beim Einkauf einer Waare ꝛc. eine Kleinigkeit aufs Pfund ꝛc. mehr gebe; dieses beachte ich nicht, besonders bei Luxusartikeln, von deren Erhöhung der gemeine Mann nichts empfindet; aber auch die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse können um eine Kleinigkeit gesteigert worden seyn; die niedere Volksklasse wird es nicht so fühlen, als wenn sie nur einige Groschen baar alle Monate, Vierteljahre ꝛc. geben soll, welches man nur bei der in Berlin eingeführten Miethsabgabe gewahrt. Was sie vielleicht bei der Erhöhung der Lebensbedürfnisse beitragen, kann und wird dies gewiß übertreffen; allein es geschieht bei ihren täglichen Bedürfnissen so unmerklich, daß sie es gar nicht fühlen. Wer nun dergleichen Auflagen viel erfinden und sie mit anlockenden Namen schmücken kann, wird für einen gescheuten Kammeralisten gehalten*).

*) Hornius in Notis ad Boxhornium sagt: Nostrorum Politicorum cura omnis in eo consistit, ut reperiant novos mo-

Ein zweites Mittel den Schatz zu bereichern ist die Sparsamkeit. Ein guter Kammeralist muß daher die Ausgaben auf eine verständige Weise zu beschneiden wissen. Denn nicht sowohl durch große Einnahmen, als durch vorsichtige Sparsamkeit gelangt man zum Reichthume. Allein die Sparsamkeit vieler Kammeralisten besteht nur darin, daß sie entweder die Vergnügungen und Belustigungen des Fürsten für Verschwendung auslegen, und das Theater, die Kapelle, die Jägereyen, Stutereyen, den Luxus der Kleider, den ganzen Hofstaat ꝛc. vermindert wissen wollen, weil ihnen hierin der gemeine Mann beistimmt. Sie rufen, wozu dient dieser Aufwand! würde es nicht besser seyn, die dazu im Ueberfluß angewendeten Gelder in den Kasten zu legen und sie dem Publikum zum Besten anzuwenden? Diese Leute bedenken aber nicht, daß durch diesen Aufwand das Geld ins Publikum übergeht und von demselben wieder in die Staatskassen zurückgebracht wird. Eine solche Cirkulation des Geldes muß, besonders in den Residenzstädten, von oben herabgehen, um Leben und Verkehr in die Staats-Maschine zu bringen. Die Residenz ist die Sonne, von wo aus die Strahlen nach den Provinzen gehen und sich wohlthätig verbreiten. Wir haben dies bei allen Regierungen gesehen, die einen gewissen Glanz um sich her zu verbreiten wußten. Eine andere Art Kammeralisten oder Staatssparer ge-

---

dos tributorum, et is censetur sapientissimus, qui quam plurimos modos emungendi populum reperire potest. Exquirunt subinde novos sinus et varia praedandi vocabula, Centesimas, Quadragesimas, Columnaria, Hostiaria, et quae alia executionibus nomina invenerunt.

hen nicht so weit, sie wagen sich nicht bis an den Fürsten, aus Furcht in Ungnade zu fallen und ihren Dienst zu verlieren. Sie suchen sich dagegen auf eine andere Art sowohl beim Fürsten, als beim Volke beliebt zu machen, und durch jede nur erdenkliche Sparsamkeit das Verlorene wieder herbei zu bringen, das Gegenwärtige zu erhalten und für die Zukunft die Ausgaben zu vermindern und auf die andere Seite die Einnahme zu vermehren. Da nun die Vergnügungen und das Hauswesen des Fürsten nicht angegriffen werden darf, so müssen die Staatsdiener herhalten, ihnen werden die Besoldungen beschnitten; die Pensionen werden entweder aufgehoben oder den ergraueten Staatsdienern zur Hälfte gestrichen; vor Zeiten geschehene Schenkungen werden wiederrufen und wieder eingezogen. Vieles von allem wird vermindert und gestrichen, um, wie es heißt, das Interesse des Fürsten zu befördern, ob aber auch das Land auf der andern Seite bei einer zu großen Sparsamkeit gewinnt, ist eine andere Frage, die wohl der Beachtung verdient. — Das Sparen muß mit politischer Klugheit geschehen und dem Staate zum Nutzen gereichen, nicht aber zum Schaden; denn von dem Lande stets nehmen, und nichts wieder ausgeben oder verzehren wollen, macht das Land öde, erschlaft die Unterthanen und stürzt den Ruf des Fürsten; daher ist ein solcher Fürst eher arm, als reich zu nennen. Im Staate selbst kann immer eine gewisse Verschwendung herrschen, sie nützt ihm weit mehr, als die übertriebene Filzigkeit, Kargheit. Die gesunde Vernunft lehrt auch, daß wenn ein Fürst das Geld von seinen Unterthanen durch jede nur erdenkliche Auflage einzuziehen sucht und solches in seine Schatzkammer legt, ohne einen Theil desselben dem Volke

wieder zukommen zu lassen, so muß zuletzt er selbst und das Land arm und ruinirt werden. Wenn z. B. ein Fürst 30 Millionen jährliches Einkommen hat und er seinen Staatshaushalt, mit Inbegriff seines Privathaushaltes, so einrichtet, daß sich die Ausgaben nicht über 15 Millionen belaufen, so würde er 15 Millionen jährlich in seinen Schatz legen können, welche in zwanzig Jahren 300 Millionen betragen; allein nach einer solchen Rechnung, wonach eine jede Privatperson ihre Einnahme mit der Ausgabe einrichten sollte, kann ein großer Regent seine Rechnung nicht stellen. Angenommen, ein Land hätte 100 Millionen baares Geld, und wäre so gelegen, daß es mit andern Nationen entweder gar keinen Handel oder doch einen Handel mit Verlust hätte. Nämlich dieses Land verkaufte z. B. von eigenen Produkten, als Wein, Wolle, Vieh, Metalle, Leinwand ꝛc. an fremde Nationen für 2 Millionen Thaler, müßte aber dagegen wieder für 4 Millionen Thaler Waaren in das Land ziehen, so wäre dieses ein Handel mit Verlust, weil die übrigen 2 Millionen, welche nicht mit unsern Waaren gedeckt werden können, mit baarem Gelde bezahlt werden müßten. Besäße nun das Land einen Fürsten, der jährlich nur 15 Millionen wieder ins Publikum zurückfließen ließe, die anderen 15 Millionen aber seinem Schatze übergäbe, wodurch dieser in zwanzig Jahren zu 300 Millionen anwachsen würde; so würde, nach der eben angeführten Rechnung, das Land jährlich um 17 Millionen an Gelde ärmer geworden seyn; denn 2 Millionen werden durch den Handel verloren und 15 Millionen schließt der Fürst in seine Schatzkammer, so kann man leicht gewahren oder vielmehr berechnen, daß es nach nicht sechs Jahren

die 100 Millionen bereits erhoben und das Land von allem Gelde entblößt seyn wird. Wäre hier nun nicht die Rechnung ohne Wirthge macht? Das Geld ist freilich noch im Lande, in der Schatzkammer; allein was hilft dieses, wenn es nur Einer besitzt, oder Einer dasjenige besitzt, was sonst unter so vielen vertheilt gewesen. Man kann einen solchen Fürsten, als Fürst nicht reich nennen, wohl aber als Privatmann, in welche Cathegorie er jetzt gehört; denn nur der Privatmann, der Unterthan ist reich an Geld, nicht der Fürst, der nur reich genannt werden kann, wenn er wohlhabende und reiche Unterthanen hat, oder über ein wohlhabendes und glückliches Land regiert.

Ueberhaupt giebt es vier Stücke, worin ein Fürst nicht sparsam seyn oder worin er seinen Räthen, die ihn zum Sparen bereden wollen, nicht Gehör geben darf. Erstens, was den äußerlichen Glanz seiner Personen, seiner Familie und seines Hofstaats zu erhalten und zu vermehren dient; es bestehe nun solches in der Liverее seiner Bedienten, oder in seiner Tafel, seinem Marstalle oder sonst in allem demjenigen, was einem Fürsten in den Augen des gemeinen Mannes oder bei fremden Reisenden, welche seinen Hof zu besuchen kommen, ein Ansehen giebt. Welche gute Wirkung ein solcher Glanz auf die Größe und Hoheit, auf die Majestät in den Augen des Volkes macht, ist unglaublich. Auch haben dieses große Regenten stets eingesehen, und wenn sie auch nicht für ihre Person selbst einen Aufwand machten, wie Friedrich der Große, und sein Nachahmer, Napoleon, die nur in schlichter Uniform, ohne besondere Abzeichnung, als den Stern auf der Brust, einhergingen, so waren doch ihre Umgebungen desto prachtvoller und glänzender, ja wahrhaft königlich.

Nimmt man nun den Menschen, als ein sinnliches Wesen an, auf den nur äußere Eindrücke besonders wirken, wie viel mehr muß nun nicht durch einen solchen Glanz die Würde des Fürsten, ja der Fürst selbst, wenn er sich die Liebe des Volkes zu verschaffen und zu erhalten weiß, gehoben werden, muß er nicht, als die höchste Potenz im Staate, als ein Erdengott, auf den alle Augen gerichtet sind, dastehen, abgesehen von dem, was durch einen solchen Glanz aus dem Schatze ins Publikum kommt, und nicht nur dieses, sondern auch die fremden, am Hofe angestellten Gesandten sind genöthiget einen Aufwand zu machen, um sich im Namen und in der Person ihrer Herren sehen zu lassen, und so auch die übrigen Fremden; ist dies nun nicht ein Gewinn für den Staat, für den Staatsbürger, indem noch fremdes Geld in Umlauf gebracht und behalten wird, und wird durch einen solchen Aufwand der Schatz nicht wieder bereichert? Hierher gehören nun noch die Apanage- und Witthumsgelder. Sie sind gewöhnlich durch Testamente, Recesse ꝛc. bestimmt, mithin ist es bloß der Kammer Obliegenheit, die festgesetzten Summen zur bestimmten Zeit gegen Quittungen auszahlen zu lassen. Nach der gegenwärtigen Verfassung werden dergleichen Ausgaben in baarem Gelde geleistet, obgleich zuweilen Naturalleistungen bedungen sind; auch besitzen die jüngeren Brüder des Regenten wohl einige Landgüter, die aber keinesweges zu den Domainen gehören, sondern aus adelichen Gütern zusammen gekauft sind, und die daher weder die Vorrechte der Domainengüter genießen, noch zur Kammer gehören. Auch die Prinzessinnensteuer und andere Ausgaben gehören hierher.

Zweitens muß ein Fürst nicht darin sparen,

was zur Sicherheit seiner Person und der seines Staates dient. Hierzu gehört ein dem Lande und seiner Lage gegen die Nachbarstaaten angemessenes stehendes Heer, und auch da, wo der Staat oder das Land am Meere liegt, eine gute Flotte zur See. Wenn gleich jetzt, nach der Einrichtung der Landwehr, ein jeder Staatsbürger bis zu einem gewissen Alter Soldat ist, und der Staat im Fall der Noth nie in Verlegenheit kommen kann, geübte Krieger aufzustellen, so ist es doch nöthig ein bedeutendes, gleich eingeübtes Heer auf den Beinen zu haben, um den Nachbarstaaten Respect einzuflößen.

Drittens muß ein Fürst auch an auswärtigen Höfen Botschafter halten und sie so belohnen, daß sie seinem Königlichen Hause, so wie dem Staate, Ansehen geben. Auch muß er im Lande selbst hier und da Kundschafter anstellen, um die Gesinnungen der Unterthanen zu erforschen, um eingeschlichene Mißbräuche, die auf des Staates Wohl Einfluß haben, als worauf er aufmerksam gemacht worden, abzubestellen; kurz er darf es an Wachsamkeit über Alles, was den Staat betrifft, nicht fehlen lassen, und auch dazu gehört Geld. Die Sparsamkeit wäre also auch hier am unrechten Orte.

Viertens darf ein Fürst nicht sparen, was die Künste und Wissenschaften anbetrifft. Er muß diese Zweige in seinem Staate auf den höchsten Gipfel zu bringen suchen, weil dadurch nicht nur der Ruhm desselben verbreitet, sondern auch viel Geld durch das Herbeiziehen der Fremden in den Staat gebracht wird, wie wir dieses unter der Regierung Napoleons in Paris gesehen haben. Er muß also große Gelehrte an seine Universitäten ins Land ziehen, so auch Künstler bei den Akademien. Er muß die Produkte der Gelehrsamkeit und Kunst belohnen und auch die mechanischen Gewerbe auf

jede nur mögliche Weise durch Prämien aufzumuntern suchen. Auch geschickte, erfahrene Generäle und Staatsdiener in seinen Krieges- und Civildienst zu ziehen suchen, und keine Aufopferung scheuen, wo es zum Besten und Nutzen des Staates geschehen kann. Ueberhaupt sind Belohnungen, auf diese Weise gespendet, nie für den Staat weggeworfen. Es sind im Gegentheil sichere Kapitalien, die reichlich Zinsen tragen. Ferner muß der Fürst die Verdienste um den Staat reichlich belohnen; alte verdiente Staatsmänner, sowohl im Civil- als Militairfache gehörig pensioniren; denn wer im Dienste um König und Vaterland grau geworden, verdient wohl den kurzen Rest seines Lebens der Nahrungssorgen überhoben zu seyn. Auch die niederen Staatsbedienten müssen ihre Besoldungen sowohl, als die hohen, wie schon oben angeführt worden, unverkürzt erhalten, wenn sie im Dienste nicht träge und muthlos gemacht werden sollen; denn der Staatsdiener, so sehr er auch von den übrigen Klassen der Staatsbürger beneidet wird, weil er ein festes Gehalt hat, und nicht für die Zukunft zu sorgen braucht, ist dafür auch Sklave des Dienstes, Sklave in vollem Sinne des Wortes, weil es öfter nur von Kleinigkeiten abhängt, um ihm den Dienst zu erschweren, von Kleinigkeiten, um ihn mit Strenge an den Schreibtisch zu fesseln; auch hängt er von den Launen der Obern ab; dagegen ist der Bürger, der Gelehrte, Künstler, Kaufmann, Handwerker bei einer ungewissen Einnahme ein freier Mann, nicht nur in seinem Thun und Lassen, sondern auch für seine Person. Er hat nicht nöthig erst um Erlaubniß zu fragen, wenn er eine kleine Excursion auf einige Tage machen will, nicht erst um Erlaubniß, wenn er einer Krankheit wegen das Zimmer hüten soll.

Dieses wären nun die vorzüglichsten Gegen-

stände, wobei der Regent die Sparsamkeit nicht anwenden darf. Einige Staatslehrer klassificiren die Ausgaben des Staates, ehe an Zurücklegung eines Schatzes gedacht werden kann, auf folgende Weise: Zur ersten Art der Ausgaben gehört das Landbauwesen, worunter alle öffentliche Gebäude, so wohl auf dem Lande, als am und im Wasser begriffen sind. Es versteht sich hier, daß die Größe der zu diesem Behufe im Etat auszusetzenden Summe, der Größe des Landes, der Menge herrschaftlicher Gebäude, ja der Lage des Landes selbst, in Rücksicht auf den Wasserbau, angemessen seyn muß, daß es folglich sehr fehlerhaft seyn würde, wenn man bei Veranstaltung neuer oder bei Ausbesserung alter Gebäude erst um die Ausmittelung des Fonds dazu bekümmert seyn wollte. — Zur zweiten Art gehören die Vorbeugungs- oder ein Uebel abzuwendende Anstalten. Sie begreifen die Vorsichten gegen Feuersgefahr, gegen theure Zeiten und Hungersnoth, gegen Wasserschaden, gegen ansteckende Krankheiten in sich. Es ist nöthig und den Gesetzen der Vorsichtigkeit gemäß, eine verhältnißmäßige Summe zu dergleichen Vorfällen im Etat auszusetzen. — Die dritte Art von Ausgaben begreift die Verbesserung des Erdbaues und die Vermehrung der Menschen durch Kolonisten ꝛc. Beides ist von der höchsten Wichtigkeit in einem Staate, und daher müssen auch zu diesem Zwecke verhältnißmäßige Summen im Etat ausgeworfen werden. — Den vierten Platz unter den Ausgaben verdient die Beförderung der Manufakturen und Fabriken, und der Handel, worunter zugleich, nämlich unter dieser Rubrik, der unterirdische Erdbau mit begriffen ist. Diese Nahrungszweige müssen in einem Staate besonders gehoben werden. — Den fünften Platz in dem Ausgabe-Etat gebühren den Polizey-Anstalten insbesondere; denn ob-

gleich dieser Staatszweig fast alle berührte Gegenstände umfaßt, so hat doch die Polizey im engsten Verstande noch mancherlei nöthige Ausgaben, wozu eine hinlängliche Summe ausgeworfen werden muß. In die fünfte Klasse der Staatsausgaben, sind die Ausgaben zu Kirchen, Schulen, milden Stiftungen; ferner diejenigen zur Bequemlichkeit und Zierde des Landes zu setzen; denn obgleich die Kirchen gewöhnlich eigene Güter besitzen oder auch auf andere Art versorgt sind, so gehören sie doch zum allgemeinen Staats-Vermögen und bedürfen folglich der Fürsorge und Direction der Regierung. Eben so die Schulen, sowohl die Hochschulen oder Universitäten, als auch die Realschulen oder Gymnasien und die unteren oder Trivialschulen. Hierher gehören auch die Kunst-, Handwerks-, Handlungs- und Bergwerksschulen, die Kriegsschulen, kurz alle Anstalten dieser Art, die zum Besten des Staates abzwecken. Unter die Anstalten zur Bequemlichkeit der Einwohner, zur Zierde eines Landes ꝛc. gehören, Kanäle, Wasserleitungen, Springbrunnen, Spaziergänge, öffentliche Gärten, Bildsäulen, nächtliche Erleuchtungen, Schauspiele ꝛc. — In die sechste Klasse gehören die Ausgaben für Künste und Wissenschaften. Die Regierung, die auf sie nicht achtet, verräth wenig Kultur. Zum Glück findet man nur selten Fürsten, welche den Künsten und Wissenschaften feind sind; allein jene Staaten sind zahlreicher, welche in diesem Fache zweckwidrige Anstalten machen. Alle die menschliche Kenntnisse erweiternde Schritte, alle Erfindungen und Verbesserungen, die auf eine oder die andere Art zur Vergrößerung der Erndten und Viehzucht, überhaupt der Landwirthschaft, zur Verbesserung der Manufakturen und Fabriken, zur Vermehrung des Handels, zur Verbesserung der Sitten, oder mit einem Worte zur Wohlfahrt und Glückseligkeit der

Nation beitragen, verdienen Achtung und Vorzüge, und daher auch wesentliche Belohnungen, wozu also auch eine, den Umständen der Einkünfte angemessene, Summe im Etat auszuwerfen nöthig ist. — Die siebente und letzte Klasse ist zur Bezahlung der Landesschulden, wenn welche contrahirt worden, und der Sammlung eines verhältnißmäßigen Schatzes angewiesen. Hier bringen also diese Staatslehrer den Schatz mit unter die Staatsausgaben, welches aber unrichtig ist; denn dieser kann nicht zu den Staatsausgaben gezählt werden, weil er kein Privateigenthum des Fürsten ist, sondern nur als ein zu besonderen Staatsausgaben in dringender Noth zurückgelegtes Kapital angesehen werden kann, welches die Rent- oder Schatzkammer zu verwalten hat.

Daß der Fürst in der Wohlhabenheit und dem Reichthume seiner Unterthanen den wahren Schatz zur Erhaltung des Ganzen findet, ist wohl unleugbar. Auch sind alle Güter des ganzen Staates zusammengenommen, nur für ein allgemeines Vermögen desselben anzusehen und können in Gefahren des Staates angewendet werden; denn nicht nur der Wille der Unterthanen, von welchem Stande und Range sie nur immer seyn mögen, sondern auch ihre Kräfte und Reichthümer sind der obersten Gewalt unterworfen. Der Zweck eines Staates ist die allgemeine Wohlfahrt und Sicherheit. Soll diese Wohlfahrt, diese Sicherheit, allgemein seyn, so muß auch die Wohlfahrt und Sicherheit eines jeden Einzelnen besonders darunter begriffen seyn. Es wird gewiß Niemand, wenn seine eigene Sicherheit und Wohlfahrt in Gefahr ist, weder seine ganzen Kräfte, noch sein Vermögen schonen, und da durch die zusammengesetzten Kräfte im Staate nicht nur der ganze Staat, sondern auch die Sicherheit eines jeden einzelnen Mitgliedes um so nachdrücklicher be-

fördert werden kann, so folgt daraus, daß alle Mitglieder des Staates ihre sämmtlichen beweglichen und unbeweglichen, gegenwärtigen, als zukünftigen Güter zu diesem Zwecke der obersten Gewalt oder dem Staatsoberhaupte zum freien Gebrauche im Fall der Noth überlassen und aufopfern müssen. Und da der ganze Staat zusammengenommen nur eine moralische Person, welche sich in der obersten Gewalt zeigt, vorstellt, so sind auch alle Güter im Staate zusammengenommen nur als ein einziges Vermögen des ganzen Staates anzusehen; denn obgleich der größte Theil dieser Güter nur Privatpersonen gehört, so müssen solche dennoch, wenn es die Noth erfordert, der obersten Gewalt des öffentlichen allgemeinen Staats-Interesses wegen zu Gebote stehen. Dieses Majestäts-Recht oder Regale der höchsten Gewalt, die sämmtlichen Güter des ganzen Staates, als ein allgemeines Vermögen desselben, des öffentlichen Nutzens wegen, im Nothfall anzugreifen oder anzuwenden, wird das Staats-Eigenthum genannt, und dem gemeinen oder Privat-Eigenthume und Besitz der einzelnen Unterthanen entgegengesetzt. Hieraus erhellt nun, daß das Staatseigenthum sich durchgängig auf alle in dem Staate sich befindende Dinge erstreckt, sie mögen dem Staate, oder gewissen Gemeinden, oder auch nur einzelnen Privat-Personen gehören; denn so wie die Wohlfahrt aller einzelnen Privat-Personen der öffentlichen Wohlfahrt des Staates nachsteht, eben so müssen auch die Güter der einzelnen Staatsglieder der gemeinsamen Wohlfahrt des Staats zum wesentlichen Nutzen desselben angewendet werden können. Man muß aber dieses Staats-Eigenthum nicht mit dem Staatsregimente verwirren, welches letztere die ganze Majestät oder oberste Gewalt in ihrem ganzen Umfange, ersteres aber nur ein Theil derselben, folglich auch als ein Theil von seinem Ganzen unterschieden ist.

Ziegler und einige andere Rechtslehrer widersprechen diesem Staatseigenthume, besonders wegen des von geizigen und scharfen Regenten desfalls zu besorgenden Misbrauches, wenn man ihnen nämlich zugesteht, daß alle Güter ihrer Unterthanen unter ihrem Staatseigenthume mit begriffen wären, und wollen dafür lieber gesagt wissen, daß den Regenten nur die Beherrschung oder Oberaufsicht über die Unterthanen und ihre Güter zukomme, als ihnen ein gewisses Eigenthumsrecht über alle Güter zuzueignen; allein Puffendorf und andere Staatslehrer zeigen deutlich, daß in dieser Streitigkeit eine bloße Logomachie steckt; das Beherrschungsrecht kann dem Staatseigenthume nicht entgegengesetzt werden, vielmehr ist das erstere der Grund aus welchem das andere hergeleitet werden muß. Und gesetzt auch, man wollte dem Regenten kein Staatseigenthum, sondern ein bloßes Beherrschungsrecht über die Unterthanen in Ansehung ihrer Güter zugestehen, so kann man doch dadurch den Mißbrauch der Beherrschung nicht abhelfen; ein geitziger und harter Regent wird sich wenig um diesen Unterschied bekümmern. Auch ist das Staatseigenthum dem Privateigenthume gar nicht entgegen, sondern vielmehr beförderlich und nützlich, weil es solches handhabt und sicher stellt; denn weil das Staatseigenthum das allgemeine Beste des Staates, das Privateigenthum aber den Privat-Nutzen einzelner Personen zum Zweck hat, so kann das allgemeine Beste des Staates auch dem Nutzen der Privat-Personen nicht nachtheilig werden; indem die Güter des ganzen Staates der obersten Gewalt zu Gebote stehen, damit die Güter der Privat-Personen, besonders genommen, mit desto mehr Nachdruck beschützt und sicher gestellt werden können. Und obgleich auf solche Art die Unterthanen nicht selten einen Theil, bisweilen den größten Theil, manchmal auch im höchsten Nothfall alle ihre Güter dem Staats-

interesse und Nutzen aufzuopfern gezwungen sind, so hat es doch in diesem Stücke mit Beschützung der Güter eben die Bewandniß, wie mit der Beschützung des Lebens, und wenn das Leben nicht anders, als mit Daransetzung alles andern, was der Mensch hat, erhalten werden kann, so thut man es ohne Bedenken; doch setzt man auch oft zur Erhaltung der Güter das Leben daran; es heißt hier: Alles um Alles gewagt, bis Leben und Güter in gleicher Gefahr sind, und dann wählt man doch das Leben und läßt die Güter fahren. Wenn überdies durch Aufopferung der Güter aller Unterthanen nur der Endzweck erreicht wird, so ist es unter dem Schutze des Staates viel leichter, wieder einiges Vermögen zu erwerben, als im Stande der Anarchie, oder wenn man ohne Oberherr lebt, da Güter und Leben ohne Ressourcen dem Verluste täglich ausgesetzt sind. Daher darf es getreuen Unterthanen, wahren Vaterlandsliebenden gar nicht unbillig scheinen, ihre Güter und Vermögen zur Erlangung eines Endzwecks, ohne welchen sie weder Vermögen erwerben, noch erhalten können, daran zu wagen, indem die Natur eines Staates es mit sich bringt, daß der Privatnutzen dem Staatsnutzen, das Privateigenthum dem Staatseigenthume weichen muß. Da nun das Staatseigenthum dem Privateigenthume nicht entgegen steht, vielmehr letzteres dem ersteren zu seiner eigenen Beschützung und Erhaltung untergeordnet ist, zu dieser Beschützung und Erhaltung aber hinlängliche zusammengesetzte Kräfte erfordert werden, so folgt hieraus, daß der Regent sein Recht des Staatseigenthums solchergestalt gebrauchen und anwenden muß, damit dadurch die allgemeine Sicherheit, Wohlfahrt und das Privateigenthum der Staatsbürger behauptet werden kann. Es sind nun zwar in den meisten Staaten den Regenten gewisse Güter und vorzügliche Erwer-

bungsmittel eingeräumt, die man Domainen nennt, womit sie eigentlich den Staashaushalt bestreiten sollen, da aber solche Güter und sonstige Regalien, als: das Berg-, Post-, Salz- ꝛc. Wesen, gegenwärtig aus sehr in die Augen fallenden Ursachen zum Unterhalte des Regenten und zur Bestreitung des Staatshaushaltes nicht hinreichend sind, so ist es Pflicht der Unterthanen von ihrem Privatvermögen zum Staatshaushalte etwas Gewisses beizutragen, und hieraus entstanden die Abgaben unter verschiedenen Namen oder das Recht der Regierung den Unterthanen Abgaben, Steuern, Beiträge, Schatzungen ꝛc. aufzulegen, und solche mit Gewalt einzutreiben, wie auch die Rechte des Fiscus, des Schatzes oder der Schatzkammer des Staates, und der Chatoulle des Landesherrn. Nach der Gerechtigkeit und Billigkeit müssen aber dergleichen Lasten und Abgaben des Staates so eingetheilt und auferlegt werden, daß dadurch dem Privateigenthume der Unterthanen nur ein möglichst geringer Abgang, oder ein möglichst geringer Theil entzogen werde. Aus diesem Grunde müssen die Abgaben von allen Unterthanen gleichmäßig und nach dem wahren Werthe ihres Vermögens in einer geometrischen Proportion getragen werden; denn was allen Unterthanen zusammen eine leichte Last ist, wird, wenn sich viele dieser Last entziehen, den Uebrigen eine schwere, ja unerträgliche Last werden; denn weil das Privateigenthum eines jeden Unterthanen einen Theil des Staatseigenthums ausmacht, und eine jede Privatperson in dem allgemeinen Schutze des Staates ihren sicherstellenden Antheil hat, so würde es unbillig seyn, wenn Einige von den Abgaben befreiet und Andere doppelt damit beschweret werden sollten; denn auf gleiche Weise würden die Befreieten den Zweck und Nutzen des Staates ohne Mittel genießen, die Belästigten aber

einen einfachen Endzweck mit doppelten Mitteln erkaufen müssen, welches der natürlichen Billigkeit gerade entgegen ist.

Von diesem geometrischen Beitrage sind nicht einmal die Patrimonial-Güter des Regenten frei. Wenn aber doch der Regent Befreiung von Abgaben ertheilen will, welches Recht, als eine Begnadigung, ihm keinesweges abgesprochen werden kann, und daß er solches aus triftigen Gründen thut, allezeit vermuthet wird, so ist er der Regel nach schuldig, diesen Abgang aus seiner Chatoulle zu ersetzen oder an seinem persönlichen Aufwande fehlen zu lassen. Dergleichen Befreiungen können nun erlangt werden 1) durch ein besonders Privilegium desjenigen, der das Collectations-Recht hat; 2) durch die Gewohnheit oder ein Landesherkommen, welches jetzt nicht mehr Statt findet; 3) durch einen Vergeltungs- oder Vergleichungs-Vertrag (pactum compensatorium) mit demjenigen, der das Collectations-Recht hat, welches aber gleichfalls nur zeitlich und folglich widerruflich seyn kann, diesem setzen Einige noch eine undenkliche Verjährung zu, welchem aber durchaus widersprochen wird, indem gegen die allgemeine Nothdurft des Staates unmöglich einige Präscription laufen und Statt haben kann. Indessen mögen die Befreiungen von Abgaben seyn, wie sie wollen, so erstrecken sich solche doch nie auf ausserordentliche Lasten, ausser wenn in dem Befreiungsbriefe ausdrücklich derselben gedacht wird, wovon wiederum die unausdenklichsten und auf das seltenste vorkommende Fälle auszunehmen sind. Sind nun die Ausgaben in einem Staate regulirt, so erheischt es die Ordnung und der Zusammenhang der Staatswissenschaft, daß alle Einnahmen und Ausgaben durch die Hand der Rent-, Schatz-, oder Hofkammer gehen; ob es gleich weder üblich noch nöthig ist, daß die

Kammer sich mit jeder Art von Ausgaben unmittelbar befaßt. Die Ausgaben für die Hofstaaten und für das Militair gehören bei großen Höfen nicht zum Ressort der Kammer; es gebührt ihnen nur die dazu im Etat ausgeworfene Summe zu bestimmter Zeit der Hofstaatskasse und der Generalkriegskasse eingehen zu machen, jedoch von den Ausgaben Rechnung zu begehren. Dieses jedoch nur, wenn keine besondere Ober-Rechenkammer zu diesem Zwecke bestellt seyn sollte. Soll der Endzweck eines guten Staats-Haushalts wirklich erreicht werden, so ist es nöthig, daß man die Einnahmen kennen und die Ausgaben nicht weiter ausdehnen darf, als es die Einnahmen erlauben; jedoch muß dieser Grundsatz nicht allein im Ganzen, oder bei dem gesammten Aufwande des Staats, sondern bei jedem besonderen Aufwande beobachtet, folglich nichts ohne genugsamer Ueberlegung, Berechnung der dazu erforderlichen Summe und des daraus mit moralischer Gewißheit entstehenden Nutzens unternommen werden. Will man den Ausgaben diese Beschaffenheit geben, so müssen sie möglichst gewiß gemacht und mit den daraus zu erwartenden Vortheilen balanzirt werden. In welcher Absicht zu allen ordentlichen Ausgaben gewisse nicht zu überschreitende Summen festzusetzen sind, von den außerordentlichen Abgaben aber, richtige und genaue Kostenanschläge anzufertigen, auch die Unternehmungen nach untersuchten und richtig befundenen Anschlägen, durch den Weg der Admoniation-Aussichten zu lassen sind. So wie alle Ausgaben das gemeinschaftliche Beste zum Augenmerk haben sollen, so wird auch die Größe und Wichtigkeit einer jeden besonderen Ausgabe, nach dem Verhältnisse des Nutzens bestimmt werden müssen, der daraus für die Wohlfahrt des Staates zu hoffen ist. Zu welchem Zweck man den Zusammenhang der Umstände richtig einzu-

sehen im Stande seyn und sich erst nach reichlicher Ueberlegung entschließen muß. Das Kammerwesen kann nur in wenigen Staaten so zerrüttet seyn, daß es bei gutem Willen und der Anwendung zweckmäßiger Mittel, nicht mit der Zeit in Ordnung zu bringen wäre. Der fast durchgängig bei den Ausgaben herrschende Fehler ist die unrichtige oder nicht verhältnißmäßige Einleitung der Ausgaben, besonders da bei diesen Eintheilungen mehr die schmeichlerischen Kunstgriffe der Leidenschaften, als die Beurtheilungskraft zu Rathe gezogen wird oder zu werden pflegt. Wenn zum Beispiel der Regent den Baugeist, das Militair, die Jagd, die Weiber ꝛc. übermäßig liebt, so wird zu diesen Lieblingsrubriken, in dem Staate, wo der Regent unumschränkt herrscht, und an keine Constitution gebunden ist, ohne Zweifel mehr, als zu andern, oft weit nöthigeren und nützlicheren Anstalten ausgesetzt werden. Aller ausser Landes gehende Aufwand vermindert das allgemeine Staatsvermögen, insofern er nicht durch andere Kanäle wieder zurückfließt. Es ist also Pflicht den ausländischen Aufwand möglichst einzuschränken; denn obgleich verschiedene Ausgaben ihrer Natur nach nicht im Lande bleiben können, und der Glanz des Regenten auch die Kostbarkeiten anderer Länder zu besitzen erfordert, so gilt diese Ausnahme doch nur in wenig Rubriken. Wenn der Hof für die Aufnahme der Fabriken und Manufakturen im Lande gehörig sorgt, geschickte Künstler an sich zieht und die Einheimischen aufzumuntern bedacht ist, so würden viele Zweige des ausländischen Aufwandes wegfallen.

Die Einkünfte des Staates müssen unverkürzt und in den dazu bestimmten Terminen pünktlich einlaufen, um das Schuldenmachen und die Verwirrung des ganzen Ausgabegeschäftes zu verhindern. Es sind aber dennoch Fälle möglich, in welchen das

Bedürfniß und die Wohlfahrt des Staates das Schuldenmachen schlechterdings verlangt. Sind nun die Fälle dazu wirklich qualificirt, so muß der Finanzier bemühet seyn, das erforderliche Kapital wo möglich im Lande aufzunehmen, die Zinsen so genau als möglich zu bedingen und richtig abzutragen, nicht weniger eine Quelle zu ermitteln, aus welcher gedachte Schuldenlast zu seiner Zeit, ohne Erschütterung des Kammeralsystems bezahlt werden kann. Die Sparsamkeit bei dem Aufwande des Staates, besteht in der vernünftigen Einrichtung und Bestimmung der Größe einer jeden Ausgabe nach der Natur der Sache, nach dem Besten und Nutzen des gemeinen Wesens, und nach den Regeln der Wohlanständigkeit. Jedoch kommen in der Staatsverwaltung Fälle vor, in welchen die Freigebigkeit sehr nützlich, oft auch unumgänglich nöthig ist. In Fällen, wo der Wohlstand, die Ehre der Nation und die Würde des Fürsten einen ausserordentlichen Aufwand verlangen, kann die Freigebigkeit von gutem Nutzen seyn; kommt es auf die Belohnung besonderer Geschicklichkeiten, ausserordentlicher Dienste und Verdienste an, so wird die Freigebigkeit eine heilige Pflicht; s. oben. Die Erhaltung des Vermögens, des Staatsschatzes, verlangt dessen öftere Untersuchung, daher ist nicht zu zweifeln, daß die Kammer von dem wahren Zustande aller Kassen zuverlässige Nachricht haben, deren Beschaffenheit niemals aus dem Gesichte verlieren und weniger zugeben muß, daß ohne richtige Rechnung und darauf erfolgte Anweisung, das Geringste ausgegeben werde. Endlich müssen zu allen vorhabenden Unternehmungen die natürlichsten und bequemsten Mittel erwählt, und solche so geschickt mit einander verbunden werden, daß die Kosten nicht vervielfältiget, bei allen Auszahlungen gute Quellen beobachtet und solche zu bestimmter

Zeit veranstaltet werden. Das Erste oder den ersten Schritt, den die Kammer thun muß, ehe sie an Zurücklegung in den Schatz denkt, ist die Tilgung der contrahirten Schulden. Hierzu gehört die Formirung eines richtigen Etats aller liquiden und illiquiden Posten. Es wird also darauf ankommen die illiquiden Schulden mit den dagegen habenden Einwendungen in ein besonderes Verzeichniß zu bringen; die Summe der liquiden aber, sammt den davon jährlich zu zahlenden Zinsen, richtig zu bestimmen, letztere in den Etat zu bringen, zur allmähligen Abstoßung der Kapitalien oder einer anderen Summe, welche der Wichtigkeit der Schuldenlast und den Mitteln, welche man zu dem eben angeführten Zweck ohne Nachtheil des Staats verwenden kann, angemessen ist, auszusetzen. Es kostet freilich im Staatshaushalte jederzeit einige Ueberwindung sich einzuschränken, oder an irgend einer Ausgabe etwas abzubrechen; allein einige allgemeine Mittel werden hier nicht am unrechten Orte stehen. Das leichteste, wirksamste und jedem geschwinde einfallende Mittel, besteht in der Bemühung die schuldigen Kapitalien zu leidlichen Zinsen zu erhalten, nur Schade, daß dessen Anwendung nicht immer in unsrer Gewalt ist. Treu und Glauben halten, die Zinsen richtig zahlen, ordentlichen Staatshaushalt führen, sind die natürlichsten Mittel zur Erreichung des obigen Zweckes. Lotterien, Tontinen, Leihebanken ꝛc. sind ein zweites, jedoch etwas zweideutiges Hülfsmittel. Das zuverlässigste Mittel zur Bezahlung der Schulden besteht in Einschränkung der Ausgaben; jedoch mit der Vorsicht, daß in allen Arten von Ausgaben, die nicht ganz unentbehrlich sind, eine mäßige Verminderung Statt finde, die dann bei allen übrigen Ausgaben verdoppelt werden und worunter die Verminderung des Militairs bei den mehrsten

kleinen Fürsten den ersten Platz einnimmt. Auch die Erhöhung der Auflagen giebt ein Mittel zur Tilgung der Schulden ab, wenn nämlich diese Erhöhung nach abgetragenen Schulden wieder aufhört, und man nach reiflicher Ueberlegung sich überzeugt hat, daß die Unterthanen die beabsichtigte Erhöhung, ohne besonderen Nachtheil der Gewerbe, ertragen können.

Nachdem nun die Staats-Ausgabe und Einnahme gehörig regulirt worden, muß man auf das Sammeln eines Schatzes denken, welches der ersparte Vorrath an gemünztem Gelde oder an Gold und Silber aus den Einkünften des Staates ist. Dieses leidet jedoch in England und diesem Reiche ähnlichen Regierungsformen eine Abweichung, indem der König zu seiner Hofhaltung eine bestimmte Summe erhält, worüber er nach Gefallen disponiren, daraus einen Privatschatz bilden und denselben auf seine Erben übertragen oder auch unter sie vertheilen kann. Mit dem Landes- und Regentenschatz verhält es sich aber anders; auch ist der Unterschied zwischen Kriegs-, Staats- und Regentenschatz von keiner Bedeutung, weil alles von den Einkünften Ersparte ein Schatz des Regenten und des Staates ist, wobei keine getheilten Absichten Statt finden. Es ist mit wenigen Worten eine Landes-Casse, die ohne besonderes Vorwissen des Regenten nicht geöffnet, nicht anders als im Nothfall, oder in vortheilhaften Gelegenheiten zur Vergrößerung des Staats-Reichthums angegriffen werden darf. Bei der großen Sparsamkeit Friedrich Wilhelms des Ersten, bestand der Schatz, den sein Nachfolger Friedrich der Große ererbte, und von dem man sich große Vorstellungen gemacht hatte, welches Gerücht von dessen Unermeßlichkeit auch ins Ausland gegangen, wenn man das kostbare Silbergeräth, welches auf dem Schlosse zu Berlin vorhanden war, und welches eben so viel Aufsehen

machte, als es zur übertriebenen Schätzung seines Werthes Anlaß gab, in etwas mehr als zehn Millionen, jedoch giebt der König in seinen hinterlassenen Werken den Inhalt dieser Schätzung nur auf 7,400,000. Thaler an. Viele sahen diesen Schatz für eine unerschöpfliche Quelle an, allein der Erfolg hob seine Existenz sehr bald auf; denn den Aufwand, den ein großes Heer im Felde erfordert, war eine seltene Erfahrung, die vor dem Jahre 1740. nicht erfolgen konnte, da der Preußische Staat bis dahin in Frieden gelebt hatte, und daher mußte es dem Könige bemerkbar werden, wie wichtig es sei, sich dazu vorzubereiten. Da er nun auf Alles sehr aufmerksam war, so entdeckte er bei seinen Nachbarn manche Beispiele von großer Verlegenheit, bloß weil es an Geld fehlte, und daß es mehrere Male von dem Mangel desselben abhing, daß die gegen ihn von ihnen geschmiedeten Plane bei der Ausführung gescheitert waren. Dies zusammengenommen, machte ihn aufmerksamer und vermehrte seine Sorgfalt, um Quellen ausfindig zu machen, aus denen er die Hülfsmittel schöpfen konnte, die ihn in der Lage, worin er sich befand, und die wirklich von der Art war, daß er mehrere Angriffe befürchten müßte, unterstützen konnten. In seinen hinterlassenen Werken legt Friedrich der Große von diesem allen Rechenschaft ab, indem er sagt: daß der von seinem Vater gesammelte Schatz schon im Jahre 1742. geleert gewesen sei, ungeachtet er nur mit einer Armee von 35,000. Mann Schlesien erobert und den übrigen Theil seiner Truppen im Lager bei Brandenburg versammelt gehabt habe, welche zusammen genommen nicht viel über 60,000. Mann ausgemacht; auch daß er durch gute Wirthschaft im Jahre 1744. kaum so viel wieder zusammengeschaft habe, um höchstens zwei Feldzüge auszuhalten. In dem ge-

dachten Jahre wurde schon das auf dem Berlinischen Schlosse vorhandene Silbergeschirr in die Münze geschickt, um daraus die dringend nöthigen Fonds zu schaffen, welche Friedrich in seiner damaligen Lage nöthig hatte. Es war ein Glück, daß der Friede bald erfolgte, sonst würde er früher zu manchen Maaßregeln seine Zuflucht haben nehmen müssen, die er erst im siebenjährigen Kriege zu seiner Rettung ergriff. Auch bis zu dem Jahre 1742. hatte er auf alle gethanene Vorschläge, seine Unterthanen mit neuen Auflagen zu belegen, Verzicht gethan und sie abgelehnt. Jetzt schien ihm dieses aber erlaubter zu seyn, und da der Wahrscheinlichkeit nach die Unterthanen seiner anererbten Provinzen, seit dem Antritte seiner Regierung außerordentlich gewonnen und durch seine Siege, Eroberungen und deren Folgen mannigfaltigen Nutzen geschöpft hatten, war es auch nicht unbillig, jetzt auch für sich und für die Bedürfnisse des Staates zu sorgen. Sehr weise fing er an, das Innere seiner Länder zu verbessern. Die Zunahme der Verordnungen für das allgemeine Wohl des Staates bewiesen die Thätigkeit, die der König anwandte, um zu wirken, wo es nöthig war und wo er konnte. Besonders suchte er die Provinzen durch Herbeiziehung von Kolonisten aus mehreren Gegenden von Oberdeutschland, durch Anlegung von neuen Dörfern und Urbarmachung öder Gegenden in Aufnahme zu bringen. Er war bemühet den Handel durch Schiffbarmachung der dazu dienlichen Flüsse so wie auch vermittelst der Anlagen von Schleusen und Kanälen zu heben. Im Jahre 1747. ward mit allem schon ein beträchtlicher Versuch gemacht, und die Fortsetzung dieses Bestrebens zeigte deutlich, daß der Monarch dabei den Nebenzweck beabsichtigte, seine Einkünfte zu mehren und einen Schatz zu sammeln; denn ob es gleich schien, daß

er nach dem Oesterreichisch-Schlesischen Kriege für sein Reich eine langdauernde Ruhe erfochten habe, so wurde es ihm doch immer klarer, daß seine feindlichen, über sein bisheriges Glück eifersüchtigen Nachbarn es gewiß nicht versäumen würden, die Versuche ihn zu erniedrigen zu wiederholen, sobald es nur die Umstände gestatten würden. Die Spuren davon äußerten sich auch zu vielfältig und dieses vermehrte daher von Jahr zu Jahr dessen Vorsicht, sich auf alle kommende Fälle vorzubereiten. Beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges hatte er es durch seine Sparsamkeit dahin gebracht, das ansehnliche Heer, während einiger Feldzüge zu unterhalten, wohl auf diese Dauer war er vorbereitet, aber nicht auf die großen Unfälle, die seiner sieben Jahre lang warteten. Er war genöthiget, um das Ganze zu decken, den innern Gehalt der Münze oder Münzsorten zu verringern, Papiergeld einzuführen, Anleihen aufzunehmen ꝛc. Was die Anleihen anbetraf, so gab die Churmärkische Landschaft dazu eine besonders beträchtliche Summe her, die sich während des fortlaufenden Krieges dermaßen vermehrte, daß sie sich im Jahre 1763 auf eine Million belief. Da nun deren Fonds zur Aufbringung der erforderlichen Zinsen in der Folge nicht zugänglich waren, so wurde ihr auf eine gewisse Kasse 230,000 Thaler angewiesen und der König fing erst ungefähr im Jahre 1771 an, das vorerwähnte Kapital nach und nach aus den Ueberschüssen der General-Accise-Administration abzuzahlen. In den letzten Jahren gab er dazu jährlich 500,000 Thaler und im Jahre 1785 war die ganze Schuld erst völlig getilgt. Ferner ließ sich Friedrich von allen Dom- und Kollegiatstiften ebenfalls ein Kapital vorstrecken, welches aus der General-Kriegskasse mit 5 Procent verzinset wurde. Andere Anleihen, deren Betrag unbekannt

geblieben, nahm der König von den Städten der Churmark auf. Da aber die Kämmereien zu unvermögend waren, so sah sich jede Stadt genöthiget, den auf sie fallenden Antheil gegen Zinsen aufzubringen. Den Antheil, welcher die Stadt Berlin betraf, belief sich auf 34,000 Thaler. Ein anderes Kapital, welches bei den Magdeburgischen Ständen nachgesucht wurde, ward, da solches gegen Ende des Krieges geschah, und der Friede bald darauf erfolgte, nicht benutzt, sondern eben so, wie es empfangen wurde, und zwar in den nämlichen Beuteln, zurückgegeben. Man gewahrt nun hieraus, wie sehr es nöthig ist, daß der Regent auf einen Schatz oder auf ein Staatskapital sein Augenmerk richten muß, wenn er nicht im Nothfall in Gefahr kommen will; denn auf die Hülfe der Unterthanen zu rechnen, ist eine mißliche Sache, ja selbst in dem Fall, wo dem Regenten das Recht zusteht sogleich ausserordentliche Steuern im Nothfall zu erheben, weil die Eintreibung immer mit einigen Schwierigkeiten verknüpft ist. Wie groß aber ein Schatz seyn muß, um dem Staate zum Nutzen zu gereichen, gewahrt man, gleichfalls aus dem oben Angeführten; denn die oben angeführten 10 Millionen, oder nach Friedrichs des Zweiten eigner Anführung 7,400,000 Thaler, welche Friedrich Wilhelm der Erste mit großer Sparsamkeit zusammengebracht hatte, verloren sich sehr bald unter seinem Nachfolger im Kriege, also ein Beweis, daß der Regent unaufhörlich in den Zeiten des Friedens und der Ruhe sparen muß, um den Staats- oder öffentlichen Schatz so hoch als möglich zu bringen, jedoch immer mit der weisen Vorsicht, daß da alle in den Schatz eingehende Summen den Gewerben entzogen und aus dem Umlaufe gebracht werden, dieses Sammeln nie zum Nachtheil der Gewerbe geschehe. Die Quellen, woraus der Schatz fließt, sind

die Staatseinkünfte, von denen der Ueberschuß, nachdem die Ausgaben zum Hofstaate, zum Civil- und Militair-Etate abgerechnet worden, in den Schatz kommt. Sie fließen aus den Domainen, aus den Regalien und aus den Abgaben der Einwohner. Daher ist die Einrichtung und Besetzung des Kammercollegiums das wichtigste Stück der ganzen Staatswissenschaft; denn von diesem hängt die innere Stärke des Reichs und zugleich das Glück der Einwohner ab. Es kommt jedoch weniger auf die Einrichtung, als auf die Besetzung der Kammer an.

Die Domainen machen in verschiedenen Ländern eine der ansehnlichsten und sichersten Revenüen des Landes aus und müssen daher so vortheilhaft als möglich genutzt werden. Der Unterschied unter Domainen-, Chatull- und Tafelgüter beruht bloß in der verschiedenen Einrichtung und Benennung dieser Güter. Da die Domainen zur Unterhaltung der landesherrlichen Haushaltung ausgesetzt worden und auch zur Vermehrung des Schatzes dienen, so müssen sie erhalten werden, so lange die Staaten von Fürsten regiert werden, bei Republiken ꝛc. fallen sie, wie sich von selbst versteht, weg. Die Domainen müssen daher als ein Fidei commis angesehen werden, welches zum Vortheil der Staatsbürger bis auf die spätesten Nachkommen von unseren Vorfahren eingerichtet worden ist. Wenn der Regent in dringender Noth sie veräussert, so ist es eben so unbillig sie wieder einzuziehen, wovon Beispiele vorhanden sind, indem die Kammer durch ein solches Verfahren das Zutrauen der Einwohner und den Credit der Auswärtigen verliert; von der andern Seite ist aber auch wieder die Vermehrung derselben sehr unbillig, wenn solche gleich auf rechtmäßige Art, nämlich durch Ankauf geschieht. Auf eine ge-

hörige Verwaltung der Domainen, um Gewinn daraus zu ziehen, kommt Alles an; denn sonst werden die Bedienten vermehrt, dadurch die Unkosten und die Einkünfte vermindert. Die Verpachtung der Domainen, treibt zwar die Einkünfte höher und bestimmt sie zu einer gewissen jährlichen Summe; allein die Ländereyen werden dabei gemeiniglich verringert, die Bauern, besonders da, wo noch die Leibeigenschaft herrscht, härter mit genommen, und selbst die Bezahlung der Pacht macht zuweilen Schwierigkeiten; besser ist es die Domainen gegen eine jährliche Abgabe in Bauergüter zu vertheilen, wodurch die Einkünfte ohne Schwierigkeit vermehrt werden, ohne Abzug zum Beschlag und Bedienten. Die übrigen Landseinkünfte werden dadurch erhöht, und dieses durch Vermehrung der Einwohner und durch Verbesserung der Landwirthschaft. Ueber die Verwaltung der Domainen, s. den Art. Kammer-Gut; Th. 33., S. 321. u. f.

Was die Regalien anbetrifft, so sind diese gleichfalls von nicht geringer Wichtigkeit für die Einkünfte des Staates und der Vermehrung des Schatzes. Alle Regalien fließen aus dem Ober-Eigenthumsrechte des Staates und sind zu nahe mit der Wohlfahrt des Staates verbunden, als daß sie von Jemanden anders, als dem Landesherrn ausgeübt werden könnten. Die Nutzung der Regalien oder die aus den Regalien fließende Einkünfte können und werden oft den Einwohnern selbst nach den verschiedenen Verträgen und Einrichtungen überlassen; dieserhalb besitzen sie aber das Regal selbst nicht. So kann z. B. ein Unterthan die Erlaubniß erhalten Geld münzen zu dürfen oder zu lassen, deswegen besitzt er aber nicht das Münzregal oder das Recht Münzverordnungen auszugeben, den Werth der Münzen zu bestimmen und die Münzverbrecher zu bestrafen. Obgleich die Regalien zur Vermehrung

der Einkünfte und des Schatzes beitragen, so müssen sie nicht gemißbraucht oder zu weit ausgedehnt werden, damit nicht die Einwohner oder der Nahrungsstand darunter leide; denn wollte man Alles, woraus beträchtliche Einkünfte fließen, unter Regalien ziehen, so würde man bald das ganze Land zu einer Wüste machen und der ganze Nahrungsstand würde ein einziges großes Regale ausmachen. Hierher gehören insbesondere die sogenannten Monopolien, wenn nämlich der Landsherr einen oder den andern Handelsartikel zu den Regalien rechnet und sich den Handel allein anmaßt; ein Mißbrauch, der das Land entvölkert, die Bürger unterdrückt und den Landmann einschränkt. Selbst die wirklichen Regalien müssen nicht zu weit ausgedehnt und die Nutzung derselben oft lieber den Einwohnern, unter gewissen billigen Bedingungen und unter der Aufsicht der Kammer, überlassen werden. Die Aufsicht über diesen Staatszweig muß sehr genau seyn, damit theils die daraus fließenden Einkünfte nicht verringert und theils die Pflichten des Landesherren, in Ansehung der Regalien, erfüllt werden. Die Kammer muß keinen Betrug bei den Regalien weder von den Einwohnern, noch von den dabei angestellten Bedienten ungeahndet hingehen lassen, sondern sie muß sich wirksam bezeigen, allem Unterschleif, so viel als möglich, vorzubeugen. Bei Uebernahme der Regalien hat der Landesherr zugleich verschiedene Pflichten übernommen, welche die Kammer niemals aus den Augen setzen muß. Sie muß allemal mehr auf den Nahrungsstand und auf den Nutzen des Landes sehen, als auf die aus den Regalien fließende Revenüen, die eigentlich nur zur Verbesserung des Nahrungsstandes ausgesetzt worden sind. Ueberhaupt hat die Kammer bei den Regalien Aufsicht, Genauigkeit, Beurtheilung und Billigkeit zu zeigen die größte Gelegenheit.

Zu den Haupt-Regalien gehören das Zoll-, Post-, Bergwerks-, Münz-, Jagd- und Forst- und Wasserregal. Noch andere Unter-Abtheilungen, s. unter Regale, Th. 121., S. 434.

Das Zollregale besteht in den Rechten des Landesherrn, den Handel durch Belegung der ein- und auszuführenden Waaren mit Abgaben einzuschränken oder auch völlig durch Verbot zu unterdrücken. Beim Zoll-Regale sind die Pflichten des Landesherrn gegen den Zoll-Entrichtenden die Sicherheit der Wege und Landstraßen, und gegen die Einwohner die Beförderung und Ausbreitung des Handels. Der Zoll kann besonders mit Vortheil hoch angesetzt werden auf alle ausländische Waaren, die bloß zum Luxus oder zur Verschwendung gehören; nur mäßig auf die nothwendigen, die wir selbst zu verfertigen im Stande sind, und gar nicht auf alle Materialien und rohe Waaren, die ein- dagegen aber auf die, welche ausgeführt werden. Ein gut eingerichtete Zoll-Rolle ist das Meisterstück eines wahren Kammeralisten und muß sich auf eine genaue Kenntniß des Landes und des ganzen, sowohl in- als ausländischen Handels gründen. Das Zollregale macht eins von den nutzbarsten Regalien aus; denn dessen Einkünfte sind von großer Wichtigkeit; allein die Kammer muß allemal mehr auf die wahren Vortheile des Landes und auf die Ausbreitung des Handels, als auf die Zoll-Einkünfte sehen, wenn sie gleich ein Bedeutendes zu Vermehrung des Schatzes beitragen. Die in einigen Ländern gebräuchliche Verpachtung des Zolles ist niemals anzurathen, ob sie gleich die Einkünfte erhöht und sie zu einer gewissen jährlichen Summe bestimmt; sie schadet allemal dem Nahrungsstande, sie unterdrückt den Handel und vertreibt die Kaufleute. S. auch unter Zoll, in Z.

Das Postregale besteht in dem Rechte des Landesherrn die Briefe, Paquete und Reisende gegen eine gewisse bestimmte Bezahlung von einem Orte zum andern zu befördern, und giebt zugleich sehr wichtige Einkünfte; daher sind auch die Pflichten, welche der Landesherr mit diesem Regale übernommen, eben so wichtig. Er muß auf die Verbesserung der Wege, die Geschwindigkeit der Posten, die Sicherheit der mitgesandten Sachen und die Bequemlichkeit der Reisenden sorgen. Die Post-Einkünfte steigen durch eine gute Verwaltung und Einrichtung des Post-Regales. Da die Einkünfte des Post-Regales sehr ansehnlich sind und durch jede möglichste Verbesserung des Postwesens, wie wir es jetzt bei uns durch die zweckmäßige Einrichtung des General-Postmeisters Herrn v. Nagler sehen, sehr erhöhet werden können, so ist es sehr nöthig auch hierauf zu sehen. Die Verpachtung des Post-Regales hat gar keinen Grund, da alle Einkünfte desselben allemal bald einkommen, und bei diesem Regale niemals Reste oder ausstehende Schulden aufwachsen können. Es hat überdies schädliche Folgen, wenn der Fürst einen Theil seiner Macht Privatpersonen überläßt. Eine allzuweit ausgestreckte Postfreiheit schwächt die Post-Einkünfte ungemein. Und die Post-Revenüen durch Erhöhung des Postgeldes, zu sehr zu steigern, ist ein Mißbrauch, welcher die Beachtung des Landesherrn verdient; denn es hat üble Folgen sowohl für die Einwohner, als für das Post-Regale selbst. Es vermindert die Anzahl der Briefe und der Reisenden, woher die Post-Revenüen bei hohem Postgelde mehr ab-, als zunehmen; denn die darunter leidenden Einwohner suchen sich auf verschiedene Art zu helfen, ohne sich der Posten zu bedienen ꝛc.; s. auch unter Post, Th. 115., S. 664. u. f. und S. 740. u. f.

Das Bergwerksregale besteht in dem Ober-Eigenthum des Staates über alle Mineralien und Metalle, die im Lande gefunden werden. Dieses Regale erfordert eine große und genaue Aufsicht, deshalb ist es auch dem Landesherrn überlassen worden, da der Vortheil des Landes und das wahre Interesse des Landesherrn an demselben unzertrennlich sind. Da der Bergbau eines der nützlichsten Nahrungsgeschäfte des Landes ist, welches unter Umständen, freilich nicht immer, den Schatz vermehren kann, so ist es auch um so wichtiger für dessen bessere Aufnahme und größere Ausbreitung zu sorgen.

Das Münzregale, welches in den Rechten des Landesherrn besteht, allein Geld münzen zu lassen und Münzregeln vorzuschreiben, Banken anzulegen ꝛc. ꝛc. gründet sich auf das Zutrauen der Einwohner zum Landesherrn. Der Vortheil, den der Landesherr aus dem Münzregale zieht, ist nicht von großer Bedeutung, wenn das Geld von gutem Schrote und Korne seyn soll. Die Pflichten des Landesherrn in Ansehung dieses Regales ist daher sehr wichtig und bestehen in der genauen Bestimmung des Gehaltes der Münzen und der Proportion der Münzen unter sich; denn nichts kann das Land so geschwind verarmen, als ein unrichtiger Münzfuß, besonders wenn die verschiedenen Arten der Münzen nicht die gehörige Proportion gegen einander haben. Es kann dem Lande und für sich selbst gleichgültig seyn, welchen Gehalt und welche Benennung unsere Münze führt, da die Ausländer solche allemal als eine Waare ansehen, die sie bloß nach dem wirklichen Gehalte oder nach der Menge des darin enthaltenen Goldes oder Silbers schätzen und annehmen; allein die Proportion unserer verschiedenen Münzsorten gegen einander ist von größerer Wichtigkeit; denn sind

einige von besserem Gehalte, als die andern, so werden die guten gegen die schlechten bald eingewechselt und aus dem Lande geführt. Nur die kleine Scheidemünze kann von etwas geringerem Werthe seyn, weil sie nicht eigentlich zum Handel, sondern bloß zur Bequemlichkeit der Einwohner geschlagen worden. Eben so ist eine genaue Bestimmung des Werthes der ausländischen Münzen gleichfalls nothwendig; setzen wir sie höher, als ihr eigentlicher Gehalt in Ansehung unsers Geldes ist, so werden wir mit diesen fremden Münzen überschwemmt und unsere eigenen besseren werden ausgeführt und wieder zu schlechten umgeschlagen. Hier ist es daher Pflicht des Landesherrn genau den Gehalt, sowohl der einheimischen, als ausländischen Münzen zu bestimmen und sie in beständiger Proportion gegen einander zu erhalten. Das Münz-Regale wird gemißbraucht, wenn der Werth der Münzen zu sehr über den innerlichen Gehalt erhöhet oder die Menge der Bankozettel zu stark vermehrt wird. Der Werth des Silbers in den Münzen übertrifft niemals den Werth des ungemünzten Silbers so weit, daß dadurch die Münzkosten bestritten werden können, weshalb das Münz-Regale dem Landesherrn keinen Vortheil bringt, so lange er die Münze nach ihrem wahren Werthe ausmünzen will. Um diesem vorzubeugen, hat man angefangen, die Menge des Kupfers gegen das Silber zu vermehren oder die Münze geringhaltiger zu machen, besonders fingen die Fürsten, die selbst keine Bergwerke hatten, an, die Münzen anderer umzuschmelzen und sie geringhaltiger wieder auszumünzen, wodurch der Schlage-Schatz entstanden. Wenn nur alle Münzen des Landes in derselben Proportion erhöhet werden, so leidet das Land in Ansehung fremder Nationen nichts, als den Zusatz von Kupfer, der bei Silbermünzen niemals in Be-

trachtung kommt. Die Waaren steigen in gleicher Proportion mit der Münze und es ist den Ausländern gleich viel, ob wir ihnen die Menge Silbers in vielen oder wenigen Stücken bezahlen. Die Bankzettel sind als Wechsel zu betrachten, die sich auf den Credit des Landes gründen, da sie selbst keinen inneren Werth haben. Werden sie nun in zu großer Menge ausgegeben, so daß die Bank nicht im Stande ist, sie gleich einzulösen, so verlieren sie ihren Credit, das gemünzte Gold und Silber geht aus dem Lande und es bleibt nichts als Papier zurück. Jeder Einwohner hat alsdann einen eingebildeten Reichthum in Bankozetteln. Das ganze Land ist arm, der Wechselkurs steigt auf allen Seiten und das Land leidet. Dasselbe gilt von einer zu großen Summe Papiergeld, welches sich nur durch den Credit des Staates, in Hinsicht seiner Größe, Macht, Glanz ꝛc., erhält. Der Schatz des Fürsten gewinnt augenscheinlich bei diesem Gelde, indem manche Summe darin verloren geht. S. auch unter Münze, Th. 97, S. 637, und im Art. Münzrecht, Th. 98, S. 56. u. f.

Das Jagd- und Forst-Regale, welches in dem Ober-Eigenthume des Landesherrn, über alle im Lande befindliche Waldungen und über die sich darin aufhaltenden wilden Thiere besteht. In den mehrsten Ländern pflegt es, wegen genauer Verwandschaft, zur Ersparung der vielen Bedienten, mit einander vereiniget zu seyn. Die Vortheile der Jagd- und Forst-Regalien sind sehr bedeutend und bestehen in dem Rechte Forst- und Jagdordnungen vorzuschreiben, die Nutzungen der Holzungen einzuschränken, die Einwohner zur Jagd aufzubieten und endlich die Schweinemast in den verschiedenen Waldungen. Die Pflichten des Landesherrn in Ansehung des Jagd- und Forstregales bestehen in einer gehörigen Aufmerk-

samkeit auf die Erhaltung der Waldungen und auf die Menge und den Zustand der wilden Thiere. Man hat zwar jetzt, bei der Verminderung der Jagdlust, nicht mehr zu befürchten, daß das Wild zu sehr ausgerottet werde; überhaupt wird sie auch jetzt mehr des Vergnügens, als des Nutzens wegen getrieben, da sie ehemals ein Hauptnahrungsgeschäft der Einwohner ausmachte. Die Waldungen machen eine der größten Herrlichkeiten des Landes aus, und man sollte daher fleißig Sorge tragen, daß solche gut genutzt, aber nicht zum Nachtheil der Nachkommen ausgerottet werden, wie dies jetzt leider in manchen Staaten geschieht, wo die Gewerbe-Freiheit auch das Holzregale vernichtet hat. Unsere Waldungen werden lichter, bloß des lieben Geldes wegen! ob aber unsere Nachkommen frieren, ja erfrieren werden, daran wird nicht gedacht; das heißt, man sorgt wohl für das Lichten der Wälder, man fällt ganze Waldungen, aber an den Anbau des Holzes, an Anlegung der Schonungen wird nicht gedacht. Eine Entziehung der Staats-Einkünfte, eine Verminderung des Staats-Schatzes. Man erhält die Jagd- und Forst-Regale am besten durch eine genaue Kenntniß der im Lande befindlichen Waldungen und wilden Thiere und durch Jagd- und Forstordnungen, die sich auf die Natur und Eigenschaften derselben gründen. Der Mißbrauch dieser Regalien besteht in der zu starken Hegung des Wildes zum Nachtheil des Landmannes, in der Kostbarkeit der angestellten Jagden, in der Bestrafung der Jagd- und Forstverbrecher, und in der unbilligen Ausdehnung der Waldungen. Da die Revenüen sehr beträchtlich sind, wie schon oben angegeben worden, so ist eine genaue Berechnung und Aufsicht darüber nöthig; s. unter Jagd, Th. 28, S. 466, und unter Waldung, in W.

Das Wasserregale besteht in dem Obereigen-

thume des Staates über die angrenzenden Seen und Ströme, woraus ansehnliche Rechte und Vortheile fließen, es pflegt jedoch durch Verträge mit fremden Nationen eingeschränkt zu seyn, damit diese Oberherrschaft nicht zu weit, zum Schaden ihres Handels, ausgedehnt werde. Zu den Vortheilen des Wasserregales gehört das Recht, Zoll auf Seen und Strömen zu haben; Freihafen anzulegen; das Eigenthum der gestrandeten Güter und Schiffe; Fischereyen; Seesalz; Seeprodukte, als Bernstein, Korallen ꝛc.; das Recht Kanäle und Seehäfen anzulegen; Holz zu flößen; das Eigenthum des neu sich ansetzenden Landes und endlich Wassermühlen einzurichten. Die Pflichten des Landesherrn in Ansehung des Wasserregales gehen insbesondere auf die Ausbreitung des Handels und auf die Verbesserung der Schiffahrt. Die aus dem Wasserregale fließenden Einkünfte sind von großer Wichtigkeit und werden theils verwaltet, theils unter gewissen Bedingungen verpachtet; doch ist ersteres dem letzteren weit vorzuziehen, da der Pachter in den Jahren der Pacht alle mögliche Vortheile und Einkünfte, oft zum Schaden der Einwohner, daraus zu ziehen sucht. Für die Staats-Einkünfte und den Schatz ist es gleichfalls eines der nutzbarsten Regalien, jedoch muß man nicht durch eine gar zu starke Erhöhung den Nahrungsstand einschränken. Ueber die Regalien, s. auch Th. 121, S. 428. u. f.

Die übrigen landesherrlichen Einkünfte, welche aus dem Hoheits- oder Majestätsrechte fließen, sind gleichfalls Mittel den Schatz zu vermehren. Die Menge und Einrichtung dieser Revenüen hängt von der Verschiedenheit der Länder und von der Verschiedenheit ihrer Quellen ab. Einige gehen durch die Collegia ehe sie in die Kammer fließen, und da führt die Kammer bloß die Aufsicht über sie, wenn sie

abgeliefert werden. Das Recht, Gesetze zu geben, schließt zugleich das Recht in sich, die Gesetze zu erklären, die Uebertreter der Gesetze zu bestrafen und von den Gesetzen zu befreien. Aus diesem Rechte fließen ansehnliche Einkünfte, die ehemals durch falsche Anklagen und Confiscationen noch erhöhet wurden. Diese Einkünfte aber muß man nehmen, wo sie kommen, ohne zu sehr auf ihre Vermehrung und Erhöhung bedacht zu seyn; denn sonst werden sie allemal ungerecht. Hierher gehören gleichfalls die verschiedenen Concessionen, die Austheilung der Privilegien, Dispensationen ꝛc., die aber alle mit Vorsicht genutzt werden müssen. Aus dem Rechte Krieg zu führen und Frieden zu schließen, Truppen zu werben und Matrosen auszuheben, Festungen anzulegen und die Einwohner daran arbeiten zu lassen, fließt auch das Recht Subsidien anzunehmen, Contributionen in den eroberten Provinzen auszuschreiben und Truppen andere Nationen unter gewissen Bedingungen zu überlassen. Was die Subsidien fremder Länder anbetrifft, so sind sie vortheilhaft, so lange sie nicht mit der Ehre und dem Vortheile der Nation streiten; denn beide sind nicht mit Geld zu bezahlen. Der Truppenverkauf an fremde Fürsten für Geld ist eine verkehrte Politik und keinesweges eine Bereicherung des Schatzes. Denn das Leben der Einwohner, der Staatsbürger, ist allemal schätzbarer, als das Geld, wofür sie nieder gemacht werden; wenn gleich einige Politiker wollen, daß auch dieses durch fremde Kolonisten und den täglichen Einwandern von einzelnen Fremden wieder ersetzt werde, so ist der einmal ansäßige Staatsbürger, der wirklich im Vaterlande geboren und erzogen worden, doch weit höher zu stellen, als jene Fremden. Ihm liegt das Wohl seines Vaterlandes am Herzen, in ihm zeigt sich das Gefühl der Vaterlandsliebe, wo

soll dies aber bei einem Fremden herkommen, dessen Interesse noch zwischen seinem eigentlichen Vaterlande, dem verlassenen, und dem neu gewählten, nur gewählten, in der Mitte liegt, ja und nicht einmal in der Mitte liegt, da ihm das letztere erst das gewähren soll, was er in dem ersteren bereits verloren oder aufgegeben hat. Die im Kriege erworbenen Vortheile hängen von den Umständen ab und pflegen in den Kriegsschatz zu fließen. Auch aus den Rechten der Landeshoheit fließt das Recht des Landesherrn Bedienungen, Ehrenstellen, Titel und Bürgerrechte auszutheilen, Lehne einzurichten, Akademien anzulegen, über den Nahrungsstand Aufsicht zu führen ꝛc., woraus nicht unbedeutende Einkünfte, nicht unbedeutende Summen in den Schatz fließen. Die Bedienungen zu verkaufen, wie es in einigen Staaten geschieht, um hierdurch die Einkünfte zu mehren, ist schädlich, weil dadurch eines Theils das Land mit schlechten Bedienten angefüllt, andern Theils die Unterthanen zu sehr den Bedrückungen der Bedienten ausgesetzt sind. — Die Ehrenstellen und Titel zu verkaufen, ist gleichfalls dem Staate nachtheilig, weil solche das wahre Verdienst unterdrücken; denn beide sollten eine Belohnung wahrer Verdienste seyn; allein wo die Belohnung für Geld feil ist, da pflegt man sich selten um Verdienste zu bekümmern. Was die Erkaufung des Bürgerrechtes anbetrifft, so scheint dieses Manches für sich zu haben, damit Fremde nicht eben die Vortheile genießen müssen, als die Einwohner; allein man sollte nicht bloß auf das Geld dabei sehen, sondern auch auf die Moralität des Fremden, sonst möchte der Staat dabei wenig gewinnen. Die Aufsicht über den Nahrungsstand ist wichtig. Sie enthält das Recht Kammer- oder Handlungs-Traktate zu schließen, Handwerks-Innungen einzurichten, Handwerke auszuschließen, Preise der

nothwendigsten Waaren zu bestimmen, Märkte und Messen einzurichten. Die Lehen, welche in vorigen Zeiten aufgekommen waren, um ohne Kosten die Armeen zu vergrößern und zu verstärken, da der Lehnsträger schuldig war, eine gewisse Anzahl Leute zu stellen, sind jetzt abgekommen.

Ferner fließen aus dem Ober-Eigenthumsrechte des Staates das Recht des Landesherrn an alle Dinge, die keinen Eigenthümer haben oder wovon man den Eigenthümer nicht weiß. Hierher gehört der Nachlaß aller derjenigen, die keine Erben haben und die keine Disposition ihres Vermögens nachlassen; nur muß der Sterbefall bekannt gemacht und die gehörige Zeit abgewartet werden; findet sich dann Niemand, so fällt die Erbschaft dem Landesherrn anheim. Hierher werden auch in einigen Ländern das Jus Albinagii (Droit d'Aubaine) oder Jus Hagenstolziatus und andere mehr gerechnet. Auch die gefundenen Schätze haben eigentlich keine Eigenthümer und gehören nach eben diesem Rechte dem Landesherrn; s. Fiscal, Th. 13., S. 470. u. f.

Als Oberhaupt der Kirche hat der Landesherr das Patronatrecht verschiedener Kirchen und die Aufsicht über die Religion und Geistlichen des Landes. Da er nun das Patronatrecht ausübt, welches in der Freiheit besteht, die Kirchenlehrer zu berufen und für die Erhaltung der Kirchen zu sorgen, muß ihm auch wegen des letztern der Kirchenzehnte gereicht werden. Hierher gehören auch die Einkünfte von den Abgaben der Juden und anderer fremden Religionsverwandten, welche im Lande geduldet werden. Eine andere Art den Schatz zu vermehren bewirken die Abgaben; s. oben, S. 458. u. f. und S. 473. Es wäre sehr gut, wenn der Gewinn, den die Einwohner durch ihre Gewerbe, welcher Art sie auch seyn mögen, erlangen, der Grund der Abgaben

seyn könnte, man würde dann weit sicherer bei ihrer Eintheilung gehen; allein dieses läßt sich nicht genau und zuverlässig bestimmen. In dieser Proportion zwischen Reiche und Arme besteht die Billigkeit der Abgaben, die solche weniger verhaßt machen und zugleich ansehnliche Summen, ohne Unterdrückung des Nahrungstandes, einbringt. Größere Summen durch die Abgaben einzutreiben, als es die Noth und die Umstände erfordern, ist gleichfalls unbillig, da das Geld in den Händen der Unterthanen allemal einen sicheren und gewisseren Gewinn trägt, als in der Schatzkammer der Regenten. Man theilt die Abgaben in ordentliche und außerordentliche. Ordentliche Abgaben werden diejenigen genannt, welche beständig dauern und in den mehrsten Ländern gefunden werden. Die gewöhnlichsten derselben sind Contribution und Accise. Andere theilen die Abgaben nach den verschiedenen Sachen ein, worauf sie gelegt werden, in personales und reales. Alle Abgaben waren im Anfange außerordentlich; denn die Einkünfte des Landes waren hinreichend die Ausgaben zu bestreiten und die Abgaben wurden bloß bei außerordentlichen Zufällen eingerichtet; allein in der Folge, wie die Ausgaben des Landes nach und nach stiegen, verwandelte man diese Abgaben in ordentliche, da die Regierung fast beständig Geld nöthig hatte. Eigentlich giebt es nur die oben angeführten zwei Arten ordentlicher Abgaben, nämlich Contribution und Accise, obgleich man in den letzten Zeiten angefangen hat, einige außerordentliche zu ordentlichen zu machen. Die Contribution wird von den verschiedenen liegenden Gütern des Landes gehoben, und bald in Geld, bald in Produkten, und bald in beiden erlegt. Diese Schatzung wurde mit Bewilligung der Einwohner eigentlich zur Unterhaltung der Armee eingerichtet, und ist die allerbilligste Abgabe,

die vielleicht möglich ist. Sie erstreckt sich nicht allein über diejenigen, welche liegende Gründe besitzen, sondern auch über alle diejenigen, welche die Produkte und die Nutzung der liegenden Gründe genießen. Die Einrichtung dieser Abgabe ist nach den verschiedenen Ländern sehr verschieden, und wird gemeiniglich, theils nach der Größe und Güte der Landgüter, durch eine Landtaxe, theils nach der Größe der Häuser oder Menge der Fenster, durch eine Grund- und Fenstertaxe ꝛc. erhoben.

Die Accise wird von den verschiedenen zu verkaufenden Waaren nach Proportion ihres Handelsgewinnes, erhoben und muß auf eine solche Art eingerichtet werden, daß Handel und Wandel nicht darunter leiden. Der Nutzen der Accise besteht in dem unmerklichen Aufbringen ansehnlicher Summen baaren Geldes, in der Gleichheit der Abgabe, daß der, welcher am meisten verkauft, auch am meisten Accise bezahlt, und endlich in dem Unterdrücken der Verschwendung mit überflüssigen und schädlichen Waaren. Diese Abgabe muß so eingerichtet seyn, daß Handel und Wandel dabei gewinnen. Die nothwendigen Waaren müssen nicht zu hoch angesetzt werden, dahingegen die Erhöhung der überflüssigen durch die Accise niemals schadet. Durch diese beiden ordentlichen Abgaben fließt ein Ansehnliches in die Schatzkammer.

Was die außerordentlichen Abgaben anbetrifft, so werden solche oder sollen solche nur bei außerordentlichen Fällen erhoben werden; sie sind also kein eigentliches Mittel den Staatsschatz zu bereichern, sondern dienen nur bei gewissen Vorfällen, wo ein außerordentlicher Aufwand erfordert wird, um die Unkosten zu decken; indessen können auch diese Abgaben etwas zur Vermehrung des Schatzes, und wo nicht, doch zur Erhaltung des vorhandenen beitragen. Wo ein

wirklicher Mangel ist, das heißt, wo die ordentlichen Einkünfte wirklich nicht zureichen wollen, da ist es auch billig, daß die Einwohner solchen auf andere Art ersetzen; man muß aber nicht mehr fordern, als genau zur Bestreitung dieser Ausgaben nöthig ist; denn das Vermögen der Einwohner ist nicht unerschöpflich, und deswegen müssen die Abgaben beständig dem Handelsgewinne und dem Nahrungsstande proportionirt seyn.

Die Einkünfte der außerordentlichen Abgaben zu andern Dingen anzuwenden, als wozu sie eigentlich bestimmt sind, wäre sehr unbillig, indem sie dann um so viel länger dauern müßten. Obgleich die außerordentlichen Abgaben nur zu gewissen außerordentlichen Ausgaben bestimmt sind und dann aufhören sollten, wenn die Ursachen der Abgaben aufhören, um nicht das Vertrauen der Einwohner zu mißbrauchen, so werden sie doch oft unter gewissen Vorwänden gelassen und dauern dann gleich den ordentlichen Abgaben fort, besonders ist dies in neuerer Zeit häufig der Fall gewesen. Ueberhaupt sind unsere Kammeralisten in der jetzigen Zeit, wie schon oben erwähnt worden, häufig bemühet, neue Abgaben ausfindig zu machen, indem sie hierin eine gewisse Stärke suchen; allein es ist keine Kunst neue Titel und neue Arten von Abgaben zu erfinden, wohl aber auf eine haushälterische Weise, ohne Nachtheil des Ganzen, zu sparen, damit man dergleichen Abgaben nicht nöthig hat.

Die Einrichtung der außerordentlichen Abgaben ist sehr verschieden, und muß den Umständen des Landes angemessen seyn. Am besten theilt man sie in freiwillige und gezwungene. Die freiwilligen Abgaben gründen sich auf den Credit des Landes, und bringen ansehnliche Summen ohne Schwierigkeit ein. Jeder Einwohner trägt dazu bei, so viel

er will. Je besser daher der Credit des Landes und je größer daher das Zutrauen des Landesherrn ist, um so viel höher werden sie allemal steigen. Die Einkünfte von den Lotterien, wenn sie gut angelegt werden und zugleich ihren Credit zu erhalten wissen, sind beträchtlich, s. Th. 81, S. 13. u. f. Die Leibrenten und Tontinen sind nahe mit einander verwand; denn in beiden wird dem Landesherrn ein Kapital gegeben, das ihm nach Absterben der Interessenten anheim fällt. Bei den Leibrenten übernimmt der Landesherr dem Einsetzenden jährlich auf Lebzeit eine gewisse Zinse zu bezahlen, die dem Alter desselben proportionirt wird. Bei den Tontinen werden im Gegentheil bloß die landesüblichen Zinsen auf die Interessenten vertheilt und ihre Einkünfte davon steigen, je nachdem mehrere Interessenten ausserben; s. Leibrenten, Jahr-Renten und Tontinen, Th. 71, S. 1. u. f. Die gezwungenen außerordentlichen Abgaben sind nach den verschiedenen Umständen des Landes auch von verschiedener Art. So hat man die Kopfsteuer, die bei den Alten schon verhaßt war. Sie bringt ansehnliche Summen in den Schatz; hat aber gar keine Proportion in Absicht auf das Vermögen und den Gewinn der Einwohner; s. Kopfsteuer, Th. 44, S. 216. Die Gewerbesteuer, welche nach Aufhebung des Zunftzwanges und Einführung der Gewerbefreiheit aufgekommen, bringt bedeutende Summen ein und ist weniger drückend, da sie nach dem Verhältnisse des mehr oder weniger in Flor stehenden Gewerbes erhoben wird, wobei sich die einzelnen Korporationen von selbst abschätzen. — Die Vermögensteuer ist in Ansehung der Proportion viel genauer und billiger; allein sie schwächt den Credit der Kaufleute, überhaupt der Handeltreibenden, verursacht eine unrichtige Angabe und oft unendliche Meineide. Außer diesen Abga-

ben giebt es noch eine große Anzahl anderer, als Prinzessinnensteuer, Rangsteuer, Hundesteuer, Luxussteuer, als von Bedienten, Kutschen, Pferden, ꝛc. ꝛc., welche zum Theil von vielen Regierungen versucht, dann wieder aufgehoben, wieder unter anderen Namen mit einigen Variationen eingeführt, dann wieder abgeschaft worden sind, weil sie zum Theil dem Publikum drückend waren. Dieses Alles sind nun die Quellen, woraus der Staatsschatz geschöpft wird. Die Einrichtung der Schatzkammer ꝛc. s. Schatzkammer. Man sehe übrigens noch nach: Einkünfte, Th. 10., S. 407. u. f.; Kammer=Gut, Th. 33., S. 321. u. f.; Kammer, daselbst, S. 200. β; Kammer=Collegium, daselbst, S. 207. u. f.; Kammer=Casse, daselbst.

Schatz, (Braut=), s. oben, S. 453, und Th. 6., S. 574.
— — (Ehr=), s. Th. 10., S. 203., Th. 69., S. 743.
— — (gefundener), s. unten, Schatzgräber.
— — (Gemälde=), s. oben, S. 452.
— — (Heer=), s. Th. 22., S. 691.
— — (Kauf=), s. oben, S. 453.
— — (Klag=), s. das.
— — (Korn=), s. das., S. 452.
— — (Kunst=), s. das.
— — (Lehen=), s. Lehen=Waare, Th. 69., S. 743.
— — (Mahl=), s. oben, S. 453.
— — (Mieth=), s. das.
— — Schlage=), s. das., S. 490, und Th. 97. S. 416.
— — (vergrabener), s. unten, Schatzgräber.
— — (Vieh=), s. Klauensteuer, Th. 39. S. 385. und unter Viehsteuer.
— — (Wahl=), s. oben, S. 453.
— — (Wein=), s. das., S. 452.

So hat man auch noch eine große Anzahl anderer Zusammensetzungen mit Schatz, als Bücher-, Haus-, Garten- ꝛc. Schatz.

Schatz-Collegium, ein Collegium, welches den öffentlichen Schatz verwaltet.

Schatzen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort. 1. Schatz, das ist, eine öffentliche Abgabe, eine Schatzung fordern, mit Schatzung belegen; Niedersächsisch schatten, Schwed. skatta. Es ist im Hochdeutschen veraltet und nur noch in den Zusammensetzungen beschatzen und brandschatzen üblich. 2. Schatz oder Schatzung geben. Niedersächsisch schatten und schotten; auch hier ist es nur in einigen Gegenden in dem Zusammengesetzten verschatzen gangbar; s. auch Schatzung.

Schätzen*), regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nicht unmittelbar von Schatz abstammt, wohl aber ein Seitenverwandter von demselben ist. 1) Dafür halten, aus wahrscheinlichen Gründen urtheilen. Etliche, die uns schätzen, als wandelten wir fleischlicher Weise, 2. Cor. 10., 2. Ich schätze mich selbst noch nicht, daß ichs ergriffen habe, Phil. 3., 13. In dieser Verbindung ist es im Hochdeutschen veraltet. Man sagt nur noch ich schätze es mir für eine Ehre ꝛc. für ich halte; obgleich man nicht gern mehr sagt, sich etwas für eine Schande schätzen.

*) Im Niedersächsischen und Schwedischen gleichfalls schatten, wie das vorige. Bei unsern alten Oberdeutschen Schriftstellern kommt es nicht vor, obgleich es alles Ansehen eines alten Wortes hat. Die erste Bedeutung ist entweder der Werth, der Preis, der im Schwedischen noch jetzt skatt heißt, oder auch das urtheilen, meinen, dafür halten, überhaupt. Im letztern Falle ist es eine Figur der Bewegung, weil alle ähnliche Veränderungen des Geistes bezeichnende Wörter sich auf eben dieselbe Figur gründen. Adl.

2) Im engeren Verstande, ein Ding seiner Zahl, seinem Gewichte, seinem Werthe nach aus wahrscheinlichen Gründen bestimmen. (1) Ueberhaupt. Ich schätze ihn ungefähr funfzig Jahre alt. Man schätzt es nicht so hoch. Man schätzt ihn auf eine Tonne Goldes, man glaubt, daß er so reich ist. Ich schätze das Gut auf 10,000 Thaler, glaube, daß es so viel werth ist. Das ist dem nicht gleich zu schätzen. Etwas sehr hoch schätzen, es werth, geringe schätzen, einem Dinge einen hohen, geringen Werth beilegen und dieses Urtheil thätig erweisen. — (2) In einigen engeren Bedeutungen. (a) Hoch schätzen, hoch halten, einem Dinge einen hohen Werth beilegen und solches thätig erweisen. Er weiß den Werth des Lebens zu schätzen, hoch zu schätzen, oder auch nur, es seinem ganzen Werthe nach zu beurtheilen. Der hassenswürdige Charakter, da man das Gute an Niemanden, als an sich schätzet, Gell. Das von einigen Neuern in dieser Bedeutung gebrauchte Mittelwort geschätzt, z. B. geschätzter Freund, für hoch- oder werth geschätzter, hat wegen der vorstehenden Zweideutigkeit mit der vorigen Bedeutung wenig Beifall gefunden; ob es gleich in der dichterischen Schreibart mehrmals vorkommt. Geschätztes Nichts der eitlen Ehre, Hall. (b) Den Werth, den Preis eines Dinges bestimmen, so daß sich der Begriff der Muthmaßlichkeit, des wahrscheinlichen Grundes verliert; taxieren, in einigen Gegenden schatzen. Das Fleisch schätzen, den Preis bestimmen, um welchen die Fleischer dasselbe verkaufen sollen. Das Brod schätzen ꝛc. Jemanden schätzen, den Theil bestimmen, welchen er nach Maaßgabe seines

Alters, seines Vermögens ꝛc. zu den öffentlichen Anlagen beizutragen hat, ihn schatzen, Luc. 2., 1 S. auch Schätzung.

Schätzer, Fr. Estimateur, eine obrigkeitliche Person, deren Pflicht es ist, gewisse Waaren und Lebensmittel zu besichtigen und den Preis derselben zu bestimmen; der Schätzmeister, und wenn es ein Glied des Rathes ist, in einigen Gegenden der Schätzherr, im Oberdeutschen der Schatzherr. Der Waarenschätzer, das heißt, der kaufmannische Waaren schätzt, der Fleischschätzer, Brodschätzer ꝛc. Schätzer der Kaufmanns-Waaren auf dem Packhofe, s. Waarenschätzer. Auf den Viehmärkten ist das Schätzen des Viehes von nicht geringer Wichtigkeit für den Schlächter. Dieser muß entweder durch den Griff, wie beim Rindvieh, oder durch das Aufheben und Begreifen zugleich, wie bei Kälbern, Schweinen und Hammeln im Voraus wissen, ob das Vieh fett sei und wie viel es wiegt. Beim Rind muß er dasselbe bis auf zehn Pfund zu schätzen wissen. Bei den Kälbern hat er dieses durch das Aufheben und durch das Anfühlen der Brust; und an dem Euter eines Kuhkalbes und nach dem Beutel eines Ochsenkalbes kann er schon wissen, ob sie fett sind. Eine breite Brust zeigt dieses an. Ob ein Kalb fleischigt sei, untersucht er an den Rippen im Rücken und ob die Keulen viel Fleisch haben. Beinahe auf eben die Weise wird ein Hammel geschätzt. Der Schlächter greift demselben nach der Brust, ob solche stark mit Fett bewachsen; dann fühlt er nach den Rippen, ob er auch hier Fett hat, ferner nach dem Nierenstücke oder der Wüste, und zuletzt nach dem Beutel. Durch das Aufheben schätzt er das Gewicht bis auf 1 Pfund. Ist bei einem

Lamme der Hals und die Brust stark und fett, bei den Bocklämmern der Beutel und bei den Zibbenlämmern das Euter fett, so ist dieses ein Zeichen von der Güte des Lammes. Ein Schwein wird gleich dem Rinde durch einen Griff geschätzt. Der Schlächter muß sehen, ob es völlig ausgewachsen ist, ob es Speck auf den Rippen und Backenfleisch am Halse hat, und ob der Rücken bewachsen, breit und mit Speck ausgewachsen sei. Das Schmeer oder die Liesen beurtheilt er aus der Stärke der Wamme, die zwischen den Hinterfüßen und dem Bauche sitzt.

Schatzfinden, s. Schatzgräber.

Schatzfrei, Bei- und Nebenwort, nur in einigen Gegenden frei von dem Schatze, das heißt, von der Schatzung oder Steuer, im Gegensatz des schatzbar. Schatzfreie Güter; s. Schatz, 7.

Schatzgeld, doch nur von mehreren Summen. 1) Geld, in so fern es als ein Schatz oder eine Schatzung erlegt wird oder erlegt worden; eine im Hochdeutschen ungewöhnliche Bedeutung; s. oben Schatz 7. 2) Geld, welches man als eine Kostbarkeit aufhebt, im Gegensatz dessen, welches man zu seinen gewöhnlichen Bedürfnissen gebraucht. So pflegt man im gemeinen Leben die Medaillen Schatzgeld zu nennen; s. Schatz 5. und daselbst weiter unten.

Schatzgräber, Kurgänger, im niedrigen Scherze Kloakkrämer, Priveträumer, Secretfeger; Fr. Gadouard, Gadouart, Vuidangeur, Leute, die ein Geschäft daraus machen, nach den in der Erde verborgenen Schätzen zu graben. Es gab eine Zeit, wo die Schatzgräbereien so zu sagen an der Tagesordnung waren, weil sie dem gemeinen Mann glänzende Aussichten boten, und besonders, da der Hang des

gemeinen Mannes zum Aberglauben und zur Begierde, ohne Mühe und Arbeit reich zu werden, sehr groß ist und dadurch einen leichten Spielraum erhält. Dieser Hang ist um so gefährlicher für die Moralität des Volkes, weil der anfangs Betrogene, gewöhnlich bald darauf als Betrüger erscheint, und sich dadurch wieder schadlos zu machen sucht. Er weiß zu gut aus eigener Erfahrung, wie leicht der Abergläubische zu hintergehen ist. Sehr belehrend und warnend ist daher der Inhalt mancher Inquisitionsakte, und wenn gleich viele andere nicht interessant genug sind, um das Publikum zu unterhalten, so sollten sich doch die Kriminalrichter nicht scheuen, die Bewegungsgründe aller Erkenntnisse laut werden zu lassen. Folgende Schatzgrabergeschichte in Hannover giebt davon einen traurigen Beweis.

Einer der Haupt-Mitschuldigen, ein Schuster, aus Stralsund gebürtig, zeigte schon im J. 1775 im fünfunddreißigsten Jahre seines Alters, wo er sich von seinem Handwerke noch redlich ernährte, einen großen Hang zu abergläubischen Dingen, indem er eine magische Gaukelei vornahm, die ihn und einen seiner Gesellen beinahe das Leben gekostet hätte, so wie er dadurch den Tod seiner Frau und eines zweiten Gesellen, obgleich ohne Absicht, verschuldete. Er hatte nämlich einen Hund, den er sehr liebte. Dieses Thier starb im Anfange des Decembers 1775 plötzlich und der Inquisit hegte den Verdacht, sein Nachbar habe ihn mit Gift getödtet. Um sich hiervon zu überzeugen, und den vermeinten Thäter recht empfindlich zu bestrafen, bediente er sich folgenden abergläubischen Mittels. Er nahm das Herz des todten Hundes, bespickte solches mit Stecknadeln, that es in einen neuen Topf mit Wasser, setzte solchen um Mitternacht auf ein Kohlenbecken und ließ es, unter dem strengsten Stillschweigen der Mitanwesenden, die aus seiner Frau und zwei Gesellen bestanden, kochen.

Die Kohlen, deren man sich zu diesem Experimente bediente, waren aber unglücklicherweise nicht ausgeglühet, und da die Fenster und Thüren der kleinen Stube fest verschlossen wurden, auch Niemand sich regen durfte, so ward die Frau und der eine Gesell darüber ein Opfer des Todes, und sowohl der Inquisit, als auch der andere Gesell verloren dabei alle Besinnung, so daß, besonders der Letztere, da man erst den andern Morgen, als die Thür von den Nachbarn aufgeschlagen ward, zu Hülfe kommen konnte, nur mit genauer Noth am Leben erhalten wurde. Daß der Hund wirklich vergiftet gewesen, fand sich, bei angestellter medicinischer Untersuchung, nicht. Die Justizkanzley zu Hannover erkannte hierauf am 25sten December 1775 daß, da überall kein Verdacht einer tödtlichen Absicht gegen die verunglückten Personen vorhanden sei, dem Inquisiten (der sogleich ins Gefängniß gebracht worden war) den Arrest zur Strafe anzurechnen, und ihm von seinem Beichtvater die Unzuläßigkeit seiner Handlungen vorzuhalten sei. Welchen Lebenswandel der Mann in der Folge führte, darüber schwiegen die Akten. Er heirathete bald darauf wieder und erzeugte mit seiner Frau mehrere Kinder, von denen jedoch nur eins am Leben blieb. Im Jahre 1787 erschien er aber als ein erfahrnes Mitglied einer ordentlichen Verbrüderung von Schatzgräbern, die einen andern berüchtigten Betrüger an ihrer Spitze hatten, der sich für einen Freimaurer ausgab und diese Hülle zu allerhand Geldprellereien der untersten Volksklasse mißbrauchte: ein ums andere Schätze nachwies, in Bierkrügen magisch experimentirte, und allerhand Gesindel angeblich zu Freimaurern aufnahm; dabei machte er den Leuten weiß, sie könnten, wie schon die Benennung darthue, nunmehr frei in allen Krügen zehren, indem alle Flaschen und Schränke sich ihnen unentgeldlich öffnen würden, so bald sie nur ihre hohe Würde dem Wirthe bekannt machten. Dieses köstliche Privilegium war daher schon werth, daß man ein Paar Pistolen dafür anlegte! auch fehlte es nicht an Zulauf. Zu den Spießgesellen

dieses Wundermannes, der aber zu seinem Glücke schon vor der im April 1787 bei dem Gerichtschulzenamte der Neustadt Hannover erhobenen Inquisition die Stadt verlassen hatte, gehörten noch drei anderen. Ein Schäfer, aus Kopenhagen gebürtig, 56 Jahr alt, Ehemann und Vater von drei Kindern, dann ein pensionirter Invalide und Leinweber, 44 Jahr alt, von Rößing gebürtig, und endlich ein Leinweber aus Rethmar, 54 Jahr alt, beide Ehemänner und Väter von drei Kindern. Diese Bande von Betrügern hat den Aberglauben und die Leichtgläubigkeit mehrerer Personen auf eine Art gebrandschatzt, die beinahe unglaublich scheint. In einem Zeitraume von ungefähr drei Jahren haben sie, wie die Akten höchst glaublich zeigen, obgleich die ganz genaue Summe verschiedener Ursachen wegen, nicht auf das strengste hat erwiesen werden können, einen Schatz von beinahe 600 Rthlrn. in ihre Taschen gezaubert, und sind dabei, wie es immer zu geschehen pflegt, in weit armseligere Umstände gerathen, als wenn sie sich auf eine ehrliche Weise ernährt hätten. Die Betrogenen sind fest bis auf den letzten Augenblick in ihrer Verblendung beharrt, und haben mit der größten Zuversicht, in Hoffnung der vielen tausend Thaler, die sie unter ihren Füßen, und also so nahe als möglich zu wissen glaubten, ihren letzten Heller dazu beigesteuert. Hierbei zeichnete sich vorzüglich ein Einwohner des Amtes Blumenau aus, der sich, weil er einige Mal des Nachts in seinem Garten einen feurigen Klumpen, vermuthlich ein Irrlicht, erblickt hatte, weder durch Zureden seiner Obrigkeit, seines Beichtvaters, noch durch gelinde Strafen von dem Wahne eines in seinem Garten vergrabenen Schatzes hat anbringen lassen. Dafür ist er beinahe verarmt und hat mehrere andere Personen, die aus Dummheit und Aberglauben sich zur Bestreitung der nöthigen Kosten bei Hebung des Schatzes mit ihm vereiniget hatten, dadurch um ansehnliche Summen gebracht. Daß die Betrüger bei diesen Leuten, denen der Kopf voll von Schätzen war, leichtes Spiel hatten, wird man leicht denken

können; auch wurden sie von ihnen ängstlich aufgesucht; und als einmal eine Frau aus der Gesellschaft, die alle ihre Habseligkeiten schon dabei zugesetzt hatte, den Beschwörer auf das beweglichste zuredete, sie doch nicht zu hintergehen, ward sie dadurch wieder beruhiget, daß der eine Schatzgräber sie versicherte, wenn er sie betrüge, so mache er sich hiermit anheischig, ihr die Zinsen von dem Kapitale der 85,000. doppelten Pistolen, wonach der Leichtgläubigen eben jetzt der Mund wässerte, von nicht weniger, als 777. Jahren herauszuzahlen. Einst, als nach öfteren Experimenten in der Gegend von Seelze die Erwartung der Betrogenen aufs höchste gespannt war und der eiserne Kasten mit den Goldstücken noch immer zu erscheinen zögerte, wusten sich die Inquisiten nicht anders zu helfen, als daß sie sich von zwei dazu bestellten Leuten plötzlich verjagen und dem Anscheine nach jämmerlich zerschlagen ließen; dem Anscheine nach, wie es auf dem Theater geschieht. Der Hokuspokus, dessen sich diese Schatzgräbermeister bedienten, bestand hauptsächlich in folgendem: Einer von ihnen gab sich für einen Professor aus, ein Anderer für dessen Sekretair, und ein Dritter gar für einen Hildesheimischen Domprobst. Sie trugen zuweilen katholische Priesterkleidung und bestellten einmal ihre Kunden auf den Domplatz zu Hildesheim, wo sie das nöthige Geld bloß für Seelenmessen, wie sie vorgaben, in Empfang nahmen. War dieses Geld nun verthan, so waren unter manchem Vorwande, neue Seelenmessen erforderlich, und da schon so viel darauf verwandt war, so konnten die armen Leute dem Reitze, nur noch zum letzten Male ihre Baarschaft daran zu wagen, nicht widerstehen. Nach und nach schritt man näher zu der Beschwörung. Es ward Erde von dem Platze, wo der Schatz vermuthet wurde, um Mitternacht verbrannt, dies geschah ein paar Mal in dem Seelzer Grunde, auch in der Herrenhäuser Masch; und diese Erde, welche die Zauberer vorher heimlich mit brennbarer Materie vermischt hatten, brannte lichterloh. Dann

murmelte einer aus einem Lateinischen Buche*) etwas her, betete, und grif sich dabei so an, daß ihm der Schweiß Stromweise vom Gesichte rann. Einer der Umstehenden hatte jedoch einmal dabei einigen Zweifel und glaubte der hochwürdige Herr habe sich mit Wasser begossen, weil es ihm vorkam, als habe er es vorher, wie in einem Gefäße in der Tasche des eifrigen Mannes, rauschen gehört; allein der Wunderglaube erstickte bald alle Zweifel. Ein anderes Mal ward von den Zuschauern bloß zu desto untrüglicherer Ueberzeugung, ein Dukaten, ein Dreimariengroschenstück und ein Eingroschenstück gefordert, solches unter einem Bogen Papier auf einen Teller gelegt, und, als nach einigen Beschwörungen das Papier aufgehoben wurde, fanden sich sieben falsche Dukaten darunter, welche die ganze Gesellschaft einmüthig für das feinste arabische Gold erkannte. Außer dem vorhin erwähnten Kapitälchen bestand, nach dem von einem Geiste beschriebenen Papiere, der Schatz aus einer viele Klafter langen massiv goldenen Kette, welche unsere Vorfahren, die Riesen, wie Jedermann weiß, aus anständiger Prachtliebe und zum Besten künftiger Schatzlustigen, um ihre Särge winden ließen. Dagegen ward auch zu einer andern Zeit in dem Keller eines Bürgers zu Pattensen, ein kleiner Schatz nicht verschmäht, welcher nur 12,000. Rthlr. werth war und über 80. Rthlr. an Seelenmessen kostete, ob er gleich bis auf die heutige Stunde noch um keine Spanne gerückt seyn wird. Andere ähnliche Kunstücke konnten nicht völlig aufgeklärt werden. So soll einmal einer von den Inquisiten in einem Dorfe bei Schwarmstedt einige Bauern zu einem Schatze haben verhelfen und im bloßen Hemde, mit einer Larve vor dem Gesichte, einen Geist vorstellen wollen, welches aber von den noch

*) Eine Italienische Uebersetzung der Visionen des Quevedo, eines bekannten Spanischen allegorischen Romans, in welchem die Kupferstiche von Engeln und Teufeln sich gut zu den Absichten der Betrüger schicken.

etwas ungläubigen Bauern gemerkt und der angebliche Geist tüchtig abgeprügelt worden ist. Ein anders Mal soll bei dem Dorfe Leveste, in gleicher Absicht, ein schwarzer todter Hund von ihnen begraben worden seyn, in Hoffnung, die Bauern würden ihn für den Teufel halten. Endlich soll einer dieser Zauberer — horrendum dictu! — sogar den Daumen eines Gehenkten besessen haben, wodurch dieser, vermittelst einer daran befestigten Bleyfeder, Alles von selbst hinschreiben müssen, was der Beschwörer zu wissen verlangt. Der schwarze Mann wird aber vermuthlich vergessen haben, diesen Zaubergriffel um sein künftiges Schicksal zu befragen, sonst würde er seine losen Künste nicht haben in dem Karren zu Hameln sechs Jahre lang büßen müssen. Seine saubern Helfershelfer wurden gleichfalls durch ein Kriminal-Erkenntniß vom 21sten October 1789. nach dem Grade ihrer Theilnahme, auf sechs, drei und zwei Jahre in den Karren und in das Zuchthaus verurtheilt.

Unter Schatzgraben, Schatzfinden, versteht man im juristischen Sinne die Auffindung und Entdeckung solcher Dinge, die von einem gewissen Werthe sind und entweder zu Kriegeszeiten oder auch bei andern Vorfällen, um sich gegen Raub und Plünderungen sicher zu stellen, verborgen worden sind. Das Vergraben des Geldes und anderer kostbarer Dinge war bei unsern Vorfahren, besonders in Kriegszeiten, weit gewöhnlicher, als jetzt. Die größere Ordnung und Menschlichkeit, die von den kriegführenden Mächten in unseren Tagen beobachtet wird, ist wohl die Schuld davon, wozu noch kommt, daß vielleicht unsere Vorfahren weit mehr Geld und Kostbarkeit, deren Verlust sie durch das Vergraben verhindern wollten, besaßen, als wir. Indessen zeigt sich die Neigung, das Seinige bei entstandener Gefahr gern verbergen zu wollen, auch noch gegenwärtig, be-

sonders auf dem Lande; und sie ist an und für sich ganz natürlich; nur werden dabei in der Angst gemeiniglich die verkehrtesten Maaßregeln genommen, und uns sind im siebenjährigen Kriege, bei den Invasionen der Russischen leichten Kriegesvölker dadurch manche Kostbarkeiten und baares Geld verloren gegangen, welches ohne eine dergleichen Verheimlichung ganz sicher geblieben und gerettet seyn würde. So nur unter andern ein Beispiel. Ein Gutspächter hatten einen Topf mit 1500 Thlr. im siebenjährigen Kriege im Garten vergraben. Diese Vergrabung hatte er zwar ganz allein verrichtet, und weder seiner Frau, noch seinen Kindern das geringste davon offenbart. Sein Herz hing aber an diesem Gelde dergestalt, daß er sich alle Abende an den Ort, wo er seinen Schatz vergraben hatte, begab, und sorgfältig untersuchte, ob er auch Spuren einer dabei vorgegangenen Veränderung antreffe. Bei diesen öfteren Besuchungen des gedachten Ortes mußte er von einigen Nachbarn beobachtet worden seyn und diese dadurch die Ursache errathen haben. Alles dieses war schon geschehen, ehe sich noch Etwas von den feindlichen Partheien hatte sehen lassen; als sich aber diese Partheien wirklich näherten, und er sich, um denselben auszuweichen, einen andern sichern Ort zu seinem Aufenthalte zu wählen beschloß, so wollte er gern sein vergrabenes Geld mitnehmen; allein mit Erstaunen fand er weder Topf, noch Geld, und er mußte mit leeren Händen von dannen ziehen. Daß die Feinde diesen Schatz nicht erhoben hatten, war bei den vorhin bemerkten Umständen offenbar; er mußte daher, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein Raub diebischer und untreuer Nachbarn geworden seyn. Nach geschlossenem Frieden wurden zwar Nachforschungen

und Untersuchungen deshalb angestellt, alles aber, was dabei entdeckt werden konnte, bestand in bloßen entfernten Muthmaßungen und es kam bei der ganzen Sache weiter nichts heraus, als daß er sein Geld nicht wieder bekam, welches er ohne diese ängstliche Vorsicht gewiß behalten haben würde. Es könnten hier noch mehrere ähnliche Beispiele leicht angeführt werden, um einen jeden zu überzeugen, daß das Vergraben ein sehr unrichtiges und unsicheres Verwahrungsmittel des Geldes und anderer Kostbarkeiten ist, besonders da derjenige, der ein solches Vergraben unternommen hat, sehr oft, ohne es seinen Erben offenbaren zu können, unvermuthet wegstirbt wodurch dergleichen Sachen, ohne vom Feinde, oder von diebischen Händen geraubt worden zu seyn, von selbst verloren gehen.

Ein Schatz, welcher dem Eigenthümer des Grundes, worin er entdeckt worden, oder dem Finder zufällt, oder unter beiden getheilt werden soll, muß sichere Merkmale an sich tragen, daß er von undenklichen Zeiten her verborgen gelegen. Bei dem Gelde kann solches sehr leicht an den Münzsorten, bei dem Silber und andern Kostbarkeiten aber an der Façon oder Arbeit, welche in allen Jahrhunderten zwei- bis dreimal abgeändert wird, entdeckt werden. Wird daher z. B. Geld gefunden, worunter Münzsorten, die erst in neuern Zeiten geschlagen worden, befindlich sind, so ist solches ein sicheres Kennzeichen, daß die Vergrabung dieses Geldes nur erst neuerlich geschehen und es kann daher damit nicht auf den Fuß, wie sonst bei andern von alten Zeiten herrührenden Schätzen gewöhnlich ist, verfahren werden. Dieser Unterschied unter den alten und neuen vergrabenen Schätzen ist auch in der Vernunft

und Billigkeit vollkommen gegründet; denn von den Dingen, wovon man versichert ist, daß sie erst in den neuern Zeiten vergraben worden, kann durch eine legale Bekanntmachung der aufgefundenen Sachen, noch immer der wirkliche Eigenthümer derselben oder doch wenigstens dessen Erben entdeckt werden, welches aber bei den von undenklichen Jahren her verborgenen Dingen unmöglich fällt. Warum man aber dem wirklichen Eigenthümer oder dessen Erben, wenn sich dieselben dazu gehörig legitimiren können, ein dergleichen Schatz vorenthalten soll, wie einige Rechtslehrer wollen, ist nicht einzusehen und schwerlich mit Gründen zu belegen; denn es kann hier alles dasjenige auch Statt finden, was von andern über der Erde aufgefundenen Sachen Rechtes ist. Hier ist nun zuerst zu entscheiden, wem ein alter aufgefundener Schatz, wovon weder der Eigenthümer, noch auch dessen Erben ausfindig gemacht werden können, wenn Uneinigkeiten darüber entstehen, zuzubilligen sei. Die Römischen Gesetze machen hierbei einen Unterschied, ob der Schatz auf des Finders eigenthümlichen Grund und Boden, oder auf einem fremden Grunde, wovon ihm das Eigenthum nicht zugehört, entdeckt worden. In dem ersten Falle wird derselbe dem Finder, da er beides, Finder und Eigenthümer, zugleich ist, zugeeignet, in dem zweiten ist aber festgesetzt, daß sich alsdann, wenn der Schatz bloß von ungefähr und nicht durch angewandte Mühe und Arbeit entdeckt worden, beide, der Eigenthümer und Finder, darin theilen sollen. Der §. 39. J. de R. D. ist hierunter dergestalt klar, daß an Orten, wo nicht durch die Landesgesetze ein anderes verordnet worden, wohl nicht der geringste Zweifel dagegen erhoben werden kann; auch liegt

bei dieser Entscheidung, Vernunft und Billigkeit zum Grunde. Indessen sind doch, sowohl in dem ersten, als zweiten Falle, verschiedene Ausnahmen gemacht worden. Bei dem ersten Falle kommt zuförderst die Frage vor, ob ein Ehemann, der auf dem Dotalgute seiner Ehefrau einen Schatz aufgefunden hat, solchen vor sich allein behalten kann, oder ob die Ehefrau ebenfalls einen Antheil daran haben muß. Dem Manne scheint zwar, daß auch andern, die an einer Sache ein bloßes Zeiteigenthum haben, ein von ihnen darin aufgefundener Schatz zugehöre, zu gute zu kommen; zumal ihm zugleich der Nießbrauch des Dotalgrundes zuständig ist; ein dergleichen Schatz aber sonst in allen Fällen auch als eine Frucht des eigenthümlichen Grund und Bodens angesehen wird; dessen ungeachtet suchen die Rechtslehrer ihm dieses Recht durch eine subtile Distinction, die sich nur schwer bis zur Ueberzeugung begreiflich machen läßt, gleichsam aus den Händen zu winden. Sie machen einen Unterschied unter dem Eigenthume der Materie und der Form. Von der Materie eines Dotalgutes, worunter sie die körperliche Substanz desselben verstehen, wollen sie dem Ehemanne kein Eigenthum einräumen, sondern solches nur bloß auf die Form, womit sie die Eigenschaft des Dotis zu bezeichnen gedenken, einschränken. Unter dieser dunklen und verhüllten Distinction sehen sie einen Ehemann, der auf dem Dotalgute seiner Ehefrau einen Schatz aufgefunden hat, als einen fremden Finder desselben an und billigen ihm auch nur die Hälfte davon zu; dahingegen die andere Hälfte der Ehefrau anheim fällt. Die Wirkung dieser Distinction fällt indessen noch billiger und vernünftiger aus, als der Satz, worauf sie gegründet wird, an und sich selber ist; denn die Entdeckung

eines solchen Schatzes, kann wohl nicht füglich zu den ordentlichen Früchten des Dotalgutes, wovon der Mann der Genießbraucher ist, gerechnet werden. Sie ist vielmehr ein Zuwachs des Eigenthumes, und es würde, besonders bei nur kurz gedauerten und ohne Kinder geendigten Ehen, der Billigkeit zuwiderlaufen, wenn die Ehefrau davon gänzlich ausgeschlossen werden, sondern ein dergleichen gefundener Schatz dem Ehemanne zum alleinigen Eigenthume verbleiben sollte. Die Sache ist demnach so, wie sie durch die Meinungen der Rechtslehrer entschieden worden, gerecht und billig; allein diese Billigkeit rührt nicht aus den von den Rechtslehrern darunter angenommenen Gründen, sondern aus ganz andern schon vorhin erwähnten vernünftigen Ursachen her; man nimmt dieses sehr oft in den Rechtswahrheiten, so die Rechtslehrer mit gekünstelten und zum Theil unnatürlichen Argumenten befestigen wollen, wahr.

In dem zweiten Falle, wo der Schatz auf einem fremden Grund und Boden entdeckt worden, wird dabei wiederum ein Unterschied angenommen, nämlich: ob solches von ungefähr geschehen oder derselbe vorsetzlich, mit vieler dabei angewandten Mühe, aufgesucht worden. Ist das erstere, so fällt der aufgefundene und entdeckte Schatz zur Hälfte dem Eigenthümer des Grund und Bodens, die andere Hälfte aber dem Finder zu. Hat sich aber Jemand gelüsten lassen, auf einem fremden Grunde ein vorsätzlicher Schatzgräber zu werden und auch wirklich etwas zu entdecken das Glück gehabt, so hat er seine angewandte Mühe umsonst gethan und es bekommt dann der Eigenthümer des Grund und Bodens denselben allein. Auch im Fall ein Dritter, mit des Eigenthümers Geneh-

migung und Verlangen, unter gewissen, von dem letzteren gethanenen, Versprechungen nach einem Schatze gegraben und denselben entdeckt hat, kann der Finder desselben daran keinen Anspruch machen, sondern nur bloß dasjenige von dem Eigenthümer fordern, was ihm für seine angewandte Mühe versprochen worden. Gemeiniglich pflegen dergleichen Schatzgräbereien, wovon man auch noch in unsern aufgeklärten Zeiten hin und wieder mancherlei Beispiele hat, auf bloße Geldschneidereien hinauszulaufen, und solche Betrüger, die dem gemeinen Manne, der auch in unsern Tagen noch abergläubisch bleibt, dadurch das Geld auf eine unverschämte Art abzulocken suchen, verdienen eine nachdrückliche Bestrafung. Man findet sonst auch noch im Römischen Rechte Spuren, daß zwischen den erlaubten und unerlaubten Schatzgrabungsmitteln ein Unterschied gemacht worden, und ein durch die letztern entdeckter Schatz dem Fiscus anheim gefallen sei. Zu den erlaubten Schatzgrabungsmitteln hat man unter andern die dabei vorgenommene Geisterbeschwörung als eine Hauptsache zu dessen Hebung angesehen. Man glaubte nämlich, daß ein solcher Schatz unter dem Schutze eines Geistes stehe und solcher daher nothwendig, ehe man desselben habhaft werden könne, gebannt werden müsse. Hierher gehören auch die bekannten Wünschelruthen, s. diese, in W. Das erstere pflegt auch noch jetzt von den erwähnten betrügerischen Schatzgräbern, um das gemeine Volk dadurch zu blenden, zu geschehen. Man hat aber nicht Ursache, sagt ein gewisser Schriftsteller, sich über die Frage: wem ein auf dergleichen Art entdeckter Schatz zuständig sei? den Kopf zu zerbrechen, indem solches allemal auf eine strafbare Geldschneiderei

hinauslaufen und dadurch niemals ein wirklicher Schatz zum Vorschein gebracht wird. Da nun ein Schatz eine bewegliche Sache von Werth ist, deren Eigenthümer Niemand weiß, und welchen man an einem verborgenen Orte gefunden hat, so ist es auch billig, daß derjenige, auf dessen Grund und Boden der Schatz gefunden worden, ihn ganz behält, er muß aber dabei keine abergläubischen oder sogenannten magischen Künste gebraucht haben, um ihn zu heben. Ist dieses geschehen, so bekommt der Finder zur Strafe nichts von dem Schatze, sondern er gehört dem Landesregenten *). Was Rechtens ist, wenn Jemand auf fremden Grund und Boden einen Schatz gefunden, ist schon oben erwähnt worden. Wenn bei den Römern ein Knecht oder der Sohn einen Schatz gefunden hatte, so gehörte er dem Herrn oder Vater desselben, nach Verschiedenheit des Orts, wo er gefunden worden, entweder ganz oder zur Hälfte; hatte der Knecht mehrere Herrn, so wurde der gefundene Antheil des Schatzes unter sie, nach Verhältniß ihres Antheils an dem Knechte, getheilt. Sollte aber ein Knecht, der mehrere Herren hatte, den Schatz auf einem Grundstücke gefunden haben, das nur dem einen Herrn allein gehörte, so war auch der Schatz ganz allein der seinige, weil er die eine Hälfte, als Besitzer des Grundstückes fordern konnte, und die andere Hälfte, als Herr des Sklaven **). Gesetzt aber, der Knecht, welcher einen Schatz findet, ist kein

*) Im L. un. Cod. de thes. heißt es: In suis locis unicuique, dummodo sine sceleratis ac puniendis sacrificiis aut alia qualibet arte legibus odiosa thesaurum (id est condita ab ignotis dominis tempore vetustiori mobilia) quaerere, et invento uti, liberam tribuimus facultatem.

**) Si communis servus in domini unius fundo proprio thesaurum invenit, de parte quae soli domino semper cedit,

Eigenthum des Herrn, sondern er hat blos den Niesbrauch daran. In diesem Falle bekommt allein der Eigenthümer des Sklaven den Antheil am Schatze, welcher dem Sklaven eigentlich gehört hätte, wenn er ein freier Mensch gewesen wäre; der Knecht mag bei der Arbeit des Grabens oder durch eine andere Veranlassung den Schatz gefunden haben. Auf diese Verordnung des Römischen Rechts gründet man sich bei Entscheidung der Frage, wenn man Arbeitsleute zum Graben braucht und diese finden einen Schatz, wem dieser eigenthümlich zugehört? Wenn die Arbeitsleute nicht dazu gemiethet worden, daß sie einen Schatz ausgraben sollen, so wird er den Arbeitsleuten zur Hälfte zugesprochen, vermöge der oben angeführten Grundsätze. Die Frage: wem das Eigenthum von einem gefundenen Schatze zustehe, ist von den Römischen Kaisern bald so, bald wieder anders bestimmt worden. Die Kaiser vor dem Nerva sprachen ihrem Fiscus das Eigenthum der Schätze zu. Nerva, Hadrian, Septimus Severus und Caracalla hegten billigere Grundsätze und überließen die Schätze dem Herrn des Grundstückes, wo er gefunden worden. Nach den Zeiten des Caracalla legte man das Eigenthum der Schätze wieder dem Fiscus bei, bis die Kaiser Carus und Carinus dieses abänderten und dem Eigenthümer des Grundstücks das Eigenthum beilegten; allein diese Verfassung wurde in der Folge wieder abgeändert und dem Kaiserlichen Fiscus das Eigenthum der Schätze zuge-

---

non est dubium, quin solius domini praedii sit, verum an aliquid ex parte ferat alter socius videndum est, et numquid simile sit, atque cum stipulatus servus jussu unius domini aut, per traditionem aliquid accipit, vel nominatim alteri. Quod magis dici potuerit.

sprochen. Der Kaiser Constantin der Große setzte fest, daß der Finder und der Herr des Grundstücks sich in den Schatz theilen sollten, wenn der Finder es dem Herrn freiwillig entdeckt hatte, daß er einen Schatz gefunden. Verschwieg er es aber, so fiel sein Antheil zur Strafe dem Fiscus zu. Der Kaiser Theodosius der Große überließ dem Finder den ganzen Schatz, worauf aber der Kaiser Leo es auf die Art festsetzte, wie es auch von Justinian bestätiget worden ist. Verschiedene Kaiser, die dem Finder den Schatz überliessen, machten dabei dennoch einen Unterschied zwischen gefundenem Golde und andern Sachen, sahen auch auf die Größe des Schatzes, wo sodann von dem Finder etwas abgegeben werden mußte. Verschiedene Rechtslehrer haben eine große Schwierigkeit dabei gefunden, wie der §. 39. Inst. de rer. diu. und der L. 3. §. pen. D. de Jure fisci vereinigt werden könne. Der Professor Westphal ist der Meinung, es sei hier gar keine Vereinigung nöthig; denn da §. 39. Inst. de rer. diu. nur historisch enthalte, was die Kaiser Antonin und Verus verordnet haben.

In Deuschland ist man über die Frage nicht ganz einig, ob die Verordnung des Römischen Rechts von dem Eigenthumsrechte an einem gefundenen Schatze gelten, oder ob durch das Deutsche Privatrecht etwas anders dieserhalb festgesetzt worden? Einige Rechtslehrer legen dem Landesfürsten das Eigenthum von allen Schätzen bei, indem sie sich auf den Sachsenspiegel, 1. B., 35. C., berufen; da aber diese Sammlung weder ein Gesetzbuch ist, noch auch dieses wirklich sagt, so ist die richtigere Meinung die, wenn man behauptet: der Regel nach gilt das Römische Recht bei Entscheidung eines Streites über das Eigenthum ei-

nes gefundenen Schatzes, wenn nicht durch Landesgesetze oder Gebräuche dem Fiscus die Schätze beigelegt worden sind. Der Schatz muß bloß eine herrenlose, das heißt, eine solche Sache seyn, deren Eigenthümer nicht in Erfahrung gebracht werden kann. Findet daher Jemand eine bloß der Sicherheit wegen vergrabene oder versteckte Sache, so muß er sie dem Eigenthümer, sobald er ihn erfährt, wieder zustellen, ja er wird als ein Dieb bestraft, wenn er den Eigenthümer weiß und giebt ihm dennoch seine Sache nicht wieder zurück oder er macht die Sache nicht bekannt. Findet Jemand einen Schatz und es ist ungewiß, ob er Alles richtig angezeigt hat, so kann ihm der Eid abgefordert werden, daß er wirklich nicht mehr gefunden habe, als er angegeben. Gehört der Ort, wo er gefunden worden, mehreren Herren, so können sie auf die Theilung dringen.

Da das Finden einer verlornen Sache und eines sogenannten Schatzes sehr oft nach einander sehr nahe kommenden Grundsätzen entschieden werden muß, so ist es nöthig hiervon auch hier noch etwas anzuführen. Wer etwas verliert, hat zwar seine Sache nicht mehr im Besitz, sie ist aber deswegen immer noch sein Eigenthum, weil er sich desselben nicht begeben hat; folglich darf sich einer verlornen Sache Niemand in der Absicht bemächtigen, um sie eigenthümlich an sich zu bringen. Der Finder muß dem Herrn seine verlornen Sachen umsonst herausgeben und kann nicht einmal eine Belohnung dafür fordern. Sollte sich aber Jemand, auf Verlangen des Eigenthümers viel Mühe gegeben haben, die Sache wieder zu finden, so muß er seine Mühe und Kosten vergütet bekommen. Nach diesen Grundsätzen fällt es sogleich in die Augen, daß alle Arten von

Sachen, welche bei einem Schiffbruche oder auf eine andere Weise ins Wasser fallen, oder von einem Wagen verloren werden, dadurch nicht aufhören, ein Eigenthum desjenigen zu seyn, dem sie vorher zugehörten. Der menschenfreundliche Kaiser Antonin entschied daher, daß der Fiscus kein Recht an dergleichen Sachen haben sollte. Die Deutschen Völker des Mittelalters dachten aber ganz anders. Sie betrachteten jeden Fremden, als ihren Feind, und deswegen erklärten sie alle seine auf ihrem Grund und Boden befindlichen Sachen für ihnen zugehörig. Personen und Güter, die durch Schiffbruch verunglückt und vom Ufer oder Strande ausgeworfen worden, legten sie dem Staatseigenthume bei, weil der Staat Eigenthümer der Ufer wäre, und daher erzählen die alten Geschichtschreiber, daß der Erzbischof von Bremen sogar eine durch Schiffbruch ans Land getriebene Gräfin von Stade für seine Leibeigene halten wollte. Diese barbarische Behauptung hat zu dem sogenannten Strandrechte und dem Grundruhrrechte Anlaß gegeben. Das Strandrecht oder die Wracke war das Recht, sich alle durch Schiffbruch verunglückte Personen und Sachen, welche am Ufer des Meeres gefunden wurden, zuzueignen. Geschah die Zueignung solcher Sachen, die an Ufern der Flüsse lagen, so wurde es das Grundruhrrecht genannt. Der Deutsche hatte daher das Sprichwort: der Schiffer kann Leib und Gut verfahren, wenn er Schiffbruch leidet. Je mehr sich die rohe Denkungsart der Völker in Europa verminderte, desto größere Schritte machte man in der Einschränkung dieses barbarischen Rechtes. Der Kaiser Friedrich der Zweite verordnete, daß die Schiffahrt frei seyn sollte, und verbot die Schiffe und Frachten an irgend

einem Ufer anzuhalten oder gar wegzunehmen. Diese Gesetze hatten aber nicht alle Wirkungen, die man dadurch zu erlangen hoffte, und daher mußte man noch im Jahre 1265. im nördlichen Deutschland den geistlichen Arm zu Hülfe nehmen, um das Strandrecht zu unterdrücken. Kaiser Karl der Vierte verbot es den 3. December 1666. aufs Neue und brachte, es auf dem Rhein und Main in Anwendung. Karl der Fünfte verbot es abermals aufs strengste. Heutzutage ist die Sache endlich so weit gekommen, daß der Landesregent die gestrandeten Güter zwar auffangen und in Verwahrung bringen läßt, welches man Bergen heißt, sie werden aber, nach vorhergegangener richterlicher Untersuchung, an die Eigenthümer gegen Bezahlung des Bergegeldes ausgeliefert. Meldet sich der Eigenthümer nicht, so werden sie verkauft, und das daraus gelöfete Geld wird entweder zu milden Stiftungen angewendet oder zu den landesherrlichen Kammereinkünften geschlagen. Wer im Schiffbruche verunglückte Güter an sich behält, wird als ein Dieb hart bestraft.

Hierher können nun auch noch diejenige Sachen gerechnet werden, welche als verlassen anzusehen sind. Eine schon vorhin unter dem Eigenthume gestandene Sache kann auch dadurch aufs Neue ein Res nullius und folglich zu einer neuen Occupation fähig werden, wenn sie von dem vorigen Besitzer wiederum verlassen oder weggeworfen wird. Dergleichen kann sich sowohl bei den beweglichen, als unbeweglichen Dingen zutragen, und es entsteht daraus eine ganz besondere Klasse von Sachen, deren Eigenthum durch die Auffindung oder eine neue Occupation erlangt werden kann. Eine zu dieser Klasse gehörige Sache wird, nach der

Juristensprache, eine Sache die pro derelicta oder von seinem Eigenthümer verlassen gehalten werden muß, genannt. Wenn aber eine Sache wirklich pro derelicta oder von seinem Eigenthümer für verlassen gehalten werden soll, so wird, wie sich Justinian §. 47. J. de R. D. sehr passend darüber ausgedrückt hat, vor allen Dingen erfordert, daß der Eigenthümer dieselbe mit dem Vorsatz, sie nicht weiter zu besitzen, noch in seinem Eigenthume zu haben, weggeworfen und verlassen habe. Oefters ist aber ein Eigenthümer genöthiget, sich von einer Sache zu entlästigen, entweder durch einen Unglücksfall oder durch ein anderes Hinderniß, ohne die Absicht zu haben, solche gänzlich zu verlassen und sich ihres Gebrauches völlig zu begeben. Auch dieses wird durch ein sehr passendes Beispiel von den zur Rettung eines Schiffes ins Wasser geworfenen Sachen erläutert; denn einem Schiffer, der einen Theil der geladenen Waaren ins Wasser wirft, um das Schiff nicht sinken und untergehen zu lassen, kann wohl die Absicht, an solche ins Wasser geworfene Waaren weiter kein Eigenthum zu haben, nicht beigemessen werden, sondern er behält noch immer die Hoffnung, wenn es möglich ist, sie wieder aus dem Wasser herauszuziehen und als sein Eigenthum zu benutzen. Kein Fremder kann daher, wenn ihm nicht etwa das oben erwähnte Standrecht dazu berechtiget, dergleichen Dinge als res derelictae ansehen und sich daran, im Fall er sich ihrer zu bemächtigen Gelegenheit gehabt hat, ein Eigenthum anmaßen. Die Römischen Gesetze führen unter den Dingen, die als res derelictae mit Recht angesehen werden können, besonders die Missilia an, worunter sie das bei gewissen feierlichen Gelegenheiten öffentlich ausge-

worfene Geld verstehen. Da die Auswerfung dieses Geldes in der Absicht geschieht, daß sich ein jeder desselben so gut als möglich bemächtigen soll, so kann es, daß solches vor eine verlassene Sache, woran der vorige Eigenthümer weiter kein Recht haben will, angesehen werden müsse, wohl kein Bedenken haben. Sobald sich daher Jemand von solchem ausgeworfenen Gelde eines Stückes bemächtiget hat, geht das Eigenthum davon an ihn über, und ein Dritter, der am nächsten bei ihm steht, kann, wie es bei dergleichen tumultarischen Lustbarkeiten nicht an Beispielen zu fehlen pflegt, ihm solches, unter dem Vorwande, daß er daran ein gleiches Recht habe, nicht wieder abnehmen, indem die Rechte ausdrücklich festsetzen, daß dergleichen Res derelictae dem ersten, der sich deren bemächtiget, zugehören, und folglich das Eigenthum davon in dem Augenblicke, da die Occupation geschieht, übergeht. Obgleich dieses Beispiel sehr geschickt ist, den hierunter angenommenen Rechtssatz zu erläutern und deutlich zu machen, so leuchtet doch von selbst ein, daß darüber wohl nur sehr selten in den Gerichten wirkliche Prozesse entstehen können, noch werden, weil dergleichen Streitigkeiten gemeiniglich auf der Stelle von den Partheien selbst durch eine derbe Prügelei abgemacht zu werden pflegen; auch ist das Geldauswerfen in unsern Tagen eine ganz unbekannte Sache geworden, oder geschieht doch wenigstens sehr selten und bei außerordentlichen Feierlichkeiten. Es giebt indessen noch mehrere mögliche Fälle, in welchen es, ob eine Sache vor verlassen zu halten sei oder nicht, zweifelhaft werden kann. In den großen Städten wird, um hiervon ein anderes Beispiel zu geben, der überflüssige Mist, als auch der Gassenkoth, außerhalb

der Stadt an den Wegen auf großen Haufen gefahren, welches geschieht, um in der Stadt eine reine Luft zu erhalten und allen Gestank zu vermeiden, eine nothwendige Besorgung der Polizei. Dieser nun vor's Thor gefahrene Mist scheint ein Res derelictae zu seyn, indem sich die Eigenthümer desselben weder bedienen können, noch wollen. Es entsteht daher hier die Frage, ob sich die benachbarten Bauern solchen Mist zu Nutzen machen und auf ihre an das Stadtfeld stoßende Aecker fahren können? Allerdings würde dieses mit Ja beantwortet werden können; allein der Ordnung halber sind sie solches eigenmächtig zu thun nicht befugt, sondern sie müssen die Erlaubniß dazu von dem Stadtmagistrate, auf dessen Verfügung solche Misthaufen zusammengefahren worden sind, gehörig nachsuchen, dieser aber ihnen solches, in so fern nicht die Bürger der Stadt, welche allerdings die nächsten dazu sind, einen Gebrauch davon machen wollen, zu verweigern nicht Ursache haben, weil eine gute Polizei auch die nach den großen Städten gehenden Straßen und Wege frei und reinlich gehalten wissen will. Es ist ein anderes, wenn sich ein oder der andere Ackerbürger, wie nicht selten zu geschehen pflegt, den in seinem Stalle erzeugten oder sonst erkauften Mist zur Winterszeit, wo er denselben nicht sogleich auf seinen Acker bringen kann, vor der Stadt, um bei eintretendem Frühjahre einen Gebrauch davon zu machen, zusammengefahren hat. Ein solcher Misthaufen hat keinesweges die Eigenschaft einer verlorenen Sache an sich und es kann sich daher auch kein Dritter desselben, ohne sich dadurch einer Art des Diebstahls schuldig zu machen, anmaßen.

Es giebt aber nicht bloß bei beweglichen Din-

gen Fälle, wo dieselben von ihren Eigenthümern verlassen werden können, sondern man hat auch von unbeweglichen Grundstücken hiervon Beispiele. Es wird sich zwar in unsern Tagen Niemand solcher von einem Eigenthümer verlassenen Grundstücke anmaßen können, sondern solches allemal mit Genehmigung und unter Autorität, entweder der Gerichtsobrigkeit, oder desjenigen, der an dergleichen Grundstücke das Obereigenthum besitzt, geschehen müssen; denn wenn gleich der Dominus utilis seinen Acker verläßt, so ist doch in den meisten Fällen der Dominus directus, welcher die Disposition darüber behält, vorhanden. Hat aber derjenige, der ein Grundstück verlassen, beides, Dominum utile und Dominum directum zusammen besessen, so bleibt noch immer die Obrigkeit, unter deren Gerichtsbarkeit das verlassene Grundstück belegen, vor dessen Widerbesetzung zu sorgen verpflichtet. Ueberhaupt ist das Dominium aller Dinge, besonders aber der unbeweglichen, zu unsern Zeiten dergestalt genau bestimmt, daß dabei niemals eine eigenmächtige Occupation Statt finden kann. Auch die größesten Wüsteneyen haben ihre bestimmten Oberherren, ohne dessen Vorwissen und Einwilligung, wenn es auch noch so nützlich wäre, darin nichts vorgenommen werden kann.

Ueberhaupt werden die verlassenen Sachen, als Schätze (Gold, Silber, gemünzt und ungemünzt, Edelsteine) Gefäße, Bildsäulen, Waaren ꝛc. zu den herrenlosen Sachen gerechnet. Unter herrenlose Sachen versteht man verschiedene Dinge: 1) heißen diejenigen Sachen herrenlos, die ihre erste natürliche Unabhängigkeit (libertas naturalis) noch haben, welche darin besteht, daß sie ganz frei von allen denjenigen Verhältnissen sind, welche als Folgen irgend einer Abhängigkeit betrachtet

werden müssen. Die Natur bringt alles frei und unabhängig hervor und nach Erschaffung der Welt war Alles herrenlos, weil kein Mensch sich noch nichts davon zugeeignet oder occupirt hatte. Dieser Urzustand wird die angeschaffene oder in der Natur der Dinge liegende Freiheit (libertas naturalis) aller Dinge genannt. Diese natürliche Freiheit konnte aber nicht lange bestehen; denn sobald die Menschen Bedürfnisse empfanden und zur Befriedigung derselben von den um sie herum befindlichen Dingen sich welche zueigneten, entstand das, was wir Eigenthum nennen, und dadurch wurde zugleich die Regel nothwendig, daß keiner dem andern sein Eigenthum wider seinen Willen zu entziehen berechtigt sei, sondern wenn er seine Bedürfnisse ebenfalls befriedigen wolle, müsse er sich von solchen Sachen, die noch in keines Menschen Eigenthum sind, auch welche zu eigen machen. Dieses geschah denn auch beständig, je mehr sich die Menschen vermehrten, so daß es endlich dahin kam, daß in unsern Europäischen Ländern keine Sache von einem Werthe, seine natürliche Herrenlosigkeit behalten hat. Solche Dinge sind jedoch immer noch ein Gegenstand der Occupation, die in solcher Menge vorhanden sind, daß alle Menschen ihre Bedürfnisse damit befriedigen können, und diese werden dann herrenlose Sachen genannt; dahin gehören die Schätze in dem Insektenreiche, Mineralreiche ꝛc. 2) Heißen herrenlose Sachen, die, schon oben erwähnte, verlassenen Sachen (res derelictae). 3) Versteht man endlich unter herrenlose Sachen solche Dinge, von denen man den Eigenthümer gar nicht zu erfahren im Stande ist. Z. B. ich lasse mein Haus niederreißen und finde in einer Mauer Geld, dessen Eigenthümer nicht in Erfahrung gebracht werden kann, dadurch

wird das Geld eine herrenlose Sache. Ueber die herrenlosen Sachen, die man durch das Finden zu seinem Eigenthume machen kann, gehören nach dem Römischen Rechte die Steine, Versteinerungen, Korallen, Perlen, Conchylien, Bernstein, Seegewächse und eine unzählige Menge anderer Dinge aus dem Stein- und Pflanzenreiche. Ob in Deutschland alle diese Dinge unter die herrenlosen gerechnet werden können, darüber streiten die Rechtslehrer. Diejenigen Juristen, welche dem Despotismus das Wort reden, philosophiren folgender Gestalt: Wir haben der Regel nach in Deutschland keine herrenlosen Dinge, wie die Römer. Denn da ursprünglich die ganze Staatsbürgerschaft das Land mit allen darin befindlichen Sachen als ein Sammteigenthum erworben und nur einen Theil davon dem Privateigenthume überlassen hat, so gilt heutzutage die Regel, daß Alles, wozu sich Niemand als Privateigenthümer legitimiren kann, dem Staate angehöre und von ihm in Besitz genommen werden kann. Andere berühmtere Rechtslehrer sind einer billigeren Meinung und behaupten: der Regel nach sind in Deutschland eben die Dinge, welche von den Römern dafür gehalten wurden, so lange für herrenlose Sachen zu halten, bis durch Landesgesetze oder Gewohnheiten etwas für ein Regal ist erklärt worden, welches zum Beispiel im Königreiche Preußen mit dem Bernsteine geschehen. Die oben angeführten verlorenen Sachen gehören aber so eigentlich nicht zu den herrenlosen, sondern sie sind nur so lange für herrenlos zu erachten, so lange der Eigenthümer sich noch nicht gemeldet hat, und können erst dann als herrenlos angesehen werden, wenn er sich gar nicht meldet. S. auch Sachenrecht, Th. 129., S. 301. u. f.

Ueber das Schatzfinden, die Schatzgräbereyen ꝛc. sehe man nach:

Pyl's Beobachtungen, IV., S. 196., 203.
Goeze, Natur ꝛc. 1r Bd., S. 282., 5r Bd. 358.
Hannöverisches Magazin, Jahrg. 1790., 28s Stück.
Klein's Annalen. 9., S. 363. u. f.
Langen's Rechtsgelehrsamkeit, 2r Th., S. 22.
Grab der Chikane. 3r Bd.. S. 1016.
Spieß, archiv. Nebenarbeiten, 1., S. 62.
Fischer's Lehrbegriff der Rechte, 2r Bd. S. 384.
Preußisches Gesetzbuch, 1r Bd., S. 194.
Handbuch des Bürgerlichen Rechts in Teutschland, 4r Th., S. 150. u. f., 191. u. f.

Schatzgräberey, s. den vorhergehenden Artikel.

Schatzgräbergeschichte, s. oben, unter Schatzgräber.

Schatzgut, in einigen Gegenden, schatzbare, schatzpflichtige Güter, welche der Schatzung unterworfen sind; im Gegensatz der Schatzfreien; s. Schatz, 7.

Schatzhaus, ein Haus, in so fern solches zur Aufbewahrung eines Schatzes dient; s. Schatz 5. In weiterer Bedeutung, ein jedes Vorrathshaus, ein Magazin. In beiden Fällen ist es im Hochdeutschen ungewöhnlich, ob es gleich in der Deutschen Bibel noch in denselben vorkommt. Man bauete Städte zu Schatzhäusern, 2. Mos. 1., 11.; und so in mehreren andern Fällen.

Schatzherr. Dieser Name ist nur in einigen Gegenden für Schätzer üblich; s. diesen Artikel.

Schatzkammer, eine Kammer oder vielmehr ein Zimmer, und in weiterer Bedeutung ein Gebäude, unterirdisches Gewölbe, in Schlössern und Pallästen, worin man seinen Schatz verwahrt; daher die Königliche Schatzkammer. In einigen Gegenden ist es auch dasjenige Collegium, welches die öffentlichen Einkünfte verwaltet, und welches am öftersten nur die Kammer schlechthin genannt wird. Bestehen die Schatzkammern aus unterirdischen

Gewölben, so müssen sie sehr fest gemauert und mit eisernen Thüren und vielen starken Schlössern gut verwahret seyn; so auch die Zimmer, die man zu diesem Zwecke benutzt, und die runden niedrigen Thürme, mit einem Halbkugelgewölbe. Die Fenster müssen so klein seyn, daß kein Dieb hineinsteigen kann; auch mit eisernen Gittern verwahrt werden. Auch die Läden müssen von Eisen und so dick seyn, daß man sie nur mit großer Mühe aufbrechen kann. Der Grundbau bei einem solchen Behältniß soll ganz gemauert und ohne Bogen seyn, damit die Diebe nicht durchgraben können; der Boden soll mit großen, dicken, steinernen Platten besetzt werden, die mit bleyernen Klammern zusammen gefügt werden müssen. In der Kammer selbst, zur Aufbewahrung des baaren Geldes, der Kleinodien, verpfändeten Briefe und Handschriften ꝛc. müssen große eiserne Kasten, mit vielen Schlössern verwahrt, aufgestellt werden, wovon der Tresorier oder Schatzmeister bei einem Fürsten die Schlüssel hat, in einer Republik, freien Reichsstadt ꝛc. haben verschiedene Rathsherren oder Senatoren davon die Schlüssel, damit nicht einer allein dabei kommen kann, und das Gemeingut oder das öffentliche Volksgut wohl verwahrt sei.

Zu den berühmtesten Schatzkammern Europas wird das grüne Gewölbe in Dresden, im Erdgeschoß des Königlichen Schlosses, gezählt, welches vor dem siebenjährigen Kriege wegen seiner kunstreichen und prachtvollen Kostbarkeiten von vielen Ausländern allen andern vorgezogen wurde. Es hat seinen Namen von einem ausgemalten Gewölbe, in welchem es sein Stifter Churfürst August anlegte, um die Kostbarkeiten darin auf zu bewahren. Es besteht gegenwärtig aus acht Zimmern, die ehemals einen Theil der Churfürstlichen Kapelle ausmachten. Die Fußböden dieser Zimmer sind von Sächsischem Marmor, die Wände von Spiegelglas, welches durch

dünne goldene Fugen mit einander verbunden ist. Die darin aufbewahrten Gegenstände erhalten noch jetzt einen so bedeutenden Werth, der jeden Fremden in Erstaunen setzen muß. So enthält das erste Zimmer Bildsäulen von Bronze, theils nach Antiquen, theils moderne; unter die ersteren gehören der Toro Farnese, Marcus Aurelius und viele andere; unter die zweiten vorzüglich die in der Neustadt aufgestellte Bildsäule August des Zweiten im verjüngten Maaßstabe auf dem Modelle des nicht ausgeführten Fußgestelles, und die Kopie von der Bildsäule Ludwigs des Sechzehnten, die sich ehemals in Paris, auf dem Platze Vandome, befand. Die Brustbilder, en bas relief, von Friedrich Wilhelm dem Ersten, Könige von Preußen, und seiner Gemahlin, und von August dem Zweiten mit der Königin Eberhardine, sind über die Thüren angebracht. — Im zweiten Zimmer findet man bloß Kunstwerke aus Elfenbein. Das vorzüglichste darunter ist ein bas relief, zwei Pferdeköpfe vorstellend, von Michael Angelo Buonarotta. Ferner verdient noch Aufmerksamkeit eine Fregatte, woran die Segel so dünne, als das feinste Papier sind, und doch die erhaben geschnittenen Wappen des Sächsischen Hauses zeigen, und rings um das Schiff die Namen und das Sterbejahr aller Sächsischen Regenten eingegraben sind. Einige Büchsen, mit erhaben geschnittenen Landschaften, welche, gegen das Licht gesehen, die schönsten Transparante darstellen. — Drittes Zimmer. Man findet daselbst einen im Jahre 1782. von dem Hof-Juwelier Neubert aus Sächsischen Steinen, Perlen und Porzellan in Gold gefaßten Kamin; einige Arbeiten, besonders einen sehr großen Schrank aus Bernstein, Mussiv-Arbeiten, und alte Emaillen. — Das vierte Zimmer enthält eine große Anzahl gol-

dener und silberner und vergoldeter Gefäße; unter erstern eine Trinkschale Peter des Ersten, Russischen Kaisers, und die vier Becher, welche Johann Georg der Erste bei Theilung seiner Staaten, seinen vier Prinzen mitgab. — Das Fünfte Zimmer enthält eine große Menge kostbarer Gefäße aus allen Arten Orientalischer Steine geschnitten, mehrere Pokale mit Kameen besetzt, die größte in der Welt existirende Emaille, eine Madonna von Dinglinger, beinahe 2. Ellen hoch und über ¾ breit; eine ungeheure Menge Gefäße aus Bergkrystall, Straußeneyern und Muscheln, und sechs prachtvolle Tische von Florentiner Mussivarbeit, zieren diesen Saal, in welchem die Bildnisse der zehn Churfürsten von Moritz, bis auf August den Dritten hängen. — Sechstes Zimmer. Dieses umfaßt eine große Sammlung von Sächsischen und Orientalischen Perlen und daraus verfertigter Kunstwerke, größtentheils in Gold gefaßt und reich mit Edelsteinen verziert. Viele elfenbeinerne Figuren und eine Menge Arbeiten aus kostbaren Steinen, ebenfalls in Gold gefaßt und mit Edelsteinen besetzt. — Siebentes Zimmer. Dieses ist mit Eichenholz getäfelt, und mit den in Bronze gearbeiteten Wappen des Königl. Polnischen und Chur-Sächsischen Hauses verziert. In demselben wird die Krone, der Zepter, Reichsapfel und der Krönungsmantel August des Dritten aufbewahrt. — Achtes Zimmer, welches das kostbarste der ganzen Sammlung in sich begreift, nämlich, eine Vorstellung, wie der Groß-Mogul ehemals seinen Geburtstag feierte, von Dinlinger gearbeitet, mit hundert drei und dreißig Figuren, alles von Gold, emaillirt und reich mit Edelsteinen verziert; eine Menge goldener Ketten, Stücke und Schwerdter mit Edelsteinen besetzt, unter letzteren das Churschwerdt; eine Sammlung von

Edelsteinen aller Arten, in Garnituren gefaßt, als: Carniole, Topase, Smaragde, Saphire, Rubinen, Rosetten und Brillanten, wo unter letztern auch der grüne 160 Gran wiegende Brillant und ein weißer von 194½ Gran besonders merkwürdig sind. Eine Menge mit Brillanten besetzter goldener Vließ-Orden, unter welchen der große Granat in der Welt, größer, als das größte Taubeney, und ein vortrefflicher Hyacinth, der die Kenner fesselt; und endlich den schönsten bekannten Onix, welcher 6¾ Zoll lang und 4¾ Zoll breit ist.

Die Schatzkammer in München, in dem Königlichen Schlosse, der Residenz, besteht aus einem getäfelten, weiß lackirten und reich mit vergoldeten Bildhauerarbeiten verzierten Saal, in welchem sich vier große Spiegel befinden. Bei einem derselben stehen auf vergoldeten Consolen sieben Figuren von Silber, welche vergoldet sind. Bei den beiden andern vierzehn bronzene, und beim vierten Spiegel sieben Chinesische Figuren. Außerdem stehen in den vier Ecken auf Postamenten sechzehn Chinesische Pagoden von Chinesischem Alabaster. Dann gewahrt man vier Tische, von denen zwei schwarz marmorne Platten haben. Auf beiden stehen acht durchbrochene sehr schöne Vasen von Porzellan mit Vögeln und Blumen, nebst vier großen Indianischen Vögeln. Auf einem Tische von grünem Serpentinsteine stehen zwei große porzellanene Pagoden mit Girandolen; dann ein sehr prachtvolles porzellanenes Thee-Service, welches inwendig massiv mit Gold überzogen ist. Mitten im Saale steht ein sehr kostbarer und ungemein künstlich ausgelegter Tisch, welcher 3 Ellen lang, 2 Ellen breit und dessen Platte von Ebenholz ist. Mitten auf derselben ist eine große Florentinische eingelegte Landschaft, an einem Flusse liegend, worüber eine Brücke geht. Alles ist von Lapis Lazuli,

Calcedon, Agat und Amethist eingelegt; dann ist er noch mit 14 Platten von Lapis Lazuli und Agat belegt. Der eigentliche Schatz wurde zu Ende des verwichenen Jahrhunderts in acht weißen kleinen Kasten mit Vergoldungen und Glasthüren aufbewahrt. Die vorzüglichsten sind folgende: Im ersten Kasten befindet sich eine massiv-goldene Stockuhr, welche emaillirt und mit Rosetten von Amethisten und couleurtem Golde verziert ist. Eine goldene, 6 Zoll hohe Urne mit Türkissen besetzt. Ein massiv-goldener, sehr schöner Aufsatz auf eine Tafel; die oberste Konfiturschale wird von vier Nymphen getragen. Diesen Aufsatz haben die Landstände von Tyrol dem Churfürsten Philipp von der Pfalz, als sie Staathalter daselbst waren, verehrt. — Im zweiten Kasten ist der verzogene Name des verstorbenen Churfürsten Karl Theodor, von 85, einer Haselnuß großen Orientalischen Perlen zusammengesetzt, auf der andern Seite ist der verzogene Name der Churfürstin auf eben dieselbe Art. Die berühmte Pfälzische Perle, die so groß wie eine Haselnuß, die eine Hälfte schwarz, die andere weiß ist. Sie liegt auf einem Postamente, welches mit zwei goldnen Schlangen, mit Brillanten besetzt, garnirt ist. Ein Doison, worin ein großer Rubin, der 116 Karat wiegt, und mit Brillanten carmoisirt ist. Der Rubin allein wird auf 60,000 Fl. geschätzt. Ein Degengefäß von Gold, welches mit vier und zwanzig großen und hundert und ein und dreißig kleinen Rubinen, auch dreihundert Brillanten besetzt ist. Der goldene Stockknopf hat drei und dreißig Rubinen und fünf und vierzig Brillanten. Die Charnier und Schuhschnallen haben zusammen 104 Rubinen und 320 Brillanten. Eine ganze Garnitur Knöpfe von Rubinen und Brillanten, darunter sind 42 große und 34 kleine Knöpfe. Die großen und kleinen Knopf-

löcher haben 516. wie Erbsen große Rubinen und 654. Brillanten. Das goldene Vließ dazu ist mit 21. Brillanten und 12. Rubinen besetzt, darunter sind zwei so groß, wie eine Muskatennuß. Eine Doison von bloßen Brillanten, worin sich einer befindet, der so groß wie eine Nuß und dabei sehr rein und schön ist. Er wird auf 300,000. Fl. geschätzt. Eine sehr kostbare brillantene Garnitur Knöpfe. Sie besteht aus 42. großen Knöpfen, davon ein jeder so groß wie ein Silbergroschen, und 34. kleinen, davon jeder so groß wie eine Haselnuß ist. Sie sind sämmtlich sehr rein und schön. Schuh- und Knieschnallen dazu sind von Gold mit großen Brillanten besetzt. Eilf Ordenssterne; der eine ist von bloßen Brillanten; ein anderer von Brillanten und Rubinen und ein dritter von Smaragden und Brillanten. Ein Degen mit Smaragden und Brillanten. Eine Garnitur Knöpfe von Smaragden und Brillanten. Eine Achselspange von bloßen Brillanten und eine von Rubinen und Brillanten. Vier Umgehänge von Orientalischen Perlen, so groß wie eine Erbse, aus sechs Schnüren bestehend; das andere ist von gleicher Beschaffenheit. Ferner eins von fünf Schnuren, welche aus 120 Stück großen Perlen bestehen. Das vierte hat auch fünf Schnüre und hinten ein massiv-goldenes Schloß, welches mit Brillanten, von der Größe einer Erbse, besetzt ist. Eine goldene Tabaksdose, auf deren Deckel ein Smaragd, so groß wie eine Welsche Nuß, ist, und so auch unten; ein kostbares Stück. Schuh- und Knieschnallen mit blaßrothen Brillanten besetzt; oben ist ein erhabenes Brustbild von Maximilian Emanuel in Calcedon geschnitten. Die Pfälzische Krone von Gold. Sie hat sechs große und sechs kleine Schilder mit Saphiren, Perlen, Chrysolithen und Rubinen besetzt. Mit diese ist Churfürst Friedrich von der

Pfalz zum Könige von Böhmen gekrönt worden. Ein Spiegel mit einem sehr prachtvollen Rahmen von Gold, welcher die Breite einer Hand hat, und mit großen Perlen, großen Chrysoliten, Rubinen und Amethisten besetzt ist; am obersten Theile ist ein Saphir, so groß wie eine Nuß. Zwei silberne und vergoldete Schmuckkästchen, welche mit Diamanten und Rubinen sehr reich besetzt sind. Der Ritter St. Georg von massivem Golde, eine halbe Elle hoch, das Pferd ist von Agat; dieses Alles ist sehr reich mit Diamanten, Rubinen, Smaragden, Saphiren und Perlen besetzt. Er wird auf 150,000. Gulden geschätzt. Eine große Familienkette von Gold, deren sich die alten Herzoge und Churfürsten bedient haben. Sie ist mit fünf einer Nuß großen Smaragden und vier dergleichen großen Rubinen, acht großen Perlen und hundert drei und siebenzig andern Edelsteinen besetzt. — Im dritten Kasten ist eine weiße Urne einer Elle hoch, worauf goldene und emaillirte Eichengehenke mit großen Saphiren besetzt sind. Eine sehr große und schön gearbeitete goldene Schüssel. Ein prachtvoller goldener Tafel-Aufsatz, welcher aus zwölf Stücken besteht und zwei massivgoldene Girandol-Leuchter. — Im vierten Kasten ist eine große sehr schöne Schüssel von Orientalischen rothen Jaspisplatten mit weißen Adern in Gold gefaßt, und mit großen Perlen und Diamanten besetzt. Drei prachtvolle Gefäße von Onyx und Gold. — Im fünften Kasten sind lauter Gefäße von Bergkrystall, worunter eine Galeere mit zwei Mastbäumen von Gold. Eine große Flasche, welche auf den Seiten zwei goldene Figuren hat und übrigens mit großen Perlen und Türkissen besetzt ist. — Im sechsten Kasten befindet sich ein zehn Pfund schwerer Becher von Gold, welcher mit Smaragden, Rubinen und Perlen besetzt ist. Die Geburt Jesu

im Stalle zu Bethlehem, von kleinen Perlen künstlich zusammengesetzt. Ein Schachspiel von Ebenholz, mit vergoldeten und emaillirten Figuren. Eine Uhr von Gold, mit einem Gehäuse von Schildkröte, welches mit Perlen, Diamanten und Rubinen besetzt ist. Oben ist ein erhabenes Portrait von Maximilian Emanuel und Kriegs-Trophäen. Ein massiv-goldenes Schreibzeug und noch eins von Alabaster in massiv Gold gefaßt. — Im siebenten Kasten ist eine sehr große massiv-goldene Taufschüssel, daraus alle Baierische Prinze getauft worden sind. Auf derselben sind acht erhabene Basreliefs. Auch das Gießbecken dazu ist sehr schön. Ein Ritterschwerdt von Gold, welches ungemein schön emaillirt ist, in einer hellblau sammetenen Scheide. Ein goldenes Nachtzeug, wo der obere Theil auf allen Stücken sehr schön emaillirt ist. Zwei goldene Kronen, Zepter und Reichsapfel von Karl dem Siebenten. Eine sehr große schöne goldene Tasse. — Im achten Kasten ist ein ungemein schöner, zwei Ellen hoher Spiegel, dessen massiv goldener Rahmen mit Lapis Lazuli ausgelegt ist. Eine Schüssel von Lapis Lazuli, worauf zwölf goldene Rosetten, die mit Rubinen und Diamanten besetzt sind. Vier goldene Tassen, die mit Lapis Lazuli besetzt sind. Ein sehr schönes Nachtzeug von Gold, welches mit sehr schönen Lapis Lazuli-Platten belegt ist. Fünf massiv-goldene Becher, die auch mit Lapis Lazuli ausgelegt sind. Der ganze Werth dieses Schatzes wird auf 7. Millionen Gulden geschätzt.

Die Kaiserlich Königliche Schatzkammer in Wien ist wegen der großen Menge Juwelen und anderer Kostbarkeiten, die man in der sogenannten weltlichen Schatzkammer findet, so wie auch wegen der großen Menge von Reliquien, womit die sogenannte geistliche Schatzkammer

angefüllt ist, vorzüglich aber wegen der daselbst befindlichen Kunstwerke berühmt. Besonders merkwürdig ist der berühmte Diamant von Karl dem Kühnen.

Was die Londner Schatzkammer anbetrifft, s. unter London, Th. 80., S. 390. Hier noch mehrere andere Schatzkammern anzuführen, würde zwecklos seyn, besonders da man ihren neueren Zustand nicht kennt.

Beschreibung des grünen Gewölbes oder der Schatzkammer zu Dresden und der Kaiserlichen Schatzkammer in Wien. Leipzig, 1786.
Das grüne Gewölbe in Dresden. 1801.
Fabri geographisches Lesebuch, II., S. 168.
Beschreibung von Wien, S. 24.
Fabri Sammlung von Reisebeschreibungen, II., S. 385.
Auswahl kleiner Reisebeschreibungen und anderer statistischen und geographischen Nachrichten, 7r Th., Leipzig, 1788., S. 538. u. f.

Schatzkasten, Schatzkästchen, Schatzkästlein. 1. Eigentlich, ein Kasten, insofern er zur Aufbewahrung eines Schatzes, das ist, sowohl des Geldes, als auch einer jeden kostbaren Sache bestimmt ist. In der Deutschen Bibel kommt es auch in der sonst ungewöhnlichen Bedeutung eines Vorrathskastens, ja eines Vorrathshauses vor. In der Bedeutung eines Ortes, wo die öffentlichen Einkünfte verwahrt werden, ingleichen der zu ihrer Verwaltung verordneten Personen ist es im Hochdeutschen gleichfalls veraltet. — 2. Eine figürliche Benennung mehrerer entweder auf einzelne Blätter oder in Gestalt eines Buches zusammengedruckter, erbaulicher Stellen, wovon man durch das Ungefähr eine zu seiner Erbauung aufschlägt oder zieht, wo es nur im Diminutivo allein üblich ist.

Schätzmeister, s. Schätzer.

Schatzmeister, im weiblichen Geschlechte, die Schatzmeisterin, eine Person, welche einem Schatze in den drei letzten Bedeutungen dieses Wortes, s. oben, unter Schatz, vorgesetzt ist, wo dieses Wort noch in vielen Fällen üblich ist, besonders diejenige Person zu bezeichnen, welche dazu bestimmt ist, die Geldeinnahme in Empfang zu nehmen und solche an die bestimmten Orte wieder auszuzahlen, da denn der Schatzmeister oft eben das ist, was in andern Fällen ein Rentmeister, Cassirer, Seckelmeister, Pfennigmeister, Zahlmeister ꝛc. ist, oft aber auch von demselben unterschieden wird.

Schatzpflichtig, Bei- und Nebenwort, nur in einigen Gegenden, verpflichtet, Schatz oder Schatzung zu geben, schatzbar, im Gegensatz des schatzfrei. So auch die Schatzpflichtigkeit; s. oben Schatz.

Schatzrath, in einigen Provinzen, 1. ein Beisitzer eines Schatz-Collegiums, ein Kammerrath. 2. Ein ganzes, zur Verwaltung der öffentlichen Einkünfte niedergesetztes, Raths-Collegium; die Kammer.

Schätztafel, bei den Fleischern, Bäckern ꝛc. diejenige Tafel, worauf der von den Schätzern bestimmte Preis des Fleisches oder Brodes geschrieben wird.

Schatzung, von dem Zeitworte schatzen oder auch unmittelbar von dem Worte Schatz und dem Suffixo ing oder ung, ein Schatz, öffentliche Abgabe, jedoch nur diejenige, welche ein Unterthan nach Maaßgabe seines Vermögens, seiner Grundstücke, seines Alters oder seines Standes zu den öffentlichen Bedürfnissen entrichtet; die Steuer, der Schoß, Tribut. Eine Schatzung ausschreiben. Schatzung entrichten. Nieders.

Schattung, im mittlern Latein Aestimum, Extimum. In einigen Gegenden wird das Abzugsgeld in engerer Bedeutung die Schatzung genannt; s. Steuer.

Schau, I., ein nur in der Seefahrt übliches Wort, wo diejenige Flagge, womit die Fahrzeuge vom Lande an das Schiff gerufen werden und welche man an dem Stocke hinauf und zusammenzieht, die Schau genannt wird. Es ist eigentlich ein Signal von einem Schiffe aus, um entweder die zum Schiffe gehörige Böte und Leute vom Strande an Bord zu rufen, oder auch zu verstehen zu geben, daß das Schiff einen Lootsen verlange.

II. Schau von dem Zeitworte schauen. 1. Der Zustand, da man gesehen wird, wo es doch als ein ursprüngliches Oberdeutsches Wort, im Hochdeutschen nur in einigen Redensarten und ohne Artikel üblich ist. Etwas zur Schau ausstellen, daß es von Jedermann gesehen und besehen werden kann. Die Leichen werden zur Schau aufgestellt, wenn man sie von Jedermann sehen läßt. Die Missethäter werden am Pranger zur öffentlichen Schau gestellt. Jemanden zur Schau herumführen.

Der Königliche Pfau
Trägt seinen Schweif zur Schau.
Haged.

Nur zur Schau dastehen.

2) Die Handlung des Besehens oder Besichtigens, als ein ursprüngliches Oberdeutsches Wort, gleichfalls nur in einigen Fällen. So ist die Heerschau, Revue, die Besichtigung eines Kriegesheeres. Die Deichschau oder Deichschauung ist in den Niederdeutschen Marschländern die

obrigkeitliche Besichtigung der Deiche. Besonders die von gewissen, verpflichteten Personen vorgenommene Besichtigung gewisser Waaren, ihre gehörige Güte zu erkennen, wo es gleichfalls zunächst aus dem Oberdeutschen herstammt. Die Schau halten oder vornehmen. Auf Schau und Probe arbeiten, seine Arbeit beschauen und probiren lassen. Figürlich werden an einigen Orten, sowohl die zur Besichtigung gewisser Waaren verordneten Personen, welche auch wohl das Schauamt heißen, als auch der Ort, das Gebäude, wo diese Besichtigung geschieht, die Schau genannt. In den Niederdeutschen Marschländern führt diesen Namen auch der ganze District, welchen ein Deichgräve zu beschauen oder zu besichtigen hat; s. Schauen.

III. Schau, ein Nebenwort, auf eine Jedermann sichtbare Art und um von Jedermann gesehen zu werden; ein sehr ungewöhnliches, nur noch in einigen wenigen Fällen gebräuchliches Wort. Christus hat die geistlichen Feinde öffentlich schau getragen, Col. 2., 15.; sie zur Schau getragen.

Schauamt, in einigen Oberdeutschen Gegenden. 1. Die Verbindlichkeit, gewisse Dinge und Waaren zu beschauen, um ihre gesetzmäßige Güte zu erkennen. 2. Ein Collegium dazu verordneter Personen; in einigen Gegenden nur die Schau; s. den folgenden Artikel.

Schauanstalt, bei den Manufakturen. In den Staaten, wo Manufakturen und Fabriken blühen, sind dergleichen Anstalten von unschätzbarem Werthe. Es sind nämlich bei einer jeden Manufaktur, besonders in Zeugen, gewisse sachverständige Schaumeister verpflichtet, welche nach dem vorgeschriebenen Reglement die verfertigten Waaren untersuchen

und beurtheilen müssen, ob sie in der gehörigen Qualität verfertiget werden. So ist z. B. bei der Zeugmanufaktur eine solche Anstalt getroffen, daß die Schaßmeister die Tücher zu drei verschiedenen Malen besichtigen und untersuchen. Erstlich, wenn sie vom Stuhle kommen, ob solche gehörig gewebt, ob sie den gehörigen Einschlag erhalten, ob solcher gehörig und gut angeschlagen und ob beim Weben selbst keine Fehler vorgefallen sind. Nach dem Walken wird es gleichfalls auf Stangen der Schau unterworfen und untersucht, ob es gut und stark genug gewalkt ist, damit es die Zubereitung aushalten kann. Zuletzt wird es noch zum Drittenmale beschaut, wenn es fertig im Rahmen zugerichtet ist, ob es nicht zu sehr ausgedehnt ist, ob es gehörig geschoren und sonst keine Fehler habe. Bei den Seiden-Manufakturen müssen die Schaumeister gleichfalls die Kette eines Zeuges untersuchen, ob sie, der Vorschrift gemäß, die erforderliche Anzahl Faden hat, um alsdann mit ihrem Stempel solche auf dem Weberstuhle zu stempeln; s. auch unter Tuch- und Zeugmanufaktur.

Schaub*), eine nur im gemeinen Leben einiger Ge-

---

*) Im Niedersächsischen Schoof, im Angelsächsischen Sceaf, im Englischen Sheaf, im Holländischen Shoof und Shoove, alle in der Bedeutung eines Strohbundes. Der Begriff der Verbindung, vielleicht auch der Masse, der Ausdehnung in die Länge, Breite und Dicke ist der herrschende Begriff, daher es mit Schober, ein Haufe, Französisch Javelle, und Schopf, zu dem Zeitworte schaffen gehört, so fern es ehedem eine schnelle Bewegung bezeichnete, von welcher die jetzt gedachte Bedeutung eine gewöhnliche Figur ist. Ohne Zischlaut gehören auch unser Kopf, das mittlere Lateinische Covis, Cova, ein Bündel, Schaub, das Lateinische Intensivum oder Frequentativum copulare, kuppeln ꝛc. dahin; s. auch Schaube.

(Adelung.)

genden, besonders Oberdeutschlands, übliches Wort, welches ein Bündel, in ein Bund zusammengefaßte mehrere Dinge bedeutet. Man braucht es am häufigsten in der Landwirthschaft von einem kleinen Bunde glatten Strohes, welches man in Obersachsen mit einem andern Suffixo eine Schütte, im Niedersächsischen aber ein Schoof, in Meißen auch wohl einen Schob, in der Mehrheit Schöbe, nennt. Man braucht dergleichen Stroh zu den Strohdächern, welche damit belegt werden. Ein Schaub Stroh. Auch diejenigen Bündel Strohes, womit in einigen Gegenden die Dächer gedeckt werden, heißen daselbst Schaube, daher nennt man ein Strohdach auch oft ein Schaubdach. In einigen Gegenden heißt der auf den Wegen, den Feldern ꝛc. zur Warnung aufgestekte Strohwisch, der Heuschaub. Auch die Baffetas, eine Art Ostindischer Zeuge führen den Namen Schaub.

Schaubar, welches von dem Zeitworte schauen nur in einigen Gegenden üblich ist, was beschauet werden kann. In engerer Bedeutung heißt in den Niederdeutschen Marschländern, ein Deich schaubar, wenn er in solchem Stande ist, daß er von den Deichgräven beschauet oder besichtiget werden kann.

Schaubrett, im Mühlenbau, ein hölzerner Schieber vor der Oeffnung des Mehlkastens in einer Mahlmühle, den man senkrecht zwischen zwei Leisten auf und niederschieben kann. Die Leisten sind auf der vordern schmalen Seite des Mehlkastens befestiget. In der Mitte dieses Schaubrettes ist eine runde Oeffnung, worin der Beutel auf einer Seite und vor dem Mehlloche der Mühle auf der andern Seite befestiget und ausgespannt ist. Man kann vermittelst dieses Schaubrettes den Beutel schlaffer oder stärker ausspannen.

Schaube*), Verkleinerung, das Schäubchen. Ein nur in einigen Oberdeutschen Gegenden übliches Wort, ein Name eines langen Mantels und eines demselben ähnlichen Kleides, welches den ganzen Leib bedeckt, und von beiden Geschlechtern getragen wird. Eine Schaube tragen. Die Regenschaube, der Regenmantel; die Nachtschaube, der Schlafrock; die Doktorschaube, der Doktormantel; die Kinderschaube, ein langes Kinderkleid. Lauter nur allein im Oberdeutschen übliche Ausdrücke. In einigen Gegenden heißt auch der Rock des andern Geschlechts, der Weiberrock, eine Schaube.

Schaubediente, am Niederrhein, ein Name der Deichbedienten, sowohl überhaupt, als auch besonders diejenigen, die von denselben zur Verrichtung der jährlichen Deich-, Schleusen-, Siel- und Graben-, auch Wasser- und Uferschauen bestellt sind.

Schaubenbunde, Schaub von Stoppeln, Fr. un Jovelle de Chaume, bei den Dachdeckern, ein aus mehreren Schauben zusammengebundenes langes und dickes Bund, welches sich der Decker nach seinem Bedarf bindet. Wenn er sich die Schauben dazu bindet, so nimmt er eine Sichel in seine rechte Hand, nimmt einen kleinen Arm voll Stoppeln, staucht denselben auf den Boden, damit die Halme zurechtfallen und gleich werden.

---

*) Im Italienischen Giubba, im Böhmischen Czuba. Hier ist die Bedeckung und der hohle tiefe Raum der herrschende Begriff, daher es mit Schaff, Scheffel, Schoppen oder Schuppen, dem Schwed. Skölwe, eine Decke, und hundert andern gleichfalls von schaffen in dessen weitesten Bedeutung einer schnellen Bewegung herstammt. Ohne Zischlaut gehören auch unser Jope, Haube, das mittlere Lateinische Cupha, ein Hut ꝛc. dahin. (Adelung).

Hat er auf diese Weise immer mehr und mehr dazu genommen, mit seiner Sichel in Ordnung erhalten und einen solchen Haufen vor sich gemacht, der vier Fuß lang, einen Fuß dick und zwei Fuß breit ist, so fährt er mit einem Fuße unter die Länge dieses kleinen Haufens, und nimmt die Stoppeln, die er nun erst in Ordnung gebracht hat, in kleinen Theilen, drückt sie mit den Händen an den Schenkel und kämmt sie mit den Fingern gröblich aus, drückt die Halme zusammen, rupfet die hervorragenden heraus, legt das Bund auf ein Strohseil und bindet es zu seinem Bedarfe zusammen; s. Strohdach.

Schaubenlage, bei den Dachdeckern, die in einer Reihe auf die Dachsparren gelegte und aufgebundene Strohschauben.

Schauber, Fr. Boateux, bei den Fischern, ein Hamen, welcher vor sich hin geschoben wird, aber keine Gabel hat. Hat er eine Gabel, so heißt er Setzhamen, wird er aber sowohl vorwärts, als auch rückwärts geschoben, so heißt er ein Kratzhamen.

Schaubert, s. Schaubhut.

Schaubhut, Schobhut, Schaubert, Scheppert, Engl. Scabbard, ein großer runder Strohhut in Gestalt eines Siebes, mit einer Höhlung für dem Kopf in der Mitte der Decke, welche den ganzen Kopf vor der Sonne und den Leib vor den Regen bedeckt. Er ist bei dem weiblichen Geschlechte auf dem Lande sehr gewöhnlich. Es kommt von dem veralteten schaubben, schaffen, sich in die Tiefe bewegen und figürlich bedecken. Das Griechische σκεπειν bedeutet bedecken, und das Böhmische Schowati, verbergen. S. auch Schaube und Schaffen.

Schaubrod, ein nur in der Deutschen Bibel und bei

den älteren Juden vorkommendes Wort, Brode von feinem Mehle zu bezeichnen, welche in der Stiftshütte und in dem Tempel zur Schau vor dem Angesichte Gottes liegen mußten und hernach von den Priestern gegessen wurden.

Schaubsand, s. Triebsand, unter Sand.

Schaubühne, gleichfalls von dem Zeitworte schauen, auf welcher ein Ding zur Schau ausgestellt oder eine Handlung zur Schau errichtet wird, jedoch nur noch in engerer Bedeutung von derjenigen Bühne, auf welcher Schauspiele vorgestellt werden, und welche oft auch nur schlechtweg die Bühne, mit einem Griechischen Ausdrucke aber das Theater genannt wird; s. Schauspiel.

Schaubzieher, s. Schweitzerkäse, unter Käse.

Schaucke, Ponton, in der Schiffahrt, ein großes flaches Fahrzeug, welches mit einem Maste, Kabestan, Winde, Schrauben und andern Werkzeugen versehen ist, und dazu dient, andere Schiffe wenn man sie kielholet, zu stützen, ihnen die Masten abzunehmen und sie aufzusetzen. Es ist an 60 Fuß lang, 16 breit und 6 tief. In den Italienischen Häfen nennt man die Bagger Prahms-Pontoni; in dem Hafen von Livorno sind sie sehr nöthig. Ueber die Pontons, s. diesen Artikel, Th. 115, S. 112. u. f.

Schaudeiche, eigentlich Haupt- und Winterdeiche, oder auch überhaupt Deiche, die den jährlichen gewöhnlichen Schauungen, oder den obrigkeitlich-öffentlichen Besichtigungen unterworfen sind.

Schaudtag, der zur öffentlichen Besichtigung der Deiche und Dämme, Schleusen und Siele, Brücken, Wege und Stege, der Ab- und Zuwässerungsgräben, von Seiten der Obrigkeit angesetzte Tag. Die Zeit einer solchen Besichtigung und

Untersuchung. Wie eine dergleichen vorgenommen wird, s. Deich-Schau, Th. 9, S. 77.

Schauder, ein vermittelst des intensiven d von Schauer gebildetes Wort, einen höhern Grad des Schauers, einen von strenger Kälte, von einem hohen Grade des Abscheues, des Grauens gewirkten Schauer zu bezeichnen.

Aber auf einmal verjagt die triumphirende Sonne.
Schatten und Schauder und Schlaf zum Niedergange zurück.
Zachar.

Der Schauder kommt mir an, wenn ich daran gedenke. Diese Worte, dieser Ton, die Wendung dieser grausenden Romanze drangen in unserer Kindheit mit einem Heere von Nebenbegriffen des Schauders, der Feyer, des Schreckens in unsere Seele. Herd.; s. Schauer.

Schaudern*), ein regelmäßiges Zeitwort, welches das Intensivum von schauern ist und auf doppelte Art gebraucht wird.

1. Als ein thätiges Zeitwort, Schauder, einen hohen Grad des Schauers verursachen, wo es nur unpersönlich gebraucht wird, und der Regel nach die vierte Endung der Person erfordert, weil es eigentlich für schütteln steht. Es schaudert mich, wenn ich daran denke. Es schaudert mich vor Kälte. Wenn aber die Haut, der eigentliche Sitz des Schauders und Schauers ausdrücklich mit genannt ist, so steht die dritte Endung der Person. Es schaudert mir die

*) Im Niedersächsischen schudern, scheudern, im Engl. Shudder, und mit einem andern Suffixo Shiver. S. Schauer und Schauern.

Haut. Die Haut schaudert mir vor Kälte. Dieses Hauptwort scheint auch darunter verstanden zu werden, wenn dieses unpersönliche Zeitwort, wie von den meisten geschieht, ohne dasselbe mit der dritten Endung der Person verbunden wird. Es schaudert mir vor Kälte. Es schaudert mir, wenn ich daran denke. Es schaudert ihm vor dem Tode, er empfindet einen hohen Grad der Furcht, des Abscheus vor dem Tode. Es schaudert der bangen Natur. Zach. Man kann nicht ohne schaudern davon reden.

2) Als ein Zeitwort der Mittelgattung mit dem Hülfsworte haben, Schauder empfinden, in welcher Gestalt es doch nur im gemeinen Leben einiger Gegenden üblich ist. Ich schauderte vor Entsetzen.

Schaudt's astronomische Zeitmaschine, s. Zeitmaschine.

Schaue, Holl. Schouwe. Man versteht darunter zuweilen, sowohl im Deutschen, als Holländischen, einen gewissen Deichdistrikt oder Deichland. Gemeiniglich ist Schaue so viel, als eine öffentliche obrigkeitliche, jährlich zu gewissen Zeiten angesetzte, Besichtigung und Untersuchung der Deiche und Dämme, Schleusen und Siele, Brücken, Wege und Stege, der Ab- und Zuwässerungsgräben, und wie solche z. B. über Deiche und Dämme vorgenommen wird.

Schauen, regelmäßiges thätiges Zeitwort der Mittelgattung, welches das Hülfswort haben erfordert, und mit sehen einerlei Abstammung und Bedeutung hat, nur daß es der Oberdeutschen Mundart, in welcher es eigentlich einheimisch ist, mehr angemessen ist, als den übrigen, welches sowohl aus dem stärkern Zischer, als auch aus dem hohen Doppellaute au erhellt. 1) Mit scharfer Auf-

merksamkeit sehen, genau sehen, ingleichen besichtigen, in welcher Bedeutung es eigentlich ein Intensivum von sehen ist, welche Intension von dem stärkern Zischlaute sch herrührt. In dieser Bedeutung ist es besonders in einigen Fällen im Oberdeutschen üblich. Das Fleisch schauen, es besichtigen. Das Brod schauen, es besichtigen. In den Niederdeutschen Marschländern hält man ein Schauen, wenn die Deiche von der dazu gesetzten Obrigkeit besichtiget werden; s. auch oben Schau. — 2) In anderer Bedeutung wird es im Oberdeutschen durchgehends für das Zeitwort sehen gebraucht, es sei nun ein thätiges oder ein Zeitwort der Mittelgattung. Ich habe es geschauet, gesehen. Schaue, siehe. Abraham wandte sein Angesicht gen Sodom — und schauete, und siehe, da ging ein Rauch auf, 1. Mos. 19, 18. Gott schauet Alles, was unter dem Himmel ist, Hiob 28, 14. Schau gen Himmel, und siehe, und schaue an die Wolken, Kap. 35, 5. Schauet doch, ob irgend ein Schmerz sei, Klagel. 1, 12. Schauet die Lilien auf dem Felde, Matth. 6, 28. Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen, 2. Cor. 5, 7. Schauet, daß ihr sie bewegt, Opitz; sehet zu.

Die Alten wollten nicht verstehen,
Die Wunder im Aegyptenlande,
So sie geschaut durch dich ergehen,
ebend. Ps. 106.

In der gemeinen Sprechart der Hochdeutschen ist es in keiner von beiden Bedeutungen üblich, wohl aber in der höhern, besonders poetischen, wo es sehr häufig für sehen gebraucht wird.

Auf seinen Wangen ist zu schaun,
Anstatt der Jugend Milch, ein lebhaft männlich Braun. Haged.

Eine bloß biblische, vermuthlich auf einer morgenländischen Figur gegründete Bedeutung ist es, wenn dieses Wort für vorhersehen und vorher verkündigen, weissagen gebraucht wird, Ihr sollt uns nicht schauen die rechte Lehre. Es. 30, 10. Schauet uns Täuscherei, ebend. Daher nennt Luther auch die Propheten sowohl Schauer als Seher, weil sie gleichsam in die Zukunft schauen oder sehen. Daher auch das Schauen und die Schauung, welches letztere jedoch nur in Zusammensetzungen üblich ist.

Nach Adelungs Anmerkung schon bei dem Kero, Ottfried ꝛc. Scouuon, bei dem Willeram Skouuen, im Niedersächsischen, jedoch nur in einigen aus dem Oberdeutschen entlehnten Fällen schauen, im Schwedischen mit einem intensiven Suffixo Skada, im Hebr. שעה, im Griechischen mit dem gleichbedeutenden th, θεαω Kero braucht es noch in der ersten intensiven Bedeutung; denn bei ihm ist Scauuon, forschen. Im Angelsächs. ist Sceavian, und im Engl. shew, factitive, sehen machen, das ist, zeigen. Die Bedeutung des Sehens ist nur eine von den vielen, welche diesem Zeitworte, wenn es in seiner ursprünglichen Bedeutung und in seinem ganzen Umfange betrachtet wird, zukommt. Der stärkere und schwächere Sibilus s. und sch sind in der Natur gegründete Ausdrücke eines zischenden Lautes und der damit verbundenen, gemeiniglich schnellen und gelinden Bewegung, und vermittelst der Endung en, entstehen daraus die Zeitwörter schaen, scheen, schauen, saen, seen ꝛc. welche ursprünglich gewisse, mit diesem Laute verbundene

Bewegungen bedeuten und in allen Sprachen noch eine große Menge Nachkommen hinterlassen haben; davon stammt denn See, Schau, eine Flagge, so, schehen, in geschehen ꝛc. her. Mit dem gewöhnlichen intensiven und frequentativen Endungen bezeichnen schauern, schaudern, scheuern, schütten, schütteln ꝛc. allerlei Abänderungen dieser Bewegung. Die Bedeutung des Lichtes in allen Sprachen, eine Figur der schnellen Bewegung, daher kommt bei den Schwäbischen Dichtern noch Schowe für Gestalt, Aussehen, eigentlich Schein, vor, welches letztere selbst hierher gehört, indem es so wie Sonne, Sol, Schemen, Schatten, schier ꝛc. sich nur im Suffixo unterscheidet. Die Bedeutung des Scheinens, Leuchtens, geht sehr leicht in die Bedeutung des Sehens über, welches nichts anders ist, als das Scheinen empfinden, und so bekommen wir unser sehen und dessen Oberdeutsches Intensivum schauen, nebst dem Englischen Factitivo Shew, zeigen. Alle Zeitwörter, welche eine schnelle Bewegung bedeuten, bezeichnen sie auch in engerem Verstande nach verschiedenen Richtungen; so fern schauen auch diese Bewegung in die Tiefe oder in einem hohlen Raume bedeutet, stammt daher die Bedeutung eines Behältnisses, Gefäßes, einer Bedeckung ꝛc. Daher das veraltete Schauer, ein Becher, Schauer ein bedeckter Ort, unser Schauer oder Scheuer und mit verschiedenen Suffixis Schaube, Schutz, Schaff, Schaufel ꝛc.

Schauen, bei den Färbern, ein Tuch aufsetzen, wenn man nämlich, besonders bei der rothen Farbe, nicht ganz mit der ächten Farbe färbt, sondern darauf noch eine Farbe von unächten Materialien setzt und hernach ein solches rothes Tuch

durch den Regen oder von Säuren violett wird; eben so, als wenn man dem Blau mit dem Indigo nur eine hellblaue Schattirung giebt, und es hernach mit Blauholz völlig dunkel färbt; welches also eine falsche Farbe giebt und eine Betrügerey ist. Wenn die unächte Farbe verschossen ist, so kommt die ächte zum Vorschein; dann sagt man die Farbe schauet.

Schauer, I. unmittelbar von dem vorigen Zeitworte, derjenige, welcher schaut oder sieht. Es ist nur in einigen Zusammensetzungen üblich, sowohl in der intensiven Bedeutung des Besichtigens, wie Fleischschauer, Brodschauer, Deichschauer ꝛc., als auch für sehen überhaupt, wie in Zuschauer. Luther braucht es auch nach einer sonst ungewöhnlichen morgenländischen Figur von einem Propheten, der die Zukunft sieht und vorher verkündiget, welchen derselbe in andern Stellen einen Seher nennt. Gad der Schauer, 1. Chron. 22., 9. Deine Schauer sollen zu Schanden werden, Mich. 3., 7.

II. Der Schauer, welches vermittelst des Suffixo er von schauen abstammt, so fern es ehemals sich in die Tiefe oder in die Runde bewegen bedeutete, und einen tiefen oder hohlen Raum, ein Behältniß, und figürlich einen bedeckten Ort, Bedeckung, Schutz, Sicherheit bedeutet. 1) Einen hohlen Raum, ein Behältniß. Im Griechischen ist σειρος, eine Höhle. Im Niedersächsischen war Schauer ehedem ein großer Becher, ein Pokal, welches im Hochdeutschen ganz fremde Wort noch Sir. 50., 10. vorkommt, ein güldener Schäuer, wo es von Vielen irrig von schauen, sehen, abgeleitet und durch einen Schaubecher erklärt wird. Schirr in Geschirr ist auf das genaueste damit verwandt, s. Schar. — 2)

Eine Decke, Bedeckung und bedeckten Ort. (1) Eine Decke, eine veraltete Bedeutung, in welcher im Niederſ. nur noch Schuur, die Haut, das Fell bedeutet, Griech. σκωϱ; ſ. Schar. (2) Ein Ort, wo man vor der rauhen Witterung bedeckt iſt, in welchem Verſtande es im gemeinen Leben noch häufig vorkommt. Im Schauer ſtehen, an einem Orte, wo die Winde, der Regen ꝛc. eine Sache nicht treffen können. Die Schauer einladender Schatten, Klopſt. Niederſ. Schuur, Schwed. Skur. Im mittleren Lateine iſt daher Escuare, Sicherheit, und ſelbſt unſer Schirm iſt nahe damit verwandt. In einer Thüringiſchen Urkunde von 1385. kommen Schur für Schutz, und Schürer für Beſchirmer, Beſchützer, Vogt, vor. — (3) In engerer Bedeutung, eine Wetterhütte, Regenhütte, ein leichtes Gebäude, worin man vor der Witterung in Sicherheit iſt, welches mit einem andern Suffixo auch ein Schuppen genannt wird. Ein Hüter (Wächter) macht ſich einen Schauer, Hiob, 27., 18. Ein ſolcher Schauer beſteht öfters nur aus vier Pfählen mit einem Dache, wovon die eine Seite ſich an eine Mauer lehnt. Von dem verſchiedenen Gebrauche, wozu ein ſolcher Schauer beſtimmt iſt, heißt er bald ein Wagenſchauer, Holzſchauer, Bienenſchauer ꝛc. Nämlich ein Wagenſchauer, ein bedeckter Ort, wo Wagen vor der Witterung bedeckt ſtehen. Es iſt in dieſer Bedeutung im Niederſächſiſchen am üblichſten, wo es Schauer lautet, Schwed. Skur, Griech. σκιϱον. Unſer Schauer oder Scheure iſt nahe damit verwandt, ſo wie das mittlere Lateiniſche Scuria, ein Stall, Franzöſiſch Ecurie eben daſſelbe Wort iſt. Adelung macht die Anmerkung, daß es vermittelſt des Suffixi er von

schauen zwar abstamme, so fern es im weitesten Verstande sich schnell bewegen bedeutet; allein es kann auch, wenigstens in einigen Fällen, nur eine Ausdehnung von Schaur seyn, da es denn zu nächst zu Schar gehören würde, welches wenigstens alle die Bedeutungen leidet, deren schauen fähig ist; s. das folgende.

III. Der Schauer, welches mit dem vorigen eines Geschlechts ist, aber noch in mehr eigentlicher Bedeutung gebraucht wird. Es bezeichnet eine schnell vorüber gehende, gemeiniglich zitternde oder doch rauschende Bewegung, deren Laut es eigenthümlich nachahmt. Es wird noch in folgenden Fällen gebraucht. 1) Ein schnell vorübergehender Sturm, ein schnell vorübergehender Platzregen oder Hagel, eine vorübergehende Erschütterung der Erde, wird im gemeinen Leben Ober- und Niederdeutschlands noch häufig ein Schauer genannt. Skura windis ist schon bei dem Ulphilas ein Windsturm und Jeroschin nennt eine vorübergehende Erschütterung der Erde einen Schauer. Am üblichsten ist es von einem vorübergehenden Platzregen oder Hagel, welche man sowohl einen Schauer schlechthin, als auch einen Regenschauer, einen Hagelschauer nennt. Der Schauer heißt im andern Teutsch der Hagel, Buch der Natur von 1483.

> Eben hatte der weichende Winter
> von stürmischen Schwingen.
> Seine letzten Schaure (Schauer) von
> rieselndem Hagel geschüttelt.
>
> Zachar.

Im Nieders. Schuur, im Angels. Scur, im Engl. Shower, im Schwed. Skur, alle entweder von einem Platzregen, oder von einem Hagel. Das Nieders. Schuur bedeutet auch eine dunkle

Regen- oder Gewitterwolke, wo aber auch der Begriff der Dunkelheit, des Schattens Statt findet. Im Tatian heißt Scouwen, der Schatten. 2) Eine schnelle, vorübergehende Erschütterung der Haut, dergleichen man bei einem plötzlichen Anfall der Kälte, bei einem sehr hohen Grade des Schreckens, des Abscheues, der Angst ꝛc. empfindet. Es läuft mir ein Schauer über die Haut, der Schauer kommt mir an. Ueberläuft sie nicht ein Schauer bei diesen Frechheiten? Der Schauer, welcher mich mit kalter Angst durchläuft, Weiße. Schon bei dem Stryker ist Schawr, Schrecken, Horror, welches letztere selbst hierher gehört, indem ihm nur der Zischlaut mangelt. Ein höherer Grad des Schauers heißt Schauder, vermittelst des intensiven d und in Franken hat man das noch mehr verstärkte Schütter für Schauder und Schauer. Oft ist der Schauer eine Wirkung des höchsten Grades der Ehrfurcht, der mit einer Art von Furcht und Schrecken verknüpften Empfindung der Größe, der Majestät, daher es bei neueren Dichtern häufig für diese Empfindungen gebraucht wird.

Ein mächtiger Schauer rauscht
Durch das erschrockne Thal in dem
kein Waldgott lauscht, Cron.

O, senkt euch herab von rauschenden
Wipfeln,
Heilige Schauer, die ganz die Seele
des Dichters empfindet! Zachar.

Wo sich aber auch der Begriff der feierlichen Stille mit einschleicht, welche eine Figur der vorigen Bedeutung der Bedeckung seyn kann.

3) Eine jede schnell vorüber gehende, mit einer Art eines Rausches verbundene Veränderung, in

welcher Bedeutung es im gemeinen Leben, besonders Niederdeutschlands sehr gangbar ist. Ein Fieberschauer, ein Fieber-Paroxismus, Fr. Frisson. Im Niederdeutschen heißt der Anfall der Epilepsie der Schauer, welchen Namen daselbst auch ein jeder vorübergehender Anstoß, ja eine jede Zwischenzeit bekommt. Seinen tollen Schauer haben, seinen gewöhnlichen Anfall von Raserey. Der schlafende Schauer, der Anfall der Schlafsucht, der weinende Schauer, der Anfall der Lust zu weinen ꝛc. Diese dritte Art der Schauer wird nach Adelung gleichfalls vermittelst des Suffixi er von schauen, so fern es ursprünglich eine schnelle gelinde rauschende Bewegung bezeichnet, deren verstärkte Grade durch schauden, scheiden, schütten, und zitternde Abänderung durch schauern, schäuern, schaudern, schüttern, schütteln ꝛc. ausgedruckt werden; s. auch Schauen und Schauder, hinten in der Anmerkung.

Schauerholz, bei dem Leinweber, ein Stab, der an beiden Enden abgerundet ist, womit derselbe zuweilen die fertig gewebte Leinwand reibt, wodurch sie nicht allein geglättet, sondern auch nach der Breite in etwas ausgedehnt wird.

Schauerig, Bei- und Nebenwort, welches von Schauer 2. und Schauer 3. nur im gemeinen Leben üblich ist. 1) Von Schauer 2., Schutz vor der Witterung, ist schauerig, vor der Witterung bedeckt, in welcher Bedeutung es am seltensten gebraucht wird. 2) Von 3. Schauer, vorübergehende Erschütterung der äußeren Haut. (1) Einen Schauer empfindend, besonders wenn er durch Kälte verursacht wird. Es ist mir schauerig, ich empfinde einen oder mehrere Schauer. (2) Schauer verursachend, doch auch

nur von der Kälte. Schaueriges Wetter, naßkaltes, welches Schauer verursacht.

Schauern, regelmäßiges thätiges und Zeitwort der Mittelgattung, welches im letzteren Falle das Hülfswort haben erfordert und das Intensivum und Frequentativum von schauen ist, in so fern es ursprünglich eine schnelle rauschende Bewegung bedeutet. Es kommt nach Maaßgebung des Hauptwortes 3. Schauer noch in folgenden Bedeutungen vor. 1) Es schauert, ist im gemeinen Leben einiger Gegenden als ein ungewöhnliches Zeitwort für es hagelt üblich. Noch häufiger braucht man es. 2. Von der zitternden vorübergehenden Erschütterung der äußeren Haut, welche durch Kälte, einen hohen Grad des Abscheues, des Schreckens der Furcht ꝛc. verursacht wird. (1) Einen solchen Schauer empfinden. (a) Als ein persönliches Neutrum, in welcher Gestalt es nur von einigen Neuern gewagt worden, deren Neuerung aber weder Beifall, noch Nachahmung verdient. Sie würden schauern, wenn sie es hören sollten. Der junge Baum webt und schauert und fühlet die Glieder im Morgen oder der erweckten Schöpfung,

Herder.

Verleihe mir auch Kraft zu dieser Bürde,
Die Helden oft zu tragen schauerten,

Schlegel.

(b) In der dritten Person, mit ausdrücklicher Benennung der Haut, welche erschüttert wird, wo es mit der dritten Endung der Person verbunden wird. Ich fürchte mich, daß mir die Haut schauert, Ps. 119., 120. Ingleichen unpersönlich, mit Auslassung des Wortes Haut. Es schauert mir, oder mir schauert, wenn ich daran denke. Es schauert ihm vor

dem Tode oder ihm schauert vor dem Tode. Der Unsterblichen (nämlich Seele) schauert vor ihrer Zernichtung, Klopst. — Doch würde mir vor solchen Buben schauern. Schlegel.

2) Schauer verursachen. Eine schauernde Stille herrsche umher, Geßn., nur in der dichterischen Schreibart. Hierher gehört auch das unpersönliche es schaudert, wenn es von einigen mit der vierten Endung verbunden wird. Es schauret (schauert) mich das Fleisch und auch der Sinn, Opitz. Pf. 119. Diese Wortfügung ist aber im Hochdeutschen ungewöhnlich. Einen höheren Grad des Schauerns drückt man durch schaudern, und den stärksten Grad durch schüttern, erschüttern, aus.

Schauervoll, Bei- und Nebenwort, einen hohen Grad des mit Furcht, Schrecken und Abscheues verbundenen Schauers erwecken. Eine schauervolle Geschichte.

Schauerschlange, Crotalus horridus, s. unter Schlange.

Schauessen, Schaugericht, ein Essen, ein Gericht, welches nicht wirklich gegessen werden soll, sondern nur zur Schau aufgesetzt wird. Es sind bei großen Gastereien ziemlich aufgepußte Aufsätze und Speisen, welche bloß zum Zierrath und Augenweide auf der Tafel unter andere Speisen aufgesetzt oder an deren Stelle wegen Figur des Tafelrisses eingeschoben werden, aber jedes Mal unangeschnitten stehen bleiben. Man gebraucht hierzu allerhand buntfarbige Gallerte, wilde und zahme ausgepußte Schweinsköpfe ꝛc.

Schaufbalkigte Klinge, eine Art Ruhler Messerklingen.

Schaufel *), Schäufelchen, Schäuflein, ein Wort, welches sowohl den Begriff der Fläche, der Breite, als auch den Begriff der Tiefe, des hohlen Raumes hat, mit welchen beiden sich gemeiniglich der Begriff des Schöpfens, Auffassens und Fortschiebens verbindet.

1) Mit dem Begriff des hohlen Raumes ist die Schaufel ein flach vertieftes Behältniß an einem Stiele, andere Körper damit aufzufassen und fortzuschaffen, eine Art eines großen Löffels; im Tatian Scuuala, in einigen Hochdeutschen Gegenden die Schuffe, im Niedersächs. Schufel und Schüppe, im Angelsächsischen Scofl, im Englischen Shovel und Scoop, im Schwedischen Skofwel und Skyffel, im Polnischen Szufla. Dahin gehört die Backschaufel, Grabschaufel, Kornschaufel, Wurfschaufel, Ladeschaufel, Feuerschaufel ꝛc. Schaufeln von Erz, 2. Mos. 27. 2.

2) Oft verliert sich der Begriff des hohlen Raumes, so daß der Begriff des Fortschiebens oder Fortschaffens allein übrig bleibt. Die Malzschaufel, ein flaches Brett, an einem schief stehenden Stiele. Die Schaufel an einem Ru-

---

*) Die Endsilbe ist hier kein Merkmal eines Diminutivum, sondern das Suffixum — el, welches ein Werkzeug, ein Subject, bedeutet. Die Stammsylbe schauff gehört zu schaffen, schieben, schöpfen ꝛc. so daß die Schaufel eigentlich ein Werkzeug zum Auffassen, Fortschieben ꝛc., oder so fern der Begriff des hohlen Raumes der herrschende ist, ein tiefes hohles Ding bedeutet, in welchem Falle es mit Schaff, Scheffel, Schaube verwandt ist. Ohne Zischlaut gehört auch das Oberdeutsche Gaufel, die flache und hohle Hand dahin. Die dritte Bedeutung eines in die Breite ausgedehnten Dinges kommt gleichfalls von schaffen her, so fern es auch eine Bewegung und Ausdehnung nach allen Richtungen bedeutet hat. (Adelung.)

der, der flache dünnere Theil am Ende, womit das Fahrzeug im Wasser gleichsam fortgeschoben wird. An einem Wasserrade sind die Schaufeln die Bretter zwischen den Kränzen, worauf das Aufschlagewasser fällt und das Rad in Bewegung setzt. —

3) Oft verliert sich auch dieser Begriff, und es bleibt nur die Breite oder Fläche übrig. So nennt man die breiten, dünnen, spitzig zulaufenden Theile an den beiden Ankerarmen, welche bei andern die Fliegen oder Flucken heißen, auch die Schaufeln. Die beiden Aeste an den Geweihen der Dammhirsche, Elendthiere ꝛc., welche anstatt zackig zu seyn, sich auf eine breite Fläche endigen, heißen gleichfalls Schaufeln, welchen Namen auch die zwei vordersten Zähne in dem Munde des Hirsches führen, weil sie breiter sind, als die übrigen. Unser Scheibe ist nach Adelung mit dieser Bedeutung verwandt. In einigen Oberdeutschen Gegenden wird der Schämel Trittschäuflein genannt, wo auch vermuthlich die Bedeutung eines Brettes die herrschende ist, und schon Raban Maurus nennt das Brett, welches auf der Thürschwelle befestigt wird, Düscufle, richtiger Dürscufle.

Die Schaufel, als ein zu vielem Gebrauche nöthiges Geräthe, wird aus einem einzigen Stücke Holz verfertiget, hat einen langen Stiel, ist an dem untern Theile breit und etwas muldenförmig ausgehöhlt, damit die damit aufgenommenen Sachen darauf liegen können. Von ihrem verschiedenen Gebrauche, erhalten sie auch die schon oben angeführte Beinamen. Die eisernen Schaufeln in den Küchen, um die Kohlen und Asche gut aus den Ofen zu heben, haben einen hohen Rand und erhalten gemeiniglich den Namen Schippe, s. diesen Artikel.

In den Bergwerken wird die Schaufel Bläuel genannt. Es ist das Blatt eines Krummzapfens und wird besonders bei den Ungarischen Bergwerken gebraucht. Man versteht daselbst auch darunter die Pfanne der Berghaspel, worin die Zapfen derselben laufen. Beide werden aus Eisen gegossen.

In den Glashütten ist die Schaufel einen Fuß breit und einen halben lang und mit einer 4 Zoll tiefen Tille versehen. Mit dieser Schaufel wird Sand und Potasche von einem Orte zum andern geschüttet.

Bei den unterschlächtigen Mühlenrädern, im Mühlenbau, sind die Schaufeln, Blätter, Tafeln, Fr. Ailerons, die in die Quere in den Radbogen eingesteckten Bretter, die gleichsam die Flossen des Wassers sind, daran sich das Wasser des Gerinnes stämmt, wodurch das Umtreiben des Rades verursacht wird, s. den Art. Mühle, Th. 95, und unter Wasserrad, in W.

Bei dem Ankerschmied, sind die Schaufeln, Fr. Pattes, die platten Stücke Eisen, die beinahe dreieckig sind und welche man an jedem Ende der Ankerarme anschweißet. Zwei ihrer Winkel machen die Ohren und der dritte die Spitze oder den Schnabel aus. Sie sind dazu bestimmt, daß wenn der Anker ausgeworfen wird, eine von ihnen in den Ankergrund einfaßt und dadurch das Schiff festhält. Sie müssen, wenn sie tauglich seyn sollen, mehr breit, als rundlich seyn, weil sie dann nicht so leicht aus dem Erdreiche reißen, da sie eine Menge Erde vor sich finden, solche wegzuschaffen, wären es aber runde Haken, so würde ein weiches Erdreich nicht guten Widerstand leisten können. Die Schaufeln müssen von wohlgereinigten Eisenkolben besonders gut geschmiedet

und nach ihrer ganzen Länge an die Arme des Ankers angeschweißt werden.

Schaufel heißt auch in der Kunstsprache die Schulter bei einem Pferde.

Bei den Bierbrauern eine ovale eiserne Schaufel oder Schippe, Fr. Fourquet, dessen in der Mitte nach der Länge hinlaufendes Mittelstück in zwei Theile abgetheilt ist, und sich mit einer Tille endiget, in welcher ein hölzerner Schaft steckt. Man bedient sich derselben zum Umschippen des Malzes im Stocke, das ist, im Quellbottich, welches die Französischen Brauer rompre la trempe nennen.

Schaufel, (Back=), s. oben, S. 560.
—, im Bergwerke, s. das., S. 562.
—, der Bierbrauer, s. oben.
— (Einsatz=), Eintrageschaufel der Bergleute, s. Th. 42, Fig. 2343.
— (Eintrage=), s. den vorhergehenden Artikel.
— (Eyer=), Fr. Friquet, eine Art Kelle, womit man etwas, das man in Butter oder Schmalz backen oder braten will, z. B. Eyerkuchen ꝛc. in der Pfanne in die Höhe hebt oder umdreht.
— (Feuer=), s. Kohlenschaufel oder Schaufel (Kohlen=).
—, in den Glashütten, s. oben, S. 562.
— (Grab=), s. Th. 19, S. 599.
— (Hebe=), s. unter Schaufelwerk.
— (Kohlen=), s. Th. 43, S. 265.
— (Korn=), s. Th. 46, S. 72.
— (Lade=), s. Th. 58, S. 638.
— (Malz=), s. oben, S. 560.
— im Mühlbau, s. oben, S. 562. und unter Mühle Th. 95.
— (Schwung=), s. Schaufelwerk.

Schaufel, (Tritt=,) s. oben, und unter T.

— (Wurf=) s. oben, und unter W.

Schaufelbänder, beim Schlosser, Bänder oder Thürenbeschläge, deren Bänder schaufelartig gestaltet sind.

Schaufelbein, ein Bein, in Gestalt einer Schaufel. Besonders werden an den Bienen das dritte Paar Beine, die Schaufelbeine genannt, weil in denselben eine Höhlung befindlich ist, worein sie das Blumenmehl packen. Auch eine Art Versteinerung, s. unter Versteinerung.

Schaufelblatt, im Mühlenbau, ein Stück Eisen, welches an dem Orte, wo der Tragzapfen schmal, hinten aber breit ist, angebracht ist. Es wird solches in die Wellenhälse hineingetrieben und mit eisernen Reifen und Bolzen verwahrt.

Schaufelbohrer, im Bergbau, ein ganz hohler Bohrer von schaufelartiger Gestalt, womit die Röhren zu den Kunst= und Wasserwerken ausgebohrt werden. Er wird beim Gebrauche mit einem $3\frac{1}{2}$ Fuß langen Kreuze an seiner Stange versehen, oder wohl auch mit einem kleinen Schwungrade mit einer Kurbel, woran zwei Mann drehen können, auf der Bohrbank in sein Gerüste gelegt, und damit die Röhre, die auf der Bank liegt, gebohrt.

Schaufelbreite, bei den unterschlächtigen Wasserrädern. Das Gerinne eines Mühlenganges muß sich allemal nach den Schaufeln des Rades richten, und es würde nicht taugen, wenn man anders verfahren wollte. Zu diesem Vorhaben fehlt die Schaufelbreite, welche nicht willkührlich ist; denn wenn die Schaufel den ganzen Stoß des Wassers empfangen soll, so muß sie auch ganz mit Wasser bedeckt werden können, und dieses geschieht nicht, wenn die Schaufel nicht die völlige Breite

des auf sich zuschießenden Fachbaumwassers besitzt. So dick nun der Wasserstrahl ist, so breit muß auch die Schaufel angegeben werden. Die Länge kommt aber heraus, wenn mit der Breite in den vorher gefundenen Flächeninhalt dividiret wird. Aus der gegebenen todten Kraft der Maschine und der Höhe des Wasserstandes wird eine Schaufel zu einem unterschlächtigen Rade berechnet und bezeichnet. Man bestimmt nämlich erst aus der todten Kraft die lebendige, welche ist = v, so schließt man, 4 : 9 = p : v — und also ist $v = 9\frac{p}{4}$ und die todte Kraft sei z. B. = 700 Pfund 4 : 9 = 700 : 1575 Pfund. Zweitens findet man aus dem Wasserstande die mittlere Geschwindigkeit des Wassers und sucht zugleich den solcher Geschwindigkeit zukommenden Stoß auf. Z. B. wenn das Schütz um 12 Zoll gezogen wird, so bleiben noch 1′ 9″ Druckwasser über die Oeffnung übrig; da nun $\frac{4}{9}$ von der Oeffnung zu der Höhe des Druckwassers zu addiren sind, um die Höhe des mittlern Wasserstandes herauszubringen, so wird derselbe hier 1′ 9″ + $5\frac{1}{3}$ oder 2′ 2″ 4‴ ausmachen, dessen Geschwindigkeit = 11′ 6″ in einer Sekunde, und dessen Stoß auf einen Pariser Quadratfuß = $154\frac{2}{3}$ Pfund gewährt. Dividiret man mit dem Stoße in die lebendige Kraft, so ergiebt sich der Flächeninhalt der Schaufel; denn so vielmal der Stoß auf einen Quadratfuß in der Größe der lebendigen Kraft enthalten ist, so viel Quadratfuß bedarf die Schaufel. Es ist aber $154\frac{2}{3}$ in 1575, $10\frac{8}{4}\frac{8}{5}\frac{8}{4}$ mal enthalten, so viel Quadratfuß machen den Inhalt der Schaufelfläche aus. Nimmt man die Oeffnung des Schützes zur Schaufelbreite an und dividiret damit in den Flächeninhalt, so giebt der Quotient die Länge; da gegen-

wärtig diese Breite = 82 Zoll ist, so ist die Länge = 10′ 2″; s. auch unter Mühle, Th. 95.

Schaufelbürger, ein, in einigen Gegenden ehemals für Pfahlbürger, sowohl in dessen weitern, als engern Bedeutung übliches Wort; s. dasselbe, Th. 109, S. 374. Frisch erklärt es durch einen der eigentlich zur Schaufel- und Feldarbeit gehört und zum Nachtheil seiner Grundherrschaft Bürger in der Stadt wird. Es kann aber auch überhaupt einen, mit der Schaufel arbeitenden Tagelöhner andeuten, dergleichen noch jetzt in den Vorstädten wohnen, wenn nicht mit dem Worte Schaufel vornämlich auf die Befriedigung der Vorstädte gesehen wird, da es denn mit Pfahlbürger im eigentlichen Verstande gleichbedeutend seyn würde. In so fern aber schüfeln im Niedersächsischen auch unredlich handeln, Unterschleife machen, Schüfeler einen Betrüger, und Schüfelige, Betrügerei bedeutet; leidet es auch die von Frischen gegebene Erklärung.

Schaufelente, Löffelente, s. Th. 80, S. 134.

Schaufelfisch, Squalus Tiburo Linn. Squalus Tiburo, capite latissimo cordato. Cestration 2, capite cordis figura, vel triangulari Klein. Brasilianisch Panana und Panapana; Holländisch een Cruyshaaye; in Surinam nennen ihn die Holländer Schophany. Wie schon erwähnt, nennt ihn Klein den großen Hammerfisch mit einem herzförmigen oder dreieckigten Kopfe. Man findet ihn in den Amerikanischen Meeren und hielt ihn immer für eine Abart des Hammerfisches, von welchem er sich sogleich durch die Gestalt des Kopfes, welcher einer Schaufel ähnlich sieht, und platt und dünn ist, unterscheidet. Das Maul ist voller Zähne und hat eine dicke Zunge. Der

Körper ist rund, jedoch mehr hoch, als breit. Auf dem Rücken sind zwei und am Bauche fünf Flossen. Die Schwanzflosse ist sehr lang. In dem 16ten Bande der Sammlungen allgemeiner Reisen steht folgende Beschreibung von diesem Fische. Der Panapana ist von mittelmäßiger Länge; er hat eine harte und unebene Haut, wie der Seehund, ist aber übrigens der Zygäne, Squalus Zygaena, ganz gleich, die zu Marseille Cagnole genannt wird. Er hat nämlich einen glatten, ungestalteten und gleichsam in zwei Hörner getheilten Kopf, an dem äußersten Ende desselben stehen zwei Augen, die sich weit von einander befinden. Der Schwanz endiget sich mit zwei ungleichen Floßfedern, welche auch ihre gegeneinander stehende Richtung haben. Das weit unten stehende dreieckige Maul ist klein und mit einer dreifachen Reihe kleiner Zähne besetzt, daher er nicht viel schaden kann. Sein Fleisch hat einen bessern Geschmack, als dasjenige der Zygäne.

Schaufelgehörn, ein Gehörn, welches statt der Zacken breite schaufelförmige Aeste hat, dergleichen das Gehörn der Dammhirsche und Elendthiere ist, das Schaufelgeweihe. Auch ein Hirschgeweihe, welches oben in der Krone breite Enden hat und auch ein Handgehörn heißt, im Gegensatz eines Gabelgehörnes.

Schaufelhirsch, ein mit einem Schaufelgehörne versehener Hirsch. Besonders werden die Dammhirsche von den Jägern mit diesem Namen belegt; s. unter Hirsch, Th. 23.

Schaufelhose, in dem Salzwerke zu Halle eine Hose, das ist, ein kleines Faß mit süßem Wasser, worin man die in der Siedepfanne gebrauchte Salzschaufeln abkühlt.

Schaufelkrebs, Schaufelkrebse, Squilla

Fabr. Fr. les Mantes de Mer. Der Brustschild dieser Krebse ist sehr klein und weichlich; der Schwanz sehr groß, nach hinten breiter und dicker, am Ende mit einer breiten Schalenschuppe und zwei kleinen Schwimmblättern. Ihre Seitenfühlhörner sind sehr kurz und haben neben sich ein längliches Blatt; die mittleren haben einen langen, am Ende mit drei Borsten versehenen Stiel. Das zweite Fußpaar ist sehr groß und endiget sich nicht in eine Scheere, sondern in einen Finger, der sägeförmig gezähnelt oder in spitzige Läppchen zerschlitzt ist; das erste und die drei hintersten haben kleine Scheeren ohne bewegliche Finger. Diese sehr abentheuerlich gebildeten Krebse, sagt Cüvier, haben ihre Kiemen nicht, wie die andern, unter dem Bruststücke, sondern unter dem Schwanze, zwischen den Schwimmblättern, welche breiter sind, als bei den übrigen Gattungen.

Schaufelkunst, eine Art einer Wasserkunst, einen Teich ꝛc. vermittelst vieler von dem Winde getriebenen Schaufeln auszuschöpfen; das Schaufelwerk, s. diesen Artikel.

Schaufeln*), regelmäßiges thätiges Zeitwort. 1. Mit der Schaufel arbeiten. Den ganzen Tag schaufeln müssen. Erde, Getreide zusammenschaufeln, mit der Schaufel auf einen Haufen werfen. Etwas hinaus schaufeln, fortschaufeln, umschaufeln ꝛc.

Da grub er tief und schwitzt und keichte
Und fand im Schaufeln einen Schatz,

Haged.

*) Im Niederf. schüfeln und schüppen, Das erste bedeutet daselbst auch mischen, mengen, Engl. Shuffle, besonders wenn solches mit einer Art des Schiebens verbunden ist, wie bei den Karten, ingleichen unredlich handeln, Unterschleife machen, in welchen beiden Bedeutungen es zunächst das Diminutivum von schieben ist. (Adelung).

2) Mit Schaufeln versehen. Die Wasserräder anders schaufeln, sie mit andern Schaufeln versehen.

Schaufelnase, Brillennase, Lanzenblatt-Fledermaus, Vespertilio perspicillatus Linn. Müll. Syst. 1., S. 154. Büffon allgem. Hist. der Natur. 7r Bd., 1ste Abtheil., S. 127., t. 33. Vespertilio Americanus, Briss. Edward hist. of birds p. 201. t. ibid. fl. Diese $3\frac{1}{2}$ Zoll lange Fledermaus hält sich in Amerika auf. Die Flügel derselben spannen 1. Fuß und 7. Zoll. Auf der Nase sitzt ein ganz besonderer in die Höhe wachsender Auswuchs, welcher wie das Blatt einer Lanze oder eines Spontons gestaltet ist. Sie hat keinen Schwanz. Die Ohren sind lang und groß. Die Farbe ist mausefahl.

Schaufelrad, im Mühlenbau, ein jedes Mühlenrad, welches durch den Fall des Wassers und dessen Stoß oder Druck seine Bewegung bekommt und daher nach Beschaffenheit der Umstände insbesondere bald ein oberschlächtiges, bald ein unterschlächtiges Rad genannt wird; s. Wasserrad.

Schaufelrecht, ein nur in einigen Gegenden übliches Wort. 1. Das Recht, eines andern Acker vorzüglich und mit Ausschließung anderer für einen gewissen Zins zu bauen; entweder, so fern die Feldarbeit ehedem mehr mit der Schaufel geschah, als jetzt, oder auch, so fern schaufeln das Frequentativum oder Diminutivum von schieben ist, da es dann mit dem Abtriebsrechte gleich bedeutend seyn würde. 2. In Elsaß versteht man unter Schaufelrecht, das Recht, die Zinsgüter zu bessern.

Schaufelschlag, auf dem Lande vieler Gegenden,

1. Das Recht, einen Graben oder Fluß zu reinigen oder zu räumen, weil man sich dazu der Schaufeln bedient; das Fegerecht, Räumungsrecht; s. Fegerecht, Th. 12., S. 419. Den Schaufelschlag haben, dieses Recht. 2. Das Gebiet, die Gegend, wo Jemand dieses Recht hat. Auf der Gemeine Schaufelschlag. 3. Der mit der Schaufel auf solche Art aus einem Graben oder Flusse geworfene Schlamm, und der Bezirk, welchen derselbe einnimmt. Die Bäume stehen auf dem Schaufelschlage des Baches. Wenn der Graben breit ist, so gehören wohl 16. Fuß zum Schaufelschlage.

Schaufeltheilung, im Mühlenbau, die Entfernung jeder zwei Schaufeln eines Wasserrades von einander.

Schaufelung, heißt die Anzahl und Lage der Schaufeln in einem Wasserrade.

Schaufelwerk, Schaufelkunst, in der Mechanik, eine Maschine, welche man anstatt der Wasserschraube und zwar mit weit besserem Vortheile gebrauchen kann. Dieselbe besteht aus einer viereckigten Röhre von Brettern, wodurch verschiedene viereckigte Brettlein an hölzerne oder eiserne Arme, als Glieder einer Kette ohne Ende, befestiget, sich heraufwinden lassen. Diese Glieder gehen unterhalb und oberhalb der Röhre über eine Welle, welche letzte vermittelst zweier Kurbeln von zwei oder vier Personen umgedreht werden kann. Diese Maschine dient das Wasser aus der Tiefe zu heben, jedoch kann solches nicht über 6. Ellen hoch gebracht werden, weil eine dergleichen Maschine, insofern sie viel länger genommen würde von keiner Beständigkeit wäre. Wenn man die Glieder von Eisen machen will, so ist es rathsam

daß man davon zwei ungefähr 3 Zoll weit neben einander legt, so daß die Schaufeln sich nicht schief ziehen, sondern gerade gehen. Um ein Schaufelwerk einzurichten, macht man eine Welle oder Walze etwa 6 bis 7 Zoll im Durchmesser und eben so lang, als breit die Röhre ist; man theilt solche in sechs Theile und meißelt 6 Nuthen oder Rinnen von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Zoll weit ein, nachdem die Pfosten zu den Armen stark sind. Die Arme aber sind sechs Bretter, von der Breite der Welle und etwa einen Zoll oder $1\frac{1}{2}$ Zoll höher, als die halbe Höhe der Schaufeln, ohne was in die Nuthe und zu den Zapfen kommt. Dann schneidet man auf der äußersten Fläche eine viereckige Oeffnung $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll breit ein und setzt darein alle sechs Arme in die Stirne der Walze. Nun macht man viereckigte Hölzer, so die kurz vorher gedachte Oeffnungen in den Armen völlig ausfüllen. Man fügt solche wie ein Gewinde zusammen, wovon das eine einen Zapfen, das andere aber einen Einschnitt hat, und die mit einem Bolzen vereinigt werden; und auf die Mitte jeder dieser Stäbe oder viereckigten Hölzer wird in einem rechten Winkel eine Schaufel aufgesteckt und befestiget. Dieser Stäbe oder Glieder macht man so viel an einander, daß man gleichsam eine Kette ohne Ende bekommt, die so lang ist, als die Maschine seyn soll; dann macht man auf die andere Seite eben eine solche eingerichtete Walze mit Armen, wie die erste ist, so daß oben und unten eine kommt. Hierauf richtet man zwei Tafeln von Pfosten oder starken Brettern zu, legt die Walzen und Ketten oder Glieder mit den Schaufeln darauf, und theilt es also ein, daß zwei Bretter, welche eine Röhre ausmachen helfen, mit den Schaufeln genau auf allen Seiten anschließen, jedoch aber willig durchgehen. Ueber diesen

beiden Bretter wird noch ein drittes fest gemacht, in der Weite, daß die Schaufeln, wenn sie von der andern Seite ledig herunter gehen, darauf ruhen. Ueber dieses Brett läßt man die Pfosten noch etliche Zoll hervorgehen. Die Bretter werden auf beiden Seiten der Tafeln in eine Falze eingelassen. Man zieht dann beide Walzen recht an, legt sie mit ihren Zapfen unten und oben in ihre Lager oder Pfannen, und an der obern Walze oder dem Rade macht man an den einen Zapfen eine Kurbel, um daran solche herumdrehen zu können. Damit der ganze Kasten fest zusammenhalte, so macht man verschiedene Riegel darin oben, unten und in der Mitte, damit solcher nicht auseinander gehe. Bei dem Gebrauche dieser Maschinen, wird unten ein Baum fest gemacht, darauf die Maschine ruht und sich bei dem Gebrauche nicht auf die Seite wenden kann. Wenn das Schaufelwerk vom Winde getrieben werden soll, welches eine in Holland gebräuchliche Maschine und ein Rad ist, wo das Wasser durch die Schaufeln herausgeschlagen wird, so ist das Hauptwerk ein Rad mit 24 langen Schaufeln, oder mit so viel Brettern, welche durch die Hölzer oder Arme des Rades befestigt sind. Das Wasser wird durch die Schaufel getrieben, in die Höhe gehoben, und aus dem Sumpfe herausgeworfen. Das Rad liegt auf seinen zwei Zapfen, wie ein anderes Mühlenrad, und auch in einer solchen geschlossenen Rinne. Die Schaufeln, je besser sie darin anliegen, um so besser ist es, doch müssen sie nicht anstreifen, noch sich drängen. Es ist aber nicht nöthig, daß das Gerinne durchausgehe, sondern nur etwas auf die Hälfte. Auch muß der Grund des Gerinnes nach der Rundung des Rades gearbeitet seyn, daß kein Wasser, so zwischen den Schaufeln ist, wieder zurückkommen kann, sondern was gefaßt ist, her-

ausgeworfen werden muß. Die Bewegung des Rades geschieht vermittelst einer Windmühle, da an dem Wasserrade ein großes Getriebe, so durch ein Kammrad und dieses durch ein anderes Getriebe, so beide an eine Stange befestiget sind, herumgetrieben wird. Das letztere Getriebe wird durch ein anderes Kammrad, welches an der Welle von den Windmühlenflügeln fest gemacht ist, umgetrieben. Wegen des Verhältnisses der Räder und des Getriebes muß man auf die Länge der Flügel und ihre Kraft Acht geben; denn je länger diese sind, je größer können die Kammräder und je kleiner die Getriebe seyn. Bei kleinen Flügeln kann das Wasserrad zwei- bis dreimal umgehen, wenn die Windflügel einmal umgehen, bei langen Flügeln wohl vier- bis sechsmal. S. auch unter Wassermaschinen, in W.

Schaufelzahn, ein Zahn, in Gestalt einer Schaufel. So werden die beiden Vorderzähne der Hirsche, Pferde, Schafe ꝛc. sowohl Schaufeln, als Schaufelzähne genannt. Bei den Schafen, werden die breiten Zähne als Kennzeichen des Alters betrachtet, und so wie diese Thiere am Alter zunehmen, werden sie darnach benannt, z. B. Zweischaufler, Vierschaufler, Sechsschaufler, wenn es im zweiten, dritten und vierten Jahre geht; s. unter Schaf und Schafzucht, Th. 139. S. 7. u. f.

Schaufler, s. den vorhergehenden Artikel. Auch ein alter Dammhirsch erhält den Namen Schaufler, weil dessen Alter nicht nach den Enden, sondern nach der Breite seines Geweihes beurtheilt wird; s. auch Schaufelhirsch.

Schaufrei, in den Niederdeutschen Marschländern nicht sowohl von der Schau oder Besichtigung, als vielmehr von allen bei der Schau entdeckten Mängeln frei, fehlerfrei. Einen Deich schau-

frei machen, ihn in solchen Stand setzen, daß nichts daran zu tadeln ist. Wenn nämlich ein Deichpfand in einen so vollkommenen Stand gesetzt und erhalten wird, daß es bei der Deichschaue, den Deichforderungen gemäß, nicht anders als völlig untadelhaft erkannt werden kann, so befindet sich ein solcher Deich in schaufreiem Stande, oder nach den Holländischen Ausdrücken: in volle Keure; tot love van Hooghe Heemraeden. Auch in der Bremischen Deichordnung vom Jahre 1793 heißt es §. 5. zu Schwaren (der über den Deichbeeidigten oder Geschworenen) Lobe aus Schau- und Pfandung gebracht. Ein Deich, der aber bei der Schau gerade im entgegengesetzten Zustande befunden wird, heißt bei den Holländern ein gelaakter Dyk; in den ältesten Sächsischen Deichordnungen aber ein gelästerter Deich. Sonst heißt auch noch bei Einigen, einen Deich in schaufreiem Stande unterhalten, besonders nur so viel, als die jährlichen gewöhnlichen kleinen Ausbesserungen, das Kraut und Klopfen und die Besandung der Kappe ꝛc. an denselben verrichten, dies geschieht gemeiniglich nach demjenigen Contracte, den bloß unter sich die Grundeigenthümer des Deiches und dazu gehörigen Landes mit den Pächtern desselben und mit den Heuerleuten der an den Deichen stehende Wohnungen oder Kothen, unter gewissen Bedingungen eingehen, nach welchen aber alle Hauptarbeiten an den Deichen, als dessen etwa anzuordnen nöthig gefundene Verstärkung, Verhöhung ꝛc. die letzteren durchaus nichts angeht. Um einen dergleichen Privat-Contract bekümmert man sich übrigens von Seiten des Deichschau- oder Deichamtes, wie billig, gar nicht, sondern man verfährt dabei nach den ausdrücklichen Worten der besten Deichverordnun-

gen, nach welchen man es Obrigkeits wegen eigentlich nur mit dem Grundeigenthümer jeden Deiches zu thun und sich dieserhalb in allen Fällen an demselben zu halten hat.

Schaugeld, Geld, welches nicht zum Ausgeben im Handel und Wandel, sondern zur Schau, das ist, zum Ansehen, zum Denkmal einer merkwürdigen Begebenheit geschlagen worden, dergleichen die Medaillen sind. Einzelne Stücken solches Schaugeldes werden Schaumünzen, ehedem auch Schaugroschen und Schaupfennige genannt, insofern Pfennig und Groschen ehedem eine jede Münze bedeuteten.

Schaugericht, bei dem Tuchmacher, s. Schauanstalt.

Schaugerüst, ein Gerüst, auf welchem eine Handlung, welche von mehreren gesehen werden soll, vorgestellt wird. Dergleichen Gerüste werden nur leicht, jedoch mit gehöriger Vorsicht, und nach der Zahl der Personen, die darauf Platz nehmen sollen, von Brettern aufgeführt; s. auch den Art. Gerüst, Th. 17, S. 450.

Schaugroschen, s. Schaugeld.

Schauherr, in einigen Gegenden, ein Rathsherr oder eine vornehme obrigkeitliche Person, welche zur Beschauung gewisser Waaren und Dinge verordnet ist. Im Bergwerke ist es an einigen Orten der Berggeschworne, weil er sowohl die zu liefernden Erze, als auch die angeschafften Bergmaterialien beschauen oder besichtigen muß. Geringere verpflichtete Personen dieser Art werden nur Schauer, Beschauer ꝛc. genannt.

Schauhaus, ein ungewöhnliches Wort, welches Opitz für Amphitheater und Schauspielhaus einzuführen suchte.

Schaukammer, s. unter Muster, Th. 99, S. 220.

Schaukästchen, ein kleines Schmuckkästchen, das heißt, ein Kästchen, worin man Ringe, Busennadeln ꝛc. aufbewahrt.

Schaukel, ein jedes Ding, womit man sich schaukeln, das ist, sich schwebend hin und her oder auf und nieder bewegt. Ein in der Mitte aufliegendes Brett, vermittelst dessen sich zwei auf den beiden Enden sitzende Personen auf und nieder bewegen, auch ein herabhangendes einfaches oder doppeltes Seil, woran man sich hin und her schwingt, heißt eine Schaukel, in einigen Mundarten eine Schockel, ein Schockler, und insofern es ein Seil ist, im Niedersächsischen ein Schockreif, Schockregen. Im Oberdeutschen ist es männlichen Geschlechtes, der Schaukel; s. auch Schaukeln. Ueber die verschiedene Arten der Schaukeln, s. unter Leibes-Uebung, Th. 71. S. 582 u. f. und 620 u. f.

Schaukelbrett, s. das., S. 584, 586, 621.

Schaukeln, ein regelmäßiges thätiges und ein Zeitwort der Mittelgattung, welches das Hülfswort haben erfordert; sich schwebend hin und her, auf und nieder bewegen. Das Schiff schaukelt, wenn es sich auf dem Wasser von einer Seite zur andern, auf und nieder bewegt, wo es ein Neutrum ist. Noch häufiger kommt es aber als ein thätiges Zeitwort vor. Jemanden schaukeln, ihn schwebend hin und her, auf und nieder bewegen, sowohl vermittelst eines in der Mitte aufliegenden Brettes, als auch eines herabhängenden Seiles. Sich schaukeln. Daher das Schaukeln. Nach Adelung's Anmerkung in seinem großen Wörterbuche in den gemeinen Mundarten schokeln und schuckeln, im Engl. joggle,

im Ital. cioccolare. Es ist das Diminutivum von dem noch im Ober- und Niederdeutschen üblichen schocken, welches nicht nur stoßen, sondern auch heftig rütteln und schütteln bedeutet. Ital. scoccare cioccare. Fr. choquer. Engl. shake; dieses aber ist wieder das Intensivum von dem veralteten schachen und schauen, in so fern beide eine gewisse schnelle Bewegung bedeuten; s. Schächer und Schauen.

Darob mein Geist sich hat erquicket,
daß er im Jubel schwebt und schoket.
Hans Sachs.

Hiermit ist unser schuckeln und das Niedersächsische suckeln, rütteln, schütteln genau verwandt, nur daß es vermöge des kurzen u und verdoppelten k eine schnellere hin und hergehende Bewegung bezeichnet, dagegen das lange au und einfache k in schaukeln eine schwebende langsame Bewegung andeutet. Uebrigens ist für schaukeln in Baiern auch schützen, im Dithmarsischen hüschen und hüsken, und in andern Niedersächsischen Gegenden rieken üblich, welches letztere zu regen gehört.

Schaukelpferd, s. Th. 71. S. 598.

Schaukler, eine Person die sich schaukelt.

Schaukunst, ein ungewöhnliches, von dem Gryphius für Perspective versuchtes Wort.

Schaul, Engl. Shawl, s. Schawl.

Schaum*), Gäsch, ein, durch eine heftige Bewegung

*) Im Niedersächsischen Schuum, im Engl. Scum, im Isländ. Skuum, im Schwed. Skumm, im Ital. Schiuma, im Franz. Escume, Ecume, im Alban. Skiumpa, im Poln. Szum. Mit einem andern Präfixo heißt der Schaum im Oberdeutschen Faum, Fahm, Böhm. Pena, wohin mit vorgesetztem Zischlaute auch das Lateinische Spuma gehört. (Adelung.)

in zusammenhängenden Blasen verwandelter flüssiger Körper. Der Schweiß setzt sich oft in Gestalt eines Schaumes auf den Pferden. Schaum vor dem Munde haben, welches ein Zeichen einer heftigen innern Bewegung ist; den im höchsten Grade wüthenden und zornigen Personen pflegt der Schaum vor dem Munde zu stehen oder auch zu treten. Besonders auf der Oberfläche flüssiger oder flüssig gemachter Körper, wenn sich die in denselben befindliche Luft entwickelt und die leichtern, oft unreinen Theile in Gestalt vieler zusammenhängenden Blasen mit in die Höhe nimmt. Schaum geben. Zu Schaum werden. Der Schaum des Bieres, welcher im Nieders. Mood und Riem genannt wird, letzteres von Rahm, Rand, das Oberste. Der Seifschaum, welcher beim Waschen oder beim Schlagen der Seife in Wasser in die Höhe steigt. Der Schaum des Bleies, Goldes, Silbers ꝛc. In so fern oft der Schaum der leichtere, unreinere Theil mancher Körper ist, braucht man dieses Wort auch in manchen Gegenden von dem schlechtesten, untauglichsten seiner Art, wofür im Hochdeutschen Abschaum üblicher ist. Die Gestalt der kleinen Bläschen des Schaumes leitet man von der darin verschlossenen Luft her. Nachdem die Feuchtigkeit fetter und zäher ist, wird auch der Schaum fetter und beständiger. Die weiße Farbe des Schaumes kommt daher, daß die Bläschen rund sind, das darauf fallende Licht brechen und auf einander widerstrahlen. So pflegt z. B. das Bier, welches lange auf Krügen gestanden, einen starken Schaum zu geben. In der Küche nennt man Schaum diejenige Bläschen, welche durch die starke Bewegung der Materie, darin die Speise gekocht wird, entstehen, und ge-

meiniglich mit dem vergesellschaftet sind, was sich durch diese Bewegung von der Speise sondert. Was den Meerschaum anbetrifft, s. Th. 87, S. 160 u. f.; den See-Schaum, Alcyonium, s. See-Kork, und den Art. Kork, Th. 44, S. 587.

Schaum, im Bergwerke, 1) ein leichtes und fettiges Wesen, so auf dem Bergwasser schwimmt und zuweilen Regenbogenfarben zeigt. 2) Eine sehr leichte schwammige, meistens brauchbare Materie, welche die flüssigen Körper, theils wenn sie gesotten werden, theils wenn sie im Fließen einige Zeit mit ihrer Oberfläche an einen Körper anstoßen, auswerfen, die sich oben aufsetzt und in Unreinigkeiten besteht, welche ausgestoßen worden. — Bei dem Zuckersieder ist der Schaum eine durch den Kalk und das Ochsenblut aus dem Zucker beim Sieden in die Höhe getriebene Unreinigkeit, die sich von dem Zucker absondern muß, wenn er geläutert wird. Wenn der Schaum hoch genug gestiegen ist, so wird das Feuer gelöscht, wodurch der aufgeblähete Schaum des Zuckers zusammenfällt und sinkt. Er wird dann dünner, zieht sich mehr zusammen und vertrocknet gleichsam, welches in einer guten Viertelstunde geschieht, und dann kann der Schaum mit dem Schaumlöffel abgenommen werden; jedoch muß dieses mit Behutsamkeit geschehen, damit sich der Schaum nicht wieder mit dem Zucker vereinige. Da der Schaum, der bei dem Zuckerläutern abgeschöpft wird, noch viel guten Syrub bei sich führt und viele Körner giebt, so muß man, um diesen Zucker zu gewinnen, ihn in die Enge treiben oder bringen. Man trägt nun den Schaum in Wannen herbei und schüttet ihn mit einem großen Löffel in die Pfanne, thut einige Wannen voll Kalkwasser dazu und

zündet das Feuer unter der Pfanne an. Dann wird der Schaum und das Kalkwasser mit einem großen Spatel stark vermischt und umgerührt. Wenn man nun merkt, daß der Schaum im Kalkwasser gut zergangen ist, so gießt man solchen durch einen Sack, der in einem Korbe und auf zwei Hölzer über einer Pfanne gestellt ist. Was nun am flüssigsten ist, fällt in die Pfanne. Weil aber dennoch viel Syrub in dem Schaume zurückbleibt, so wickelt man den Rand des Sackes, der vorher auf den auswendigen Rand des Korbes umgeworfen war, um, und legt auf den Sack und in den Korb den Schaumrand. Dieser wird mit vielen Gewichten beschwert und macht eine Art von Presse aus, die den Syrub aus dem Schaume preßt. Wenn dieser tüchtig ausgetröpfelt ist, so wird das Feuer unter der Pfanne angezündet, um dem Syrub einen gewissen Grad des Siedens zu geben, der nicht hinlänglich die Probe hält; denn man begnügt sich bloß damit den Zucker zusammen zu treiben. Dieser Syrub wird nicht in Formen gethan, sondern man wirft ihn unter Farin- oder Kochzucker, auch unter andere feine Syrupe, um mit denselben geläutert und gesotten zu werden. Der Syrub, der aus dem Schaume gepreßt wird, ist weniger fett, als aller anderer, darum muß er auch mit andern zum weitern Gebrauche vermischt werden. Damit man aber auch wisse, ob der Schaum genugsam in die Enge getrieben worden, so stürzt man die Schaumkelle in den Syrub. Hernach wenn sie auf ihre scharfe Seite gedrehet worden, muß der Fall des Syrubs sich zerbrechen, und Flockenweise zerreißen.

Um den Schaum steigend zu machen, sucht es der Zuckersieder bei der Läuterung selbst dahin zu bringen, daß sich der Schaum von dem Zucker

absondere und über sich in die Höhe steige. Dieses geschieht, wenn dem kochenden Zucker allmählig das Feuer weggenommen und es gedämpft wird, damit, wenn sich der Schaum zeigt, solcher, indem der Zucker nun nicht mehr aufwallt, sondern nur bloß erschüttert wird, sich von dem Zucker absondere und über sich in die Höhe steige. Würde der Zucker stark wallen, so könnte diese Absonderung nicht geschehen und die rechte Läuterung würde ins Stocken gerathen. Das wenige Feuer, welches unter der Pfanne bleibt, muß auf der einen Seite unter der Pfanne angebracht seyn, damit die kleine Aufwallung, die hier an dieser Stelle entsteht, den Schaum nach der entgegenstehenden Seite hintreibt, wo er sich sammelt, bis daß er noch höher, als der zweite Rand an der Pfanne, aufsteige. Wenn der Schaum hoch genug gestiegen ist, so muß er wieder zum Fallen gebracht werden, um ihn abzuschöpfen; s. oben; auch unter Zucker und Zuckersiederey.

Schaumblume, Schaumblumen zu machen oder **Blumen aus Hausenblase zu machen.** Man macht diese Blumen aus Draht vermittelst eines besonders dazu erforderlichen Holzes. Man wickelt nämlich aus kupfernem Drahte, der versilbert worden, eine Rose, an welcher man auch von dem Drahte einen Stiel daran läßt, welcher am Ende krumm gebogen wird, damit man die Blumen an einem Faden anhängen kann. Will man nun an der Rose die Blätter rund lassen, so ist es gut, will man dieselben aber eine andere Form geben, so kann ein jeder den Draht nach seinem Gefallen biegen. Man kann auch den kupfernen Draht, wenn man die Rose oder die Blätter will eingekerbt oder eingeschnitten haben, erst um eine starke Nähnadel abnehmen, und

ein wenig von einander ziehen, dann die Rosen oder Blätter derselben daraus nach Gefallen machen, so werden es gleichsam eingekerbte oder eingeschnittene Blätter. Sind nun die Blumen oder Blätter alle von dem Drahte fertig gemacht, so muß man die oben erwähnte Hausenblase klein schneiden, auch kleine Abschnitte von weißem Pergamente dazu thun, und solche Tag und Nacht in reinem Wasser gut weichen lassen; jedoch muß des Wassers nicht zu viel seyn, damit es dick werde; hernach wohl gekocht, bis die Hausenblase ganz zergangen, dann durch ein Tuch auf einen zinnernen Teller geseihet und nicht allzu kalt werden lassen, weil es sonst zusammenrinnt, auch nicht zu warm, weil sich sonst nichts an den Draht hängt und die Blätter nicht voll bleiben. Dann nimmt man eine von Draht verfertigte Blume oder Rose und taucht solche in die Hausenblase, damit die Blätter alle damit gefüllt werden, und in derselben gleichsam ein Spiegel sey. Wenn nun die Blätter alle mit diesem Spiegel überzogen sind, so hängt man sie auf einen dünnen Bindfaden, der an beiden Enden in einem Fenster gebunden seyn muß, an das krumm gebogene Ende des Stils an der Rose, und läßt solche trocknen. Wollen sich nun im Eintauchen die Spiegel nicht zeigen oder die Blätter vom Drahte nicht voll werden, so ist das Hausenblasenwasser zu dünn, dieserhalb muß man es mehr kochen und das übrige Wasser abrauchen lassen, damit es seine gehörige Dicke bekomme; sind dagegen die Blumen oder Blätter alle mit Spiegeln gefüllt und trocken, so macht man verschiedene Farben mit Hausenblasenwasser an und malt die erwähnten Spiegel, entweder ganz oder halb, auf der linken Seite, läßt solche auch wieder trocknen. Ferner

soll man wieder bei der Hand ein Hausenblasenwasser haben, welches nicht dick ist, desgleichen das Weiße von zwei oder drei Eyern, welches man mit zusammengebundenen birknen Ruthen wohl untereinander schlägt, und während des Schlagens ein wenig pulverisirten Alaun dazu thut. Dieses Schlagen setzt man so lange fort, bis Alles zu einem dicken Schaume geworden. Diesen Schaum trägt man nun mit einem Messer Fingersdicke hinten auf die Blumen, wo sie bemalt worden, hängt sie dann wieder auf und läßt sie trocknen. Man muß aber Acht haben, daß sich kein Wasser, welches sich unter dem Schaume zu setzen pflegt, auf die Blume lege, weil sonst der Schaum zu dünn zusammenfällt und der Spiegel in der Blume weich wird und verdirbt; dieserhalb muß man hierin behutsam verfahren, und besonders den Schaum dick auftragen; denn je dicker der Schaum ist, desto besser wird die Blume. Will man nun solche auch gefärbt und roth haben, so kann man den Schaum mit aus Fernambuk bereiteter Farbe dünne oder dicker, nachdem nämlich die Blume hell oder dunkel seyn soll, vermischen, und den gefärbten Schaum auf die Spiegel tragen und trocknen lassen, so bekommt man eine schöne rothe Rose oder andere Blume. Auf dieselbe Weise kann man auch die gedachten Blumen mit andern Farben, wenn man nämlich eine nur beliebige Saftfarbe, als Gummi Guttae, Safran, Saftblau, Saftgrün ꝛc. nimmt, bemalen und verzieren. Man kann auch diese Blumen mit Gold und Silber bemalen. Aus diesen Blumen, wenn eine auf die andere gesteckt worden, und die Stiele mit grüner Seide, auch Blätter von Wachs, Papier oder Seide daran gesetzt werden, kann man verschiedene schöne Sträuschen nach Gefallen auf Al-

täre ꝛc. bilden. Unter solche Blumen bindet man auch allerhand andere Blumen von Seide, Wachs, Papier, Holländischer Leinwand ꝛc. mit versilberten und vergoldeten Blättern. Es macht sich recht artig und nimmt sich schön aus. Was die Farbe aus Fernambuk oder Brasilienholz anbetrifft, so kann man sich statt derselben, welche aus dem wirklichen Holze gezogen worden, des Carmins oder Florentinerlackes, bedienen. Man reibt denselben in Wasser ab, vermischt ihn mit Hausenblasenschaum, und verfährt damit, wie schon erwähnt worden; s. auch den Art. Blume, Th. 5, S. 771.

Schaumcylinder, Schaumer, bei dem Papiermacher, eine Maschine in den Holländischen Papiermühlen, welche bloß dazu dient, das Zeug zu verdünnen, wenn man es gebrauchen will. Es hat eine Aehnlichkeit mit dem sogenannten Holländer, nur daß der Cylinder nicht mit schneidenden Eisen versehen ist, sondern bloß sechzehn vertiefte Reifen hat, auch hat derselbe keine gezahnte Platte unter sich liegen, wie der fein machende. Die Kufe des Schaumcylinders hat $8\frac{1}{2}$ Fuß in der Länge, und ist $4\frac{1}{2}$ Fuß breit und $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch; s. auch unter Papier, Th. 106, S. 638.

Schaumdiele, im Schiffsbau, an dem Steuerruder eines Schiffes ein Brett, welches bis zum Schwerd des Ruders senkrecht steht, an welchem das Wasser anschlägt und seine Gestalt bricht.

Schaumeister, bei einigen Handwerkern einiger Gegenden, ein Meister, welcher dazu verordnet ist, die von den übrigen Meistern seiner Zunft verfertigten Waaren zu beschauen, damit sie nach dem von der Obrigkeit vorgeschriebenen Reglement verfertiget werden. Dergleichen verpflichtete Schaumeister findet man bei den Wollen-,

Baumwollen- auch Seiden- und Leinwand-Manufakturen. Sie müssen hier darauf sehen, daß die Ketten ihre gehörige Anzahl Faden haben, wie es vorgeschrieben worden; s. auch Schauanstalt. In andern Oberdeutschen Gegenden, z. B. zu Strasburg, wird ein Visitator Schaumeister genannt.

Schäumen*), ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt üblich ist. 1) Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben, Schaum von sich geben. Vor Wuth, vor Zorn schäumen. Mit dem Munde schäumen. Das Bier schäumet. Das Meer schäumet. Sieh wie lieblich die Quelle aus meinem Felsen schäumet. Geßn. schäumend hervorbricht. Figürlich. Der Mund der Gottlosen schäumet Böses, Sprichw. 15., 28. 2) Als ein thätiges Zeitwort. (1) In Gestalt eines Schaumes hervortreiben. Wie ein gereitztes Thier, das Zorn und Geifer schäumt, Schleg. (2) Von dem Schaume befreien. Das Fleisch schäumet, den Schaum, welcher sich im Kochen oben

---

*) Im Niedersächsischen schümen, im Englischen scum und skim, im Schwed. skuma, im Hebräischen דעת. Es ahmet den zischenden Laut genau nach, welchen ein durch heftige innere Bewegung zum Schäumen gebrachter flüssiger Körper von sich giebt. Da dieser Laut auch andere Arten schneller Bewegungen eigen ist, so bedeutet schäumen Niedersächs. schümen, schnell laufen, sich schnell hin und her oder fortbewegen; wegschümen ist daher im Niedersächsischen schnell fortlaufen. Daher ist das Meer schäumen in der Seefahrt, auf Raub auf demselben hin und her streifen, und ein Meerschäumer eine gelinde Benennung eines Seeräubers. Ein Intensivum davon ist das Niedersächsische schummeln, sowohl scheuern, als auch nachläßig hin und herlaufen. S. auch Schämen.

auffetzt, wegschaffen. Den Honig, das Wachs schäumen; daher auch das Abschäumen; s. dieses, Th. 1, S. 136.

Schaumenrand, bei den Zuckersiedern, ein von verschiedenen Brettern zusammengesetzter runder Boden, der durch eiserne Bänder zusammengetrieben und mit zwei Handhaben von Stricken versehen ist. Er paßt in den Korb, worin der Sack mit dem Zuckerschaume, der in die Enge getrieben wird, liegt, und wird auf diesen in den Korb, mit Gewichten beschwert, gelegt, um den Syrub aus dem Schaume herauszupressen; s. auch oben, unter Schaum bei den Zuckersiedern.

Schaumer, in der Papiermühle, s. Schaumcylinder, und unten, Schaumkelle.

Schaumfliege, Cicada Linn., s. Schaumzikade.

Schaumig, Bei- und Nebenwort, welches nur im gemeinen Leben üblich ist, Schaum habend, enthaltend. Schaumiges Bier, Schaumicht würde bedeuten, dem Schaume ähnlich.

Schaumkelle, Schäumer, eine Art hölzerner Löffel, den Schaum damit von den schäumenden flüssigen Körpern abzuschöpfen. Die Gestalt derselben in den Küchen ist zu bekannt, als sie hier zu beschreiben. Im Oberdeutschen nennt man sie Faumlöffel; auch führt sie den Namen Schaumlöffel; obgleich dieser letztere von Blech und mit kleinen Löchern versehen ist. Auch mit diesem werden in den Küchen die kochenden Speisen abgeschäumt.

In den Zuckersiedereyen, ein durchlöchertes großes kupfernes Geschirr von runder Gestalt, mit einem Stiele gleich einem Löffel versehen, womit der Schaum von dem Sud des Zuckers abgenommen wird, welches mit der größten Sorg-

falt geschehen muß, damit sich der Schaum nicht wieder mit dem Sud vereinige. Um zu erfahren, ob sich der Schaum hinreichend abgesondert habe, nimmt der Sieder mit einem andern Löffel etwas Sud aus der Pfanne, gießt ihn wieder hinein, und wenn der Sud durchsichtig ist, so ist die Absonderung des Schaumes hinlänglich vor sich gegangen. Gemeiniglich muß aber der Sud zum zweiten Male abgeschäumt werden. Diesem Zwecke gemäß wird wieder etwas Kalkwasser und Ochsenblut in den Sud gegossen, das Feuer wieder angezündet und dann wieder abgeschäumt. S. auch unter Kelle, Th. 36. Die Schaumkelle der Glasmacher auf Glashütten, s. Th. 18, S. 608.

Schaumkette, an einem Pferdegebisse, eine Art Kinnkette, weil sich der Schaum aus dem Munde des Pferdes am ersten daran setzt. Es ist eigentlich die vordere Kette an einer Reitstange. Sie ist viel dünner, als die Kinnkette, und ihre Gelenke werden nur zusammengebogen. Der Sporer legt einen Draht in den stumpfen Einschnitt des Stecheisens, biegt hierin beide Ringe, woraus ein Glied besteht, mit dem Hammer krum, läßt aber einen Ring noch etwas offen, damit er ihn mit dem Ringe des nächsten Gliedes vereinigen kann, und hauet dann das Glied auf der Schärfe des Stecheisens ab. Bei der Zusammenfügung aller Glieder wird der Ring, der noch nicht völlig anschließt, fest mit dem Hammer angetrieben.

Schaumlöffel, s. Schaumkelle. Bei den Bleyarbeitern, ein mit Löchern versehener Löffel, die Schlacken von geschmolzenem Bley abzunehmen; er hat 1 Fuß im Durchmesser und einen 3 Fuß langen Stiel.

Schaummachender Cylinder, s. Schaumcylinder.

Schaumnitre, Schaumsalpeter, in den Salpetersiedereyen, die Unreinigkeit, welche beim Salpetersieden oben aufschwimmt und abgestrichen wird.

Schaumsalpeter, s. Schaumnitre.

Schaumsalz, Strandsalz, Salz, welches sich vom ausgetrockneten Meerschaume an den Klippen und Ufern ansetzt; s. unter Salz, Th. 133 u. 134.

Schaumseife, s. unter Seife.

Schaumthierchen, s. Schaumzikade.

Schaumünze, s. Schaugeld.

Schaumwurm, s. Schaumzikade.

Schaumzikade, Schaumfliege, Schaumthierchen, Schaumwurm, Speywurm, Flöhheuschrecke, Cicada spumaria Linn., Cercopis spumaria Fabr. Fr. La Cicadelle écumeuse. Sie ist greis und hat zwei durchscheinende Flecke am Außenrande jeder Flügeldecke. Ihre Larve lebt auf der Weide und giebt durch den After einen Schaum von sich, der sie ganz bedeckt. Dieses soll sie aber mit mehreren Gattungen gemein haben.

Schaupfennig, s. Schaugeld.

Schauplatz, ein jeder Platz, auf welchem eine Handlung vorgestellt wird, welche von jedem oder doch von Vielen gesehen werden soll. In engerer Bedeutung derjenige Platz, auf welchem von den Schauspielern ein Schauspiel vorgestellt wird, welcher Platz auch Schaubühne, auch wohl bloß Bühne, das Theater genannt wird. In noch weiterer Bedeutung ein jeder Ort, auf welchem eine Handlung vorgenommen wird. Gellert sagt: Die Demuth tritt mit Gefälligkeit und Leutseligkeit in das gesellschaftliche Le-

ben ein, so wie der Stolz mit Selbstliebe und Geringschätzung anderer auf dem Schauplatze erscheint. Der große Schauplatz der Welt. S. Schauspiel.

Schauprahm, im Schiffsbau, ein flaches Fahrzeug, wie ein Floß zum Ueberfahren, welches beim Kalfatern gebräuchlich ist. In großen Häfen liegen dergleichen in dem Dock. Sie dienen die Masten auszuheben, einzusetzen und sonst die Schiffe zu bedienen.

Schausoden, Springsoden, im Deichbau, Rasen von ungewöhnlicher Größe und Dicke, die von den Deichpflichtigen umgekehrt (die grünen Seiten unten) einzeln hin und wieder auf der Kappe der Deiche oder auch auf den zu machenden Wegen, kurz vor der Deich- oder auch Wegeschaue gesetzt werden müssen. Wenigstens erwarten dies die Deichgräfen und Geschwornen im Herzogthume Bremen bei ihren privativen Schauungen und setzen auch dafür Strafen an, wo diese Schausoden fehlen, ja selbst noch dann, wenn der Deich gleich übrigens schaufrei ist. Nach Rosenthal's Aeußerung soll es keine Deichordnung geben, die solches ausdrücklich verlangt, nur vermuthet derselbe, daß von Alters her folgende Ursachen davon sind: 1) Um sogleich zu übersehen, von welcher Güte die Erde sei, welche wenigstens zur Besödung des Deiches genommen worden. 2) Um zugleich die Kappe des Deiches dadurch in der nöthigen Höhe zu unterhalten. 3) Um die Vollkommenheit des Deiches oder einen gewissen Ueberfluß der zur Unterhaltung an den Deich gebrachten Erde dadurch anzugeben; und 4) vielleicht auch eine gewisse Achtung für die ganze Schaue des Deiches dadurch zu bezeigen.

Schauspiel, 1) eine jede Handlung, so fern sie zur

Belustigung anderer zuschauender Personen unternommen wird, in welchem Verstande ein Thiergefecht, das Spiel des Seiltänzers, des Kunstreiters, des Taschenspielers ꝛc. ein Schauspiel genannt werden kann; indessen wird es in dieser weiteren Bedeutung eben so selten gebraucht, als in der noch weitern eines Anblickes, einer Sache, welche man mit besonderer Empfindung sieht. Ein erbärmliches Schauspiel, 3. Macc. 5, 21. Ein angenehmes Schauspiel. — In engerem Verstande. (1) Eine nach gewissen Regeln eingerichtete Nachahmung menschlicher Handlungen, in so fern sie zur Belustigung Anderer unternommen wird, in welchem gewöhnlichsten Verstande dieses Wort sowohl das Lustspiel, als das Trauerspiel unter sich begreift. Daher die Schauspielkunst, die Kunst, nicht sowohl Schauspiele zu verfertigen, als vielmehr, sie auf eine geschickte Art vorzustellen, s. unten. (2) Ein Gegenstand des Hohnes, der Verspottung Anderer, vermuthlich als eine Anspielung auf die erste und älteste Art Schauspiele, welche gemeiniglich persönliche Anzüglichkeiten enthielten; eine veraltete Bedeutung, welche noch einige Male in der Deutschen Bibel vorkommt. Ich will ein Schauspiel aus dir machen, Ezech. 28, 17. Wir sind ein Schauspiel worden der Welt, 1. Cor. 4, 9.

Was das eigentliche Schauspiel, Drama, die dramatische Handlung anbetrifft, so ist dieses schon sehr früh bei denjenigen Nationen im Schwunge gewesen, welche sich durch einen gewissen Kulturzustand vor ihren Nachbarn erhoben. Ueberhaupt haben die Menschen von jeher einen starken Hang nach allen Gattungen der Schauspiele gehabt; denn mit großer Begierde und Leb-

haftigkeit versammelt sich die Menge überall, wo sie etwas Besonderes und Außerordentliches zu sehen oder zu hören glaubt, ob sie gleich kein anderes Interesse dabei hat, als die Neugierde zu befriedigen, oder sich eine Zeitlang in einem etwas lebhaften leidenschaftlichen Zustand zu fühlen. Daß sich nun die schönen Künste dieses natürlichen Hanges der Menschen bedienten und ihnen künstlich veranstaltete Schauspiele darboten, war sehr natürlich. Sulzer sagt daher sehr richtig: „Der fromme Eifer und die finsteren Moralisten, die alle zum Zeitvertreib veranstaltete Schauspiele verwerfen, bedenken nicht, was für wichtige Gelegenheiten, dem Menschen nützlich zu seyn, sie den schönen Künsten zu benehmen suchen. Würden sie die Sache genauer überlegen, so würden sie finden, daß es besser sei, anstatt die Schauspiele zu hindern, auf Mittel zu denken, sie, ohne ihnen von ihrer Annehmlichkeit etwas zu rauben, recht nützlich zu machen."

Sobald die Menschen durch das gesellschaftliche Leben ihren Gesichtskreis erweitert und ihre innere Wirksamkeit vermehrt hatten, wurde ihnen der gedankenlose Zustand, da weder der Geist, noch die Empfindung durch äußere Gegenstände gereizt oder in Bewegung gesetzt wurde, unerträglich; sie sehnten sich nach Bildern in der Außenwelt, von denen ihre Phantasie, die innere Welt, wenn auch nur noch dunkel, ergriffen ward, und so nahmen sie alle Bilder der kunstlosen Natur auf und suchten sie durch die Kunst nachzuahmen, und dadurch entstand auch nach und nach die Nachbildung der menschlichen Handlungen. Dagegen erträgt der nur noch rohe Naturmensch, der sich wenig in der Ausbildung seines Geistes über das Thier erhoben hat, einen solchen Zustand der Gedankenlosigkeit;

stellt sich aber ein solcher Zustand bei dem mehr cultivirten Menschen ein, so verliert dieser dadurch seine Wirksamkeit und die Wärme des Geistes und Herzens, die ihn eigentlich zu einem über die Thiere erhabenen Wesen machen. Der Mensch hat daher kein wichtigeres Interesse, als die beständige Unterhaltung und Verstärkung seiner inneren Wirksamkeit; denn dadurch wird es bei ihm immer lichter, das heißt, sein Geist wird geweckt, sein Herz gefühlvoller gemacht, überhaupt sein Gemüth in einen Zustand der Empfindungen gesetzt, die ihn über den Troß der Alltags-Menschen erheben. Was einzelnen Menschen begegnet, die, wenn sie in einem einsamen Kabinette, in Ruhe und Müßigang erzogen, — träge, unthätig, dumm, ungesellig ꝛc. werden, das würde auch einem ganzen Volke widerfahren, das in thierischer Unthätigkeit lebte. Es sind zur beständigen Unterhaltung der innern Wirksamkeit nur zwei Mittel vorhanden, welche sind: Geschäfte und Zeitvertreib. Zu Geschäften wird der Mensch durch die Noth getrieben, und wenn sie auch sonst nichts Unangenehmes haben, so ermüden sie doch zu sehr, als daß man ihnen beständig obliegen könnte, und haben noch dabei den Nachtheil, daß man sie, wo nicht ganz einsam, doch in zu sehr beschränkter Gesellschaft verrichten muß. Immer anhaltend würden sie den Menschen ungesellig, ja menschenfeindlich machen, und dann auch noch seinen ganzen Gesichtskreis zu eng einschränken; daher ist es nothwendig, daß diese Berufsgeschäfte mit angenehmem Zeitvertreibe abwechseln, und daß dieser die Menschen in größerer Anzahl zusammenbringt, als die Arbeit gewöhnlicher Weise verstattet. Es ist daher nicht nur sehr nützlich, sondern auch wohlthätig, daß weise

Regierungen Sorge tragen, dem Volke bei ihren Beschäftigungen auch einen nützlichen und angenehmen Zeitvertreib zu verschaffen, und besonders einen solchen, der es in großen Gesellschaften vereiniget, wo man die Sitten belacht, aber auch zugleich verbessert. Ueberläßt man dieses dem Zufall, so entstehen daraus allerhand schädliche Folgen; denn die Muße wird Einige auf verderblichen Zeitvertreib führen, Andere werden sich von gewinnsüchtige Menschen zu abgeschmackten, sittenlosen Schauspielen verleiten lassen, welche schlimme Folgen haben müssen; und schon dieserhalb, da der Mensch ein sinnliches Geschöpf ist, gebe man auch demselben überlegte und nützliche Schauspiele. In großen Städten, wo die Anzahl der Müßiggänger schon sehr beträchtlich ist, ist das Schauspiel ein höchst nöthiges Ableitungsmittel von andern frivolen Vergnügungen. Auch muß von den Regierungen darauf gesehen werden, daß sowohl für die gebildetere, als auch für die bei weitem größere geringere Volksklasse das Schauspiel eingerichtet werde, damit die erstere, im Geschmack der höheren Ausbildung, das feine Schauspiel, die letztere dagegen, was in den Volkston paßt, das Lustspiel, überhaupt Spektakelstücke, wobei der gute Geschmack gleichfalls nicht leidet, genießt. Denn wenn man die Menge, deren dringende Arbeit nur zuweilen einen Ruhetag, besonders Sonntag und Montag, zuläßt, nicht durch dergleichen Schauspiele anzieht, so würde sie leicht zu andern rauschenden und nachtheiligen Vergnügungen in Tabagien und auf Tanzsälen zurückkehren und das Schauspiel gar nicht beachten.

Der Mensch ist überhaupt unter keinerlei Umständen lebhafterer Eindrücke und Empfindungen fähig, als bei dem öffentlichen Schauspiele. Der Geist ist nicht nur da den Fesseln des Geschäftslebens entbunden, sondern auch bereit, jeden Eindruck, den

man ihm geben wird, anzunehmen, und freut sich auch schon im voraus darauf. Gewiß ein großer und höchst wichtiger Vortheil, den sich bei andern Gelegenheiten, wo die Menschen aus Pflicht oder Zwang zusammenkommen, ein Redner mit großer Mühe und Kunst kaum verschaffen kann; denn hier ist jeder schon im voraus auf das, was er hören und sehen wird, begierig und zum stärksten Eindruck vorbereitet. Dann wird durch die Menge der Zuschauer, und wo dieses sich zugleich einfindet, durch eine gewisse Feierlichkeit der Sache, die Lebhaftigkeit der Erwartung und jeder Eindruck unglaublich verstärkt. Große und feierliche Versammlungen haben dieses an sich, daß das, was man dabei sieht und hört, in dem Verhältniß der Menge der Zuschauer und der Feierlichkeit des Tages, Kraft auf die Gemüther bekommt. Es hat das Ansehen, daß jeder einzelne Zuschauer das, was alle andere zu gleicher Zeit fühlen, in sich vereinige; denn nichts in der Welt ist ansteckender und kräftiger wirkend, als Empfindungen, die man an einer Menge Menschen auf einmal wahrnimmt. Dieserhalb sind öffentliche Schauspiele, vorzüglich aber diejenigen, die bei feierlichen Gelegenheiten und mit einigem in die Augen fallenden Aufwande oder einiger Pracht gegeben werden, die geschicktesten Gelegenheiten auf ein ganzes Volk die stärksten, lebhaftesten, folglich auch die wirksamsten, Eindrücke zu machen. Ein alltägliches Schauspiel, und besonders ein solches, welches zu sichtbar das Gepräge einer ärmlichen Privatveranstaltung hat, verliert einen großen Theil dieser Wirkung, besonders wenn die Anzahl der Zuschauer geringe ist. In Griechenland und Rom gab man anfangs die Schauspiele bloß an großen Festtagen, und sie thaten hier die größte Wirkungen. Unsere scenischen Schauspiele verlieren freilich einen großen Theil der Wir-

kung, die sie haben könnten, wenn sie mit mehr Vorsicht und Ueberlegung gewählt würden. Abgesehen nun von dem, was geschehen könnte, wollen wir voraussetzen, daß wenn dem zum Drama vorbereiteten Zuschauer ein Schauspiel vorgestellt wird, daß nach seinem Inhalte lehrreich und wichtig ist, das in seinem Verstande wichtige Vorstellungen, in seinem Herzen große und edle oder doch nützliche Gesinnungen und Bewegungen rege macht; daß er Menschen handeln sieht, deren Grundsätze und Gesinnungen er sich zum Muster nehmen oder zur Warnung dienen lassen kann, daß er Handlungen gewahrt, deren Rechtschaffenheit und edle Größe sein Herz mit Liebe für die Tugend entflammt, oder auf der andern Seite abschreckende Beispiele von Niedrigkeit, Abscheuligkeit und den traurigen Folgen des Lasters giebt, so kann man gewiß nicht an der großen Wichtigkeit des Schauspiels zweifeln; auch wird kein Unterrichteter, kein Gebildeter, einem solchen Schauspiele die höchste Nützlichkeit absprechen, sondern er wird dem Aristoteles Beifall geben, der demselben die erste Stelle unter den Werken des Geschmacks anweiset. Um den Schauspielen aber auch wirklich die Richtung zu geben, daß sie vortheilhaft und heilsam auf das Publikum wirken, will Sulzer, daß sie von den Regierungen nicht als Privatanstalten geduldet oder geschützt, sondern als wirklich wichtige öffentliche Einrichtungen besorgt und durch Gesetze gehörig eingeschränkt würden. Dieser Vorschlag hat nach ihm keine Schwierigkeiten, weil er keinen bedeutenden Aufwand erfordert, als etwa ein öffentliches Gebäude zu diesem Zwecke. Verständige und redliche Männer sollen hier die Aufsicht, wenigstens wechselsweise, und auf eine gewisse Zeit, ohne Belohnung, auf sich nehmen. Die öffentlichen Schauspiele sollen dann auf gewisse Tage eingeschränkt werden, das heißt, nur in

Provinzialstädten — denn die täglichen Vorstellungen für die Menge reicher und wohlhabender Müßiggänger in großen Städten, gehören nicht hier her — und dann vorzüglich auf Tage der Feier und Erholung, an welchem ohne dies die wenigsten Einwohner Geschäfte treiben. Hier hat Sulzer wohl nicht den Aufwand berechnet, den ein solches Unternehmen den Staat kosten würde. Abgesehen von dem Gebäude, welches sich leicht finden würde, müssen doch die Schauspieler und Schauspielerinnen, der ganze Theateranhang, die Maschinerien, Dekorationen, Costüme ꝛc. bezahlt werden, und wo sollte dieser Fonds hergenommen werden, da die Einnahme an nur bestimmten Tagen nicht hinreichen würde, den Aufwand zu decken; daher wird es immer gerathener bleiben, in Provinzialstädten, wo kein stehendes Theater ist, welches sich durch die Einwohner erhält, herumziehende Schauspielergesellschaften oder Privat-Theater-Unternehmer ihr Wesen treiben zu lassen, nur unter gehöriger Aufsicht der Polizei, damit das Theater nicht in Sittenlosigkeit ausarte, und man wird dann den Zweck, den Einwohnern ein Vergnügen zu verschaffen, besser und nicht auf Kosten des Staates erreichen.

Nach dieser vorläufigen Ansicht des Schauspiels, als Wirkung zum Vergnügen, auch auf das Gemüth und die Moralität eines Volkes, komme ich nun zu dem Drama selbst. Schauspiel heißt in der Umgangssprache diejenige Unterhaltung, welche Darstellungen aus dem wirklichen Leben, im komischen und tragischen Gewande, gewähren. Also eigentlich, im weitesten Verstande, die zur Darstellung bestimmte dramatische Dichtung, von welchem Inhalte und welcher Form sie auch seyn mag; im engeren Verstande aber diejenige Gattung von Drama, welche zwischen die Komödie und die Tragödie fällt, indem sie, ohne den Eindruck des tragisch Erhabenen zu

ihrem Endzweck zu machen, den Zuschauer durch die Verwickelungen einer ernsten Handlung zu Besorgniß und Mitleid bewegt, und zuletzt das beunruhigte Gemüth durch einen glücklichen Ausgang erfreut. Man nennt dergleichen dramatische Produkte auch Rührspiel, Fr. Comédie attendrissante ou larmoyante, auch Rettungskomödie. Diese Art Dramen machten besonders zu Ende des verwichenen und in dem ersten Lüstre dieses Jahrhunderts große Epoche, weil die durch eine lange Ruhe mehr entkräfteten Gemüther sich dem Rührenden so gern hingaben, und hier, bei dieser dramatischen Zwitterart, so ganz ihre Rechnung fanden; denn zu dem Ernste und der Erschütterung der Tragödie fehlte es ihnen an Kraft; da das erhabene Unglück der Hauptpersonen in der Tragödie bis zur Möglichkeit einer ernsten und genußreichen Betrachtung zu objectiviren dies verlangt. Das Rührspiel unterscheidet sich daher von der Komödie oder dem Lustspiele, durch den Ernst der Handlung, der jedoch durch komische Einzelnheiten unterbrochen seyn kann; von der Tragödie mit glücklichem Ausgange hingegen dadurch, daß der Eindruck des Erhabenen wegfällt, welchen jene entweder durch die Handlung selbst, oder durch die heilbringende Entwickelung hervorbringt. Um diesen Unterschied sich deutlich zu machen, denke man an die Iffländischen und Kotzebuischen Rührspiele, z. B. die Hagestolzen, Verbrechen aus Ehrsucht, und die Fortsetzung dieses Stücks, unter dem Titel: Bewußtseyn; die Sonnenjungfrau ꝛc. und auf der andern an Voltaire's Merope, und an Calderon's das Leben ein Traum; das zuletzt genannte ist jedoch noch mit größerem Rechte, als Merope, Tragödie zu nennen, wenn gleich der Dichter es nur Drama genannt hat.

Bei den Griechen und Römern waren die

Schauspiele nicht das, was sie für unser gegenwärtiges Publikum zu seyn pflegen, oder doch vor mehreren Decennien waren, nämlich nur etwa eine zweideutige Belustigung des Volkes oder ein bloßer Zeitvertreib für reiche und müßige Leute, oder durch welchen ein unruhiger, in einer Stadt zusammengedrängter Pöbel von unnützen und gefährlichen Unternehmungen abgehalten wird. Das Theater war vielmehr bei diesen Nationen, was es auch für uns, überhaupt überall seyn sollte, eine Schule der Weisheit, der Tugend und Klugheit in den verschiedenen Lagen des menschlichen Lebens. Dann war auch das Schauspiel bei ihnen ein Theil des öffentlichen Gottesdienstes; denn die Komödien, so wie alle Theaterspiele mußten die Feste der Götter verherrlichen helfen. Man bediente sich daher ihrer als eines kräftigen Mittels zur Beförderung der Ehrfurcht gegen die Götter, zugleich aber auch zur Vermehrung des Patriotismus. Die dramatische Dichtkunst war daher eine sehr wichtige Angelegenheit, für die sich der Staat selbst interessirte, weil er sie, außer dem damit verknüpften Vergnügen, zur Ausführung seiner Zwecke sehr nützlich fand, um so mehr, da hier Politik und Religion Hand in Hand gingen. Zur Erreichung dieses wichtigen Endzweckes ward Alles aufgeboten, was die Gemüther der Zuschauer unterhalten, erweichen und bis zur Erregung mancher Leidenschaften rühren konnte. Man bediente sich hierzu der Musik, der Tänze, der dramatischen Spiele, deren Inhalt aus der Religion oder vaterländischen Geschichte hergenommen war, der prachtvollen Verzierungen des Theaters, feierlicher Gelegenheiten, bei welchen die Schauspiele aufgeführt wurden, und endlich der großen Menge Zuschauer, die man zu diesen unentgeldlich und auf öffentliche Kosten gegebenen Schauspielen zu locken wußte, und wo

der Anblick auf jeden, der daran Theil nahm, einen bedeutenden Eindruck machen mußte. Hierzu kam noch die besondere, für ein so ungeheures Theater, das an 80,000 Menschen fassen konnte, hinlänglich starke und der Handlung genau entsprechende Deklamation. Aus dem Allen läßt sich erklären, wie die Schauspiele, besonders bei den Griechen, oft so außerordentliche Wirkungen haben hervorbringen können, und warum diese Nation, besonders die Athenienser, den Schauspielen fast bis zur Ausschweifung ergeben waren, und sie so hoch schätzten, daß sie es für rühmlicher hielten, die Bühne als Schauspieler zu betreten, als sich mit andern Gegenständen zu beschäftigen, die der Religion und dem Vaterlande gewidmet wären. Dies letztere gilt besonders von der Tragödie, welche Stoff und Kolorit gemeiniglich aus der Religion hernahm, so daß die darin vorgestellten Handlungen und Begebenheiten dadurch ein wichtiges Ansehen und einen mächtigen Eindruck bekamen.

Weil die Griechen Erfinder der Schauspiele waren, denn vor ihnen hatte sie, so viel man weiß, kein Volk, so konnten ihre dramatischen Vorstellungen beim Entstehen weder den Nutzen stiften, noch die glänzende Einrichtung haben, die sie erst später erhielten; s. auch weiter unten.

Da das dramatische Schauspiel einem versammelten Volke eine interessante Handlung vom Anfange bis ans Ende zeigt, so wurden auch die Griechen sehr früh schon darauf geleitet, wie das Theater und auch die Einrichtung des Drama beschaffen seyn müsse. Sie gewahrten leicht, daß diese Handlung der Zuschauer wegen, die nicht Tage lang auf dem Theater seyn konnten, nicht zu lange dauern, sondern auf eine Zeit von einigen Stunden eingeschränkt werden müsse, jedoch so, daß die Zuschauer das Unnatürliche der Kürze, in welche eine, einen Tag

lang dauernde Handlung eingeschlossen wurde, nicht merkten, sondern durch die Veränderung der Scenen und andere Mittel getäuscht werden mußten; jedoch waren in dieser Absicht die Alten eingeschränkter, als wir. Die Schaubühne ward bei ihnen nie leer, indem der auf dem Theater der Alten übliche Chor immer zugegen war, da im Gegentheil bei uns die Bühne nach jedem Aufzuge leer bleibt, und dadurch verursacht, daß man einigermaßen das Gefühl des Zeitmaaßes der Begebenheiten, die dazwischen geschehen, verliert; jedoch scheint auch auf der andern Seite diese Unterbrechung der Handlung auf unsern Theatern gegen die Natur der dramatischen Darstellung zu seyn, weil der Zuschauer dadurch weit leichter aus seiner Täuschung gerissen wird, so sehr man auch bemühet ist, diese Zwischenzeit durch Musik und Tanz oder Ballet auszufüllen. Es ist übrigens merkwürdig, daß in einigen Stücken der Alten die Handlung nach dem zweiten Akte abgebrochen und die Fortsetzung des Stückes erst verschiedene Stunden nachher erfolgt ist. Diese besondere Einrichtung mancher Stücke gründet sich auf die individuelle Beschaffenheit des Stücks, und war also nicht unnatürlich. Aristophanes liefert uns davon im Plutus ein Beispiel, wo zwei Akte den ersten Abend, die folgenden aber erst am Morgen gespielt wurden, in der Zwischenzeit geht Plutus in den Tempel des Aesculaps und bringt daselbst die Nacht zu. Terenz in seinem Heavtontimorumnos, den er aus dem Menander entlehnte, giebt ein anders Beispiel. Hier hörte ebenfalls die Handlung, welche am Abend angegangen, so bald die Gäste des Chremes den Abendschmaus auf dem Theater begannen, nach dem zweiten Akte auf, die Zuschauer gehen einstweilen nach Hause, wo auch sie die Dionysien bei einer guten Tafel feiern und erst mit anbrechendem Tage wieder

ins Theater gehen, wo dann, der Natur des Stückes gemäß, erst die übrigen Theile der Handlung vorgestellt werden. Die Alten beobachteten in ihren dramatischen Vorstellungen in Ansehung des Ortes diese Regel unverbrüchlich, daß die Bühne nur einen und denselben Ort vorstellte, an welchem Alles, was vor den Augen des Zuschauers geschah, auch geschehen mußte. Diesen einzigen Ort behielten sie, wie so eben bemerkt worden, die ganze Vorstellung hindurch, und was als geschehen erkannt werden mußte, welches aber an diesem Orte nicht geschehen konnte, kam in Erzählung vor. Diese genaue Beobachtung der Einheit des Ortes wurde den Alten leichter, als den Neuern, weil erstere gewöhnlich einfachere Handlungen vorstellten, als diejenigen sind, welche die neuern theatralischen Dichter zu wählen pflegen. Aeschylus, Sophocles und Euripides bemerkten, daß eine sehr einfache Handlung, wo Alles auf einer Stelle geschieht, sowohl durch die Personen, als durch die sich äussernden Gedanken und Empfindungen das höchste Interesse gewähren können; sie wußten daher den Mangel des Mannigfaltigen in Ansehung der äußern Handlung, durch um so größere Mannigfaltigkeit und durch die Wichtigkeit dessen, was sich in dem Gemüthe zuträgt, reichlich zu ersetzen. Drei oder vier Personen konnten fast, ohne von der Stelle zu rücken, den Zuschauern ein wichtiges Schauspiel vor Augen stellen. Diese einfache Handlung, da nur ein einziges Interesse vom Anfange bis zum Ende vorkommt, welches durch keine Nebenhandlung oder Episode unterbrochen wird, hat man die Einheit der Handlung genannt; sie macht also mit der Einheit der Zeit und des Ortes, wovon bereits oben Erwähnung geschehen, die drei so bekannten Einheiten des Dramas aus, auf welche die alten Schauspieldichter so sorgfältig bedacht waren, und die von Ari-

stoteles als wesentliche Vollkommenheiten des Drama erfordert werden, die aber jetzt leider mehr denn zu sehr vernachlässiget werden; s. auch weiter unten.

Dem glücklichen Genie der Griechen, das jeden Gegenstand des Geschmacks in seiner höchsten Vollkommenheit zu erblicken fähig war, hatten auch die Römer, und auch wir haben es ihm zu verdanken, daß aus einer anfangs nur rohen Nachahmung eine Kunst erwachsen ist, die jetzt einen ziemlich hohen Gipfel erreicht hat.

Das Drama überhaupt stellt Handlungen in der Absicht vor, damit eine versammelte Menschenmenge einen vergnügten und lehrreichen Zeitvertreib habe. Nicht eine jede Handlung ist hierzu geschickt; nur diejenigen, welche für die Zuschauer etwas Ergreifendes und Anlockendes haben. Hieraus entsteht die erste Eigenschaft des Drama, nämlich: es muß eine den Zuschauern wichtige Handlung vorstellen. Wir nennen eine Handlung oder einen Gegenstand wichtig, wenn er unsere Aufmerksamkeit nicht bloß zu speculativen Betrachtungen reizt, oder uns einen bloß vorübergehenden Genuß verschafft, sondern er muß auch eine Wirkung auf unsere Thatkraft haben, uns nicht bloß angenehme oder unangenehme Empfindungen verschaffen, sondern wirklich eine Angelegenheit für uns werden. Es giebt Gegenstände, die wir zwar mit einigem Vergnügen betrachten können, woran wir aber keinen starken Antheil nehmen; wir sehen sie zwar an, ergötzen uns auch wohl über die Veränderung derselben, bleiben aber im Uebrigen dabei gleichgültig, was die Sache für einen Ausgang nehmen wird. Es giebt aber auch Gegenstände, die unsere ganze Aufmerksamkeit fesseln, die Wünsche und Hoffnungen in uns erregen, wobei wir das höchste Interesse zeigen, uns bekümmern, was für einen Ausgang die Sache nehmen wird, ja selbst in der aufgeregten

Phantasie eine gewisse Thätigkeit beweisen, etwas zu dem Ausgange der Sache beizutragen; und so muß auch die Handlung seyn, die bei einem Drama zum Grunde gelegt wird. So machten es die Griechischen Dichter, die den Gegenstand ihrer scenischen Schauspiele aus ihrer vaterländischen Geschichte hernahmen. Hierdurch wurden sie national und aus derselben Ursache äußerst wichtig. Was daher dergleichen Bewegungen im Menschen erregen können, ist ein würdiger Gegenstand des Drama. Wie groß übrigens dieses Feld ist, wird jedem leicht einleuchten, da man Alles, was den Menschen in allen Ständen, Verbindungen und Lagen angeht, hineinziehen kann oder ein würdiger Gegenstand des Drama ist. Homines sumus, humani nihil a nobis alienum putamus, ist eine Regel, nach welchem dasjenige, was ein Drama wichtig machen kann, beurtheilt werden kann. Die zweite Eigenschaft einer Handlung, die bei einem Drama zum Grunde gelegt werden soll, ist, daß sie bei den Zuschauern keinen widrigen Eindruck mache, das ist, die Handlung muß in so fern wichtig seyn, daß sie uns für Recht und Tugend einnimmt. Wenn daher der dramatische Dichter aus Muthwillen oder aus boshaftem Herzen, oder auch bloß aus Unkunde, der Handlung eine solche Richtung giebt, daß sie, wenn auch der Tugend nicht nachtheilig, doch wenigstens derselben nicht zum Vortheil gereicht, so handelt er seiner Bestimmung zuwider. In diesen Fehler fallen besonders viele komische Dichter, indem sie Handlungen wählen, welche die Zuschauer für die Bosheit und das Laster interessiren Der Dichter muß eine solche Handlung wählen, die für fein fühlende Menschen von gereinigtem Geschmack hinlänglichen Reitz hat. Hier steht ihm die ganze Natur zu Gebote. Er kann aus der Geschichte eine Menge von Handlungen heraushe-

ben, die durch die Schicksale und Charaktere der handelnden Personen die Zuschauer interessiren, er muß aber auch selbst reich an Empfindung seyn, wenn seine Schilderung nicht frostig, nicht in Kälte ausarten soll. Es brauchen nicht immer große Handlungen zu seyn, doch solche, die durch ihre Folgen die Zuschauer fesseln. Daß ein Mensch durch die falschen Vorstellungen von der Bahn der Tugend abgezogen wird, und sich zuletzt in das äußerste Verderben stürzt, ist, an sich betrachtet, nur eine kleine Handlung, wie interessant macht sie aber nicht Lillo in dem Kaufmann von London. Ein Drama wird besonders dadurch wichtig, wenn es uns helle Aussichten in das Innere des menschlichen Herzens giebt; denn dieses ist gerade der Hauptpunkt, worauf sich das Interesse einer Handlung gründet und wodurch unsere Aufmerksamkeit in einer beständigen Beschäftigung unterhalten wird. In wiefern die Handlung einer Tragödie oder Komödie wichtig werde, wird weiter unten gezeigt werden. Die dritte allgemeine Eigenschaft einer Handlung, die zum Drama geschickt seyn soll, ist, daß sie auf eine gewisse Kürze der Zeit eingeschränkt ist; denn Niemand kann Tagelang auf einer Stelle stehen und einer Handlung mit unverwandten Augen zusehen. Eine jede Handlung hat ihren Anfang, Fortgang und Ende; wenn nun die Dauer derselben so lang ist, daß das Alter eines Menschen kaum hinreicht, sie zu überleben, wie kann sie den Zuschauern auf der Bühne wahrscheinlich vorgestellt werden; dann muß die Handlung auch so beschaffen seyn, daß sie den Geschmack und die Delicatesse der Zuschauer nicht beleidiget; denn einige Handlungen sind ihrer Natur nach so scheuslich, daß sie das Auge beleidigen. Horaz giebt die Regel:

Non tamen intus
Geri digna promes in scenam, multaque tolles

Ex oculis, quae mox narret facundia praesens.
Ne pueros coram populo Medea trucidet
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus.

Einige Engländer haben sich über diese Regel hinweggesetzt und die grausamsten Ermordungen, so auch Entehrungen und andere Ungezogenheiten auf der Bühne vorgehen lassen, und einige Deutsche Dichter sind ihnen hierin treulich nachgefolgt; allein solche Handlungen empören den Zuschauer, aber interessiren nicht.

Was nun die äussere Oekonomie des Dramas anbetrifft, worunter man die Anlage der Begebenheiten, als den besonderen Theil einer Handlung, wie sie zusammengenommen ein Ganzes ausmacht, verstehet, so müssen alle diese ihre Beziehung auf das Ganze der Handlung haben. Die Kunstverständigen rechnen hierher die sogenannten drei Einheiten, der Handlung, der Zeit und des Ortes. Die Einheit der Handlung in einem Drama besteht darin, daß nur ein einziges Interesse vom Anfange bis zum Ende vorkomme, (s. auch oben), das durch keine zufällige Nebenhandlungen unterbrochen wird, sondern auf welches sich alle Episoden beziehen. Wenn man Acht hat, wie die menschlichen Handlungen zur Wirklichkeit kommen, so kann man darüber folgende Beobachtungen, die zum gegenwärtigen Zwecke gehören, anstellen. Der Mensch handelt mit Ueberzeugung, mit Wahl und Willen; er handelt auf irgend einen Endzweck, wählt sich Mittel und macht sich Pläne seinen Zweck zu erreichen. Hier gewahrt man ein Ende oder eine Hauptbegebenheit, die mit andern untergeordneten Begebenheiten oder Vorfällen, durch das Verhältniß von Wirkung und Ursache verbunden ist. Betrachtet man die untergeordneten Begebenheiten, so kann man bei keiner derselben stille stehen, weil sie bloß Mittel sind, die zu einem gewissen Zwecke füh-

ren; dahingegen verweilen wir mit Vergnügen bei der Hauptbegebenheit, weil da die Absicht, der Plan und das Ziel der handelnden Personen erreicht ist. Man kann nun leicht das hier Gesagte auf das Drama anwenden. Aristoteles fordert dazu eine vollständige Handlung, das ist, die ihren Anfang, Mitte und Ende hat. Der dramatische Dichter fängt an, diejenigen Umstände zu beschreiben, in welchen sich die Hauptperson befand, da sie einen Plan machte, um gewisse Begebenheiten hervorzubringen. Die Ausführung des Plans zieht den Zuschauer in die Mitte der Handlung; hier entdecken sich Hindernisse, die der Ausführung entgegen stehen; der Zuschauer geräth darüber in Feuer und seine Aufmerksamkeit wird durch Erwartung der Dinge, die da nachkommen sollen, in Bewegung gebracht. Hier ist die Mitte der Handlung, wo sie am meisten verwickelt wird; und endlich wird der Plan, oder vielmehr die Begebenheit, wozu alles angelegt worden, ausgeführt. — Auf diese Weise hängt in einem Drama Alles zusammen; alle untergeordnete Begebenheiten beziehen sich auf einen gewissen Endzweck und machen nur eine Handlung aus. Es ist also allemal ein Fehler an einem Drama, wenn eine doppelte Fabel darin zum Grunde liegt, indem dann zwei Reihen von Begebenheiten vorgestellt werden, die nicht mit einander verbunden sind. Man verstattet zwar, der Mannichfaltigkeit wegen, Nebenhandlungen einzuschieben, sie müssen aber alle mit der Haupthandlung genau verbunden seyn. Sobald man eine Scene aus einem Drama weglassen kann, ohne daß die Handlung in ihrem Fortgange dadurch gestört wird, so ist es ein Fehler, und wenn sie, allein betrachtet, noch so viele Schönheiten hätte. Der dramatische Dichter muß sich also hüten die Regel der Einheit zu übertreten.

Wenn ferner eine Handlung geschieht, so geschieht sie nur zu einer Zeit und an einem Orte. Auf beide Stücke muß der dramatische Dichter sein Augenmerk richten. Beim Zergliedern eines Dramas findet man eine Kette von Begebenheiten, von welcher jeder Auftritt ein Glied ist; sie müssen also durch eine gewisse Zeitfolge aufeinander folgen. Der Dichter muß sie also so zusammenfügen, daß es dem Zuschauer wahrscheinlich wird, daß die Begebenheit wirklich in der Zeit, da er sie auf der Bühne vorgestellt sieht, natürlich habe geschehen können; denn wenn eine Person in dem ersten Auftritte als ein Kind, und in dem letzten, als ein alter Mann erscheint, so fühlt der Zuschauer das Unnatürliche, und der Eindruck, den die Vorstellung auf ihn hätte machen können, wird geschwächt. Die Handlung kann nun zwar an sich betrachtet, so beschaffen seyn, daß sie eine längere Zeit erfordert, als sich der Zuschauer im Theater aufhält. Hier ist es dem Dichter erlaubt, die Handlung auf eine kürzere Zeit einzuschränken; denn er stellt nicht die Natur vor, sondern ist nur ein Nachahmer derselben; allein diese Verkürzung muß nicht den Regeln der Wahrscheinlichkeit entzogen seyn. Wenn daher ein Frauenzimmer im ersten Aufzuge als Jungfrau erscheint, und im dritten schon ein säugendes Kind hat, so wird Niemand begreifen, wie sie in so kurzer Zeit zu der Ehre Mutter zu seyn, habe gelangen können; denn hier ist der Abstand der Zeit zu merklich. Wenn aber z. B. zum Fortgang der Handlung nöthig ist, das gewisse Personen herbeigerufen oder daß gewisse Nachrichten von einem andern Orte her eingeholt werden sollen, da kann man immer eine kürzere Zeit setzen, als in der Natur nöthig ist; denn der Zuschauer fühlt den Abstand der Zeit nicht, daher haben einige Kunstrichter die Regel gegeben, daß eine

Handlung, wozu ein ganzer Tag nöthig ist, bequem in ein Paar Stunden vorgestellt werden kann, ohne daß die Zuschauer das Unnatürliche dieser Verkürzung merken. Man beruft sich hierbei auf die Beispiele der Alten, bei denen der Schauplatz nie leer ward, weil der Chor immer zugegen war, wir aber lassen nach jedem Aufzuge die Bühne leer, hierdurch verliert man einigermaaßen das Gefühl des Zeitmaaßes der Dinge, die dazwischen geschehen; wird aber die Handlung durch die Länge der dazwischen verflossenen Zeit ganz unterbrochen, so ist es gegen die Natur der dramatischen Vorstellung. Noch nachtheiliger ist es, wenn die Zwischenzeit mit ganz andern Gegenständen, als Balleten, Zwischenspielen, Musik ꝛc. ausgefüllt wird; denn hier wird die Handlung ganz vereitelt. Die Regel von der Einheit der Zeit ist daher keine bloß willkührliche Erfindung, sondern sie liegt in der Natur der dramatischen Vorstellung. Die neuern dramatischen Dichter haben nun zwar die Nothwendigkeit dieser Regel in der Theorie einsehen; allein sie weichen in der Anwendung oft davon ab, indem sie vorgeben, und wohl nicht mit Unrecht, diese Einheit der Zeit und des Ortes war bei den Griechen und Römern wegen der Einrichtung ihrer Bühne, der steten Anwesenheit des Chores durchaus nöthig; allein bei uns hält man hierauf jetzt weniger strenge, und die neuere Einrichtung unserer Bühne verstattet dem Dichter mehrere Freiheiten, sobald die Beibehaltung der nämlichen Scene und eine zu strenge Beschränkung der Zeit größeren Schönheiten im Wege stehen würde. Hierüber wird es nöthig seyn einige Worte zu sagen. Wie bekannt, war das Drama in Griechenland aus den Hymnen zur Ehre der Götter entsprungen, Thespis führte zwischen diesen Theilen des Gesanges einen Schauspieler auf, theils den Sänger abzulösen, theils

auch der Mannigfaltigkeit wegen. Das Amt dieses Schauspielers war, das Subject des Gesanges historisch zu erklären und bei Gelegenheit die Personen selbst vorzustellen. Aeschylus fügte noch einen Schauspieler hinzu und erfand den Dialog, woraus dann das eigentliche Drama entstand. Die Zahl der Schauspieler wurde vermehrt, zuweilen mischte sich auch der Chor in das Gespräch, und auf diese Weise mußte nothwendig die Einheit der Zeit und des Ortes beobachtet werden, weil keine Gelegenheit da war, beides zu verändern. Da wir nun den Chor fahren liessen, so bekamen unsere Dichter Gelegenheit die Vorstellung durch Zwischenräume der Zeit zu trennen, während welcher Zeit die Bühne ganz leer ist und das Schauspiel gleichsam stille steht. In so fern nun beweiset das Beyspiel der Griechen und Römer nichts gegen die Freiheit, die sich unsere neuern Dichter nehmen. Wir gründen diese Regel aber auch nicht auf das Beispiel der Alten, sondern auf die Natur der Sache. Allein auch dagegen werden Einwendungen gemacht. Sie vergleichen ein Schauspiel mit einer Reihe historischer Gemälde und jedes derselben mit einem Akt in denselben. In jedem Gemälde muß nun zwar die genaueste Einheit der Zeit und des Ortes seyn, und so auch in jedem Akte; allein wenn wir eine Reihe solcher Gemälde in einem Fortgange sehen, so meinen sie könnten wir uns ohne Schwierigkeit vorstellen, das zwischen den Subjecten zweier verschiedenen Gemälde Monate und Jahre vergangen sind, obgleich der Zwischenraum der Zeit, in welchem wir von dem einen zum andern übergehen, fast unmerklich ist; allein diese historischen Gemälde sind auch nicht Theile einer einzigen Handlung. — Zugegeben, daß man diese Regel der Einheit der Zeit zuweilen überschreiten kann, wenn die Einheit der Handlung nicht

dadurch unterbrochen wird, sonst ist es allemal ein Fehler. Ferner sagen diese Kunstrichter: so leicht sich der Zuschauer bewußt seyn kann, daß der Schauspieler nicht die Person selbst ist, die er vorstellt; daß die Bühne selbst nicht der Ort ist, wo die Handlung vorgeht, so leicht kann er sich auch vorstellen, daß während der Zeit, als er in dem Schauspielhause ist, eine lange Reihe von Jahren verflossen sind; allein auch hier wird jeder selbst beurtheilen können, ob ihm die letzte Täuschung so leicht zu erhalten sei, als die erste; denn sobald die Einheit der Handlung, als das wesentliche Stück des Drama zerrissen wird, so ist es allemal ein Fehler. Ueberhaupt muß man die wirkliche Zeit der Vorstellung von der scheinbaren Zeit des Verlaufs der ganzen Handlung unterscheiden.

Was nun die Einheit des Orts anbetrifft, so muß das Drama so beschaffen seyn, daß auch an dem Orte, wo wir die handelnden Personen sehen, nichts Widersprechendes ist. Was oben von der Zeit gesagt worden, läßt sich mit kleinen Veränderungen auch auf den Ort anwenden, daß durch die Verzierungen auf der Bühne die Täuschung hierin leicht erhalten werden kann, ist wohl ohne Erinnerung klar. So können wir sie auf einem öffentlichen Platze, in einem geheimen Zimmer an irgend einem großen Orte, in einer Residenz, bei Nacht und bei Tage handeln sehen, und finden nichts Widersprechendes, ob wir auch gleich dabei bewußt sind, daß wir nicht wirklich an dem Orte zugegen sind. Die Alten waren darin genauer. Ihre Bühne stellte allemal einen Ort vor, an welchem Alles, was vor den Augen geschah, auch natürlich geschehen konnte, und diesen Ort behielten sie die Vorstellung hindurch ganz unverändert bei. Die neuern Dichter binden sich weniger an diese Regel, sie stellen oft dem Auge des Zuschauers eine Handlung so

vor, daß es unmöglich wird, den Ort durch die ganze Handlung beizubehalten. Man gewahrt oft einen Theil derselben auf einem öffentlichen Plaße, und einen andern in einem geheimen Zimmer. Eine solche Veränderung ist aber zu merklich und auffallend, der Dichter muß daher öftere Veränderungen des Ortes der Scenen während der Aufzüge wo möglich zu vermeiden suchen, wenigstens müssen sie nicht so plötzlich und unwahrscheinlich geschehen, daß sie die Täuschung der Zuschauer stören und das Interesse vermindern können.

Es kann nun ein Drama alle diese Einheiten haben, und doch höchst elend seyn; daher wird es nöthig seyn, hier anzuführen, durch welche innere Stücke die Handlung als interessant vorgestellt werden kann. Um dem dramatischen Gange Zusammenhang zu geben, muß der Ausarbeitung eines dramatischen Gedichtes ein wohl überdachter, in allen seinen Einzelheiten geordneter Plan vorausgehen. In der Ausführung muß man alles Widersprechende, Gekünstelte und Unwahrscheinliche; dann Reden, welche weder in der Handlung, noch in dem Charakter der Personen ihren Grund haben, vermeiden; denn nichts thut der Wirkung eines dramatischen Gedichtes auf der Bühne mehr Schaden, als gedehnte und überflüssige Unterredungen, die den Fortgang der Handlung aufhalten; auch die glänzendsten Denksprüche können den Zuschauer für eine auf solche Weise hingehaltene Erwartung nicht entschädigen. In dem Verfolg der Handlung muß die Neugierde immer durch neue Veränderungen gereizt werden. Je unerwarteter die Begebenheiten dem Zuschauer sind, ohne daß sie die Gesetze der Wahrscheinlichkeit beleidigen, um so mehr Vergnügen findet er. Dabei aber muß der Zuschauer durch Begebenheiten nicht überhäuft werden, der Gang der Handlung muß zu-

weilen stille stehen, um alles Vergangene zu übersehen und neue Erwartungen des folgenden zu bilden; der Dichter muß auch darauf sehen, daß die Erwartung des Zuschauers vollkommon befriediget werde; jede Hauptbegebenheit muß also in dem vorhergehenden gehörig vorbereitet seyn, und der Dichter darf nicht mehr Anlage machen, als er wirklich leistet. Vernachläßiget er diese erste Vorsicht, so wird der Zuschauer überrascht, er weiß aber nicht woher es kommt; denn der Eindruck geht eben so schnell wieder vorüber, als er gekommen war. Keine Person in einem Drama, keine Scene darf ganz unnütz seyn; denn wenn er auch dieses nicht beobachtet, so wird der Zuschauer mißvergnügt, daß man ihm mehr versprochen, als geleistet habe.

Das Schauspiel muß nicht nur unterhalten, sondern auch belehren. Es muß uns so zu sagen das Innere des Herzens entfalten, es muß den Geist beschäftigen und das Gemüth zur Wirksamkeit reitzen. Wenn das Drama die Zuschauer leidenschaftlich anzieht, so hat es keine andere Absicht, als sie vom Bösen abzuhalten. Eine Hauptpflicht des Dichters ist die handelnden Personen solche Aeußerungen ihrer Empfindungen geben zu lassen, die aus der gegenwärtigen Lage der Umstände natürlich in ihnen entstehen konnten. Keine weit hergesuchte Sentenzen, und wenn sie auch noch so moralisch gut wären, passen hierher, sie müssen aus der Sache selbst erzeugt werden.

Die Situationen in einem Drama sind zweierlei, einige reitzen bloß die Neugierde, andere dienen dazu, unser Herz zu prüfen und jede Empfindung, deren es fähig ist, darin rege zu machen. Man lernt sein Herz nie besser kennen, als wenn man auf die Empfindungen immer Acht hat, die in uns entstehen, wenn wir andere Personen, die uns inter-

essiren, in einer gewisse Lage erblicken, der Dichter muß daher die Situation nicht nur angeben, sondern solche auch lebhaft vorstellen, damit unsere Aufmerksamkeit eine Zeitlang darin erhalten werde. Das zweite, wodurch ein Drama wichtig wird, betrifft die Charaktere der handelnden Personen. Jeder Dichter, der sich an das Drama wagt, muß solche aus dem Grunde kennen; denn jede falsche Zeichnung würde störend auf den Zuschauer wirken. Vorzüglich muß der Dichter in den Charakteren der Natur folgen und die Reden und Handlungen der Personen ihren Gesinnungen genau anpassen; vor allen aber nach jener dramatischen Objectivität streben, die uns nur die angeführten Personen nach ihren Gesinnungen und Verhältnissen, nicht aber bloß den Dichter sehen und hören läßt. Die Charakterschilderung ist daher für den dramatischen Dichter ein eben so nöthiger, als schwerer Punkt. Es äussern sich bei den Handlungen so viele kleine äußerliche und innerliche Umstände, wodurch sie genau und individuel werden, daß die größte Behutsamkeit dazu erfordert wird, daß man gerade dasjenige, was die Handlungen am genauesten bestimmt, wähle. Erstens müssen die Sitten, die man einer handelnden Person beilegt, wahrscheinlich seyn, das heißt, sie müssen nicht nur mit den Personen, sondern auch mit Zeit und Umstände harmoniren; denn wenn man einen alten Deutschen so manirlich und höflich reden lassen wollte, als einen heutigen Hofmann, so würde der Charakter nicht am rechten Orte stehen. Zweitens dürfen die Charaktere nicht übertrieben seyn, weder im Guten noch im Bösen. Ist ein böser Charakter übertrieben, so wird er anstößig, ist es ein guter, so wird er phantastisch und keiner thut auf der Bühne die gehoffte Wirkung. Drittens müssen sie national seyn, das heißt, sie müssen besonders für die Zeiten und den

Ort, wo sie vorgestellt werden, schicklich und passend seyn, und endlich viertens müssen sie auch so gezeichnet seyn, daß auch ein Mensch von geringen Fähigkeiten solche fassen kann, wodurch das Drama gemeinnützig wird. Am besten ist es, wenn der Dichter die Charaktere, sowohl im Guten, als Bösen etwas schärfer zeichnet, als sie in der Wirklichkeit sich äußern; allein sie müssen nicht, wie auch schon oben bemerkt worden, in das Phantastisch-Bestandlose übergehen; denn auch hier muß die menschliche Natur treu, wenn auch zusammengedrengter in ihren Aeußerungen dargestellt werden. Hat der Dramatiker die Personen aus der wahren Geschichte genommen, so ertheilt er ihnen ihren historischen Charakter; jedoch steht es ihm frei, in sofern es seinem Zwecke entspricht, ihnen einige von dem Geschichtlichen abweichende Züge beizulegen. Von den Verhältnissen oder Situationen, in welche der Dichter seine Personen versetzt, hängt noch besonders die Aeußerung und Entwickelung ihrer Charaktere ab; deshalb müssen die Situationen auf eine kräftige, wahre und dringende Weise angelegt seyn; denn nicht der Contrast allein, worin die verschiedenartigen Charaktere gegen einander stehen, sondern derjenige, in dem sie zu ihren Situationen sich befinden, dieses Kämpfen und Ringen gegen die Verhältnisse, ja gegen das Schicksal selbst, macht eine dramatische Dichtung so anziehend. Aber auch der Contrast der Charaktere selbst kann sehr vortheilhaft wirken, nur müssen die letzteren nicht allzu abstechend gegen einander, noch allzu ähnlich seyn.

Aus den Hindernissen, welche sich der Haupthandlung des Drama entgegenstellen, entspringt die Schürzung des Knotens, welche in jedem Schauspiele nothwendig ist, falls es die Aufmerksamkeit der Zuschauer erregen soll, jedoch ist die Verwickelung oder Schürzung des Knotens nicht in allen Schauspielen

gleich; in Trauerspielen ist sie besser ganz einfach; denn hier würde ein zu verschlungener Knoten unsere Aufmerksamkeit so sehr beschäftigen, daß der Zweck der Rührung verfehlt würde, indem Nachdenken und Rührung nicht gut neben einander bestehen können. Eine zu vielfache Verwickelung kann aber auch dem Lustspiele schaden, und oft ist es sogar vortheilhaft, den Zusammenhang mancher verwickelten Umstände mehr den handelnden Personen, als den Zuschauern räthselhaft seyn zu lassen, vornämlich wenn durch die Entdeckung die Rührung befördert wird, die allemal stärker und anhaltender wirkt, als flüchtige Ueberraschung. Unter Auflösung wird die Wegräumung und Hebung der Hindernisse, die sich der Haupthandlung in den Weg legten, verstanden. Diese Auflösung darf nie gewaltsam durch einen bloßen Theatercoup geschehen, ihr Keim muß gleichsam schon in der Haupthandlung selbst, in dem Charakter der Personen und in ihren Verhältnissen liegen. Eine Auflösung von fremder Hand ist am wenigsten im freien Drama zulässig. Die Zahl der Personen wird durch ihre Nothwendigkeit zur Ausführung der Haupthandlung bestimmt. Mehrere, als dazu erfordert werden, sind überflüssig und fehlerhaft; denn sie zerstreuen die Aufmerksamkeit des Zuschauers und leiten dieselbe von dem Hauptgegenstande ab, wodurch die Erreichung des Hauptzweckes vereitelt wird. So wie nun der Charakter der dargestellten Person von dem dramatischen Dichter richtig gezeichnet und gehalten werden muß, eben so muß auch das Costüme beobachtet werden, oder das nach dem Zeitalter und den Nationalsitten der dargestellten Personen Uebliche, und dies besonders, wenn der Stoff aus der wahren Geschichte genommen ist. Hier müssen die Sitten, die Denk- und Handlungsweise, die Gewohnheiten und überhaupt Alles, was der Zeit oder der Nation ei-

genthümlich war, und was in die dramatische Dichtung eingreift, möglichst beobachtet und dargestellt werden. Die Kleidung der Schauspieler, was man gewöhnlich im engeren Sinne Costüme nennt, und die Verzierungen der Bühne müssen dem gleichfalls entsprechen, wenn die Täuschung der Zuschauer über die Wirklichkeit des Drama nicht verloren gehen oder gehindert werden soll.

Die äußere wesentliche Form ist dramatisches Gespräch, das ist, ein solches, wo während und mittelst der Unterredung selbst zwischen den sprechenden Personen eine Handlung oder Veränderung ihres Zustandes entsteht und ausgeführt wird. Das dramatische Gespräch, der Dialog, hat daher eine durch dasselbe auszuführende, gegenwärtig geschehende Handlung zum Gegenstande; daher bewirkt und veranlaßt es die Handlung, ihrer Entstehung und ihrem Verlaufe nach. Ferner muß das dramatische Gespräch die Denkart und den Gemüthszustand der redenden Personen richtig darstellen; sie müssen so sprechen und sich so ausdrücken, wie sie in der Wirklichkeit unter denselben Verhältnissen und bei dem nämlichen Charakter es thun würden; dadurch erhält die Unterredung Mannigfaltigkeit, Wahrheit und Individualität, und daher muß auch der dramatische Dichter höchst aufmerksam auf das Benehmen und die Gemüthsäußerungen der Menschen nach ihren verschiedenartigen Verhältnissen, ihrem Alter und Temperamente seyn. Dann muß der Dialog auch natürlich und einfach seyn, er muß im richtigen Verhältnisse zur Handlung, zu dem höheren oder geringeren Grade der Leidenschaft und zu dem äußeren und inneren Zustande der Personen stehen. Die richtige Führung des Dialogs trägt ungemein viel zur Erhöhung des Interesses bei. Monologe oder Selbstgespräche darf der Dichter nur da einmischen, wo die eingeführte

redende Person in einen so leidenschaftlichen Gemüthszustand oder in ein so vertieftes Nachdenken über sich und ihre Lage gerathen ist, daß der Ausbruch ihrer Empfindungen und Worte, die eigentlich Niemand vernimmt, wahrscheinlich wird. Der Werth der Selbstgespräche ist um so größer, wenn sie zum Fortgange der Handlung oder zur Entwickelung der Leidenschaft des Redenden mitwirken. Die Sprache solcher Monologen muß nicht periodisch und ausführlich, sondern kurz abgebrochen, und gleich den ausgedrückten Gesinnungen stark und forteilend seyn. Durch die Mimik, welche Geberden, Bewegung und Thätigkeit mit der Rede verknüpft, wird die dramatische Vorstellung lebhafter, wahrer und eindrucksvoller; sie muß daher dem Schauspieldichter immer vorschweben, der auf der Bühne Effect zu machen wünscht. Gespräch und Handlung jedes Schauspiels wird übrigens in Aufzüge oder Akte und diese wieder in Auftritte oder Scenen vertheilt. In dem Lustspiele, der Komödie, giebt es gewöhnlich drei Aufzüge, fünf oder einen, selten zwei oder viere. Das Trauerspiel hat gewöhnlich fünf; die ernsthafte Oper zwei oder drei, und die scherzhafte so viel wie das Lustspiel. Die Anzahl und Länge der Scenen ist unbestimmt, weil hier allemal das Bedürfniß des Stoffes entscheidet; eben so unbestimmt ist auch die Zahl der Auftritte oder Scenen, welche zu einem Aufzuge gehören; denn dies richtet sich gleichfalls nach der Beschaffenheit der Handlung und der Schicklichkeit des Aufschubes oder Stillstandes derselben, worin die Abtheilung der Aufzüge immer gegründet seyn muß. Es kann daher ein Akt wenige und kurze Scenen, der andere hingegen viele und längere haben, je nachdem der dramatisch bearbeitete Gegenstand es erheischt. Jeder der Aufzüge oder Akte hat hingegen, wenn das Schauspiel derer meh-

rere enthält, seinen bestimmten Antheil an dem Ganzen. Der erste Aufzug macht den Zuschauer mit dem Inhalte des Stücks, den theilnehmenden Personen und Mitteln, wodurch die Handlung ausgeführt werden soll, bekannt, welches am besten durch Gespräch und Thätigkeit der Personen selbst, nicht durch Beschreibung und Erzählung geschieht. Die Verwickelung der Handlung muß schon im ersten Akte beginnen, um die Zuschauer auf die folgenden begierig zu machen; auch dürfen Personen, von denen im ersten Aufzuge die Rede oder die daselbst vielleicht nicht schon selbst thätig waren, der Regel nach, nicht in den folgenden Aufzügen erscheinen. In den letzteren nimmt die Verwickelung zu, die Handlung wird immer lebhafter, die Aufmerksamkeit und Erwartung der Zuschauer immer gespannter, bis sie durch die Auflösung, welche erst am Schlusse des letzten Aktes erfolgen darf, befriediget werden. Diese Auflösung muß übrigens vollständig seyn und hat sie einmal Statt gehabt, so darf keine neue Verwickelung beginnen, da hierdurch die Einheit der Handlung zerstört werden würde. Uebrigens sind die Auftritte oder Scenen nicht bloß als abgesonderte Abschnitte und Stücke der Aufzüge, sondern als gemeinschaftliche und einwirkende Theile eines Ganzen zu betrachten. Deshalb müssen sie auf das engste mit einander verbunden werden; in dem vorhergehenden Auftritte muß immer der Grund des nachfolgenden, und dieser wieder als eine nothwendige oder doch natürliche Folge des vorhergehenden Auftrittes erscheinen. Ohne hinlänglich angedeutete Veranlassung dürfen überhaupt keine Personen auftreten und abgehen. Auch darf die Bühne am Schlusse eines Auftrittes, der nicht zugleich den Aufzug selbst beschließt, nicht leer bleiben; denn dadurch würde die Handlung sichtbar unterbrochen und ihr Fortgang

unwahrscheinlich werden. Uebrigens muß hier noch bemerkt werden, daß die Benennung Scene einen weiteren Umfang hat, als der Begriff, den wir mit Auftritt verbinden. Unter Scene versteht man nicht bloß den eben genannten Theil einer dramatischen Dichtung und Vorstellung, sondern auch die Bühne selbst, und in noch ausgedehnterem Sinne sogar den Ort und das Land, wo die Handlung des Schauspiels vorfällt.

Nach dieser Einleitung über das Schauspiel oder Drama im Allgemeinen, komme ich nun zu den verschiedenen Arten des Dramas. Man theilt das Schauspiel, in der weitesten Bedeutung des Wortes, in das recitirende Schauspiel, oder Schauspiel schlecht hin genannt, in die Oper und das Ballet. Und versteht dann unter jenem eine theatralische Darstellung, welche ihren Gegenstand hauptsächlich durch Rede und Handlung dem Ohre und dem Auge versinnlicht, welches in der Oper durch Gesang dem Ohr und im Ballet durch Tanz dem Auge, beide jedoch mit Geberdenspiel vereiniget, geschieht. Die verschiedenen Gattungen des recitirenden Schauspiels sind Komödie oder Lustspiel, Schauspiel oder Rührspiel, Tragödie, wovon das bürgerliche Trauerspiel eine Gattung ist, Ritterstücke, dramatisches Idyll, Schäferspiel, auch Waldkomödie genannt, Zauberspiel, Festspiel, Vorspiel, Nachspiel, hierher gehören die Monodrama, Duodrama, Melodrama ꝛc. Die Oper theilt man in ernste, seria, und in komische, buffa, dann ist noch die Operette.

Die Komödie, das Lustspiel, ist die dramatische Vorstellung einer komischen Handlung, deren Vorfälle sowohl, als auch die Sitten und Charaktere der als handelnd dargestellten Personen zur Unterhaltung und Belustigung der Zuschauer dienen. Der Name Komödie ist aus dem Griechischen von

κωμη und ωδη, eigentlich ein Dorflied, hergeleitet; allein in einer eingeschränkteren Bedeutung, ist es, wie schon vorher erwähnt worden, die Vorstellung, welche die Zuschauer auf eine belehrende und belustigende Art unterhält. In den ältesten Zeiten war sie etwas ganz anders, als was sie jetzt ist. Daher wird es nöthig seyn, zuerst ihre Geschichte und dann ihre Natur und Beschaffenheit hier abzuhandeln. Die Zeit und den Ort ihrer Erfindung hier festzusetzen, ist schwer, schon Aristoteles sagt deutlich, daß man den eigentlichen Anfang und Fortgang derselben nicht genau bestimmen könne. Vielleicht scheint das Lustspiel bei Gelegenheit der Einsammlung der Früchte aufgekommen zu seyn, wenigstens finden wir noch gegenwärtig bei allen rohen unkultivirten Völkern etwas Aehnliches, und die noch rohen Griechen brachten ihre Opfer und machten sich dann durch Gastereyen, Spiele und Tänze lustig. Bei einer solchen Lustbarkeit geschah es nun wohl, daß sich einige zum Possenreissen aufgelegte Personen ein besonderes Geschäft daraus machten, ihre Landsleute durch allerhand Schimpf- und Spottreden zu belustigen, und die vorübergehende Personen auf eine beißende Art anzugreifen. Dieses gefiel nun dem großen Haufen, und die Possenreisser, welche sich dadurch geehrt fühlten, lauttönenden Beifall zu erhalten, suchten auf solche Art ihre Landsleute auch fernerhin zu belustigen, und der Applaus des rohen Haufens war eben eine solche Belohnung für sie, als die Krone in den Olympischen Spielen. Man sah sie gleichsam als vom Volke bestellte, wenigstens gebilligte, Possenreisser und Lustigmacher an. Dieser Geschmack wurde nach und nach so herrschend, daß nicht nur Homer seine Helden auf gleiche Weise bei ihren Gastereyen scherzen läßt, sondern man glaubte sogar, daß selbst die Speisen der Götter un-

schmackhaft wären, wenn man sie nicht mit dergleichen Schimpfreden vorher gewürzt hatte. Ein Trupp solcher Lustigmacher stellte sich an öffentliche Orte, oder schwärmte durch die Dörfer und griff die Personen, die ihm im Wurf kamen, mit solchen boshaften Scherzreden an. Dieser Muthwille gehörte zur Festfreiheit, wo man Dinge sagen konnte, die zu andern Zeiten nicht ungestraft würden hingegangen seyn, wie noch gegenwärtig in den Karnevalszeiten und auf Masquenbällen. Die Griechen waren überhaupt ein lebhaftes, lustiges Volk, welches sich kein größeres Vergnügen zu machen wußte, als wenn sie bei solcher Gelegenheit ihrer Zunge freien Lauf ließen. An einigen Orten, wurde diese Freiheit sogar durch Gesetze gebilliget. Herodot erzählt von den Epidauriern, daß sie ein Gesetz gehabt hätten, vermöge welches der Chor zwar keine Mannspersonen, aber dennoch Frauenspersonen mit Schimpfreden anfallen durfte. Mit der Zeit wurde diese Lustbarkeit verfeinert. Bis dahin bestanden, dem Aristoteles zu Folge, die Spieler aus freiwilligen Personen; die erste Komödie war nichts anders, als ein Haufe singender Bauern, welche die Leute in den Dörfern unterhielten. In den Städten war bereits das Trauerspiel erfunden; man fand bald darauf auch an jenen Landlustbarkeiten Geschmack und zog sie in die Städte. Die Obrigkeit errichtete ein besonderes Chor solcher Komödianten. Jetzt fing man an nicht mehr ohne Ordnung zu schimpfen, wie es den spielenden Personen in den Mund kam, sondern man führte eine besonders bestimmte Handlung ein. Nach Einigen sollen Epicharmus und Phormus, beide aus Sicilien, zunächst angefangen haben, eine Handlung zum Gegenstande des Lustspiels zu machen, und zu Athen soll Crates der erste gewesen seyn, der mit Verwerfung anzüglicher

Persönlichkeiten, Handlungen aufstellte; dieses geschah zwischen der 70sten und 80sten Olympiade. Nach Andern, soll die Komödie von Susarion erfunden worden seyn und deren Erfindung in die 50ste Olympiade fallen. Er griff auf einem Brettergerüste die Thorheiten und Laster seiner Zeit an. Diese Arten der Lustspiele waren aber zu jener Zeit nichts anders, als ein Gemisch von groben Redensarten, Schimpfreden, und Aristophanes wirft seinen Vorgängern deutlich vor, daß sie nur Gaukeleyen machten, um die Kinder und niedrigen Personen zum Lachen zu bewegen. Aeschylus hatte bereits in Ansehung der Tragödie große Veränderung hervorgebracht. Er hatte den Dialog eingeführt, Masken erfunden und die Handlung nach einem gewissen, obgleich ungekünstelten, Plane eingeführt. Diese Erfindung benutzte man späterhin auch für das Lustspiel, nur daß man Alles auf das Lächerliche zog. Von jetzt an bekam auch die Komödie ein kunstmäßiges Ansehen, obgleich die Form noch sehr barbarisch war, bis sie sich in der Folge immer mehr und mehr verfeinerte. Der schon oben erwähnte Epimarchus führte die Einheit der Handlung ein und bildete seine Stücke nach der Form des Trauerspiels. Seine Lustspiele wurden in Griechenland, besonders in Athen, mit Beifall aufgenommen und unter seinen Nachfolgern zeichneten sich besonders der schon oben erwähnte Phormus, Magnes, Crates, Cratinus, Eupolis, Pherecrates und Aristophanes aus. Die persönliche Satyre blieb indessen noch immer der Hauptgegenstand, und sowohl obrigkeitliche, als auch Privatpersonen wurden mit Namen genannt und angeführt. Vergebens wurde dies durch Volksbeschlüsse und Gesetze verboten; denn nur erst mit dem Ende des Peloponnesischen Krieges erhielt die Komödie in Griechenland

eine neue Gestalt. Ueberhaupt zeigte sich die eigentliche Komödie in einer dreifachen Gestalt; man nennt sie alte, die mittlere und die neue Komödie. Die alte Komödie entstand aus dem Stoffe der bisherigen persönlichen Satyre, und bestand in einer Vorstellung wirklicher damals neuer Begebenheiten. Die Personen wurden mit ihrem wahren Namen benannt, und vermittelst der Masken wurde sogar ihre wahre Gestalt, so viel als möglich, nachgeahmt. Sie führte lebende und sogar bei der Vorstellung gegenwärtige Personen auf. Kein Mensch war vor der Satyre der Schauspieler und der Lustspieldichter sicher. Die größten Staatsmänner, die tiefsinnigsten Philosophen, die tugendhaftesten Bürger wurden ein Gegenstand ihrer Satyre. Wer irgend eine wichtige Thorheit, es sei in Staatsangelegenheiten oder in andern Dingen begangen, wer übel gehandelt, die Geschäfte der Republik nicht gut geführt hatte, oder wem der Dichter überhaupt nicht wohl wollte, wurde hier öffentlich durch die Schauausstellung gegeißelt. Selbst die Regierung und die Religion war nicht vor dem Spott sicher. Horaz nennt drei Dichter, die sich hierin ausgezeichnet haben, den Cratinus, Eupolis und den Aristophanes. Von diesen Dichtern haben wir nur noch von dem letzteren einige Stücke übrig.

Eupolis atque Cratinus Aristophanesque poëtae
Atque alii, quorum comoedia prisca virorum est,
Si quis erat dignus describi, quod malus aut fur,
Quod moechus foret, aut sicarius, aut alioqui
Famosus, multa cum libertate notabant.
A. P. 175.

Zuweilen bedienten sie sich auch der Allegorie; jedoch so, daß man den Hauptsinn mit Händen greifen konnte. Um hiervon ein Beispiel zu geben, will ich aus dem Aristophanes eine Probe anführen. Bei der demokratischen Regierungsform, die zu seiner Zeit in Athen eingeführt war, thaten sich verschiedene Personen hervor, die aber die Absicht hatten, sich unter dem Namen der Verwaltung der Republik selbst zum Herren derselben zu machen. Nach der nun in Griechenland zu dieser Zeit herrschenden gewöhnlichen Theaterfreiheit, brachte Aristophanes alle ihre Anschläge und geheimen Handlungen auf die Bühne, er zeigte dem Volke ihre versteckten Absichten und ihren wahren Namen, und gab ihnen Mittel an, solche zu vereiteln. Auf eine solche Weise griff er in den Rittern und Acharnensern den Cleon an, einen Mann, der unter den Athenienssern in großem Ansehen stand, und dieses geschah mit solchem Nachdrucke, daß die Athenienser den Cleon zu einer ansehnlichen Geldstrafe verdammten. Keiner von den damals berühmten Männern, Lamachus, Pericles, Alcibiades, entging seiner Geißel. Er griff sogar das Volk mit der größten Bitterkeit an und sagte ihm die beißensten Wahrheiten ins Gesicht; ja sogar der schuldlose Socrates wurde von ihm gemißhandelt. Er brachte ihn mit Namen und unter allen seinen persönlichen Umständen auf die Bühne, und markirte ihn boshafter Weise so stark, daß er zum Gelächter und Gespött wurde. Er bereitete hierdurch gleichsam den ersten Tropfen des Giftes, welchen Socrates hernach, zur unauslöschlichen Schande der Athenienser, trinken mußte. Die Zügellosigkeit der Komödienschreiber bekam durch den öffentlichen Beifall eine gewisse Art des Rechts. Unbegreiflich war es aber, daß, da Niemand gesichert war auf der Bühne durchgenommen

zu werden, doch dieser Geschmack so allgemein war. Verschiedene Kunstrichter haben sich die Mühe gegeben, dieses Räthsel zu lösen, allein sie sind verschiedener Meinung. Einige leiten diese Freiheit aus einer übertriebenen Neigung der Athenienser zu Spöttereyen her, Andere sind mit dieser Auflösung nicht zufrieden, sie sehen die Freiheit der komischen Schaubühne auf der politischen Seite an. Sie glauben, daß man den komischen Dichtern nur deshalb eine so zügellose Freiheit gestattete, damit das Volk, indem es sich über die Spöttereyen gegen seine Obern belustigte, sich nicht um die Staatsangelegenheiten bekümmern möchte. Wiederum Andere wollen es aus ihrer Liebe zur Freiheit herleiten; denn die Griechen waren bei der Lebhaftigkeit ihres Geistes auf ihre Freiheit außerordentlich eifersüchtig und auf ihre bürgerlichen Vorzüge sehr stolz; sobald sich nun Einer, entweder durch seine Geburt, oder durch Verdienste, oder Ehrenstellen über Andere erhob, so sah ihn Jedermann mit neidischen Augen an und vergnügte sich, wenn er Flecken an demselben gewahr wurde, wodurch seine Ehre verdunkelt werden konnte. Die Lustspieldichter konnten sich also des Beifalls der Zuschauer nicht besser versichern, als wenn sie dieser herrschenden Neigung zu schmeicheln suchten. Die Großen im Staate mußten sich also hier nach der Schwachheit ihrer Mitbürger richten, und ihnen diese Lust, die auf ihre Unkosten ging, zu gut halten, damit sie nicht, wenn sie sich derselben geradezu widersetzten, das Uebel noch größer machten; denn die Bühne war einmal zum Schimpfen privilegirt und die Dichter hatten immer das alte Recht der Festfreiheit für sich; zweitens mußten sie besorgen, wenn sie einen solchen Dichter der Schmähungen wegen gerichtlich belangen wollten, daß man es dann nicht beim bloßen Lachen bewenden lassen, sondern die ge-

machten Vorwürfe im Ernste untersuchen würde. Drittens machte diese Freiheit Jedermann behutsam, daß er auf alle seine Handlungen genau Acht gab, damit er nicht einem satyrischen Dichter in die Hände fallen möchte. Hieraus ist abzunehmen, warum eine Gewohnheit, die so sehr gegen den Wohlstand anstieß, in Griechenland geduldet ward. Diese letzteren Kunstrichter scheinen wohl am ersten in ihrer Behauptung Recht zu haben. Von dieser Art Komödien ist uns weiter nichts übrig geblieben, als die Stücke des Aristophanes, es ist daher schwer eine allgemeine Kritik über die Einrichtung derselben zu machen. Aus den Stücken des genannten Dichters ist ersichtlich, daß viel Witz darin enthalten ist, aber auch eine gute Dosis Obscönitäten und Grobheiten. Der Plan der Komödien ist sehr unregelmäßig; auch muß man es mit dem rohen Anfange der Kunst entschuldigen, daß allegorische Personen als wirklich handelnde Personen auftraten. Am meisten zeichnen sich diese Lustspiele durch die Charaktere aus, deren Zeichnung zwar durch die Freiheit, welche man den komischen Dichtern gestattete, lebendige Personen zu schildern, sehr erleichtet wurde, auf der andern Seite trifft man aber nicht so viel Mannigfaltigkeit darin an, weil die Satyre bloß persönliche Spötterei war; und wenn die Dichter auch zu Allegorien ihre Zuflucht nahmen, so konnten sie den Athenienſern doch so viel Verstand zutrauen, daß sie den Kern unter dieser Schale finden würden.

In dieser Verfassung blieb das Griechische Lustspiel, die Komödie, bis auf die Zeit da die Lacedemonier Meister von Athen wurden und die Herrschaft der dreißig Tyrannen einführten. Diese sahen es nun nicht mehr mit Gleichgültigkeit an, daß man ihre Ungerechtigkeiten in den Komödien durchzog. Ein Decret von ihnen, dessen Urheber ein gewisser

Lamachus war, setzte den persönlichen Spottreden ein Ziel und schaffte solche gänzlich ab. Die nunmehr aristocratisch gewordene Regierung verbot schlechterdings wirklich lebende Personen auf das Theater zu bringen. Sie ließen es aber nicht bloß beim Gesetzgeben, sondern übten sie auch aus. Ein Dichter führte einstmal in einer Komödie folgende, auf die Regierung sich beziehende, anzügliche Worte an: Die Regierung hat es befohlen und kehrt sich an keine Gesetze — und wurde darüber zum Tode verurtheilt. Es entstand nunmehr die mittlere Komödie, deren Sorge die Obrigkeit über sich nahm. Man stellte zwar wahre Begebenheiten, aber unter erdichteten Namen vor. Diese mittlere Komödie war von der alten wenig unterschieden, weil die Personen, ohne sie zu nennen, doch so geschildert wurden, daß man sie leicht erkennen konnte; denn die Dichter waren sinnreich genug, das Gesetz zu umgehen, und die Personen, die sie im Sinne hatten, kennbar zu machen; alles dieses diente aber dazu, daß jetzt die Komödie geläuterter wurde; denn die Dichter durften mit ihren Witzeleien nicht mehr so plump herausfahren, sie mußten ihre Schilderungen verschleiern, jedoch so, daß sie noch kenntlich blieben. Auch schmeichelte es den Dichtern nicht wenig, ihrer Arbeit einen solchen Anstrich gegeben zu haben, daß der Zuschauer rathen mußte, wen sie meinten; allein sie waren auch boshaft und witzig genug, ihnen die Mühe nicht sauer zu machen, und diese waren wiederum eben so Stolz auf ihren Scharfsinn, welcher sie die geheimen Gedanken der Dichter errathen ließ. Der Staat verfehlte aber hierbei seine Absicht; denn anstatt die Ausgelassenheit der Dichter in den nöthigen Schranken zu halten, gab es ihnen vielmehr Gelegenheit, die heiligsten Gesetze zu vernichten. Einige Komödien des Ari-

stophanes sind in diesem Geschmacke geschrieben, die aber für uns, bei der Unbekanntschaft mit dem historischen Umstande, etwas schwer zu verstehen sind. Ueberhaupt waren dergleichen versteckte Spöttereien für diejenigen, die sie trafen, weit empfindlicher und beissender, als eine offenbare Beschimpfung, weil ihnen auch der kleine Trost, den Dichter eine Lästerung zu beschuldigen, geraubt wurde. Die Dichter wurden daher bei ihren verdeckten Angriffen auf verdiente Personen noch kühner und ihr Gift that um so heftigere Wirkungen. Da also das Gesetz nicht mehr kräftig genug war, den persönlichen Spöttereien der Dichter Schranken zu setzen, so legte sich die Regierung aufs neue ins Spiel und bestimmte durch ein Gesetz die eigenliche Form der Komödie. Hieraus entstand nun diejenige Form, welche man die neue Komödie nennt. Nicht bloß als die Lacedemonier die dreißig Tyrannen in Athen einführten, wodurch die bis dahin bestandene Democratie in eine Oligarchie verwandelt ward, wurden die satyrischen Anspielungen auf lebende Personen auf der Bühne verboten, sondern schon etwas früher, als Alcibiades, der in einer Komödie von dem Eupolis scharf mitgenommen wurde, das Ruder des Staates führte, wurde ein Gesetz gegeben, daß kein Komiker künftig mehr von Lebenden übel auf der Bühne sprechen, noch ihren Namen darauf bringen sollte.

Was nun die neuere Komödie anbetrifft, so fing sich dieselbe um die 111te Olympiade an. Es wurde nämlich den Dichtern durchaus untersagt, wirkliche Personen und Handlungen, weder mit wahren, noch verstellten Namen auf das Theater zu bringen, sondern Alles mußte erdichtet seyn, Personen, Handlungen, Situationen, Charaktere und was sonst zum Innern einer Komödie gehört. Es entging nun freilich den Dichtern ein reichhaltiger Stoff, ihre Ko-

mödien interessant zu machen, allein dies nöthigte sie auch, diesen Mangel durch die Kunst zu ersetzen. Die Komödie wurde nun erst ein eigentliches Werk der Kunst; die Dichter mußten jetzt eine Handlung wählen, die ein allgemeines Interesse erregte; sie mußten derselben durch Verwickelung eine Mannigfaltigkeit geben, und durch schickliche Anlegung des Plans auf einen Punkt zusammenziehen. Der Chor, der in den beiden vorhergehenden Arten ein Hauptstück war und zu den vielen Schmähungen Veranlassung gab, wurde, da er nicht mehr lästern durfte, abgeschafft. Horaz sagt:

Lex est accepta chorusque
Turpiter obticuit, sublato jure nocendi.

Anfänglich blieben die Thorheiten der Menschen noch immer der Hauptstoff des Lustspiels, daher auch Aristoteles ihr Wesen in der Vorstellung lasterhafter Handlungen, in sofern sie etwas Thörichtes oder Lächerliches enthielten, setzt. Späterhin traten die Dichter immer gereinigter in Hinsicht des Lustspieles auf; sie stellten das Privatleben, von seinen verschiedenen Seiten betrachtet, auf, und suchten durch dergleichen Bilder die Menschen zu bessern und klüger zu machen, verbargen aber darunter den scheinbaren Zweck, die Zuschauer zu belustigen. Und in dieser Epoche, die kurz vor den Zeiten des großen Alexanders fällt, erhielt endlich die Komödie eine feste Gestalt, welche sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Wir haben zwar keine großen Originalstücke von dieser Form mehr übrig, aber die Fragmente von Menanders geben uns doch eine gute Meinung davon. Terenz hat sich nach diesem gebildet, und einige seiner Komödien sind nur Kopien dieses Dichters. Aus ihnen läßt sich ein Ideal der neuen Griechischen Lustspiele entwerfen. Die Dichter hatten nun nicht mehr zur Hauptabsicht die Thor-

heiten auf eine boshafte Weise lächerlich zu machen, sondern es geschah jetzt nur, wie schon oben erwähnt wurde, um die Menschen zu bessern, als moralisches Prinzip. Die Dichter mußten sich nun auch mehr als vorher auf das Studium der Menschen legen, sie mußten sich mit den verschiedenen Seiten der sittlichen Welt bekannt machen; jeder Charakter, jede Scene des bürgerlichen Lebens, jede Empfindung, jede gelungene oder mißlungene Unternehmung wurde ein Gegenstand ihrer Beobachtungen, um hieraus Stoff für das Lustspiel zu schöpfen. Diese Form unterschied sich unter andern von der vorigen auch dadurch, daß sie tugendhaftere Charaktere auf die Bühne brachte, wovon man vorher wenig Beispiele gesehen hatte. Man suchte das Vergnügen der Zuschauer nicht bloß in einem ausgelassenen Gelächter, sondern auch in einer angenehmen Bewegung des Herzens. Die komischen Dichter wurden Sittenmaler, die auch dem denkenden und empfindenden Geist gefielen.

Die verschiedenen Perioden der Griechischen Komödie stehen ungefähr hundert Jahre von einander ab, in welcher Zeit sie von dem rohen Anfange bis zu ihrer höchsten Vollkommenheit gestiegen ist. Man kann sich aber leicht denken, daß ein schon gereinigtes Lustspiel, woran nur ein geläuterter Geschmack Vergnügen finden konnte, den rohen, ungesitteten Pöbel nicht gleich ansprach; dieser wollte seine Pickelheringe nicht gern fahren lassen, welches auch die Ursache war, daß man selbst in den Zeiten des Aristoteles in vielen Städten die Phallischen Verse öffentlich sang und verschiedene Arten von Farcen im alten Geschmack beibehielt, wohin die Dicelien, Magodien und Mimen gehörten. Crates, zu dessen Zeit die Komödie aufkam, lebte 450 Jahre vor Christi Geburt; das Decret, wodurch die persönliche Benen-

nung auf der Schaubühne verboten ward, fällt 400 Jahre vor Christi Geburt und ungefähr 320 Jahre vor Christo lebte Menander, das Haupt der neuen Komödie. Die Dichter der alten Komödie sind zum Theil oben, S. 622, schon aufgeführt worden, es kommen noch hinzu Epicharmus, Phrynichus, Stratis und Teleclides; zu den Dichtern der mittlern Komödie, von denen sich außer einigen Stücken des Aristophanes, nichts mehr erhalten hat, gehören Mnesimachus, Ephippus, Alexis, Epicrates, Antiphanes, Stephanus und Andere mehr. Zu den Dichtern der neuen Komödie gehören Philemon, Menander, Philippides, Diphilus, Posidippus, Apollodorus, Anaxippus und mehrere Andere. Menander übertrifft sie alle; er hatte den feinsten Witz ganz in seiner Gewalt; auch gab er in seinen vortrefflich ausgearbeiteten Lustspielen, so weit wir sie aus den alten Schriftstellern kennen, das beste Muster der komischen Schreibart, er übertraf den Aristophanes in vieler Hinsicht, und gegen ihn war Terenz, der sich ganz nach ihm bildete, doch nur mittelmäßig zu nennen.

Von den Griechen kam die Komödie erst ganz spät zu den Römern, nämlich erst im 514ten Jahre der Stadt oder in der 135sten Olympiade fingen die Römer an sich mit der Komödie zu beschäftigen. Die Gelegenheit hierzu war diese; Rom wurde durch eine schreckliche Pest heimgesucht; alle Mittel, die man dagegen brauchte, waren fruchtlos. Der Aberglaube verleitete daher die Römer zu einem ganz besondern Mittel, den Zorn der Götter zu versöhnen. Sie führten eine neue Art von Schauspielen ein, die sie scenische Spiele nannten. Die Schauspieler wurden aus Hetrurien geholt, in dessen Sprache Hister einen Spieler bedeutete, davon das Lateinische

Wort histrio abstammt. Bei was für eine Gelegenheit diese Spiele nach Hetrurien gekommen sind, ob sie aus Griechenland dorthin gebracht, oder ob sie, wie bei den alten Griechen, ebenfalls daselbst ursprünglich erfunden worden, ist ungewiß. Diese Spiele bestanden anfänglich darin, daß die Schauspieler nach der Flöte tanzten und in ihren Bewegungen und Stellungen einen gewissen Takt hielten; diese Tänze aber wurden in diesen Zeiten weder von einigen Gesprächen noch Späßen begleitet. Was im Anfange eine Sache der Religion war, das wurde hernach ein Gegenstand des Vergnügens und des Zeitvertreibes. Die Römische Jugend ahmte diese fremden Tänze nach und mischte solche Possen und Scherze darein, als sich zu den Stellungen und Geberden, die sie nachäfften, schickte. Diese Mischung von Tänzen und scherzhaften Versen war dem Volke sehr angenehm, und hierdurch wurden einige Dichter aufgemuntert, Verse für den Schauplatz zu verfertigen. Die ersten Schauspieler fielen aber in den verderbten Geschmack der Fescenniner, eines Volkes in Hetrurien, welches rohe und unbesonnene Scherze, ohne alle Ordnung und Richtigkeit an einander hing. Diesen folgten bald darauf die Satyre, wo Verse nach der Flöte in Musik gesetzt, mit dazu gehörigen Geberden begleitet, abgesungen wurden. Einige Jahre darauf verwandelte Livius Andronicus die Satyren in regelmäßige Stücke, und jene gemeinen Possen, welche dem Volke nur zum Lachen dienten, wurden verachtet. Dessen ungeachtet erneuerte die Römische Jugend diese Possen wieder und spielte solche am Ende der ernsthaften Stücke. Wenn die bestellten Schauspieler ihre Rollen geendiget hatten, kamen einige junge Römer verlarvt auf die Bühne, und fingen an, wie ehemals, lustige, jedoch nicht unsittliche Verse zu wiederholen. Diese Stücke, welche zuerst von

Atella, einer Stadt in Campanien, hergebracht und davon Atellanische Fabeln genannt wurden, wurden auch Exodia, das ist, Verse, die nicht zu dem Schauspiele gehören, genannt. Die Römische Jugend litt nicht, daß die eigentlichen Schauspieler Theil an diesen Exodien nahmen. Durch die Bemühungen des schon genannten Livius Andronicus, des Nävius und Ennius bekam nunmehr die komische Bühne der Römer eine gewisse Form, obgleich diese Form unbekannt geblieben. Diese genannten Römer waren zugleich Dichter und Schauspieler; aber auch von ihren Produkten ist nur wenig zu sagen, weil das, was auf uns gekommen ist, nur wenige Fragmente sind. Nach Cicero's Urtheil soll man die Komödien des Livius nicht zum zweiten Male lesen können. Nicht lange darauf stand Plautus auf, der der Römischen Komödie den ersten regelmäßigen Schnitt gab. Es kann hier nicht angeführt werden, in welchem Zustande er die Römische Komödie fand; allein allem Ansehn nach hat er sie durch sein Genie auf einmal zu einem Grade der Vollkommenheit erhoben, wovon man vor seiner Zeit weit entfernt war. Er benutzte die Griechen, die hierin schon Meisterstücke geliefert hatten, und lieferte größtentheils freie Uebersetzungen; er ging aber dabei so gewissenhaft zu Werke, daß er die Originalverfasser meistens in den Prologen nannte. Der Stoff der Komödie war damals immer lustig; man gewahrte Personen von höchst possirlichen Charakteren, über die auch der ernsthafteste Mensch lachen mußte. Man sah zwar Personen von bösartigem Charakter, welche Unwillen erweckten, aber dadurch wieder vergnügten, daß sie, in ihrer Blöße dargestellt, nach Verdienst verspottet wurden. Die Dichter griffen die verdorbenen Sitten ihrer Zeit mit der größten Dreistigkeit an; jedoch erniedrigten sie sich auch zuweilen bis zum Possen-

reissen und nicht selten stießen sie wider das Uebliche oder Costüme an. Terenz, der auf den Plautus folgt, reinigte die komische Bühne vollends von diesen Flecken. Seine Schreibart ist rein und gefällig, sein Plan war regelmäßiger angelegt, als der seiner Vorgänger, und seine Charaktere besser gezeichnet; allein es war auch mehr Dialog, als Handlung. Nach seinem Beispiele hütete man sich etwas Unbedachtsames zu sagen, noch gegen den gereinigten Geschmack anzustoßen; alle Reden und Handlungen sind den Charakteren der Personen vollkommen angemessen. Mit einem Worte, seine Lustspiele sind Ideale von der höchst gereinigten Bühne. Wie lange sich Rom in diesem Geschmack erhielt, ist unbestimmt, weil uns nach dem Terenz kein komischer Dichter übrig geblieben ist. Zu des Augustus Zeiten war Afranius vorzüglich berühmt; allein wir besitzen von ihm nichts mehr. Er unterschied sich dadurch von dem Terenz, daß seine Personen, die er aufführte, Römer waren; diejenigen des Terenz aber Griechen.

Aus der Verschiedenheit der Personen, die man aufführte, wurde nun auch die Komödie verschiedentlich eingetheilt. Wenn Personen in öffentlichen Ehrenämtern standen, und wegen ihrer Ceremonienkleidung praetextati oder trabeati genannt wurden, so wurde das Stück, worin sie vorgestellt wurden Comedia praetextata auch trabeata genannt. Man nannte sie Togata, wenn Römische vornehme Privatpersonen in ihrer gewöhnlichen Toga aufgeführt wurden; Tabernaria, wenn die Personen aus dem gemeinen Haufen genommen wurden; Palliata, wenn die spielenden Personen Griechisch gekleidet waren. In Ansehung der Art der Vorstellungen wurden sie gleichfalls verschiedentlich eingetheilt. Comoediae motoriae waren, wo Alles mit heftigen und

starken Leibesbewegungen verbunden war, wie in dem Amphitrion des Plautus, statariae dagegen, wo der Dialog ohne solche gehalten, und überhaupt mehr geredet, als gethan wurde, wie in der Hecyra des Terenz; mixtae, wo ein Theil in bloßen Unterredungen, und ein Theil in Handlungen bestand, wie in dem Eunuchus des Letzteren. Nach dem Alphabete würden die Römischen Komödien folgende seyn:

Comoedia atellana, hießen gewisse theatralische Stücke bei den Römern, welche nicht von den eigentlichen Schauspielern, sondern von der Jugend pflegten aufgeführt zu werden. Sie haben ihren Namen von Atella, einer Stadt der Oscier in Campanien; s. auch oben, S. 633.

Comoedia crepidata, waren Griechische Komödien in Römischer Sprache, also Stücke, in denen sowohl die Handlungen, als auch die Personen auf Griechischem Grund und Boden gehörten, und worin die Schauspieler in Griechischer Tracht, daß heißt, in Pallio und Crepidis, das ist, im Mantel und in Socken auf der Bühne erschienen, dieserhalb hießen sie auch palliatae; s. oben, S. 634.

Comoedia Italicae, auch Rhinthonicae, weinerliche Lustspiele, die larmoyantes der Franzosen. Man nennt sie auch Hilarocomoedias, auch Comoedias latinas. Ihr Erfinder soll ein gewisser Rhintho aus Tarent gewesen seyn, welcher das Komische und Tragische mischte, und der in den Zeiten des Ptolomäus Philadelphus gelebt haben soll.

Comoediae latinae, s. den vorhergehenden Artikel.

Comoediae mixtae, gemischte Komödien, s. oben.

Comoediae motoriae, s. oben, S. 634.

Comoediae planipediae, waren solche

Lustspiele, die auf einer sehr niedrigen Schaubühne, ohne merkliche Erhöhung des Theaters, welches der Straße gleich war, aufgeführt wurden. Nach einer andern Erklärung sollen die Schauspieler darin barfuß gespielt haben.

Comoediae praetextatae, s. oben, S. 634.

Comoediae Rhinothonicae, s. Comoediae Italicae.

Comoediae stataríae, s. oben, S. 635.

Comoediae tabernariae, waren Stücke, deren Gegenstand aus dem Wirthshause, das heißt, vom niedrigsten Pöbel hergenommen wurde. Die Schauspieler führten darin eine lange Kleidung und keine Mäntel. Afranius, und vor ihm Ennius, haben sich in dieser Art hervorgethan.

Comoediae togatae, s. oben, S. 634.

Comoediae trabeatae, s. daselbst.

Die Theile, welche die Komödien der Alten ausmachten, waren Prologus, Epitasis und Catastrophe. Was den Prologus oder Prolog anbetrifft, so sehe man diesen Artikel, Th. 117, S. 721. nach. Die Epitasis ist der zweite Theil der Komödie bei den Alten, wo sich die Verwicklung der Handlung anfängt und bis zu der Entwickelung dauert, welche Catastasis genannt wird. Die Catastrophe ist die unvermuthete Herstellung einer durch Verwickelung gestörten Ordnung, am Ende einer dramatischen Handlung. Die Catastrophe ist entweder einfach oder zusammengesetzt. Bei der ersten geht in den Umständen der Hauptperson keine Veränderung vor, in der zweiten ereignen sich aber besondere Veränderungen in den Glücksumständen der Hauptpersonen. Diese Veränderung nennt man sonst die Peripatie.

Die Römer litten nicht, daß Staatsgeschäfte

auf der komischen Bühne vorgestellt wurden, weil sie glaubten, daß es der Würde des Staates nachtheilig sei, man stellt daselbst bloß Privathandlungen und Privatcharaktere vor, die Charaktere, die sie schilderten, betrafen nur das männliche Geschlecht; denn man findet weder beim Plautus, noch beim Terenz den Charakter eines Frauenzimmers, ausgenommen nur in Nebenrollen, oder: feile Buhlerinnen, woraus man sich aber von der häuslichen Aufführung des Römischen Frauenzimmers keinen richtigen Begriff machen kann.

Bei der Komödie der Alten, wird hier noch nöthig seyn, von ihren Schauspielern, der theatralischen Musik und von den auf der Bühne üblichen Masken etwas zu sagen. Die Schauspieler, ὑποκριται, διονυσιακοι τεχνιται, Histriones, Mimi, Hypocrytae, Actores, Ludiones, Ludii, stauden bei den Griechen in großem Ansehen und waren auch demselben würdig, weil sie große Talente besitzen, auch viel Kenntniß von der Musik, der Saltation, Geberdenkunst und Charakteristik des menschlichen Herzens haben mußten, um mit Ruhm auftreten zu können. Man kann dieses auch in gewisser Absicht von den Römischen Acteurs sagen. Der Schauspieler Roscius, stand in großem Ansehen und die Acteurs in den Nachspielen der Römischen Komödie, die Exodia auch Atellanae hießen, waren junge angesehene maskirte Römer, und die Schauspieler überhaupt freie, obgleich meistentheils um Geld gedungene Leute, die erst in den späteren Zeiten, da sie zuweilen sehr schändliche Dinge auf die Bühne brachten, ihren Stand befleckten; denn sie wurden aus dieser Ursache unter keinem Stamme geduldet, wurden zur letzten Klasse gerechnet, die kein Stimmrecht hatte, konnten nicht unter den Legionen dienen, kein Ehrenamt bekleiden; und ein Rathsherr, der nur einmal auf

der Bühne spielte, verlor seinen Stand, und ein Ritter, wegen einer solchen Ursache, seine Vorrechte. Ganz anders war es, wie schon bemerkt worden, bei den Griechen. Hier traten die dramatischen Dichter oft selbst als Acteurs auf. Auch Redner und Männer vom ersten Range schämten sich nicht, eine Rolle zu übernehmen. Merkwürdig ist es, daß bei den Griechen kein Frauenzimmer die Bühne betreten durfte, welches aber bei den Römern üblich war. Die Schauspielerinnen der Römer wurden aber für unehrlich gehalten und waren mit den Huren gleichen Gesetzen unterworfen. Auf dem Griechischen Theater wurden die weiblichen Rollen von Mannspersonen in weiblicher Tracht und mit weiblichen Masken gespielt.

Die Musik diente auf dem Griechischen und Römischen Theater nicht bloß zum Vergnügen der Zuschauer, sondern war auch ein wesentlicher Theil des Schauspiels und dauerte während der ganzen dramatischen Vorstellung. Bei den Griechischen Chören begleitete sie die Gesänge des Chors. Sie unterstützte den Vortrag des ganzen Stücks; denn die Schauspieler, welche es deklamirten, wurden immer von Instrumenten begleitet, welche gemeiniglich blasende waren, so daß von Zeit zu Zeit bei den Dialogen der Acteurs ein langer Ton vom Baß angegeben wurde, besonders da, wo der Schauspieler, ohne diese Beihülfe, den rechten Ton nicht würde getroffen haben. Die Deklamation der Alten war also keine bloße Rede, aber auch eigentlich kein musikalischer Gesang, sondern eine Art von Recitativ, in Noten gesetzt, die der Baß nur leise angab, damit durch einen stärkern Ton der Instrumente die Stimme des Acteurs nicht unvernehmlich gemacht werden möchte. Auf dem Römischen Theater war ebenfalls die Musik ein nothwendiges Stück, zu

welcher Absicht man sich auch der Flöten bediente, um die Deklamation zu unterstützen. Ueberhaupt war dieser Gebrauch, den Redner in seinem Vortrage durch die Flöte zu unterstützen, diesem Volke bei manchen feierlichen Gelegenheiten eigen. Besonders hatte die Musik ihren Nutzen in den Diverbiis der Römer. Hier besorgten drei Personen eine und eben dieselbe Rolle, der Pantomim agirte, und der Redner, unterstützt von der Flöte des Musikus, deklamirte harmonisch mit dem Pantomim die Rolle in einer Art von Recitativ. Die Flöten, worauf man blies, waren von doppelter Art und hießen tibia dextra, auch lydia, und tibia sinistra oder serrana. Erstere war also eine Flöte, welche der Pfeifer in der rechten Hand hielt, sie war länger, als die sinistra, hatte nur wenig Löcher und gab einen tiefen Ton an. Diese Art Flöten wurden auch außer der Komödie bei den Opfern und gottesdienstlichen Handlungen gebraucht. Man nannte dies σποndιακος αὐλος, den Pfeifer selbst σποndαύλης auch ward diese Flöte des tiefen Tons wegen μακρος αὐλος genannt. Daher der sprichwörtliche Ausdruck beim Sueton im Otto, C. 7. τι μοι και μακροις αὐλοις, was hab' ich mit der langen Pfeife zu thun, welches nichts anders anzeigt, als was gehen mich die Götter, ihre Gunst und ihr Beistand an? — Die tibia sinistra was diejenige Flöte, welche der Pfeifer in der linken Hand hielt; sie war kürzer, als die dextra, hatte mehr Löcher und gab einen höheren und feineren Ton an. Dies vorausgesetzt, wird man nun den Sinn der Aufschriften der Römischen Lustspiele einsehen. Man kann hier z. B. die Andria des Terenz wählen. Ihre Aufschrift ist: Modos fecit Flaccus, Claudii filius, tibiis paribus dextris et sinistris. Die Auslegung ist folgende: Flaccus hatte die Musik componirt und zwar so, daß sie

tibiis paribus dextris et sinistris aufgeführt werden sollte. Es sollten also beide Flöten, die, welche den tiefen, und diejenige, welche den höhern und feinern Ton gab, geblasen werden; sie sollten aber pares seyn, das ist, sie sollten eine gleiche Anzahl Löcher haben und daher auch gleichviel Töne angeben, welche nur in der Höhe und Tiefe unterschieden wären. Ein Pfeifer blies allemal auf beiden Flöten zugleich, welche Kunst Hyagnis, ein Phrygier, zuerst erfunden und nach dem Apulejus in Floridis mit der einen Hand die rechte Flöte und mit der andern aber die linke gespielt hat. Die rechte Flöte hieß auch praecentoria oder incentiva, weil sie einen stärkeren Ton gab und damit der Anfang im Blasen gemacht wurde, bis die tibia sinistra, in den angegebenen Ton einfiel, und deswegen auch succentiva hieß.

Die Masken soll, nach dem Zeugnisse des Horaz, Aeschylus zuerst auf die Griechische Bühne gebracht haben. — Bei den Römern sollen schon die Lustspiele des Terenz mit Masken gespielt worden seyn, wie dies eine mehr als 1150 Jahr alte Handschrift dieses komischen Dichters in der Vatikanischen Bibliothek beweiset, die man in der Dacierischen Ausgabe dieses Dichters und in Bergers Commentatio de Personis findet. Diomed behauptet, jedoch wohl ohne Grund, daß Roscius Gallus, um seine schielende Augen zu verbergen, zuerst eine Larve auf der Bühne gebraucht habe. Man bediente sich aber verschiedener Arten von Masken, die oft verändert wurden, weil nicht selten ein Acteur mehr als eine Rolle spielte. Man wählte daher immer eine, die dem Alter, dem Stande, Charakter und den Affekten der vorzustellenden Person gemäß war, welches den Vortheil hatte, daß man den Schauspieler jederzeit in der Gesichtsbildung

sah, die sich zu seiner Rolle schickte. Herkules, Nestor, Orestes erschienen in einer kenntlichen Gestalt. Niobe hatte eine traurige Miene. Medea einen wilden Blick. Auch hatten in der Komödie besonders die Masken der Sklaven, Schmarutzer, Kuppler, der Bauern und Soldaten etwas Eigenthümliches, woran man sie erkennen konnte. Die Masken hatten auch den Nutzen, daß Mannspersonen weibliche Rollen spielen konnten, und also die unter der Maske versteckte männliche Stimme, das so weitläuftige Theater der Alten besser ausfüllen konnte. Dessen ungeachtet hatten aber auch diese Masken ihre Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten; denn man sah immer dasselbe unbewegliche und leblose Gesicht. Diesen Fehler suchte man zwar dadurch abzuhelfen, daß man den Zuschauern bald diese, bald jene Seite, weil die Seiten der Masken gemeiniglich verschieden waren, durch eine geschickte Wendung zukehrte; allein dies verschaffte lange nicht den Vortheil, den der Zuschauer hat, wenn er das wahre Gesicht des Schauspielers in seiner natürlichen Farbe mit allen Bewegungen seiner Muskeln, mit aller Abänderung seiner Blicke und Mienen und mit allen darauf abgedrückten Bildern der Leidenschaften gewahrt. Das Unangenehme dieser Masken bestand nicht bloß darin, daß man sich durch ein Gesicht getäuscht sah, von dem man wußte, daß es erkünstelt war, sondern auch in der üblen Wirkung, welche sie auf das Auge der Zuschauer machten; denn wie häßlich muß nicht der weitaufgesperrte Mund (στομα κεχηνος παμμεγα) ausgesehen haben, welcher immer offen stand, wie ein Rachen, der die Zuschauer verschlingen wollte, und doch war dieser gräßliche Mund nothwendig, weil durch denselben, wie durch ein Sprachrohr, die Stimme des Acteurs ausserordentlich verstärkt und der zahllosen und unter

freiem Himmel versammelten Menge verständlich ward; s. auch unter Maske, Th. 85, S. 249. — Ueber den Tanz der Alten auf der Bühne, s. unter Tanz.

Rom, welches vor den Kaisern die Künste und Wissenschaften auf den höchsten Gipfel gebracht hatte, that sich auch in der Pracht seiner Schauspiele, so lange das Reich dauerte, bedeutend hervor; allein mit dem Römischen Reiche nahm auch das Lustspiel sein Ende. Die Lehrer der christlichen Religion, wandten alle ihre Kräfte an, ein Schauspiel zu unterdrücken, welches der Religion so sehr zuwider war. Die Komödie war damals eine Art von Verehrung der falschen Götter, und so zu sagen ein Opfer, welches man diesen brachte. Dieser Gebrauch mußte nun nach dem Grundsatze dieser Religion abgeschafft werden, um die Gemüther für die neue Lehre zu gewinnen. Die Lateinische Komödie verfiel daher immer mehr und mehr und der Einfall der Barbaren machte ihr endlich gar ein Ende. Wie nun die Bühne von dieser Zeit an, bis auf die Zeiten Karls des Großen beschaffen gewesen, ist uns gänzlich unbekannt; wie es scheint so haben sich die Mimen und Pantomimen noch am längsten erhalten. Zu der Zeit des Thomas von Aquino müssen noch dergleichen Spiele vorhanden gewesen seyn; denn er nennt die Komödie seiner Zeit Artem histrionatus. Wenn daher in diesem Zeitraume noch etwas von diesem Spiele vorhanden war, so waren es gewiß lauter Possenspiele. Die Barbarei war viel zu groß, als daß man Komödien nach Art des Plautus und des Terenz hervorbringen konnte. Nicht eher als in dem 14ten Jahrhunderte findet man einige Spuren einer in Italien wieder auflebenden Komödie. Dantes und Petrarca fingen an die Bahn wieder zu eröffnen und durch ihr Bei-

spiel aufgemuntert, wurden einige Genies geweckt Proben dieser Art zu geben, die von einer wieder auflebenden Kunst zeugten. Ob nun gleich einige glückliche Versuche gemacht wurden, so gaben doch diejenigen, welche das Handwerk der Possenspieler trieben, ihr Gewerbe nicht auf. Sie spielten aus dem Stegereife und belustigten dadurch den Pöbel. Diese Art Possenspieler trieben auch noch lange hernach ihr Wesen und haben sich erst in den neuern Zeiten nach und nach verloren. In dem funfzehnten und anfangs des sechszehnten Jahrhunderts fing man die Meisterwerke der Griechen und Römer wieder an aus dem Staube hervorzuziehen, es fingen verschiedene an, es sei nun zum Zeitvertreib, oder in der Absicht, das Publikum an eine regelmäßige Art von Schauspielen zu gewöhnen, Lustspiele zu schreiben und aufzuführen. Der erste Anfang war nur schwach, doch sah man schon die Strahlen der aufgehenden Morgenröthe hervorschimmern. Der berühmte Machiavell machte ein paar Lustspiele, in denen man den Geist des Terenz nicht ganz vermißt. Bibiena lieferte noch vorher eine Komödie in Prosa, Calandra betitelt, die man als das erste regelmäßige Lustspiel ansah. Um diese Zeit kam in Frankreich eine Art von Lustspiel auf, das man die heilige Komödie nannte. Boileau sagt davon:

Chez nos devots ayeux le theatre abhorré
Fut longtems dans la France un plaisir ignoré.
De pelerins, dit-on, une troupe grossière
En public à Paris y monta la première,
Et sottement zelée en sa simplicité
Joua les Saints, la Vierge, et Dieu par piété.

Es entstand eine Gesellschaft, die sich die Brüderschaft von dem Leiden Christi nannte, welche zuerst die Leidensgeschichte unsers Heilandes vorstellte. Sie

schlug ihren Schauplatz in einem Hospitale, welches vor dem Thore für Pilgrimme erbauet worden war, auf. Sie erweiterten hierauf die Gegenstände ihres Schauspiels und spielten dann alle biblische Geschichten. Diese Schauspiele gefielen sowohl dem Volke, als dem Hofe, und bald sah man einige Truppen solcher geistlichen Schauspieler. Unter diese geistlichen Spieler mischten sich jedoch unvermerkt weltliche Possen, woran der Pöbel sein Vergnügen fand, obgleich sich ortodoxe Personen darüber ärgerten. Dieser Geschmack verbreitete sich aus Frankreich auch über andere Länder, und man sah überall dergleichen geistliche Komödien spielen; allein aus eben den angeführten Ursachen näherte sie sich ihrem Verfall. Man konnte das Religiöse mit dem Weltlich-Possenhaften nicht länger erdulden, obgleich dadurch die Lust zu theatralischen Vorstellungen erst recht herrschend geworden war. Man ließ daher die geistlichen oder religiösen Vorstellungen fort und spielte bloß weltliche Farcen, die aber meistentheils in das Grotesk-Komische fielen. Von jetzt ab wurde die Komödie allgemein und jedes Volk spielte Komödien, die seinem Nationalcharakter angemessen waren. Man brachte verliebte Abentheuer, die aus einer Menge Liebeshändel zusammengesetzt waren, auf die Bühne; alle das Fabelhafte und Unglaubliche der irrenden Ritterschaft, der Zweikämpfe, der Entführungen, der Bezauberungen ꝛc. machten den größten Inhalt der Komödien aus; man suchte die größte Schönheit in listigen Ränken, seltsamen Zufällen, Verkleidungen und Verkennungen der Personen, und in nächtlichen Abentheuern. Besonders zeichnete sich hierin das Italienische Theater aus. Wahrscheinlich hatten die Italiener von den ehemaligen Mimen Manches übrig behalten, und der Harlekin stammt gleichfalls noch davon her. Ihm fügten sie den Scapin bei, welche

beide sie mit dem allgemeinen Namen, Zanni benannten; der Hauptcharakter derselben war das Volk lustig und lachend zu machen. Um das Lächerliche noch höher zu treiben, fing man an verschiedene Mundarten einzuführen, z. B. das Venetianische, Bolognesische, Bergamische, die Bauernsprache um Padua, und sogar Neugriechisch mit Italienisch vermischt. Man machte alle Personen komisch, indem man ihre Charaktere übertrieb; dem einen gab man die Venetianische Kleidung und Mundart, und den andern machte man zum Bolognesischen Doctor. Der Bergamische Harlekin bekam den Namen eines dummen Gecken, und der Bergamische Scapin den Charakter eines Betrügers. Das Theater wurde in eine beständige Maskerade verwandelt. Als die Spanier nach Italien kamen, vermischte man die Spanische Tragi-Komödie mit dem Italienischen Flitterstaate, und daraus entstand ein monstreuses Lustspiel, welches mit dem guten Geschmacke im größten Widerspruche stand. Man legte sich auch auf das Extemporiren, und wenn man hierin stecken blieb, so mußte der Harlekin forthelfen. Dieser unterbrach dann die Acteurs mitten im Reden durch allerhand Geberden und Possen, welche mit der Sache, von welcher gehandelt wurde, gar nichts gemein hatten. Die Italiener nennen es Lazzi. Man sah kein Lustspiel mehr, welches die Neugierde eines Gebildeten hätte reitzen können. Dieser Geschmack breitete sich auch in andere Länder aus und die Italienische Komödie spielte überall den Meister. Man sah nichts als Possenspiele, die nur zu oft mit den größten Ungereimtheiten angefüllt waren. Endlich ging bei den Franzosen in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts eine neue Morgenröthe für die Bühne auf. Molière und Corneille traten auf und gaben dem Lustspiele eine ganz andere Gestalt. Diese zeigten

die Kunst, durch einfache Verwickelungen, regelmäßige Pläne, getreue Schilderung der Sitten, und einen zweckmäßigen Dialog zu gefallen. Man sah nunmehr alle Schönheiten des Genies auf dem Theater, eine vernünftige Oekonomie in der Einrichtung der Fabel und in dem Fortgange der Handlung, fein angebrachte Zwischenfälle, wohlausgeführte Charaktere, schickliche Gesinnungen. Die Laster des Herzens wurden jetzt der Gegenstand der Komödie; man beurtheilte die Handlungen und Sitten des gemeinen Lebens; der Scherz, das Komische, wurde aus dem Innersten der Sache hergeleitet, nicht mehr von außen zugethan, und weniger durch Worte, als durch die wahrhaft komischen Situationen ausgedrückt. Von jetzt an wurde die Komödie eine Schule der Sitten und gewährte dem Gebildeten ein Vergnügen. Wenn hier und da auch noch Flecken angetroffen werden, so ist es mehr ein Fehler derjenigen, die sich, ohne Anlage, zwingen, ein komischer Dichter zu seyn, als Mangel des Geschmacks. Seit jener Zeit hat sich nun die Komödie gehoben, und wenn sie auch hin und wieder, besonders in Deutschland, in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts noch nicht festen Fuß fassen konnte, indem die Deutschen Lustspiele jener Zeit noch nicht viel gereinigten Geschmack zeigten, so besaß doch das gebildete Publikum schon Geschmack und Empfänglichkeit dafür, indem man Französische Komödien aufführte und Italienische Opern gab; bis zu Ende des 18ten und am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts auch die Morgenröthe über unserer Bühne aufging. So viel vorläufig von der Geschichte der neuern Komödie; ein Mehreres weiter unten. Jetzt nun zur inneren Natur und Beschaffenheit des Lustspiels.

Was den Inhalt und Stoff der Komödie anbetrifft, so thun diejenigen der Sache gewiß zu wenig, die sie nach Aristophanischem Geschmacke bloß auf

das Lächerliche einschränken; dieses gilt weder ganz von der älteren noch neuern Komödie. Die wenigsten Lustspieldichter haben die Absicht, nur bloß Thorheiten lächerlich zu machen. Eine jede Handlung, die den Zuschauer auf eine angenehme und lehrreiche Art unterhält, kann ein Gegenstand des Lustspiels werden. Ueberhaupt haben die Handlungen der Menschen so viele Seiten, wo man sie mit Vergnügen gewahrt; eben so ist auch das Leben der Menschen so reich an Begebenheiten, die wichtig und belehrend sind, daß man nicht nöthig hat, bloß das Lasterhafte und Verkehrte auf die Bühne zu bringen. Also nicht bloß das Lächerliche, Einseitige und Hassenswürdige, sondern auch das Edle, Liebenswürdige und Gefällige in der Lebensweise der Menschen liegt im Gebiete der Komik, paßt sich also für das Lustspiel. Die Komödie beschränkt sich daher auf das Privatleben der Menschen, sowohl der höchsten, wie der niedrigsten, mit allen ihren sich darin äußernden Thorheiten, Fehlern, Vorurtheilen und Tugenden. Jede Empfindung, jeder Gedanke, jede Situation, jede Unternehmung, kann so behandelt werden, daß sie der Zuschauer mit Nutzen ansehen kann. Der Dichter kann die Handlung des Lustspiels entweder ganz erfinden, oder auch aus der Wirklichkeit einigen Stoff zur Bearbeitung wählen; denn als Sittenmaler steht es ihm frei, wie der Historienmaler, seinen Stoff aus der Geschichte, oder aus Romanen, aus wirklichen Scenen des häuslichen Lebens ꝛc. zu nehmen. Wenn der Dichter die Handlung des Lustspiels selbst erfindet, so kann die Zeichnung zwar richtig seyn, sie wird aber nie so treffend, anziehend und lehrreich werden, als wenn der Dichter seinen Stoff aus dem wirklichen Leben nimmt; denn was der Zuschauer als gleichzeitig und als Vorfälle und Personen aus der gegenwärtigen Welt

erkennen kann, muß ihn weit mehr anziehen, als alles dasjenige, was längst vergangen ist, und auf die Lebensart und Sitten der heutigen Welt nicht mehr paßt. Denn jedes Volk, jede Zeit haben ihre Sitten, ihre Gebräuche und Meinungen vom Anständigen und Unanständigen; daher kann der Lustspieldichter nur gewinnen, wenn die Haupthandlung, die Personen und die Scenen seines Stückes einheimisch sind. So nützlich es daher ist, die Thorheiten des Lasters mit der Geißel der Satyre zu verfolgen, eben so nützlich, ja noch weit nützlicher ist es, durch Beispiele tugendhafter und edler Handlungen dauerhafte Eindrücke auf das Herz zu machen. Ein einsichtsvoller älterer Schriftsteller drückt sich hierüber wie folgt aus: „Der Komödienschreiber wird über die Sitten der Menschen in allen Ständen genaue Beobachtungen anstellen, um sie mit Wahrheit und Lebhaftigkeit abzubilden; was er tadelhaft findet, wird er durch einen feinen Spott zu bessern suchen; was er schön und edel bemerkt, wird er in einem reißenden Lichte zeigen, und wir werden durch seine Gemälde empfinden lernen, was fein, schön, edel, und groß, ungereimt, gezwungen, sklavisch und niederträchtig ist; der Dichter wird sich ein Hauptstudium daraus machen, die verschiedenen Charaktere der Menschen genau kennen zu lernen; er wird bemerken, wie solche durch die Lebensart, durch die äußere Verbindungen, durch den Wohlstand, durch Pflicht ꝛc. modificirt werden; er wird die Charaktere, Leidenschaften und Situationen der Personen in Streit setzen und uns auf die Aeußerungen aufmerksam machen; er wird dem Schalk und dem Heuchler die Maske abreißen und beide in ihrer wahren Gestalt an das Licht bringen." Hierdurch wird das Lustspiel erst recht veredelt und eine allgemeine Schule der Menschen; denn wäre es jederzeit so beschaffen

gewesen, so würden finstere Moralisten nicht so dagegen geschimpft haben. Der Lustspieldichter würde dann dasjenige anschaulich vorgestellt haben, was der Moralist herperorirte.

Um das Lustspiel vom Lustspiele zu unterscheiden, oder um den Begriff des eigentlichen Lustspieles festzusetzen, theilt ein gewisser Heinrich Schulze, im Taschenbuche fürs Theater, Manheim, 1796, S. 65 u. f. Folgendes mit:

> Um die Begriffe des eigentlichen Lustspiels gehörig auseinandersetzen zu können, halte ich für dienlich, erst von den dramatischen Werken zu sprechen, welche ihm nahe kommen. Wie es zugegangen ist, daß man einem jeden dramatischen Werke, welches ein befriedigendes Ende nimmt, den Namen Komödie, oder welches einerlei ist, Lustspiel gegeben hat, ist mir unbegreiflich. Macht denn das Ende die Sache aus? Oder ist es nicht vielmehr die Sache selbst, die dem Werke seinen Geschlechtsnamen geben sollte? Ich bin versichert, daß ein Autor, der ein Werk aus irgend einer andern Kunst oder Wissenschaft, als der dramatischen Dichtkunst, ja sogar in jeder andern Art der Poesie schriebe, und dasselbe nach dessen Ende, oder einer dem ähnlichen Umstande benennte, sich lächerlich machen würde. Warum heißt nicht ein jedes Gedicht, worin Schäfer und Schäferinnen vorkommen, Idylle? Ganz gewiß, weil die Idylle nicht sowohl die Sitten der Einwohner Arkadiens, als vielmehr die Einfachheit ihrer Leidenschaften, welche der Grund dieser Sitten ist, schilderte. Warum ist nicht eine jede Erzählung, worin die Thiere sprechen, eine Fabel? Zuverlässig, weil die Sprache der Thiere zwar etwas Gewöhnliches in der Fabel, aber schlechterdings keine Eigenschaft einer Erzählung ist, welche diese zur Fabel macht, vielmehr ist dies die Moral, worin sie Handlungen der Thiere, oder andere Dinge, die sie anders darstellt, als wir solche in dem Stande der Natur finden, so schildert, daß wir dieselben auf das Betragen der Menschen anwenden können. Eben so, wie diese Eigenschaft die moralische Erzählung zur Fabel macht

und die Schilderung der einfachen Leidenschaften und Sitten, ländliche Scenen zu Idyllen bildet, glaub' ich, wird auch jedes Stück der dramatischen Dichtkunst, das ein erfreuliches Ende nimmt, durch den Humor ein Lustspiel. Ich will hier, weil ich mich werde öfters auf ihr beziehen müssen, Drydens Erläuterung des Humors beifügen: „Der Humor ist irgend eine ausschweifende Gewohnheit, Leidenschaft oder Neigung, die einer Person eigenthümlich ist, und durch deren Seltsamkeit sie sich sogleich von allen übrigen Menschen (jedoch nur von den spielenden Personen zu verstehen) unterscheidet." Mir scheint aber diese Erklärung nicht hinreichend, und ich glaube, daß der Humor nothwendig noch mehr in sich fasse. Wir wollen sehen. Die einer Person eigenthümliche Gewohnheit, Leidenschaft oder Neigung muß, indem sie ihr Hoffnung giebt, ihren Vorsatz ins Werk zu setzen, sie vielmehr von diesem Zwecke entfernen. Je mehr nun die Hindernisse in der Gewohnheit, Leidenschaft oder Neigung selbst zu finden sind, desto stärker ist der Humor. Ein Beispiel soll meine Behauptung bestärken: Wir wollen annehmen, Tamerjan sey ein Trunkenbold, er begehe alle Ausschweifungen, welche wir bei einem solchen Menschen zu erfahren gewohnt sind: er zanke mit seiner Frau, mißhandle seine Kinder, prügle das Gesinde, zerschlage die Laternen der Straße und falle der Nachtwache in die Hände; Alles würde nicht hinlänglich seyn, in ihm Humor zu finden, wenn er gleich die einzige Person des Stückes wäre, welcher die ausschweifende Leidenschaft des Trunkes eigenthümlich ist. Man ändere den Plan und setze Tamerjan ist von einem Mädchen, welches er auf das heftigste liebt, seiner Liederlichkeit wegen abgewiesen worden. In der Absicht, diese Kränkung zu verschmerzen und alle Gedanken an sein Mädchen zu verscheuchen, faßt er den Entschluß, die Flasche zu ergreifen. Mit jedem Glase erhitzt sich seine Einbildungskraft mehr und mehr, und statt sich Vergessenheit seines Mädchens zu trinken, gießt er Oel ins Feuer seiner Leidenschaft, daß sie noch höher auflodert; bis er endlich, vom Wein und Liebe eingenommen, zu ihr geht, und indem er ihr seine Gleichgültigkeit gegen sie zu erken-

nen geben will, ihr die größten Schmeicheleien sagt, welches Betragen ihm dann eine größere Kränkung zuwege bringt, als die erstere war, die er zu vernichten gedachte. Ich schmeichle mir, daß dieser Tamerjan den Humor habe, welchen, wie wir nachher sehen werden, das ächte Lustspiel erfordert. Die Erklärung des Humors hat zur Genüge bewiesen, was ich darunter verstehe. Ja, ich gehe darin noch weiter, indem ich den Humor nicht allein in solchen Lustspielen voraussetze, die einen Charakter insbesondere schildern, sondern vielmehr glaube, daß solche Lustspiele, die ihre Begebenheit durch verschiedene Personen darstellen, welche fast gleichen Antheil an der Geschichte oder eigentlichen Handlung des Stückes nehmen, weit mehr Humor enthalten müssen, als die erstere Gattung des Lustspiels, welche ihren Humor bloß auf eine Person einschränkt. Nach dieser Bestimmung wird also einem Stücke dramatischer Dichtkunst, dem der Humor abgeht, unmöglich der Name Lustspiel beigelegt werden können; dieses wäre von dem sogenannten Schauspiel (Rührspiel) zu verstehen, welches eigentlich ein Gemisch der Tragödie und Komödie ist. Ersterer verdankt es die rührenden und letzterer die launigen Scenen. Ich bin zwar weit entfernt zu behaupten, die Komödie müsse keine rührenden Stellen in sich fassen, es sind diese vielmehr wesentliche Erfordernisse eines jeden Lustspiels, nur verlang' ich, daß der Dichter sich ihrer behutsam bediene, am wenigsten sie zur Hauptsache mache; denn sobald der Zuschauer durch rührende Schilderungen zur wehmüthigen Theilnahme bewogen wird, so kann ihn das Stück nicht belustigen; dieses aber soll, nach meinen Begriffen, ein Lustspiel durchaus. Was thut aber das Schauspiel anders, als daß es uns rührt? Die einzelnen Scenen, wo etwa ein Verwalter seine Schöne, die jetzt mit ihrer Herrschaft in der Stadt wohnt, an die Zeiten erinnert, wo sie die Mistgabel zierlich führte; ein tölpischer Bauerjunge, der wider Willen, in Gesellschaft seiner Herrschaft, Tabak raucht, sind nicht geschikt, den Zuschauer zu belustigen, im Gegentheil, sie ziehen die Fiebern seines Gesichtes, welche so eben durch die Rührung, worin sich sein Gemüth befand, gespannt

waren, unnatürlich zusammen und erzeugen ein widerliches Gefühl. Ich berufe mich hierbei auf die Erfahrung, welche die Leser gemacht haben werden, und auf meine eigene. Hier dünkt mich, wird es nun nicht am unrechten Ort seyn, ein Paar Worte über das Schauspiel insbesondere zu sagen. Die Absicht des Schauspielers geht dahin, dem Zuschauer durch eine rührende Darstellung die Fehler vor Augen zu legen, wodurch der Mensch im gemeinen Leben den Zweck seines Daseyns, das ist, die Beförderung seines Glückes und die Glückseligkeit aller Menschen, auf die er Einfluß hat, verfehlt. Dies nämliche beabsichtiget der gewöhnliche Roman ebenfalls Mir scheint es daher gewiß, das Schauspiel sei nichts anders, als ein in dramatische Form gebrachter Roman. Es frägt sich aber, ob dies ein schicklicher Gegenstand für die Bühne sei? — Wenn ich in einer einsamen Stube einen Roman lese, der mich rührt, so laß ich meinen Thränen freien Lauf; ganz anders ist es in einem Theater, das, wegen der Menge, die mich umgiebt, und wo ich in der Absicht hingehe, mich zu zerstreuen, zu dieser sanften Gemüthsbewegung nicht geschickt ist. Hier verlang' ich keine solche Rührung, die mich zur wehmüthigen Theilnahme hinreißt, höchstens nur die, welche bald vorübergeht und mir Zeit giebt, neue Kräfte für die Erschütterungen der Laune oder des Mitleides und der Furcht zu sammeln. Ein Ehepaar, welches sich entzweit hat und sich trennen will, wird durch den Zufall, daß dessen Kind Vater und Mutter zugleich nennt, da es eben entscheiden soll, bei welchem von ihnen es bleiben wolle, so sehr bewegt, daß die beschlossene Trennung unterbleibt. Ein junger Mensch, der seine Ehre zu retten, den Vater bestiehlt, und durch diese Uebelthat sich und die Seinigen in Elend und Jammer stürzt. — Das und dem Aehnliches ist der Inhalt unserer Schauspiele. Wer kann es läugnen, daß solche Sujets, wenn eine beliebte Feder sie ausführt, Beifall finden müssen? Aber — man vergebe mir, wenn ich irre — eine durchaus beliebte Feder ist auch das wesentlichste Erforderniß zu der guten

Aufnahme des Schauspiels. Uebrigens wird es, sobald sich unsere Dichter des eigentlichen Lustspiels nicht eifriger annehmen, eben so von der Bühne verschwinden, wie die ehemals so beliebte Zwittergeburt, Tragikomödie, sich verlor, als die dramatischen Dichter sich mehr um die wahre Tragödie bemühten. So viel von dieser Materie. — So wie nun das Schauspiel weder Tragödie noch Komödie ist, kann auch das Possenspiel für keins von beiden angesehen werden. Denn wie wir eben gesehen haben, soll das Schauspiel Vergnügen und Unterricht gewähren. Ein Possenspiel aber, das weder einen festen Plan hat, noch Moral in sich faßt, kann schlechterdings nicht unterrichtend seyn. Die Komödie soll belustigen, auch wohl ergötzen, aber durchaus kein wildes Gelächter erregen. Hierin liegt mit der größte Abstand einer Komödie von einem bloßen Possenspiele. Denn da letzteres keine Neigungen, sondern Charaktere zeichnet, so werden sie nichts anderes, als die Erschütterung des Zwergfelles beabsichtigen, durch widernatürliche Züge so sehr herabgewürdiget, daß der vernünftige Zuschauer, wie Diogenes, den Wald vor Bäumen nicht erkennen kann. Zu den Possenspielen rechne ich auch alle, gegenwärtig bis zur Uebertreibung beliebten, Singespiele oder sogenannten komischen Opern, welche Scenen enthalten, wo der Narr ohne Pritsche, seines Herrn Wort unter Tischen und Stühlen sucht, oder eine Versammlung Handwerker von oben bis unten bepudert, daß man glauben sollte das Theater habe sich in eine Mühle verwandelt. — Nachdem ich nun gesagt, das Lustspiel müsse weder rührenden, noch niedrig komischen Inhalts seyn, komme ich, durch den natürlichen Gang meiner Ideen, auf ein neues Erforderniß des Humors; er muß nämlich von edler Art seyn, und hierzu wird er am geschicktesten, wenn er nicht sowohl die Leidenschaften der Menschen, als vielmehr deren Neigungen schildert. Ich habe oben gewiesen, wie sich der Humor bei einem Trunkenbolde zeigt. In dieser Schilderung ist nicht Leidenschaft des Trunkes, sonderu nur eine

Neigung durch den Gebrauch hitziger Getränke, sich unangenehmer Gedanken zu entschlagen, zu finden. Hiernach wird sich die Komödie ungefähr auf folgende Weise erklären lassen: „Die Komödie oder das eigentliche Lustspiel, ist die Art der dramatischen Dichtkunst, in welcher eine oder verschiedene Neigungen, welche durch eine üble Gewohnheit den Menschen eigenthümlich geworden, mittelst des Humors auf eine unterrichtende und belustigende Weise geschildert werden.“ Das Lustspiel muß durchaus belustigen, obgleich es dem Dichter freisteht, den Zuschauer auch dann und wann in eine ernsthafte oder rührende Lage zu versetzen; nur nehme er sich in Acht, daß des Guten nicht zu viel werde und er nicht dort, wo er Nachdenken und Theilnahme bewirken will, Ueberdruß erzeige. Dieses wird immer der Fall seyn, wenn er öfters in Sentenzen spricht, zu tief ins Weinerliche verfällt, oder ins niedrig Komische herabsinkt.

Der Umfang des Lustspiels ist sehr weitläuftig, daher kann man dasselbe, in Absicht auf den Inhalt, bequem in folgende Gattungen eintheilen: In Komödie der Charaktere, in Komödie der Sitten und in Komödie der Situationen. Die erste beschäftigt sich vornämlich mit Auszeichnung eines gewissen Charakters, wie z. B. eines Geitzigen, eines Ruhmredigen, eines Lügners ꝛc. Obgleich wir eine große Menge Lustspiele dieser Art haben, so ist die Materie bei weitem noch nicht erschöpft; es sind noch so viele Charaktere vorhanden, die zwar wichtig genug, aber noch nicht auf der Bühne vorgestellt worden sind. Diese Art Lustspiele ist sehr nützlich und den Sitten vortheilhaft; allein auch sehr schwer zu bearbeiten. Wer hierin glücklich seyn will, muß Tugend und Laster bis auf ihre ersten Quellen verfolgen, oder sie von ihrem Entstehen an ergründen; er muß alle Triebräder des menschlichen Herzens kennen; er muß die Charaktere nicht allein im Ganzen

zeichnen, sondern auch alle Schattirungen vorbringen, wodurch sich ein Charakter in verschiedenen Personen unterscheidet; er muß eine hinlängliche Kenntniß von den Sitten und der Denkart seines Zeitalters haben; er muß mit einer lebhaften Phantasie alle Züge in einem Punkte vereinigen; er muß nicht nur die beiden Aussenseiten, wie die Tugend in Laster ausartet, kennen, sondern auch den rechten Mittelpunkt zu treffen wissen. Z. B. zwischen einem boshaften Heuchler und einem Leichtgläubigen, der sich aus Einfalt durch einen falschen Schein von Andacht hintergehen läßt, steht der wahre Fromme in der Mitte. Hier die rechte Grenzlinie zu ziehen, erfordert eine mehr als gewöhnliche Kenntniß des menschlichen Gemüths. Ein ausschweifender Mensch auf der einen Seite und ein Misanthrop auf der andern, haben einen mäßigen Weisen, der die Laster haßt, und die Menschen liebt, in der Mitte; welche Genauigkeit wird in dieser Zeichnung erfordert! Und dieses gilt von allen Charakteren. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn diese Art Lustspiele so Vielen verunglückt, weil eine große Präcision in der Zeichnung erfordert wird. Um nun einen Charakter in sein gehöriges Licht zu setzen, so muß der Dichter die Umstände der Hauptperson so einrichten, daß sie ihrem Charakter auf gewisse Art entgegenstehen, dann wird dieser mit desto mehr Kraft durchbrechen. Wenn sich ein Geiziger in ein Mädchen verliebt, von der erfährt, daß sie arm ist, so wird sich sein Charakter deutlicher entdecken, als wenn sie reich ist. Diese Regel haben einige Kunstrichter zu allgemein ausgedrückt und behauptet, daß man entgegengesetzte Charaktere, z. B. einen Geizhals und einen Verschwender neben einander sehen müsse; allein dieses ist nicht nur nicht in allen Fällen nöthig, sondern es kann auch der Nachtheil daraus entstehen, daß der Hauptcharakter, wenn ihm der

Nebencharakter nicht genau subordinirt ist oder wird, vieles von seinem Lichte verliert, indem man oft nicht wissen würde, welches der Hauptcharakter ist. Der Contrast muß mehr in den Umständen, als in der Häufung widersprechender Charaktere gesucht werden. Diese Art der Lustspiele ist einer mannigfaltigen Ausführung fähig.

In der Komödie oder dem Lustspiel der Sitten, hat man die Absicht ein wahrhaftes, treues und lebhaftes Gemälde von gewissen, sich auszeichnenden Sitten, dem Zuschauer auf eine anschauliche Art vorzustellen. Jeder Stand, jede Lebensart hat seine besondere Sitten. Hierauf gründet sich die National-Komödie, in welcher die Sitten einer ganzen Völkerschaft, und was derselben eigen ist, vorgestellt werden. Von dieser Art waren die satyrischen Schauspiele der Griechen. Der Dichter muß dann eine solche Handlung wählen, aus welcher die Sitten, die gemalt werden sollen, leicht in ihrem Lichte gezeigt werden können. Alle Handlungen, die man die Personen verrichten läßt; alle Reden, die man ihnen in den Mund legt, müssen darauf abzielen. Besonders müssen viele kleine äußerliche und innerliche Umstände bemerkt werden, wodurch sie genau bestimmt und individuel werden. Es gehört viel Scharfsinn dazu, gerade das, was die Handlung am genausten bestimmt, zu wählen, und den schicklichsten Ausdruck dazu zu finden. Hier hat sich der komische Dichter besonders in Acht zu nehmen, daß er nicht in das Unwahrscheinliche fällt. Ferner müssen alle unschickliche Sitten, wenn sie gleich wahr sind, von der Bühne entfernt bleiben; vieles was in Rom erträglich war, ist bei uns unpassend. In der genauen Schilderung der Nationalsitten stehen wir den Ausländern nach; denn Spanien, Frankreich, England sieht seine Nationalsitten auf der Bühne. Wir Deutsche schildern

meistens bloß allgemeine Sitten, die bei einer jeden andern Nation auch Statt haben würden. Die Ursache hiervon ist nicht tief zu suchen. Unsere ganze Lebensart ist zu einförmig, zu steif, wir ahmen zu gerne nach, ohne nach dem Grunde unsers Herzens zu handeln, und dann sind wir zu langweilig und zu umständlich in der Schilderung. Ein Dichter, der seine Zuschauer unterhalten will, muß die poetische Malerei vollkommen in seiner Gewalt haben.

Die Komödie oder das Lustspiel der Situationen entsteht, wenn man eine Handlung oder Person in einer merkwürdigen Situation vorstellt, z. B. einen Vater der ungerathene Kinder hat, ein Frauenzimmer, das durch Liebe glücklich oder unglücklich wird. Man versteht hierunter die Beschaffenheit aller zu einer Handlung gehörigen Umstände, die einen gewissen Zeitpunkt der Handlung, da man das Gegenwärtige als eine Wirkung dessen, was vorher vorgegangen ist, ansieht. Man erwartet dann was die Person in diesen Umständen thun würde, wobei die Neugierde ungemein gereitzt wird; denn man erwartet mit Ungeduld den Ausgang und den Erfolg von so vielen zusammenwirkenden Dingen. Ist die Handlung wichtig und zu einem entscheiden Zeitpunkte gekommen, so sind die Zuschauer in völliger Erwartung. Es ist ein sehr fruchtbares Mittel das Interesse einer Person zu erheben, wenn sie der Dichter in wichtige Situationen versetzt; dergleichen zu schaffen, ist eines der wichtigsten Talente eines Dichters; aber auch der Dichter muß seine Personen, ihren Situationen gemäß, handeln lassen. Man verwechsele aber die Situationen nicht mit der Zusammenhäufung wunderbarer Zufälle und Verwikkelungen, wo verschiedene unerwartete, ausserordentliche, und zum Theil abentheuerliche Dinge nach einander folgen und Verwirrungen verursachen, woraus sich

oft weder der Dichter, noch die Zuschauer winden können. Romanenstreiche, Betrügereien, Scapinsposſen ꝛc. gehören gar nicht unter die Situationen, und ſind Beweiſe eines verdorbenen, noch nicht ausgebildeten Geſchmacks. Wahre Situationen ſind ſolche Umſtände, die aus dem innern und äußern Zuſtande fließen; wenn dieſe gut dargeſtellt werden, geben ſie uns ein treues Bild von dem Guten und Böſen des menſchlichen Lebens. Der Dichter muß das menſchliche Leben vollkommen ſtudirt haben, damit er genau wiſſe, wie ſich ein Menſch unter verſchiedenen Lagen des Lebens, ſeinem geäußerten Charakter gemäß, beweiſe. Das Komiſche im Luſtſpiele wird auch durch die Charaktere und Situationen oder durch beide zugleich erzeugt, und dieſe Gattung des Komiſchen iſt die wirkſamſte. — Man theilt übrigens das Komiſche auch in das hohe und niedere ein; eine Eintheilung, die nicht nach dem Stande der vorgeſtellten Perſonen, ſondern nach der Beſchaffenheit des Stoffes und ſeiner Behandlungsart zu beſtimmen iſt; allein die Gränzen fallen oft zuſammen. Wenn das Niedrigkomiſche, welches aber nicht in das Gemeine und Widerliche fallen darf, in einem Luſtſpiele herrſchend iſt, ſo heißt es eine Poſſe oder eine Farce; hingegen nennt man es ein Charakterſtück, wenn der Dichter hauptſächlich ſeinen Fleiß auf Darſtellung und Entwickelung eines Hauptcharakters anwendet. Dieſe Art Luſtſpiele haben ungemein viel Anziehendes, wenn ſie gehörig in der Natur und Wahrheit gegründet ſind; nur erfordern ſie eine geſchickte Anordnung und Verwickelung der Begebenheiten, die hier allemal aus dem Charakter der Hauptperſonen entſpringen oder mit demſelben wenigſtens in beſtändiger Beziehung ſeyn müſſen, ohne daß dieſem die übrigen Perſonen ganz aufgeopfert werden. Ein Luſtſpiel darf kein einzelnes Por-

trait enthalten, es soll ein volles, reichhaltiges Gemälde des Lebens seyn, und in einzelnen Charakteren nicht bloß ein Individuum, sondern die ganze Gattung darstellen. Das Intriguenstück entsteht, wenn der Dichter nicht die handelnden Personen, in Hinsicht ihrer Charaktere besonders hervortreten läßt, sondern die Verwickelung der Begebenheiten oder die Verschürzung des Knotens. Die Verwickelung (der Knoten) oder die Intrigue des Lustspiels entspringt aus der Anordnung und Verflechtung der einzelnen Vorfälle und Begebenheiten, woraus die ganze dramatische Handlung besteht, und durch die Spannung und Erregung der Ungeduld des Zuschauers in Hinsicht des Ausganges. Durch Mitwirkung der verschiedenen Charaktere und Situationen, und durch die allmählige Hebung der gegen die Haupthandlung erregten Schwierigkeiten; aber nicht auf eine gewaltsame Weise muß die Auflösung des Knotens erfolgen. Diese Intriguenstücke gehören daher zu den oben angeführten Situations-Komödien. So wohl die Verwickelung in denselben, als auch die Auflösung müssen nicht bloß im Reiche der Möglichkeit liegen, sie müssen auch als ein natürliches und wahrscheinliches Resultat aus dem Bau des Ganzen, aus den Charakteren, Begebenheiten und Situationen hervorgehen; eben so, wenn die richtige Haltung und Darstellung der Charaktere, Leidenschaften und Begebenheiten, die Erfordernisse eines guten Lustspiels sind, so wird auch die Wahrscheinlichkeit der Haupt- u. Nebenhandlungen dann um so mehr erfordert, wenn der Stoff aus dem gewöhnlichen Leben genommen wird; nur muß diese Wahrscheinlichkeit nicht zum Trivialen und Gemeinen, oder gar bis zum Ekelhaften hinabsinken. Ein gewisser Grad der Uebertreibung bei Schilderung der Charaktere und Begebenheiten schadet im Lustspiele nicht, wenn derselbe nur nach Maß-

gabe des Stoffes ausgeführt worden, sobald aber diese Schilderung in das Caricaturmäßige, welches nur in der Posse an seinem Orte ist, ausartet, so geht dadurch die innere Wahrscheinlichkeit verloren.

Durch ein zu großes Anschließen an den gesellschaftlichen Geschmack der Zeit entsteht das zwar feine, aber auch unpoetischere Conversations-Lustspiel, in welchem die Versification oft nur als eine fremde Zuthat erscheint, und Alles auf Gewandheit der Intrigue, Charakterwahrheit und Witz im Einzelnen beruht; indessen bleiben allgemeine Charaktere und Sitten, nur gehörig modificirt, immer noch brauchbar.

Einem jeden Lustspiele muß ein bestimmter Plan zum Grunde liegen, worauf Einheit, Vollständigkeit und Interesse der Handlung gebauet wird, welches wesentliche Stücke eines Lustspieles sind. Der Dichter muß zuerst alles wohl überdenken, was zu dem Endzweck, den er sich bei seinem Lußspiele vorgestellt hat, erfordert wird; dann muß er solches ordnen, so daß immer ein Theil der Handlung auf den andern folgt. Diese Anordnung kann einfach oder verwickelt seyn; es kann ein Glückswechsel in derselben liegen, es können sich aber auch die Charaktere ohne Verwickelung auflösen. Man hat bei dem Plane eines Lustspiels hauptsächlich dahin zu sehen, daß die Handlung ein immerwährendes Interesse vom Anfange bis zum Ende unterhalte; daß sie nicht durch Begebenheiten, die nicht in dem Innern der Handlung liegen, unterbrochen werde; daß diese niemals stille stehe oder die leerscheinenden Stellen durch Episoden ausgefüllt werden, die entweder gar nicht zur Haupthandlung gehören, oder wobei der Zuschauer lange Weile hat; daß wenn Nebenauftritte vorkommen, sie in der Handlung liegen, und hinlänglich unterhaltend seyn müssen; daß in solchen Scenen, wo die Handlung stille stehen muß, Alles angebracht werde, was die Aufmerksam

keit des Zuschauers unterhalten kann; daß etwa ein Paar Personen ihre Gedanken sich über das, was geschehen ist, mittheilen, Betrachtungen anstellen, Sentenzen, Maximen und Beobachtungen machen; nur müssen diese Anmerkungen nicht alltäglich, sondern fein und treffend seyn und genau in die Handlung passen. Ein jedes von den oben angeführten Lustspielen erfordert seine besonderen Anlagen, wovon sich aber keine Regeln geben lassen, indem hier die Phantasie des Dichters wirken und solche hervorbringen muß. Nachdem der Plan des Lustspiels entworfen worden, muß man an die Ausführung des Ganzen gehen; denn ein Lustspiel kann nach einem sehr guten Plane entworfen worden seyn, und dennoch so schlecht in der Ausführung ausfallen, daß man dabei, statt zu lachen, gähnen muß. Der gebildete Zuschauer sucht sich nicht über seltsame Vorfälle, die in einem Lustspiele vorkommen, zu vergnügen, weil sich diese ein jeder selbst in der Phantasie vorstellen kann; er will nur die Eindrücke beobachten, die solche auf Menschen, die dabei anwesend sind, machen, und wie sie solche durch Reden und Gesinnungen, Stellungen, Geberden, Gesichtsminen und andern Aeusserungen an den Tag legen. Hier zeigt sich das eigentliche komische Genie, wodurch der Zuschauer getäuscht wird, daß er die Vorstellung nicht für ein Werk der Kunst, sondern der Natur ansieht. Hieraus gewahrt man, wie sehr diejenigen gegen die Natur eines wahren Lustspiels handeln, die solches mit verschiedenen Künsteleien aufputzen, um ihren erfinderischen Geist zu zeigen; dies wäre die Kunst auf eine unrechte Seite angebracht. Ein guter Lustspieldichter muß reich an Gedanken seyn; denn wenn er nichts mehr hervorbringen kann, als Alltagsgedanken, so mag er mit seinen Lustspielen zu Hause bleiben. Auf der Bühne will man nur Menschen, nur Handlungen derjel-

ben sehen, die sich in einem interessanten Lichte zeigen, als der gemeine Menschenhaufen. Hieraus geht hervor, warum Talente, die ein gutes Lustspiel erfordert, so selten sind. Ausser dem Talente, wird auch eine große Erfahrung und Weltkenntniß erfordert, die man nicht im Studierzimmer erlangt, sondern nur erst dann bekommt, wenn man die Menschen in ihren mannigfaltigen Verhältnissen und Geschäften des Lebens erblickt hat, oder selbst darin verwickelt gewesen ist. Die mit der Haupthandlung verbundenen, oder in dieselbe eingewebten Nebenhandlungen oder Episoden müssen jene beständig untergeordnet bleiben und so wenig ihr Fortschreiten hemmen, als ihren Zusammenhang unterbrechen. Der Dialog des Lustspiels muß den Charakteren, den Verhältnissen und Leidenschaften der redenden Personen, ihrer jedesmaligen Situation und der Sprache des gesellschaftlichen Lebens gemäß, dabei lebhaft, abgerundet und natürlich seyn. Bei den Griechen und Römern waren die Lustspiele durchgehends metrisch; die Neuern ahmten diese Form nach; jetzt wendet man gewöhnlich nur bei kleinern feinen Lustspielen die metrische Form (des Alexandriners) an; denn wenn auch der prosaische Dialog der Nachahmung einen höhern Grad von Natürlichkeit ertheilt, so kommt sie doch dem gemeinen Leben zu nahe. Der Willkühr des Dichters ist fast ganz die Wahl des Titels für sein Lustspiel überlassen; indessen wählt man lieber so, daß von dem Inhalte oder Ausgange des Stückes nichts im Voraus verrathen wird. Oft dient der Name der Hauptperson, oft die Moral des Stückes zum Titel. Häufig wird derselbe auch von einer vorzüglich wesentlichen Scene, oder von der Katastrophe, oft von der Intrigue, dem Hauptcharakter ꝛc. hergenommen. Nicht bloß Belustigung und Unterhaltung der Zuschauer, sondern mittelbar auch ihre

Belehrung und sittliche Verbesserung durch lebendige Darstellung menschlicher Güte, Thorheit und Untugend, und durch Aufdeckung und Entwickelung der verborgenen Falten des menschlichen Herzens ist der Zweck des Lustspiels. Dieser Endzweck kann aber nicht durch kalte, wenn auch noch so glänzende, Gemein- und Sinnsprüche, nicht durch moralische Betrachtungen, sondern hauptsächlich nur durch das Beispiel der in Handlung und Thätigkeit gesetzten Personen erreicht werden. Die Wirkung des Lustspiels bei der theatralischen Vorstellung hängt hauptsächlich von der mimischen Darstellung ab; hierauf muß der Lustspieldichter Rücksicht nehmen und durch Andeutung des mit der Unterredung zu verbindenden Spiels dem Leser sowohl, als dem Schauspieler zu Hülfe kommen; der Schauspieler kann aber die Wahrheit und Täuschung des Stückes durch eine leichte, lebhafte und natürliche Darstellung, die durchaus keine Kunst ahnen lassen darf, sehr heben; denn wenn das Lustspiel ein treues Bild der Natur seyn soll, so muß es dasselbe auch in Hinsicht des Ausdrucks seyn. Jeder Schauspieler muß gerade so sprechen, wie das Original, das er vorstellt, in der Natur gesprochen haben würde. Ein einzelner zu hoher, zu gespannter, zu gekünstelter Ausdruck, der mit dem Charakter der Person nicht genau harmonirt, verdirbt oft eine ganze Scene. Daher gehört die witzelnde Schreibart gar nicht auf die komische Bühne. Der Ton muß sich der wirklichen Unterredung, deren man sich im gemeinen Leben bedient, so nähern, als es nur möglich ist; jede Person muß ihrem Stande und Charakter gemäß sprechen; denn nur hierdurch entdeckt man den eigentlichen Charakter der handelnden Person, wenn man sie ohne die geringste Zurückhaltung mit Andern sprechen hört. Hierbei hat der Dichter zwei Auswege zu vermeiden, der eine, daß

er nicht in den niedrigen, langweiligen und kraftlosen Ton falle, der gewöhnlich in unsern täglichen Unterredungen herrscht; der andere, daß er sich nicht in das Gezwungene, Unnatürliche und Methodische versetzt. Horaz trägt die Regeln des komischen Dialogs kurz und bündig in folgender Stelle vor:

Est brevitate opus, ut currat sententia, neu se
Impediat verbis lassas onerantibus aures.
Et sermone opus est, modo tristi, saepe jocoso,
Defendente modo vicem rhetoris atque poëtae,
Interdum urbani, parcentis viribus, atque
Extenuantis eas consulto.

Wenn daher Luspiele in Versen geschrieben werden, so muß der Dichter eine solche Versart wählen, welche dem Tone der täglichen Unterredung am nächsten kommt, Griechen, Römer und Deutsche haben die Jambische Versart mit gutem Erfolge gebraucht, weil diese dem Dichter den wenigsten Zwang anthut. Höchst unnatürlich ist es, wenn sich die handelnden Personen in ihren Gesprächen an die Zuschauer wenden, daher muß dieses, als störend, vermieden werden.

Jetzt nun noch Einiges von der Komödie oder dem Lustspiele der neuern, in diesem Zweige der Literatur wichtigen, Europäischen oder christlichen Völker, wovon oben, S. 642 schon etwas vorgekommen. Die Komödie der christlichen Völker war anfangs eben ein solches, mit der Religion verbundenes, Possenspiel, wie die heidnische. Es erhielt sich zwar in Griechenland und in Asien die Komödie nach dem Muster der Alten noch eine ziemliche Zeit unter den Christen; allein bald trat ein verdorbener Geschmack ein, man benutzte die Alten nicht mehr, oder nahm sie nicht mehr als Muster, sondern richtete diese Belustigung nach eigener Art ein. Apollinaris, Bischof von Laodicäa, schrieb im vierten Jahrhunderte

christliche Nachahmungen der besten Griechischen Klassiker, wozu er den Stoff aus den Begebenheiten des alten Testaments nahm, und bestimmte sie zum Gebrauch in Schulen; unter anden schrieb er auch Trauerspiele in der Manier des Euripides, und Lustspiele in der Manier des Menander. So machte auch Gregorius von Nazianz aus dem Leiden Christi ein Trauerspiel nach Griechischem Maaßstabe, welches noch vorhanden und nach dem Prologe zu urtheilen, auch aufgeführt worden ist. Wenn gleich in der Folge die Komödie der Alten Einfluß auf die Ausbildung der Komödie bei allen neuern Völkern hatte, so entwickelten sich doch zu gleicher Zeit aus den christlichen Religionsgebräuchen auch manche andere Farcen, die, wenn sie auch gleich weder eine besondere Handlung darstellten, noch Gespräche enthielten, doch in sofern zur Komödie gerechnet werden müssen, weil die darin auftretenden Personen etwas anderes, als sie waren, vorstellten, und auf mancherlei Weise vermummt erschienen, um Lachen zu erregen; und dies waren die sogenannten Narren- und Eselsfeste. Sie sollen zu Konstantinopel ums Jahr 990 ihren Anfang genommen haben; s. den Artikel Narrenfest, Th. 101, S. 268 u. f. Mit diesen Festen zugleich entstand eine andere Art von dramatischer Lustbarkeit, die, so tragisch sie ist, zum Theil auch seyn soll, sich doch nur als Komödie ansehen läßt, nämlich die sogenannten Mysterien, welche anfangs nur aus bloßen Prozessionen, welche die Leidens- oder Auferstehungsgeschichte Christi darstellten, bestanden, späterhin wurden, wie es wahrscheinlich ist, Gesänge und Gespräche hinzugefügt, so wie mehrere Gegenstände aus der biblischen Geschichte und aus der Legende, auf diese Weise dramatisch behandelt; auch erschienen die spielenden Personen dabei in einer angenommenen fremden Gestalt.

Wo diese religiösen Darstellungen eigentlich gegeben, und welches die Art ihres Ursprungs war, läßt sich nicht bestimmen. Doch nimmt Flögel, was das Letztere anbetrifft, mit vieler Wahrscheinlichkeit Italien dafür an; obgleich er vorher behauptet, daß die Italiener vor dem 13ten Jahrhunderte kein dramatisches Schauspiel der Art gehabt hätten; s. auch unter Mysterien, Th. 99, S. 531. Aus den Mysterien entwickelten sich die sogenannten Moralitäten, welche größtentheils aus allegorischen Personen bestanden, und durch die schon in sehr vielen Mysterien vorkommenden Personen der Hoffnung, des Todes, des Glaubens ꝛc. vorbereitet worden waren.

Die Komödie oder das Lustspiel der Italiener. Die schon oben erwähnten Mysterien waren als das erste, wenn auch nicht als das älteste, Schauspiel in Italien anzusehen; man nannte sie daselbst Figure, Vangely, Misterj, Istorie, Comedie spirituali. Die Italiener besitzen eine Menge Stücke dieser Art, und noch zu Anfange des verwichenen Jahrhunderts wurden mehrere derselben auf die Bühne gebracht. — Die zweite, und, dem Alter nach, die erste dramatische Lustbarkeit der Italiener, und vielleicht die herrschende Gattung, ist die Komödie aus dem Stegreife, Comedia dell' arte, oder a suggetto, welche in dem Zanni oder in dem Arlekin und Scapin, so wie in dem Dottore, im Pantalon ꝛc. stehende Personen hat, die in den verschiedenen Dialecten Italiens sprechen. Daß dieses Schauspiel unmittelbar mit den Mimen und Pantomimen der Römer zusammenhängt, hat, unter andern, Riccoboni *) höchst wahrscheinlich gemacht, und daß es sich bis jetzt noch mit dem größten Beifall auf dem Theater erhält, ist bekannt. Eine eigentliche Geschichte desselben läßt sich aber nicht geben, weil, wenn gleich, z. B. mit dem Charakter

*) Histoire du Théatre Italien, Tom. I, P. 21 u. f.

des Harlekin, mancherlei Veränderungen vorgegangen und jene stehende Personen überhaupt von Zeit zu Zeit vermehret worden sind, doch von einem Schauspiele, dessen Geschick größtentheils von dem Spiele und den Einfällen einzelner Masken abhängt, sich kein bestimmtes Fortrücken denken läßt und keine eigentlichen Belege sich finden können. So viel ist indessen gewiß, daß es, wie mit der Wiederauflebung der Wissenschaften, auch die Komödie der Alten wieder aufgeweckt, oder dergleichen wieder in der gewöhnlichen regelmäßigen Form, und zwar in Menge, geschrieben wurden, in diesen gleichsam, in sofern eine Nebenbuhlerin erhielt, als die Mitglieder der verschiedenen Akademien in Italien, und zum Theil die Schauspieler selbst, auch diese vorstellten. Und zugleich können die Arbeiten Anderer, wie Beiträge zur Vervollkommnung, oder zur Fortbildung derselben, angesehen werden. Von dieser Art sind die sechs Stücke des Angelo Beolci, Ruzzante genannt. Zwar kann dieser nicht, wie C. F. Flögel behauptet, jene stehende Personen, mit ihren verschiedenen Dialecten, zuerst auf das Theater gebracht haben; denn Flögel's eigner Meinung, oder vielmehr Riccoboni's Meinung nach, schreibt die Maske des Harlekin und des Scapin sich von dem Centunculus der Römer her; und daß die Maske des Pantalon, so wie die verschiedenen Dialecte Italiens schon vor dem Ruzzante auf der Bühne waren, hat Quadrio gezeigt; allein die Personen des Ruzzante sprechen doch in diesen Dialecten, und seine Stücke erhielten allgemeinen Beifall. Gleiche Verdienste, als er, erwarb sich im Anfange des 17ten Jahrhunderts Flaminio Scala, ein Schauspieler und Vorsteher einer Schauspielergesellschaft, um die Comedia dell' arte, daß er ordentliche Entwürfe zu seinen Stücken verfertigte, welche, so unvollkommen sie auch waren,

und so schlüpfrig die Stücke selbst seyn mögen, doch diese mehr oder weniger zu einem Ganzen machten, und die, wenn nicht zu Mustern, doch zu Beispielen dienen konnten. Auch schrieben nach dem Beispiele des Ruzzante eine Menge Schriftsteller, welche sich bei dem Quadrio verzeichnet finden, Stücke, in welchen jene Charaktere beibehalten waren; allein eben in jenem Zeitpunkte, im Anfange und gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, artete nun auch die Komödie aus dem Stegreife im höchsten Grade aus, ob sie gleich sonst dergestalt die Oberhand erhalten hatte, daß beinahe während eines ganzen Jahrhunderts nur hin und wieder noch ein regelmäßiges Stück geschrieben, aber keines auf irgend eine Art mehr gespielt wurde. In jene wurden nicht nur immer mehr Masken eingeführt, sondern diese alle spielten auch ohne Geist und ohne Anstand, und wählten zur Vorstellung abentheuerliche, ungereimte, unzusammenhängende, tragisch-komische Begebenheiten. Die Schuld von diesem Verfalle wird von den Italienern gewöhnlich auf den Mode gewordenen Geschmack an Spanischen Stücken geschoben. Riccoboni, Quadrio, Des Houlmieres, so wie ihre Ausschreiber sagen, daß mit Karl dem Fünften, im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, die Spanische Tragikomödie nach Italien gekommen sey und diese Wirkung hervorgebracht habe. Wenn aber auch nun nicht dadurch dem Geschmacke der Italiener in sofern ein schlechtes Kompliment gemacht würde, als z. B. die Französische Bühne durch die Bekanntschaft der Corneille und des Moliere mit der Spanischen nicht eben verdorben worden ist, so war ja, gerade in eben diesem, dem sechzehnten, Jahrhunderte so wohl die regelmäßige Komödie der Italiener in dem blühendsten Zustande, als auch die Komödie aus dem Stegreife noch sehr gut

beschaffen, und der Verfall der Italienischen Poesie fängt sich erst mit dem 17ten Jahrhunderte an. Indeß haben die Italiener, sowohl dem Titel, als der Beschaffenheit nach, viel früher, als die Spanier, wirkliche theatralische Tragikomödien, das heißt, dramatische Stücke gehabt, in welchen das Erhabene mit dem Niederen, das Rührende mit dem Lächerlichen unter einander gemischt ist, und weit entfernt, daß jene sie von diesen erhalten haben, können die Letzteren wohl von den Ersteren damit beschenkt worden seyn. Crescimbeni selbst, so wie Quadrio führen ein Stück des Franc. Salustio Bonguglielmi Apollo e Leucotoe an, welches schon mit Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts erschien und nicht allein Tragi-Comedia heißt, sondern auch unter die Farcen gesetzt wird. Noch sichtlicher zeigen sich die vorgeblichen Eigenheiten der Spanischen Tragikomödie in der ums Jahr 1532 gedruckten, von Quadrio ebenfalls angezeigten, so wie ausdrücklich als eine Spanische Tragikomödie charakterisirten und auch Tragikomödie genannten Ceccaria des Neapolitaners Antonio Epicuro. Von welcher Beschaffenheit um diese Zeit aber die Spanische Komödie war, wird die Folge lehren; von Seiten des zuletzt angeführten Italienischen Schriftstellers verräth es aber eine eben so lächerliche Unwissenheit, als Partheilichkeit, wenn er, um seine Meinung zu erweisen, behauptet, daß Lope de Rueda bereits das Spanische Lustspiel von dergleichen Ungereimtheiten habe reinigen wollen, und zugleich auf der folgenden Seite seines Werks wieder erzählt, daß es erst von Lope de Vega gleichsam festgesetzt worden sey, daß man, um der Spanischen Nation zu gefallen, das Tragische mit dem Komischen habe vermischen müssen; oder wenn er, S. 345, sagt, daß der gedachte Antonio Epicuro, nur um den Spaniern zu gefallen, sein Stück

in dieser Manier geschrieben und es auf diese Art betitelt habe. Wenn Warburtons bereits angeführte Meinung, daß nämlich die Tragikomödie aus dem Gemisch von Religiosität und Possenreisserei in den Mysterien und Moralitäten allmählig entwickelt worden, oder der Geschmack an jenen Mißgeburten der Kunst, aus diesen entsprungen sey, gegründet ist; so wäre es wirklich zu verwundern, wenn dasjenige Land, welches, aller Wahrscheinlichkeit nach, zuerst Farcen von der letztern Art hervorgebracht, nicht auch zuerst Stücke der erstern Art hervorgebracht haben sollte. So viel ist indessen gewiß, daß, Falls auch die Spanische Tragikomödie auf die Comedia dell' arte Einfluß gehabt hat, wie es unter andern, durch den Charakter des Spanischen Kapitäns, welcher eine. Zeit lang damit verbunden war, erwiesen wird, doch vom Jahre 1532 an eine Menge solcher Tragikomödien, deren Verzeichniß sich beim Quadrio selbst findet, von Italienern geschrieben worden sind, aus welchen nun, in dem gedachten Zeitpunkte, im 17ten Jahrhunderte, der Stoff zu der Komödie dell' Arte allgemein genommen wurde. Erst mit dem Ausgange dieses Jahrhunderts versuchte Piet. Cotta, Vorsteher einer Schauspielergesellschaft, die Italienische Bühne von dergleichen Ungereimtheiten zu reinigen. Was nun alles von ihm und seinem Nachfolger, Riccoboni, angeblich geschah, kann man bei dem letztern lesen. In diesem Zustande blieben ungefähr die Sachen, bis Goldoni auftrat, der, wenn er gleich nicht der Erste war, welcher wieder gute, keinesweges Meisterstücke, schrieb, und auch den Harlekin und seine Gefährten nicht durchaus von dem Theater verdrängte, doch das Verdienst hat, das Vergnügen der Italiener im Schauspielhause vermehrt und vervollkommnet und regelmäßige Lustspiele zuerst, vorzüglich auf die öffentliche Bühne, ge-

bracht zu haben. Uebrigens ist diese Art der Komödie nicht bloß auf Italien eingeschränkt geblieben; auch in Deutschland, und noch mehr in Frankreich, wie die Folge zeigen wird, hat sie Beifall gefunden, und diejenigen also, welche dem letztern Lande einen gereinigten Geschmack zugestehen, sind auch genöthiget, einzuräumen, daß dieses Schauspiel, bei einem gut gewählten Inhalte und bei talentvollen Schauspielern, gebildete Menschen unterhalten könne.

Die dritte Gattung der dramatischen Lustbarkeiten dieser Art bei den Italienern, ist die eigentliche, oder gelehrte (erudita) oder Charakterkomödie, die, wie bei allen Völkern, zusammenhängend niedergeschrieben ist. Die erste Idee dazu ist wahrscheinlich aus den auf uns gekommenen Gedichte der Alten von dieser Art geschöpft. Wenigstens sind in Italien, die ersten, nach einem Plane eingerichteten und regelmäßigen Stücke dieser Gattung Lateinisch abgefaßt gewesen. Ohne hier der, schon im Anfange des 14ten oder gar mit dem Ausgange des 13ten Jahrhunderts geschriebenen Lateinischen Tragödien des Mussatus zu gedenken, verfaßte auch Petrarca, als Jüngling, eine ungedruckte Komödie in dieser Sprache, so wie um eben diese Zeit, Paul Vergerius; und noch in dem folgenden Jahrhunderte wurden deren in dieser Sprache geschrieben; allein diese waren wohl mehr zum Lesen, als zum Vorstellen bestimmt, oder konnten doch, wofern auch einige davon, gleich den, von Pomponius Latus in den Vorhöfen der Römischen Prälaten aufgeführten Lustspielen des Plautus und Terenz wirklich vorgestellt worden sind, nur wenigen Zuschauern Genuß und Vergnügen gewähren. Und zugleich sind die ersten öffentlichen, in der Landessprache gegebenen Schauspiele dieser Art, hier, wie allenthalben, nicht gleich in der regelmäßigen Form der Komödie und viel-

leicht nicht einmal in der Form des Drama überhaupt abgefaßt gewesen. Das letztere ist, in Ansehung der, von Albertus Mussatus erwähnten, mit Ausgang des 13ten oder im Anfange des 14ten Jahrhunderts öffentlich abgesungenen Thaten der Könige und Fürsten, in sofern solche nämlich hierher gehören, höchst wahrscheinlich. Nach dem Hrn. v. Blankenburg, in den Zusätzen zu Sulzers Theorie der schönen Künste, sollen diese Schauspiele aus Liedern und Erzählungen bestanden haben, wie es aus dem erhellt, was der um das Jahr 1450 — 1480 lebende Joh. Sulpitius von seinem Verdienste um die dramatischen Vorstellungen überhaupt sagt; und das erstere zeigt sich an den, aus den frühesten Zeitpunkten übrig gebliebenen Stücken. Nach dem Crescembeni sind diese nicht in Akte oder in Sechse eingetheilt. Sie haben besondere, und oft mannigfaltig abgetheilte, Argumente und Prologen, und zwischen den Akten, Gesänge. Die Personen sind sehr vermischter Art, Götter, Fürsten, gewöhnliche Menschen, Possenreißer ꝛc.; und sie führten den Titel von Frottola, Farsa, Tragicomedia; auch sahen beide, so wie Riccoboni, diese Stücke für die Erstlinge der eigentlichen Komödie in Italien an. Das älteste; obgleich erst im Jahre 1523 zu Venedig gedruckte Stück dieser Art, soll das in terze rime abgefaßte Floriana seyn; und schon im Jahre 1482, oder wie Signorelli will, schon im Jahre 1472 erschien zu Trint eine, aus einer ungedruckten lateinischen Komödie des Siccona di Polentone de' Ricci, in Prosa übersetzte Catinia oder Catistona, so wie zu Scandiano im Jahre 1500 der Timone des Mat. Mar. Bojardo, und mehrere eben so früh geschriebene, ähnliche Stücke führt Quadrio an. In diesen sind aber die in C. F. Flögel's Geschichte des Groteskomischen, S. 70. für

eben so alt und für höchst selten ausgegebene Farcen nicht zu zählen; sie sind beides nicht, und de Büre, welcher H. Flögel zu dieser Behauptung verleitet hat, scheint mit der Italienischen Literatur nicht sehr bekannt gewesen zu seyn. Die gedachten Stücke sind das Werk des Giov. Giorg. Arione, welcher erst gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts lebte und die Sammlung selbst ist wenigstens viermal, und auch mit einem Titel, worauf der Verfasser genannt ist, gedruckt. Die Jahreszahl der ersten weiß Blankenburg nicht zu bestimmen, weil er sie nie gesehen hat, aus der zweiten erhellt aber, daß sie erst kurz vorher und zwar mit eben dem Titel zu Asti, dem Geburtsorte des Verfassers, erschienen seyn kann. Dieser gerieth darüber in's Gefängniß, erhielt aber seine Freiheit wieder, unter der Bedingung, seine Schriften von allen Ungezogenheiten zu reinigen, und so wurden sie zu Asti, im Jahre 1601, u. zu Venedig 1624 von neuem gedruckt. Sie sind übrigens in dem Dialecte von Asti abgefaßt und auch in den letzteren Ausgaben nur vorzüglich von den Anfällen auf die Geistlichkeit gereiniget. So viel bleibt indessen gewiß, daß die in Prosa, und wahrscheinlicher Weise mit dem Ausgange des 15ten Jahrhunderts geschriebene, und im Jahre 1521 zu Sienna gedruckte Calandra des Card. Bibiena nicht die älteste Komödie der Italiener ist; sie ist es sogar nicht einmal in Rücksicht auf die größere Regelmäßigkeit; denn die Cassaria des Ariost ist früher geschrieben. Wenn und wo aber zuerst komische Stücke aufgeführt worden sind; ist nirgends genau bestimmt. Eine der merkwürdigsten, wenn gleich nicht der ersten Vorstellungen, scheint die von den übersetzten Menechmen des Plautus zu Ferrara, im Jahre 1486 gewesen zu seyn; und nach dem Fontanini wurde im Jahre 1494

die Amicizia des Jac Nardi, welche sich mit einem von dem Merkur gehaltenen Prolog eröffnet, zu Venedig aufgeführt. Es ist aber wahrscheinlich, daß noch früher, entweder zu Rom oder an andern Orten Italiens, Komödien gespielt worden sind, weil sonst die angeführten frühern Stücke schwerlich, was sie seyn sollen, älter, in so fern seyn könnten, als sie sichtlich mit einem Auge auf wirkliche Vorstellung abgefaßt zu seyn scheinen. Für bloße, zum Lesen bestimmte, Kunstwerke lassen sie sich kaum ansehen. Auch werden in dem Pompe Sinese des Isid. Ugurgieri Azzolini sehr vieler und sehr frühzeitiger, von den verschiedenen Akademisten zu Sienna, und nicht bloß daselbst, sondern auch später in Rom, unter Pabst Leo dem Zehnten, gegebenen Vorstellungen von Komödien gedacht. Von diesen und mehreren Akademisten oder andern Privatgesellschaften sind aber auch vorzüglich die regelmäßigen Stücke gespielt worden. Die eigentlichen Schauspieler haben, wie erwähnt worden, sich nie, oder doch selten damit befaßt. Geschrieben wurden deren indessen von diesem Zeitpunkte, vom Anfange des 16ten bis zur Mitte des 17ten Jahrhunderts, sehr viele. Riccoboni zählt der bloß gedruckten 550, und mehr als 90 komische Dichter auf, und bei dem Quadrio findet man deren noch mehr verzeichnet. Die merkwürdigsten dieser Dichter sind: Lud. Ariosto, Nic. Machiavelli, Erc. Bentivoglio, Nic. Secco, Piet. Aretino, Giov. Mar. Cecchi, Sforza degli Oddi, Luigi Groto, Cieco d'Adria, Annib. Caro, Fil. Gaetano, Giovb. della Porta, Ott. d'Isa, Enr. Altano, Brign. Sale, Mich. Ang. Buonarotti. Ein großer Theil dieser Komödien ist in Prosa abgefaßt, und nach Blankenburg soll ihnen größtentheils viel von der Wahrheit und dem Leben fehlen, wo-

durch in der Vorstellung, das Lustspiel allein anziehend wird. Sie sind fast alle zu genau nach der Komödie der Alten abgefaßt, und die darin aufgeführte Charaktere mehr nach abgezogenen Begriffen, als nach der Natur, oder doch höchstens flach geschildert, so wie der Dialog keinesweges charakteristisch und die Fabel in den mehrsten äußerst romanhaft und verwickelt ist. Viele Italiener selbst, wie z. B. Baretti, in der Beschreibung der Sitten in Italien, urtheilt nicht günstiger davon; aber, als bloße Kunstwerke betrachtet, fehlt es ihnen keinesweges an Werth. Die Opernsucht kann man als eine neue Periode bei den Italienern betrachten; sie ergriff dieselben mit einer solchen Wuth, daß sie außer diesem und der immer schlechter werdenden Comedia dell' Arte kein anderes Schauspiel mehr sehen wollten. Nic. Amenta scheint einer der ersten gewesen zu seyn, welcher wieder regelmäßige und gute Stücke, nach dem Signorelli sieben an der Zahl, lieferte; dem Herrn von Blankenburg sind aber nur viere bekannt, wovon das erste, Il Forca schon im Jahre 1700 gedruckt worden ist. Ihm folgten Girol Gigli, dessen Litiganti 1704; Il Don Pilone, eine Nachahmung des Tartüffe, 1711 gedruckt worden sind. Es sind übrigens noch mehrere von ihm vorhanden. Nic. Salerno, Al. Maffei, Giuf. Gor. Corio; Giov. Bat. Fagivoli und Andere mehr. Die größte Veränderung bewirkte aber Carlo Goldoni, weil seine Stücke wirklich und in mehr als einer Stadt Italiens auf öffentlichen und die Stücke der übrigen entweder gar nicht, oder doch nur, wie die Komödien des Fagivoli, auf akademischen oder Privattheatern gespielt wurden. Er fing damit an, die alten, den Italienern beliebten Tragikomödien, den Belisar, D. Juan, Renaud de Montauban und Andere von Ungereimtheiten zu rei-

nigen und den Harlekin daraus wegzulassen; hierauf schrieb er ein eigentliches Charakterstück, Momolo Cortesan, oder l'uomo di Mondo, worin aber nur die Hauptrolle ausgeführt, die andern der Willkühr der Schauspieler überlassen waren; endlich gab er im Jahre 1746 ein völlig geschriebenes Stück, die Donna di Garbe und in der Folge noch beinahe sechzig von dieser Art, wovon zuerst vier Stücke im Jahre 1751 gedruckt erschienen und die nachher sämmtlich in 20 Bänden in Ven. 1760 — 1774 8 u. in 16 Bdn. Tor. 1772 12. gesammelt worden sind, auch ist ein großer Theil derselben von verschiedenen Verfassern in das Französische übersetzt und unter dem Titel: Choix des meilleurs pieces du Theatre Italien moderne Par. 1783. 12. gesammelt worden. Deutsch hat einige vierzig Stücke desselben, J. H. Saal, Leipzig 1767 — 1776, 8. 11 Theile, so wie J. C. Bock, H. A. O. Reichard und Andere einzelne derselben und zum Theil umgearbeitete herausgegeben. Daß es bei dieser Wirkung seiner Stücke ihnen nicht an Verdienst fehlen kann, versteht sich von selbst. Nach Herrn v. Blankenburg sind die Pläne derselben größtentheils sehr alltäglich und der Dialog sehr leer. Der größte Vorzug derselben ist wohl, daß die Nationalsitten darin zuerst auf die Bühne gebracht worden sind. — Mit ihm zugleich, jedoch seinen Entwürfen entgegen, arbeitete für das Theater zu Venedig Piet. Chiari. Dieser nahm bei seinen Arbeiten Rücksicht auf die stehenden Charaktere oder Masken, welche jener lieber ganz hätte ausrotten mögen. Seine Komödien, einige vierzig an der Zahl, stehen, dem Werthe nach, weit unter den Stücken des Goldoni. Die Streitigkeiten beider, brachten die wirklich originellen komischen Arbeiten des — Carlo Gozzi hervor; wenigstens läßt sich

ihm ein hoher Grad von Erfindungsgeist, so wie von Darstellungsgabe nicht absprechen, und nur wenige Dichter dürfen, so wie er, das widerlich Ungereimte anziehend und sogar reitzend zu machen gewußt haben. Unter den Neueren sind die merkwürdigsten: Onofrio Albergati Capacelli, welcher sich der Manier der sogenannten Dramen nähert; allein er ist auch größtentheils eben so langweilig, als die langweiligsten der Dramendichter; J. A. Frederico, C. Pechia, Piet. Signorelli, Andr. Willi und Andere. Uebrigens muß man bei dem von C. F. Flögel angegebenen Reichthum der Italienischen Bühne nicht vergessen, daß, unter der daselbst bestimmten Zahl von Stücken, auch alle mögliche Opern, Tragikomödien, Tragödien, Mysterien ꝛc. mit begriffen sind. Uebersetzungen in andern Sprachen von Italienischen Komödien scheinen nicht viele gemacht worden zu seyn. Von Französischen führt, ausser den schon oben erwähnten, Blankenburg noch das Theatre d'Italie von Cedors an; von den Englischen, die Uebersetzung der Suppositi des Ariost, welche schon im Jahre 1566 erschien und einigen Einfluß auf die Englische Bühne gehabt haben soll; von den Deutschen, ist, nächst den vorher angezeigten, noch eine Welsche Schaubühne von H. A. O. Reichard, Berlin 1780, vorhanden. Mehrere Nachrichten von dieser Art der Komödie selbst, geben die schon öfter benannten Schriftsteller Crescimbeni, Riccoboni, Quadrio, Signorelli; auch enthält noch die Vorrede des Cedors zu dem Theatre d'Italie, so wie die Vorrede des Chiari zu seinen Komödien ꝛc. eine Geschichte derselben. — Mit dieser Gattung der Komödie waren fast immer die Intermezzos, aus welchen sich endlich die eigentliche komische Oper bildete, verbunden. Schon in die frühesten Stücke der geschriebenen Italienischen Komödie wurden zwi-

schen den Akten, Lieder oder Madrigale, unter der Aufschrift Coro eingeschaltet, und diese verwandelten sich endlich in Gespräche, welche eine eigene Handlung darstellten. Ferner gehören zu den dramatischen Lustbarkeiten der Italiener noch allerhand für sich selbst bestehende und noch fortdauernde Possen oder Farcen, welche aber nie auf den öffentlichen Theatern erscheinen. Dergleichen sind die Zingaresche und Giudiate, von welchen Crescimbeni und Flögel handelt, der sie aber auf der folgenden Seite wieder mit den früheren, und, der Beschaffenheit nach, ganz andern Farcen verwechselt. Auch an einer eigentlichen Puppen-Komödie, oder an Marionettenspielen, welche bei ihnen Burattini heißen, fehlt es den Italienern nicht. Quadrio giebt auch einige Nachrichten von den Pantomimen der Italiener; u. erwähnt eine besondere Gattung, welche aus Puppen bestehet, die hinter einem durchsichtigen Vorhange irgend eine Handlung ohne weitere Worte, darstellen.

Die Komödie oder das Lustspiel der Spanier. Dieses läßt sich nicht mit aller Gewißheit genau charakterisiren oder vielmehr die Geschichte desselben sich nicht ausführlich geben, weil die Spanier selbst zu wenig Materialien dazu geliefert haben, und doch reicht das Wenige hin, um zu sehen, daß die Quadrio, Bettinelli, Baretti und selbst Signorelli, so wie noch mehr die Franzosen, als Voltaire, die Verfasser der Histoire universelle des Theatres und Andere mehr, welche von dem Spanischen Theater haben Nachrichten geben wollen, entweder sehr wenig damit bekannt, oder doch nicht sehr geneigt gewesen sind, den Spaniern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So leitet z. B. Quadrio die Spanische Komödie, so wie das ganze Spanische Drama überhaupt, unmittelbar von den Atellanen der Römer, nachdem er diese zu ganz ei-

gentlichen Tragikomödien gemacht hat, her, und zu diesem Ende mußte die Atellane erst nach Afrika hinüber spazieren und von da müssen die Mauren sie nach Spanien bringen ꝛc. — Riccoboni ist der Einzige, welcher sich durch Unpartheilichkeit auszeichnet, nur scheint er nicht immer genau unterrichtet gewesen zu seyn. Es bleibt daher nichts anders übrig, als sich an jenen wenigen Nachrichten der Spanier, verglichen mit den Stücken selbst, zu halten. Ob die Spanier so früh, wie die andern Völker Europens, eine eigentliche, christliche Komödie gehabt haben, ist ungewiß; allein, wie billig, muß diese doch zuerst in Erwägung gezogen werden. Sie besitzen deren zweierlei Arten. Die ersten sind die seit dem Jahre 1765 durch ein Königliches Edikt verbotenen Autos Sacramentales, welche gewöhnlich mit den Mysterien in eine Klasse gesetzt wurden, aber eigentlich zu den Moralitäten in so fern gehören, als sie größtentheils nur immer aus allegorischen Personen bestehen und nur allenfalls sich zu jenen zählen lassen, weil sie immer Beziehungen auf die Geheimnisse der Religion, besonders auf das Geheimniß des Sakramentes haben. Die Zeit ihrer Entstehung ist noch unbestimmt, obgleich Signorelli aus dem im Jahre 1473 ergangenen Verbot der Toletanischen Kirchen-Versammlung, die Leben der Heiligen in den Kirchen zu lesen, ein Verbot dieser Art von Vorstellungen herausgebracht und Nasarre scheint sie für sehr alt anzusehen. Es kommen auch schon sehr frühzeitig moralische Wesen oder allegorische Personen in den Schauspielen der Spanier vor; allein so viel ist gewiß, daß der Autos nicht eher in den Spanischen Schriftstellern, als im 2ten Theile, Kap. 11, oder in der Fortsetzung des Don Quixotte von Cervantes gedacht wird, und das daselbst erwähnte Las Cortas de la Muerte, soll nach dem

Vinc. Garcia de la Huerta in dem Prolog zu seinem Theatr. Hisp. S. XV. sich von dem Cervantes selbst herschreiben. Eine Fortsetzung erschien aber erst in dem Jahre 1615; indessen ist es sehr natürlich, daß die Keime derselben schon sehr früh da waren, welches vielleicht die stummen Mummereien bei dem Frohnleichnamsfeste, oder die Gesänge und Aufzüge der Pilgrimme gewesen seyn können. Sogar die Gespräche des Juard de la Enzina, lassen sich, in sofern wie Vorläufer derselben ansehen, als die Passion, die Wallfahrt nach Jerusalem, und dergleichen Gegenstände mehr darin abgehandelt werden; auch sind dergleichen wahrscheinlich schon in der gewöhnlichen Form vor dem gedachten Zeitpunkte geschrieben worden. Der bekannte Lope de Vega soll, wie Mantalban in der fama posthuma sagt, der Verfasser von mehr als 400 seyn, von welchen unter andern, D. Joseph Ortiz de Villena zwölf (Saragossa, 1644) gesammelt hat. Der berühmteste Dichter in dieser Gattung ist aber Don Pedro Calderon de la Barca. Seine Stücke dieser Art wurden zuerst in Madrid, 1677 u. f. (4) und darauf 72 an der Zahl von D. Pedro Pando y Mier, Madrid, 1716, 4, 6 Bde. herausgegeben; und in dem bei der Sammlung seiner Komödien von Juan de Vera Tassis (Madrid 1685—1694, und 1726, 4, 9 Bde.) befindlichen Verzeichniß werden ihm 94 zugeschrieben. Noch mehre scheinen unter seinem Namen einzeln und zugleich sehr verstümmelt gedruckt worden zu seyn, so wie deren noch von vielen andern Dichtern abgefaßt worden sind. In dem von Vinc. Garcia de la Huerta seinem Theatro Hespanol beigefügten Verzeichnisse, worin er drei Arten derselben, als Sacramentales, Alegoricos, y al Nacimieato de nuestro Senor annimmt, werden, S. 202 u. f., die Titel von 309 dergleichen

Stücke angeführt, und unter diesen befinden sich nur 18 von Lope. Was den Werth derselben anbetrifft, so sind wenigstens die von Calderon in Vergleichung mit den bekannten Mysterien und Moralitäten anderer Völker, wahre Meisterstücke. Die Ungereimtheiten, welche ihm von E. F. Flögel darin vorgeworfen werden, nämlich die Vermischungen von heiligen Personen, von Engeln und Teufeln ꝛc., das muß auch den Dichtern andrer Völker jener Zeit vorgeworfen werden, und solches in einem noch weit größeren Maaße. Wenn Calderon Bäume und Pflanzen personificirt hat, so findet man bei den Franzosen, besonders in der Moralität des Nic. de la Chesnaye, la condamnation des banquets, die Pillen, das Klystier, den Aderlaß, die Hülfe, den Zeitvertreib handelnd eingeführt. Und Signorelli, der so geflissentlich Ungereimtheiten aus ihnen mit Exclamationen über sie zusammen trägt, hätte dafür immer auch Nachrichten und Auszüge aus den Mysterien seines Volkes, über welche er mit ein Paar Worte hinwegeilt, geben sollen, und würde, wenn er sie aufrichtig aus den früheren Ausgaben gegeben hätte, eben dergleichen Ungereimtheiten und Anstößigkeiten aus ihnen haben den Lesern vorlegen müssen. Besonders dürfen die Spanischen Autos nicht nach den Beschreibungen von ihren Vorstellungen beurtheilt werden, weil die Spanischen Schauspieler viel freier, als an andern Orten, mit ihren Stücken umgehen, und in jene entweder irgend einen Gracioso hineinflicken, oder Veränderungen damit vornehmen. So kann z. B. in der Vorstellung des Autos, La Devocion de la Misa, vielleicht, wie Signorelli erzählt, die Messe wirklich gefeiert worden seyn; in dem Stücke des Calderon selbst wird diese Feier außer dem Theater vorgenommen. Uebrigens haben die Autos, wie mehrere profane

Stücke, ihre eigenen Prologen (Loàs), die nach der Person, von welcher sie gehalten werden, z. B. Prolog des Narren, des Bauern ꝛc., betitelt sind. — Die zweite Gattung der eigentlichen christlichen Komödien in Spanien sind die Comedias de Santos, welche gewöhnlich mit den Autos verwechselt werden; sie sind aber davon in sofern ganz verschieden, als in ihnen das Leben und die Thaten der Heiligen, in ordentliche Aufzüge oder Jornades abgetheilt, dargestellt werden. Es dürften wenige Heilige seyn, welche nicht auf diese Art auf die Bühne gebracht worden wären, dem Herrn von Blankenburg sind, der Aufschrift nach, mehr als ein Paar Hundert dergleichen Stücke bekannt. Das älteste scheint die Maria des ums Jahr 1566 lebenden Juan Timoneda zu seyn; daß der Teufel, so wie die Engel und moralische Wesen aller Art in diesen Stücken Rollen haben, versteht sich von selbst; auch treten öfterer ein Nino Jesus (ein Jesuskind) und ein Gracioso (ein Hanswurst) in ein und demselben Stücke auf.

Die eigentliche Komödie der Spanier scheint, wie bei allen Völkern, sich überhaupt aus Schauspielen entwickelt zu haben, welche nicht eigentlich Komödien, und nicht einmal Dramen überhaupt waren. Nasarre erzählt, daß bei dem Krönungsfeste Alfonso des Vierten von Arragonien, im Jahre 1328 allerhand Gesänge und Gespräche aufgeführt worden wären; und dergleichen Vorstellungen haben gewiß öfter Statt gefunden, weil Johann der Erste, Martin und Ferdinand von Arragonien den Mitgliedern der Gaya Ciencia oder der eigentlichen Dichter-Innung, das Vorrecht ertheilt haben sollen, daß nur ihre, oder nur die von ihnen gut geheißenen oder gekrönten Ditados, Trobas und Dialogos öffentlich abgesungen oder vorgestellt werden

dürfen. Von dem Inhalte und der Beschaffenheit derselben ist uns aber nichts bekannt, eben so wenig, als von der Art von Farcen, welche, nach dem gedachten Schriftsteller, bei den Turnieren dieser Zeit gespielt worden sind. Jedoch wurde im Anfange des 15ten Jahrhunderts zu Saragossa ein Schauspiel von Enrique de Villena aufgeführt, in welchem die Gerechtigkeit, die Wahrheit, der Friede und die Barmherzigkeit handelnd erschienen, und in dem Cancionero de todas las Obras de Juan del Enzina, Sar. 1516, finden sich allerhand dramatische Stücke, sehr vermischten Inhalts, worin die handelnden Personen größtentheils aus Schäfern bestehen; und Stücke dieser Art sind denn auch, wie Cervantes erzählt, die herrschenden, vorgestellten Stücke der Spanier noch in der Mitte des 16ten Jahrhunderts gewesen. Er sagt von den in seiner Jugend geschriebenen Komödien: „Sie waren Gespräche, fast wie Hirtengedichte, zwischen zwei oder drei Schäfern und einer Schäferin; man stutzte sie auf und verlängerte sie mit zwei oder drei Zwischenspielen, darin bald eine Mohrin, bald ein Kuppler, bald ein Schalksnarr, bald ein Biscayer (Tölpel) vorkam," und, aller Beschreischreibung nach, sind die, in verschiedenen Sammlungen, zu Velencia, 1568 gedruckten eigenen Arbeiten des Schauspielers, welcher diese Vorstellungen gab, des Lope de Rueda, von eben dieser Beschaffenheit. Auch Lope de Vega in seiner Arte nuevo de hacer comedias sagt, daß Liebeshändel gemeiner Leute darin dargestellt werden; und nach dem Fragmente zu urtheilen, welches im 2ten Bande, S. 223 u. f. des Werkes: Ueber Sitten, Temperament, Theater ꝛc. Spaniens (Leipzig 1781, 8.) davon abgedruckt worden ist, hat Nasarre eben so Unrecht, sie mit den Stücken des Plautus und Terenz zu vergleichen, als ihren Verfasser den Wiederherstel-

ler der Spanischen Bühne zu nennen; denn was wiederhergestellt werden soll, muß vorher schon einmal in Stand und Ordnung gewesen seyn. Von keiner andern Beschaffenheit und Einrichtung sind die Tholomea, Serafina und Duquesa de la Rosa des Timoneda, oder Alonso de la Vega, welche um eben diese Zeit (1566) zu Valenzia herauskamen, ob sie gleich durch eingewebte Bezauberungen etwas mehr Leben erhalten haben. Als Kunstwerk setzt Velazquez sie noch unter die vorigen. Die Spanier haben aber schon früher, nämlich schon im Anfange des 16ten Jahrhunderts, gedruckte, obgleich nicht gespielte Stück gehabt, wie aus dem eben angeführten Worten des Cervantes zu schließen ist. Sie kommen der eigentlichen Komödie viel näher und sind die, unter der Aufschrift Propoladia zu Sevilla bereits 1520, 4. 1433, 4. erschienenen Stücke des Barth. de Torres Naharro, eines Geistlichen. Es sind deren acht Serafina, Trophea, Soldatesca, Tinellaria, Imenea, Jacinta, Calamita und Aquilana. Nasarre sagt von ihrem Verfasser debe serenido por el primero, que dio formas a las comedias vulgares, als Begebenheiten und Handlungen in ihnen dargestellt werden, und als es ihnen nicht an Plan und Verwickelung mangelt. Die Spanier setzen den Nasarro unter die Verbesserer ihrer Sprache, auch soll er zuerst das Wort Jornada für Akt gebraucht haben. Auf ihn scheint Juan de la Cueva gefolgt oder doch wenigstens dem Cervantes vorangegangen zu seyn, obgleich weder dieser, noch Nasarre desselben gedenkt. Von diesem Schriftsteller sind Komödien schon im Jahre 1588 gedruckt worden. Unter seinem Namen gehen, außer vier Trauerspielen, folgende Stücke: La Constancia de Arcelina; El Degollado; Donde hay agravia hay venganza; El Infamador; Nadie se atreva a el

Honor; Quas es lo mas en amor, el desprecio o el Favor? El Vicio enamorado u. El Viejo enamorado. Was seine Stücke anbetrifft, so ist die Sprache darin schön und sie haben mehr Verwickelung und auch mehr Handlung, oder die Situationen darin sind mehr verwickelt und ausgeführt, als in den Stücken des Naharro, dergestalt, daß Cueva wirklich unter diejenigen zu setzen ist, welche die Spanische Komödie vervollkommnet haben. Nur die ihm von Mehreren zugeschriebene klassische Regelmäßigkeit zeigt sich in seinen Stücken nicht; auch ist er selbst zu bescheiden, sie sich zuzueignen, er gesteht vielmehr ein, was ihm die Spanier Schuld geben, daß er zuerst Könige und Königinnen, mitten unter gemeine Leute in das Lustspiel eingeführt, und dadurch die Verunstaltung desselben allmählig veranlaßt habe. In diesen Zeitpunkt gehört auch Chr. Castillejo, es sind aber von demselben keine Stücke gedruckt. Ferner verdient Christ. de Virúes hier eine Stelle, ob er gleich gewöhnlich nur unter die tragischen Dichter gesetzt wird; denn erstlich haben unter den eigentlichen dramatischen Produkten der Spanier seine Stücke zuerst den Titel von Tragikomödien geführt; sie sind es auch zum Theil, vorzüglich seine infeliz Marcela. Es sind deren überhaupt achte, von denen sich fünfe La gran Semiramis, La cruel Casandra, Atila furioso, La infeliz Marcela und Elisa Dido, in seinem Ombras, Mad. 1609. 8., finden, und drei, El Amor, Absalon und Saul y Jonatas sind einzeln erschienen. In der eben angeführten infeliz Marcela erscheinen Schäfer und andere gemeine Personen mitten unter Helden; und traurige und edle Stellen wechseln mit possirlichen und niedrigen ab. Ueberhaupt hatte de Virúes einen großen Einfluß auf die Spanische Bühne. Lope de Vega sagt von ihm, daß er die Komödie aus der Kindheit ge-

rissen habe. Wodurch aber diese Vermischung des Tragischen und Komischen zuerst erzeugt oder begünstigt worden und ob sie vielleicht im Charakter der Nation selbst gegründet ist, läßt sich schwer ausmachen. Wie bereits bei Gelegenheit der Italienischen Komödie bemerkt worden, sind die Spanier nicht den übrigen Völkern Europas mit einem solchen dramatischen Gemengsel vorangegangen, wie die Tragikomödien sind; denn wenn die Stücke des Virúes, wie sich nicht zweifeln läßt, die ersten Spanischen Stücke dieser Art sind, so können die Italiener leicht deren ein halbes Jahrhundert früher gehabt haben; denn die bereits im Jahre 1522 gedruckte Ceccaria des Antonio Epicuro fällt lange vor dem Zeitpunkte, in welchem Cervantes die Spanische Komödie noch in der größten Einfalt sah. Es wurde freilich nicht in Italien, wie in Spanien, der Geschmack an solchen Stücken, wenigstens nicht in allen Zeitpunkten herrschend, es wurden nicht dort, so wie hier, Vorzugsweise, nur dergleichen und nicht in solcher Menge geschrieben; denn mit jenem Zeitpunkte scheint nicht allein eine wahre Sündfluth von komischen Dichtern eingebrochen, sondern auch jenes Gemengsel von Tragischem und Komischem, eben so wie die Unregelmäßigkeiten aller Art immer größer geworden zu seyn. Die Spanier haben nicht nur Komödien von mancherlei Art, sondern viele derselben kommen auch, wenn sie nicht gerade von solcher Beschaffenheit, als die Komödien der übrigen Völker Europens sind, den gewöhnlichen Regeln näher, und dadurch oder sonst durch glückliche Erfindungen, Sprache ꝛc. zeichnen sich die Stücke folgender Dichter aus: Mich. Cervantes von dessen frühern Komödien man nicht einmal die Titel vollständig weiß. Gedruckt sind deren, ausser acht Zwischenspielen, zuerst achte; in neueren Zeiten sind noch zwei

von ihm zugekommen; La Numancia, und El Trato de Argel. In dem Prolog des Cervantes zu seinen Komödien, so wie an verschiedenen Stellen des Don Quixote werden mehrere Spanische Komiker aus diesem Zeitpunkte angeführt als de Rimon, Mig. Sanchez, Luis Velez de Guevera; Ant. de Galarza; Gasp. de Avila; ihre Stücke sollen sich aber durch nichts auszeichnen. Unter den von ihnen genannten gehört aber zu den Verfassern von guten Komödien: Franc. de Aguilar; seine Stücke heißen: El Agravio en la disculpa; El bravo Conde de Urena; La suerte sin esperanza; El Mercader amante, ein Stück, welches namentlich von Cervantes unter die Guten gesetzt wird. La Gitana melancolica; El Conde Grimaltos; La venganza honrosa; Los amantes de Cartago; El Ardor de Hespana sobre Sierra Nevada; Las Amenidades del Sonar; La fuerza del Interes; La nuera humilde. — Der Kanonikus Terrega: El Principe constante; La gallarda Irene; El Esposo fingido; La perseguida Amalthea; La Enemiga favorable, welches Cervantes ein gutes Stück nennt: El Cerco de Rodos; El Cerco de Pavia; Las suertes trocadas, y Torneo venturose; La Duquesa constante; La Condesa Constanza; La Sangre real de los Montaneses de Navarra — Don Mira de Mescua. Unter seinem Namen finden sich viele Stücke in den verschiedenen Sammlungen Spanischer Lustspiele. Eins von seinen Lustspielen „El Palado confuso" ist von Corneille in seinem Sanche d'Arragon nicht glücklich nachgeahmt worden. — Melch. Fernandez de Leon. Seine Stücke, deren Nasarre rühmlich erwähnt, sollen im Gan-

zen wirklich zu den bessern Stücken gehören. — Guillen de Castro, welcher von den Ausländern unter die guten Komiker der Spanier gezählt wird, obgleich die Spanier keine hohe Meinung von ihm hegen; denn Huerta nennt ihn uno di los mas triviales poetas. Seine Stücke sind unter dem Titel: Comedias. Valenc. 1618—1625, in 2 Bdn. 4. gesammelt, einzeln sind aber noch weit mehr gedruckt. — Juan de Hoz. Er wird von dem Nasarre unter die regelmäßigen Komiker der Spanier gesetzt. — Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza. Man findet mehrere Stücke von ihm in den verschiedenen Sammlungen der Spanischen Lustspiele. Aus einem dieser Lustspiele: „La verdad sospechosa“ hat Corneille seinen menteur gezogen, ein Stück, welches Voltaire selbst, der das Original aber irrig dem Lope und dem Roxas zuschreibt, für das erste Charakterstück der Franzosen erklärt, und dem er den größten Einfluß auf die Französische Komödie zuschreibt. Der Dichter ist in den Planen seiner Stücke eben so abentheuerlich, als sie es gewöhnlich in den Spanischen Stücken sind; aber an komischen, gut ausgeführten Situationen und an einer glücklichen Charakterzeichnung ist der Dichter reich. — Lope Felix de Vega Carpio ist wegen seiner erstaunlichen Fruchtbarkeit bekannt; aber er wird fälschlich zum Urheber der Unregelmäßigkeiten und Ungereimtheiten des Spanischen Theaters gemacht, welches sich aus seiner Arte nuevo de hacer Comedias, sondern auch aus den alten Stücken zeigte. Viele seiner Stücke sind freilich unter der Kritik; denn unter rührenden Stellen kommen niedrige und possirliche vor, und seine Fürsten sprechen öfter wie das gemeinste Volk, und gemeine Menschen wie Fürsten, oder vielmehr wie gebildete und gelehrte Leute; allein Erfindungsgeist und Darstellungsgabe läßt sich ihm nicht absprechen,

welche er sogar in einem hohen Grade besitzt. Er hat aber, nach von Blankenburg, vorzugsweise in das Spanische Drama ein eben so hochtrabenden, als erkünstelten Styl gebracht, und unstreitig die Unregelmäßigkeiten weiter, als sein Vorgänger getrieben, und durch sein Beispiel und durch den Beifall den er erhielt, seine Nation in ihrem Geschmacke bestärkt, ob er gleich unter ihr selbst in den Villega, Mesa, Miz. Andres, Antonio Lopez de Vega, Nasarre, Lupan, Moyans, Velazquez und Andere die strengsten Tadler gefunden hat. An dramatischen Stücken soll er, ausser 400 Autos, 1800 geschrieben haben; aber in dem von Huerta s. Theat. Hesp. beigefügten Verzeichnisse von den Dramen der Spanier, wobei die Register der Schauspielergesellschaften, auf welche Montalban und Andere sich berufen, zu Rathe gezogen worden sind, kommen, nächst verschiedenen Comedias di Santos, nur die Titel von ungefähr 480 vor, dergestalt, daß die Nachricht des Montalban doch wohl der Aufschrift seines Buches gemäß seyn könnte. Voltaire, der so gern, sagt Herr von Blankenburg, und die mehrstenmale so unglücklich, den Literator spielte, hat den Lope zu einem Schauspieler gemacht. Uebrigens werden seine Stücke noch jetzt gespielt. — Juan Perez de Montalban. Ausser einigen Autos und Comed. di Santos sind auch 77 Stücke von ihm vorhanden, welche noch immer gespielt werden und unter denen sich die Amantes de Teruel auszeichnen — Meister Tirso de Molina oder eigentlich Franc. Gab. Tellez.

Man hat von diesem Dichter 79 Lustspiele, welchen es größtentheils nicht an glücklichen Erfindungen fehlen soll. — Aus seinem Convidado de piedra hat Molière sein Festin de pierre gemacht. — Ger. Cancer. Einer der besten unter den-

jenigen Spanischen Dichtern, welche Comedias burlescas geschrieben haben, als La muerte de Baldavinos und die Mocedades del Cid; auch hat er mit Mertinez, Matos und Rosete einige Stücke in Gemeinschaft abgefaßt. Z. B. El Bruto die Babilonia, la Virgin de la Aurora, und andere mehr. — Franc. Fel. de Monteser. Er hat Burleske-Komödien geschrieben; so gehört z. B. sein Caballero de Olmedo zu den Burlesken-Komödien. — Juan Matos Fragoso. Man hat von diesem Dichter 45 Komödien und Tragi-Komödien. — Augustin de Salazar y Torres hat verschiedene Lustspiele geschrieben, unter andern El amor mas desgraciado, y Cefalo, y Procris; El Juez de su misma causa; Merito es la corona; Tetis y Peleo; Los juegos olimpicos; Mas triunfa el amor rendido; La mejor flor de Sicilia; Los dos Monarcas de Europa; Triunfo y venganza de amor. — Augustin Moreto y Cabana. Er gehört zu den vorzüglichsten Komikern der Spanier, besonders haben seine Rollen des Gracioso, des Harlekins der Spanier, durch Reichthum an glücklichem Witze, große Vorzüge vor der ähnlichen Rolle in den andern Dichtern. Er hat eine ganze Ladung Lustspiele geschrieben, und, außer seinen eigenen, noch einige in Gemeinschaft mit Pedro Lanini, Malos und Ger. Cancer. Man findet bei ihm strenge Einheit der Zeit und des Ortes nur selten; allein dafür wird man durch gewählte und gut behandelte Situationen, und durch vortreffliche Charakterzeichnung schadlos gehalten. Gedruckt sind von seinen Stücken sechs und dreißig erschienen. — Franc. de Roxas. Die Spanische Bühne besitzt unter diesem Namen 75 Stücke, da aber zwei Dichter einen ähnlichen Vor- und Zuna-

men geführt haben, so läßt sich, ohne eine genaue Kenntniß dieser Komödien, nicht entscheiden, welche dem einen oder dem andern zukommen. Der ältere, welcher um's Jahr 1680 lebte und der besser ist, auch noch verschiedene seiner Stücke selbst herausgab, hat verschiedene, von Französischen Dichtern benutzte, Stücke geschrieben, als Donde hay agravios, no hay zelos, y Amocriado, woraus Scarron seinen Maitre et valet, und Entre Bobos anda el Juego, D Lucas del Cigarral, woraus Th. Corneille, seinen D. Beltran de Cigarral gezogen. Man muß die Arbeiten dieses Dichters aber nicht nach den Uebersetzungen und Nachahmungen der Französischen Dichter beurtheilen, Linguet selbst sagt von der ersteren, wo Roxas bloß vertraulich ist, ist Scarron niedrig, und wo jener natürlich ist, ist der andere gezwungen und geziert. Die Geschichtschreiber der Französischen Bühne behaupten jedoch, daß diesem ungeachtet Scarron mit seinem Stücke zuerst den komischen Dialog auf das Französische Theater gebracht habe. — Luis Coello, ein Zeitgenosse des Roxas, hat verschiedene Lustspiele geschrieben, die sich in den verschiedenen Sammlungen von Spanischen Komödien finden; z. B. Dicho y hecho; Lo que puede la porfia; El Arbol de mejor frutto; Yerros de naturaleza, y aciertos de la fortuna; Los dos Fernandos de Asturia; Adultera castigada, El escudo de la fortuna; El Robo de las Sabinas etc. — Antonio de Solis, einer der ersten und regelmäßigsten Komiker der Spanier. Seine Stücke sind: El amor al use, von Corneille, unter dem Titel l'amour à la mode auf die Französische Bühne gebracht; El Doctor Carlino; El Alcalzar del Secreto: La gitanilla de Madrid; Un bobo hace ciente;

Las Amazonas; La firme lealtad; Euridice y Orfeo; Amparar al enemigo. — Pedro Calderon de la Barca, Hanao y Ryano. Die Eigenheiten dieses dramatischen Dichters bestehen vorzüglich in den Verwickelungen seiner Stücke und in der Gabe, die Erwartung der Zuschauer bis auf den letzten Augenblick zu spannen; sowohl hierin, als auch in der Sorgfalt und Fülle der Ausarbeitung überhaupt, übertrifft er den Lope weit, und in Ansehung seiner Charaktere hat Signorelli bemerkt, daß, so romantisch diese uns scheinen, sie dennoch die Sitten seiner Zeit darstellen; auch hat er sie sicherlich zu schildern und in Handlung zu setzen gewußt; jedoch soll sein Dialog, nach dem Herrn v. Blankenburg, sehr ungleich seyn und von gesuchten Wortspielen und Witzeleien wimmeln. Durch sein Bestreben den Zuschauer in Ungewißheit zu erhalten und ihm viel Beschäftigung zu geben, oder seinen eigenen Scharfsinn in der Erfindung zu zeigen, wird die Haupthandlung öfter verwirrt. Die von ihm geschriebenen Schauspiele, außer den bereits aufgeführten Autos, sind über hundert und zwanzig. Im Jahre 1760 sind deren zu Madrid 11 Quartbände gedruckt worden. Huerta hat in seinem Theat. Hesp. folgende, als die vorzüglichsten darunter, aufgenommen: Dar tiempo al tiempo; Tambien hay duello en las Damas; La Dama Duende; Qual es major perfeccion; El Escondido y la rapada; El Secreto a voces; Bien vengas mal si vienes solo; Los empenos de un acaso; von Th. Corneille in den Engagemens du hazard nachgeahmt; No siempre lo peor es cierto; Con quien vengo, vengo; Mejor esta que estaba; Primero soy yo; Casa con dos puertas mala es de guardar; No hay burlos con el amor; Eco y Narciso; El Alcalde de Zala-

méa; Los Empenos de seis horas; El Astrologo fingido etc. etc. Wie sehr die Lustspiele des Calderon geschätzt werden und wie reich sie an Humor sind, beweiset, daß jetzt fast in allen bedeutenden Europäischen Sprachen davon Uebersetzungen gemacht werden. — Jos. de Cannizares. Er hat eine nicht unbedeutende Anzahl guter Lustspiele geschrieben. Die Sprache soll darin zuweilen ein wenig schwülstig seyn; allein die mehrsten sollen sich durch regelmäßige Plane, glückliche Charakterdarstellungen und durch wirklich komische Situationen auszeichnen. — Ant. de Zamora. Seine Lustspiele sind im Ganzen nicht bloß regelmäßig, sondern es läßt sich ihm auch nicht glückliche Charakterzeichnung absprechen. Das beste seiner Stücke ist El Hechizado por fuerza; dann sind noch folgende bei den Spaniern beliebt: Desprecion vengan desprecios; El India perseguido; Con musica, y por amor; Amor es quinto elemento; El Blason de Guzmanes; Mazariegos y Monsalves; Todo lo vence el amor; Aspides hay Basiliscos; Duendes son Alcahuetes, y Espiritu foleto; Sempre hay que envidiar amando; Viento es la dicha de amor; La defensa de Cremona; La defensa de Tarifa; El Custodio de Hungaria; Hercules furente; Poncella de Orleans; Don Bruno de Calahorra etc. — Franc. Bances Condamo. In seinen Lustspielen ist Regelmäßigkeit, Anstand, Wahrscheinlichkeit; jedoch soll es ihnen an komischer Kraft gebrechen. Man hat von demselben: El Duelo contra su Dama; La Piedra filosofal; Quien es quien premia el amor; Orlando furioso; El Esclavo en grillos de oro; Duelos de ingenio y fortuna: La inclinacion Hespanola; Por su Rey y por su Dama; Fieras de zelos y amor etc. — Telles de Acebedo. Dieser Dichter hat seine

mehrsten Stücke, als: No hay veneno como amor; El Salomon de Mallorca; No hay cautelas contra el cielo; La rebelacion de los Moriscos etc. mit dem Farardo zusammen, und allein nur La Mozuela del Sastre, ó no hay disfraz en la nobleza geschrieben. — Die Gräfin Carpis hat geschrieben: La Aya francesa; Catalin. — Garcia de la Huerta. Lisi desdenosa, ó el Bosque del Pardo. — Gasp. Melch. Jovellanos. El Delinquente honrade; es ist das erste rührende, Spanische Original-Lustspiel, dessen Inhalt etwas Aehnliches mit dem Deserteur aus Kindesliebe und dem Honnête criminel hat. — Th. de Yriarte, Hacer que hacemos. — Jos. Clavijo y Fajardo. Zelos vencidos de amor. — Ramon de la Cruz, welcher, außer vielen Zwischenspielen, auch einige Lustspiele geschrieben hat. Dies wären nun so ziemlich alle die Lustspieldichter, welche in Spanien Epoche gemacht haben und deren Stücke es zum Theil noch machen; denn in der neueren Zeit, besonders bei den Kriegen und Revolutionen in diesem Lande, sind die komischen Dichter seltner geworden. Man spielt noch immer und vorzüglich die Stücke des Lope, Calderon, Diamante ꝛc. Man hat auch einige Französische Stücke ins Spanische übersetzt auf die Bühne gebracht, obgleich die ersteren Versuche keinen besonderen Beifall erhielten.

Was den Reichthum des Spanischen komischen Theaters anbetrifft, so scheint dieser eben nicht so groß zu seyn, als die Ausländer gewöhnlich glauben und die Spanier zuweilen vorgeben. Nach dem Riccoboni soll ein Buchhändler ein Verzeichniß der bloßen Stücke von Ungenannten gemache haben, welches sich auf 4800 beläuft. Garcia de la Huerta führt, ohne die Zwischenspiele, nur 3852 Stücke überhaupt an, und unter diesen sind noch viele dop-

pelt angezeigt, weil sie entweder doppelte Titel haben oder ein und dasselbe Stück mehr als einen Verfasser zugeschrieben wird. Eben so verhält es sich mit der Zahl der komischen Dichter. Huerta hat nur die Namen von 241 gekannt; Signorelli giebt 1200 an, welches aber wohl ein Druckfehler seyn muß.

Die Spanier theilen ihre Komödie, außer den Comedias di Santos und den Comedias burlescas, in drei verschiedene Arten, als in Comedias di Figuron — Comedias de Capa y Espada und Comedias heroycas ein, welche sich dadurch von einander unterscheiden, daß die letzteren, welches die eigentlichen Tragikomödien sind, und von den Schauspielern auch Comedias palaciegas genannt werden, sich auf wahre, wenigstens auf geglaubte wirkliche Begebenheiten, oder auf Sagen aus der Mythologie gründen, so wie daß die Personen derselben Fürsten und große Herren sind, und daß sie in der zweiten, welche ihren Namen von einer Tracht hat, aus sogenannten Leuten vom Stande, als Rittern und Edlen, bestehen, da in der ersteren nur solche auftreten, welche gern das Ansehen von vornehmen und reichen Menschen haben möchten. Der Styl darin ist diesem gemäß beschaffen; sie sind alle in Versen abgefaßt. — Zweitens kommen in allen, wenigstens in Stücken von allen drei Arten, lustige, stehende Bedientenrollen vor. Die erste derselben ist der Gracioso; auch giebt es Stücke, in welchen sich deren zwei, nämlich noch ein Gracioso secundo, und verschiedene, worin sich auch noch eine Graciosa findet. Riccoboni leitet ihn von dem Harlekin der Italiener her, und er hat auch mit dem Harlekin der Italienischen Bühne in sofern Aehnlichkeit, als er zuweilen ein wenig plump und gefräßig ist; aber andere Charakterzüge, als seine Geschwätzig-

keit, seine Furchtsamkeit, hat er nicht mit dem Harlekin gemein. Ehe könnte der Sosias des Plautus, oder der Davus und andere dergleichen Sklavenrollen aus dem Terenz sein Muster seyn. Die Spanischen Dichter schildern ihn, und brauchen ihn auf die mannigfaltigste Art. Er ist zuweilen höchst schlau und verschlagen, wie man es z. B. in dem Tarugo sehen kann, und zuweilen possirlich einfältig; oft ist er ein Werkzeug der Verwickelung und eben so oft der Entwickelung; mit einem Worte, er ist die Springfeder der mehrsten Stücke; aber gewiß nur in den schlechtesten auf solche Art spaßhaft, wie Riccoboni und Flögel ihn darstellen. Hier muß übrigens noch bemerkt werden, daß der Cosma, aus dem von Lessing in der Dramaturgie angeführten Grafen Essex, welchen C. F. Flögel zu dem besondern Hanswurst der Spanier macht, nichts, als der Gracioso dieses Stückes ist; denn dieser hat immer in jedem Stücke seinen eigenen Namen, und so wie er hier Cosma heißt, so heißt er in andern Stücken anders, bald Tarugo, bald Fabio, bald Bustos, bald Tabaco, bald Alarve, bald Clarin ꝛc. Gracioso ist bloß ein theatralischer Beiname, welchen Lessing durch Hanswurst zu übersetzen oder so zu benennen sehr Recht hatte, den aber Flögel nicht, wie er thut, von dem Gracioso hätte unterscheiden sollen. Eine andere, schale, obgleich seltener vorkommende komische Person dieser Art ist der Vejete. Die Grundlage seines Charakters scheint Treuherzigkeit und Liebhaberei der Flasche zu seyn. Schon die Benennung zeigt, daß es die Rolle eines Alten ist, und daher ist er denn auch immer weniger, als der Gracioso, in die Verwickelung des Stückes eingeflochten. In den Zwischenspielen hat er indessen öfterer die wichtigste Rolle. Die vornehmen Alten heißen auch Barba. — Der Gallega, eine an-

dere Person dieser Art, ist ein Gallicischer Einfaltspinsel, welcher, nach einem, erst aus der Provinz in die Hauptstadt gekommenen, Bedienten gebildet zu seyn scheint; diesem gemäß noch nicht in vornehmen oder reichen Häusern dient und übrigens noch seinen Gallicischen Dialect hat. — Drittens haben viele Stücke ihre eigenen Prologe (Loas), welche sehr oft ganz eigentliche Vorspiele sind, das heißt, aus Gesprächen zwischen mehreren und öfters allegorischen Personen bestehen. Sie enthalten das, was man gewöhnlich die Exposition oder Ankündigung, wie es Sulzer übersetzt hat, nennt, oder scheinen doch ursprünglich hierzu vorzüglich bestimmt gewesen zu seyn; und da nun hierdurch alle Erzählung in den Stücken vermieden wird, und diese also gleich mit der Handlung anfangen können; so läßt sich ihrer Einführung keineswegs aller Werth absprechen. Indessen sind sie doch sehr aus der Mode gekommen und auch wohl nicht immer, auf die eben angezeigte Art, mit dem folgenden Stücke verbunden gewesen. Ferner wird es gewöhnlich als eine Besonderheit der Spanischen Bühne angesehen, daß sie sehr viele Stücke von zwei, drei und mehreren Verfassern hat; allein nicht bloß hier, sondern auch in Frankreich und England haben öfters mehrere an einem Stücke gearbeitet, und das einzige, was vielleicht den Spaniern hierin besonders zukommt, ist, daß es Stücke giebt, z. B. El Rey Alfonso el sexto und la conquista de Toledo, welche das Werk von acht, und andere, als Arauco domado, welche das Werk von neun Dichtern zugleich sind. Was die Eigenthümlichkeiten des ächten Spanischen Theaters anbetrifft, so kann man solche nicht besser, als mit G. E. Lessings Worten bezeichnen: „Eine ganz eigene Fabel, eine sehr sinnreiche Verwickelung, sehr viele, und sonderbare und immer neue Theaterstreiche; die ausge-

sparteſten Situationen, meiſtens ſehr gut angelegte und bis ans Ende erhaltene Charaktere, nicht ſelten viel Würde und Stärke im Ausdruck." Hier ſagt Herr von Blankenburg, muß noch hinzu geſetzt werden, daß dadurch ſehr viele Spaniſche Stücke, zum Theil romanhaft, abentheuerlich, unnatürlich geworden, und daß Uebertreibungen aller Art auf dem Spaniſchen Theater nicht ſelten ſind. Der Zweck der Spaniſchen komiſchen Dichter ſcheint der zu ſeyn, durch Ueberraſchung zu wirken und zu vergnügen. Hierdurch hat die Charakterentwickelung und Schilderung wegfallen, und zugleich, ungeachtet alles Erfindungsgeiſtes derſelben, Einförmigkeit in die Verwickelung gebracht werden müſſen. Auch wird durch die doppelten Liebeshändel, welche ſich in den mehrſten Stücken finden, die Handlung öfterer verwirrt und das Intereſſe geſchwächt. Aber die einmal angelegten und angenommenen Auftritte oder Situationen, ſo unnatürlich ſie auch immer im Grunde herbei geführt ſeyn mögen, ſind für ſich ſelbſt öfters intereſſant oder komiſch, ſo wie größtentheils ſehr glücklich ausgeführt, und der eigenthümliche, frühere Zuſtand der Sitten und Lebensweiſe dieſes Volkes macht jene Unwahrſcheinlichkeiten nicht bloß begreiflich, ſondern rechtfertiget ſolche auch zum Theil; ſie ſind gleichſam Idealiſirungen von dem, was aus Verkleidungen, nächtlichen Zuſammenkünften, ſehr ſcharfer Bewachung des weiblichen Geſchlechts, ſehr feinem Gefühl von Ehre ꝛc. entſtehen kann, und verhalten ſich zu den in der wirklichen Natur daraus entſprungenen Mißverſtändniſſen, Verwickelungen und Ebentheuern ungefähr ſo, wie, in der regelmäßigen Komödie der übrigen Völker, die Charaktere ſich zu den Menſchen der wirklichen Welt verhalten. Um ſie richtig zu beurtheilen muß man, wegen des vorher erwähnten früheren Zuſtandes der Sitten in Spanien, ſich

allen Vergleichungen zwischen dem Spanischen Theater und der Komödie der andern Völker Europens enthalten, und ein neuerer Spanischer Schriftsteller, J. Andres hat nach von Blankenburg sehr unrecht gehabt, dergleichen zwischen dem Spanischen und Englischen Theater und dem Lope und Shakespeare anzustellen; denn so viel Aehnliches beide Dichter auch in einzelnen Punkten, vorzüglich in Rücksicht auf Sprache, mit einander haben mögen, so sind doch die Dichtungen des Spaniers weit entfernter von der wirklichen Natur, als diejenigen des Engländers; und eben so wenig als in irgend einem Stücke des ersteren der Kampf von Leidenschaften, wie im Shakespeare, so oft und so unnachahmlich dargestellt worden ist, eben so wenig beruhen die Verwickelungen in den Lustspielen des letztern auf Mißverständnissen, Ehrenhändeln ꝛc., und dergleichen, ausserwesentlichen oder ausserhalb dem Stücke liegenden Dingen mehr. So viel bleibt indessen gewiß, daß, obgleich jetzt ein Theil der Nation selbst mit der Beschaffenheit ihres Theaters überhaupt nicht sonderlich zufrieden zu seyn scheint, doch die Spanier, wie bekannt, und wo es zum Theil auch vorher bemerkt worden ist, die eigentlichen Lehrer der Franzosen in der dramatischen Kunst gewesen sind. Diese, wie sie es auch selbst eingestehen, haben jenen nicht bloß eine Menge einzelner Stücke und Situationen, sondern auch ihre eigentliche Tragödie und Komödie überhaupt zu verdanken.

Sammlungen von Spanischen Komödien sind sehr viele gemacht worden; allein die mehrsten sind mit vieler Nachläßigkeit gemacht; nur selten kann man sich auf die angegebenen Namen der Verfasser der Stücke verlassen, und die mehrsten Male sind diese höchst fehlerhaft abgedruckt; alle Spanische Dichter, vom Calderon an, klagen über diese Mängel. Man

macht dergleichen Sammlungen immer noch fortwährend, weil die gespielten Stücke, sie mögen alt oder neu seyn, immer wieder von neuem gedruckt werden. In diesen Sammlungen geben nun die Buchhändler, als gewöhnliche Herausgeber, und nicht die Verfasser selbst, den Stücken sammt und sonders die Beiwörter famosa oder auch grande.

Mit der Spanischen Komödie verbunden sind die zwischen den Jornäden gespielten kleinen Stücke, oder Entremeses. Sie sind, nach dem Cervantes, so alt, als die Spanische Bühne, und gehören in ihrer Art zu den besten dramatischen Produkten der Spanier, wie auch Signorelli anführt. Sie führen, nach Maaßgabe ihres Inhaltes und ihrer Beschaffenheit, verschiedene Benennungen, als Entremese überhaupt, und wenn sie mit Tanz verbunden sind, Bayle, so wie, wenn Masken darin vorkommen, Mociganga, und, wenn sie aus bloßem Gesange bestehen, Saynete oder auch ursprünglich Xacara. Der Gesang findet sich fast in allen, wenigstens endigen die mehrsten sich mit einem Liede, auch sind die mehrsten in Versen abgefaßt. Die darin auftretenden Personen sind gewöhnlich niedrigen Standes und der Zahl nach sehr wenige. In den neuern Zeiten hat man mehr Verwickelung hineingebracht und sie dadurch bis zur Größe kleiner Lustspiele ausgedehnt. Geschrieben sind dieser Entremeses sehr viele geworden, von Lope de Rueda, dem ersten komischen Dichter an, bis auf Ramon la Cruz. Huerta hat seinem Catalogo ein Verzeichniß von mehr als 400 Stücken dieser Art beigefügt; auch sind noch verschiedene Sammlungen davon vorhanden.

In der Spanischen Sprache führen noch die Namen von Comedia und Tragi-comedia verschiedene in Prosa abgefaßte und vielleicht schon mit dem Ausgange des 15ten oder doch mit dem Anfange des

16ten Jahrhunderts erschienene Schriften, die auch in Aufzüge und Auftritte abgetheilt sind, und von den Spaniern selbst unter die Lustspiele gesetzt werden; da aber keins derselben zum Aufführen gemacht worden ist, so verdienen sie hier eben so wenig einen Platz, als die Komödie des Dante und so viele Schriften aus jenem Zeitpunkte, welche ähnliche Titel haben.

Die Komödie oder das Lustspiel bei den Franzosen. In Frankreich ist das Lustspiel sehr alt; schon Karl der Große verbot das Spielen der Histrionen, und unter den Gesetzen der Könige von dem zweiten Stamme findet sich eins, worin den Schauspielern bei Leibesstrafe untersagt wird, in geistlichen Kleidungen aufzutreten. Von welcher Beschaffenheit diese aber waren, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen. Das Alter der geistlichen Schauspiele oder Mysterien in Frankreich, das heißt, in der Landessprache abgefaßten Stücke dieser Art, steigt, so viel bis jetzt bekannt ist, bis in das 13te Jahrhundert hinauf; nach Andern, z. B. Riccoboni, Signorelli ꝛc., soll der mit dem Ausgange des 14ten Jahrhunderts sich gebildete chant royal die Veranlassung dazu gegeben haben; allein dies ist falsch, und die erste Angabe die richtigste. Im Jahre 1380 vereinigte sich eine besondere Gesellschaft in Paris (Confrerie de la passion) zur Aufführung der geistlichen Schauspiele, wodurch diese Schauspiele mehrere Selbstständigkeit, so wie sie sich auch bis zum Jahre 1548, in welchem Jahre sie untersagt wurden, auf dem Theater erhielten.

Die aus den Mysterien entsprungenen und mit ihnen verbundenen Moralitäten, oder diejenigen Stücke, in welchen vorzüglich lauter allegorische Personen auftreten, scheinen in Frankreich mit Ausgange des 14ten oder im Anfange des 15ten Jahrhunderts entstanden

zu seyn. Um diese Zeit wurde nämlich die Innung der Prokuratoren (La Bazoche) zu Paris, wahrscheinlich durch den Beifall, welchen die vorher gedachte Gesellschaft erhielt, bewogen, auch Schauspiele zu geben; und da jene auf die Vorstellung der heil. Geschichten ein ausschließendes Privilegium hatte, so verfielen diese auf die Vorstellung von Stücke, welche die Moral lehren sollten, es ist wenigstens nicht bekannt, daß deren dort wären früher geschrieben worden. Auch die Stücke weltlichen Inhalts oder die eigentlichen Lustspiele, Komödien, sind in Frankreich sehr alt. Zwar haben die sogenannten Troubadours nicht, wie sonst behauptet wurde, deren geschrieben; allein es läßt sich doch nicht läugnen, daß ihre, unter Begleitung von Musik und allerhand Taschenspielerkünsten und Gaukeleyen, abgesungene Lieder, eine Art von Schauspiel gebildet haben müssen, und die neuesten Geschichtschreiber der Französischen Bühne führen sie auch noch immer unter den dramatischen Schriftstellern auf.

Man findet in Frankreich, bald nach der Errichtung der vorhergedachten Gesellschaften, verschiedene, der Geistesbildung des Zeitalters angemessene, Arten von weltlichen Dramen, welche anfangs mit jenen religiösen und moralischen Dramen zugleich gespielt wurden, solche aber sehr bald von der Bühne verdrängten. Die erstern derselben waren die sogenannten Farcen, Stücke in einem Akte und von wenigen Personen. Die Zeit ihrer Entstehung ist bis jetzt noch nicht ausgemittelt; gewöhnlich schreibt man die Erfindung derselben den Mitgliedern der Bazoche zu; sie würden daher in den Ausgang des 14ten oder in den Anfang des 15ten Jahrhunderts fallen; jedoch glaubt le Grand in dem vermeintlich im 13ten Jahrhunderte geschriebenen Jeu du Pelerin schon eine Farce oder doch die Anlage dazu zu fin-

den, und die Verfasser der Encyklopedie behaupten, daß in der ums Jahr 1310 vollendeten Fortsetzung des Roman de la Rose, die berühmteste dieser Farcen, der Advokat Patelin, bereits aufgeführt ist, und daß wohl gar Wilh. Loris der Verfasser derselben seyn könne; indessen wird dieses Stück weder von Andern und zum Theil weit spätern Schriftstellern, als dem Pierre Blanchet, dem Franc. Corbeuil und Anderen mehr beigelegt. Es mag nun seyn wie ihm wolle, so ist doch so viel gewiß, daß erst mit dem Ausgange des 14ten Jahrhunderts Stücke dieser Art regelmäßig auf der Bühne erschienen sind, weil es nicht eher stehende Schauspielergesellschaften gab, und von diesem Zeitpunkte an wurden auch sehr viele geschrieben und gespielt. Wie es scheint, so hat es deren vier verschiedene Gattungen gegeben, wenigstens spricht La Porte, in seinem Werke von den Beiwörtern, von Farce joyeuse, histrionique, fabuleuse, enfarinée, morale, recreative, facetieuse, badine, françoise, nouvelle. Der Zweck aller war, die herrschenden Laster und Thorheiten lächerlich zu machen, und dieser Zweck soll in vielen glücklich erreicht worden, aber zugleich sie selbst sehr bald in plumpe und persönliche Satyren ausgeartet und mit schmutzigen Zweideutigkeiten angefüllt gewesen seyn. Nur sehr wenige sind von den erschienenen vielen noch übrig, und von diesen ist der angeführte Patelin die merkwürdigste und bekannteste. Ob sie ursprünglich, wie Flögel will, in Prosa abgefaßt gewesen, beruht auf bloßen Muthmaßungen und ist nicht wahrscheinlich, weil, wenigstens nach den übrig gebliebenen Stücken dieser Art zu urtheilen, keine anderen, als versificirte, gespielt wurden. Uebrigens werden in verschiedenen derselben noch moralische Wesen, als Dire und Faire, Peu, Moins, Trop und Prou, Rond und Quarré ꝛc. aufgeführt,

und in anderen haben die Personen noch nicht besondere Namen, sondern heißen bloß Mari, Femme, Neveu, Fille, Veillard ꝛc., wodurch der damalige Zustand des Französischen Theaters und der herrschende Begriff von Dramen in ein ziemlich helles Licht gesetzt wird; noch führt eine derselben schon den Titel Komödie (Comédie des deux filles et des deux mariées), deren Verfasser die bekannte Margaret de Valois, Schwester Franz des Ersten, seyn soll.

Eine zweite Gattung komischer Dramen aus diesem Zeitpunkte sind, die Sotie oder Sotisen. Ihre Entstehung fällt unter die Regierung Karls des Sechsten, und daher in den Anfang des 15ten Jahrhunderts. Ihre Benennung, so wie ihr Daseyn schreibt sich von einer Gesellschaft junger Leute her, welche in diesem Zeitpunkte unter dem Namen der Enfans sans soucy sich vereinten und deren Vorsteher Prince des sots oder Roi des sots und wahrscheinlich deswegen so hieß, weil er auf die Thorheiten des menschlichen Geschlechts sein Reich gründen wollte; sie schrieben nicht allein diese Stücke, sondern spielten sie auch selbst. Sie haben ihrer Beschaffenheit nach in sofern Aehnlichkeit mit den Moralitäten, als die darin auftretenden Personen bloß allegorische Wesen waren, wie z. B. le monde, Abus, Sot dissolu, Sot glorieux, Sot corrompu, Sot trompeur, Sot ignorant, Sotte folle, Sotte commune, Sotte occasion, Sotte fiance oder Benefice grand, Benefice petit, Vouloir extraordinaire, Seigneur de Joye, Seigneur du plat d'argent, Abbé de platte bourse ꝛc.; sie weichen aber darin gänzlich von ihnen ab, daß sie nicht, wie die Moralitäten, gleichsam Moral lehren; sondern Gebrechen und Laster züchtigen wollten, und, nach den übriggebliebenen zu urtheilen, verschonten sie weder die Geist-

lichen, noch den König selbst, wenigstens nicht Ludwig den Zwölften, der das, warum er vielleicht Lob verdient hätte, seine Sparsamkeit, sich öffentlich von ihnen vorwerfen lassen mußte; allein, gleich einem weisen Fürsten, auch nie verlangt hatte, von ihnen verschont zu werden. Anfänglich schienen sie allein gespielt worden zu seyn, aber sehr bald wurden sie auch mit den Moralitäten zusammen, von den Clercs de la Bazoche, und sogar in Verbindung mit den Mysterien der Corfrérie de la Passion, deren Vorstellungen dadurch den Namen von Jeux de pois pilés erhielten, als Zwischen- oder Nachspiele aufgeführt. Die Gesellschaft selbst, welche ihnen den Namen gab, scheint ums Jahr 1612 eingegangen zu seyn.

Die eigentliche Komödie, oder dramatische Stücke in der Form und von der Beschaffenheit der Griechischen und Lateinischen Komödie, sind in Frankreich nicht eher, als um die Mitte der 16ten Jahrhunderts geschrieben worden. Den besten Begriff von der regelmäßigen Komödie haben die Franzosen wahrscheinlich erst durch die Uebersetzung der Andria des Terenz von Bonaventura im Jahre 1537, wofern nicht schon durch eine frühere, völlige Uebersetzung dieses Dichters, erhalten. Das erste Originalstück dieser Art, ist die im Jahre 1552 gespielte, in achtzeiligen Versen abgefaßte, Eugène, ou la Rencontre von Etienne Jodelle. Nach dem Jodelle haben für die komische Bühne der Franzosen überhaupt gearbeitet: Jacq. Grevin, Remy Belleau, Jean de Baif, Jean de la Taille, Pierre de la Rivey. Von diesen letztern sind vier Stücke bekannt, welche sind: le Laquais, le Vefue, les Esprits, le Morfondu, les Jaloux, les Escoliers, la Fidèle, la Constance und les Tromperies. Sie kamen 1579 in Paris und Lyon, und

1601 zu Rouen heraus. Die drei letzten erschienen erst im Jahre 1611. Diese Stücke sind sämmtlich in Prosa abgefaßt und der Verfasser vertheidigt sich dieserhalb in der Vorrede der ersten Sammlung, mit dem Beispiele der Italienischen Komiker. Es fehlt diesen Stücken nicht an Werth, das heißt, nicht an einzelnen niedrigkomischen Zügen; allein an Charakterschilderung ist bei ihnen nicht zu denken, und die Verwickelungen sind größtentheils sehr verwirrt. Molière und Regnard haben seine Arbeiten benutzt. Der Verfasser hat die Ideen zu seinen Lustspielen aus Italienischen Stücken genommen.

Nic. Filleul, dessen im Jahre 1566 gespieltes Stück, les ombres, die erste Komödie in Frankreich zu seyn scheint, welche den Titel Pastorale führt, und worin sogenannte Schäfer und Schäferinnen, oder Personen mit Schäfernamen auftreten. — Alex Hardy, Balth. Baro, Jean Rotrou, Paul Scarron, Franc. de Bois Robert, Jean Desmarets, Pierre Corneille, welcher der erste war, wie Voltaire sagt, der die Komödie aus der Barbarei und Erniedrigung riß. Jean B. Poquelin de Molière. „Vor dem Molière," sagt Fontenelle, „suchte man das Lächerliche in sehr mühsam ersonnenen Begebenheiten; man dachte nicht daran, es aus dem menschlichen Herzen, das daran so reich ist, zu schöpfen." Das erste seiner gedruckten Stücke ist der Etourdi. Seine Komödien sind von Castelli in das Italienische; von John Ozell, Heinrich Baker und Jam. Miller in das Englische; von Joh. Sam. Müller in das Deutsche übersetzt worden, und für Deutsche von Mylius und Meißner. Ant. Jacq. Montfleury; Jean Franc. de la Tuillerie; Phil. Quinault; Raym. Poisson; Is. de Benserade; Jean de la Fontaine;

Jean Racine; Edm. Bourseault; Chr. de St. Evremont; Noel de Hauteroche; Th. Corneille; JeanFranc. Regnard; Jean Palaprat; Dav. Aug. Brueys; Jean Gilb. Campistron; Chr. Riviere du Fresny; Flor. Dancourt; Jos. de la Font; Marc. Ant. le Grand; Mich. Boyron, Baron genannt; Ant. Houdard de la Motte; Jean B. Rousseau; Autreau; Alain Rene le Sage; Louis Fuselier; Chr. Ant. Coypel. Einer der Ersten, welcher im Jahre 1718 für die Italienische Bühne zu Paris Französische Stücke schrieb, d'Alainval; Louis Riccoboni; Tom. l'Affichard; Pierre Clem. Nivelle de la Chaussee; Phil. Ner. Destouches; Charles Bart. Fagan; Guyot de Merville; Louis Franc. de Lisle; Bernh. de Fontenelle; Francoise de Grafigny; Louis de Boissy; Louis Cahusac; Jos. Franc. Desmahis; Jean de la Noue; P. Chr. Marivaux; Chr. Franc. Panard; Ant. Alex Poinsinet; la Grange; Frc. Aug. de Moncrif; Alex Piron; Cl. Henr. Voisenon; Germ. Fres. Poullain de St. Foix; Mazon de Pezay; Jean B. Gresset; Frc. Arouet de Voltaire; Cl. Jos. Dorat; Dion. Diderot; Lebret; Saint Marc; Benj. Jos. Saurin; Ch. Palisot de Montenoy; Moulier de Moissy; Mich. Jean Sedaine; Edm. de Sauvigny; Jean Frc. Bastide; Louis Marin; Ch. Colle; Coudray; Barthe; Et. Niel de Champfort; Jean Frc. Cailhava; Carmontel; Fenouillot de Falbaire; Carron de Beaumarchais; Louis Etienne Mercier; Pierre Chr. Roy; Orneval; Chr. Jacque de la Marliere; Gabr. Mailhol; du Vaure; Rochon de Chabannes;

Rozoy; Le Blanc; Harny; Araignon; Courtial; Denom; Arthaud; Obrien; Dubier; La Borde; Florian, Monnier; Desfontaines; La Coste de Mezieres; Chauveau; Quetaut; Chev. de Laures; Avesne; Azemar; Monvel; Abt. Schosne; Collot d'Herbois; Desforges; Lantier; Mad. de Sillery oder Gräfin Genlis; Jul. de Vinesac; Dúdoyer; Imbert; Dorvigny; Chabeaussiere; Moline; Mll. Raucourt; Murville; Forgeot; Billard; Jean Frc. d'Harleville Collin; Dampiere; Pieyre; Desforges; Laugeon; Andé; Vigne; Marq. de Bievre; Andrieux; Patrat; Watelet; Dorfeuille; Ranquil Lieutaud; Mad. Beaunoir; Chev. de Cubieres; Garnier; Barbier; Rochefort; Valigny; Milcent; Mad. de Gouges; Montagne; Mis; Borel; Robert; Filias; Fabre d'Eglantin; Dezede ꝛc. ꝛc.

Was die verschiedenen Gattungen der Französischen Komödie anbetrifft, so ist sie daran reicher, als irgend eine andere Bühne, wenigstens unterscheiden die Französischen Kunstrichter ihre Stücke auf sehr mannigfaltige Weise. Ohne die Eintheilung in die Comédie d'intrigues und die Comédie de caractère, oder das Haut comique, oder comique noble, das comique bourgeois und das bas comique, je nachdem die Dichter vornehme oder bürgerliche, oder gemeine Personen aufführen, zu gedenken, finden wir — 1) Comedies heroiques, oder solche, worin Könige oder Fürsten auftreten und deren noch, aber nur wenige, erscheinen oder gespielt werden. — 2) Pastorale, deren Personen vorgebliche Hirten oder Schäfer sind. — 3) Comedies larmoyantes, oder das rührende Lustspiel, für dessen Urheber oder Erfinder Nivelle de la Chaussee

ausgegeben wird; allein es soll weit älter und schon in dem Philosophe marié des Destouches, welches im Jahre 1727 aufgeführt worden, zu finden seyn. Noch näher kommt dem rührenden Lustspiele das, im Jahre 1734 erschienene, Mündel des Fagan; und einzelne, wirklich rührende Auftritte giebt es in mehreren älteren Komödien. Indessen war vor La Chaussee der rührende Ton noch nicht in irgend einem größeren Stücke der herrschende Ton gewesen, und so ist ihm die Ehre der Erfindung geblieben. An Nachfolgern, welche die Gattung endlich bis zum Ernsthaften umbildeten, hat es nicht gefehlt. Der Sidney des Gresset; die Nanine des Voltaire; die Cenie der Gráfigny; der Hausvater des Diderot, welcher die erste eigentliche ernsthafte Komödie war, und viele andere Stücke von Mercier, Fenouillot de Falbaire, Beaumarchais, Colle ꝛc. gehören hierher und erschienen zuletzt unter dem Titel von Drame, deren Charakter, in Vergleichung mit der Komödie von Mercier, in einem beau moment de la vie humaine, qui revéle l'interieur d'une famille; ou sans négliger les grands traits, on recueille précieusement les details, gesetzt worden ist. Welches Stück aber diesen Titel zuerst geführt hat, ist dem Herrn von Blankenburg nicht bekannt. — 4) Comedies ballets oder Stücke, welche mit Gesang und Tanz verbunden sind. — 5) Pièces à scènes détachées, oder Scènes à tiroir, welche sich dadurch von der gewöhnlichen Komödie unterscheiden, daß die einzelnen Auftritte keine Verbindung unter sich haben, und daß also keine eigentliche Verwickelung und keine eigentliche Auflösung darin Statt findet; als Beispiel kann die Nouveauté des Le Grand dienen, und das Muster dazu soll der Momus Fabuliste des Fuselier, gegeben im Jahre 1717, gewesen seyn. —

6) Proverbes dramatiques, worin die handelnden Personen irgend ein Sprichwort darstellen und wovon die Verwickelung also gleichsam ausserhalb dem Charakter derselben liegt. Der Urheber davon war Carmontel. — 7) Als eine eigene Gattung lassen sich die, zur Erziehung geschriebenen Stücke, oder die Schauspiele für Kinder ansehen, z. B. die Demidrames des St. Marc., die Stücke der Gräfin Genlis. — 8) Eine andere eigene Gattung machen die Stücke der Comedie Italienne in so fern aus, als diese lange Zeit für sich allein bestand, und auch in den für sie geschriebenen Französischen Stücken, auch zum Theil Rücksicht auf die stehenden, komischen Charaktere der Italienischen Komödie aus dem Stegereife genommen worden ist, oder doch diese Stücke, durch eingeflochtene Arien und dergleichen mehr, sich von der eigentlichen Französischen Komödie unterscheiden. Sie wurde, wie die Benennung schon sagt, von Italienischen Schauspielern aufgeführt. Schon im J. 1577 hatte Heinrich der Dritte eine Gesellschaft derselben, die Gelosi, aus Venedig kommen lassen, und wenn sich gleich diese, so wie andere folgende, nicht lange behauptete, so kamen doch von Zeit zu Zeit andere, so daß, bis zum Jahre 1716 acht verschiedene dergleichen Gesellschaften ihr Glück in Frankreich versucht hatten. Die letzte von diesen spielte indessen auch, vom Jahre 1682 an, Stücke in Französischer Sprache.

Im Jahr 1716 nahm der Regent eine andere, von Riccoboni zusammengebrachte Gesellschaft an, die sich unter mancherlei Abwechselung bis auf die neueste Zeit erhalten hat. Anfänglich führte sie in Italienischer Sprache Stücke aus dem Stegereife auf; allein der Reiz der Neuheit war nicht groß genug, daß dazu die Franzosen lange Lust behalten hät-

ten Italienisch zu lernen. Die Gesellschaft war schon im Jahre 1718 auf den Punkt, Frankreich zu verlassen, als Autreau es wagte, für sie ein Französisches Stück in drei Akten, untermischt mit Gesang und Tanz, Le Port-à-l'anglais ou les nouvelles debarquées, worin ein Theil der Italienischen Charakterrollen beibehalten sind, zu schreiben. Den Beifall, welchen es erhielt, munterte mehrere Dichter auf, und von jetzt an wurden ähnliche Stücke, in welchen die Maske des Harlekin verfeinert, und er aus einem bloßen Balourd und Gourmand, in einen, bald naiven, bald so gar verschlagenen Spötter allmählig umgeschaffen ward, so wie Parodien und mitunter auch noch Stücke aus dem Stegereife und sogar halb Italienische, halb Französische Stücke vorgestellt. Allein auch hierbei blieb die Italienische Truppe nicht stehen; sie versuchte Alles, um sich durch Mannigfaltigkeit neu zu erhalten. Sie gab ganz eigentliche Französische Komödien, worunter l'Arbitre des differends im Jahre 1725 eine der ersten gewesen seyn soll, Feuerwerke, Pantomimen ꝛc. Und wirklich führte sie durch eine freie Nachahmung der Serva Padrona, mit Beibehaltung der Musik des Pergolese, nicht allein die Italienische komische Opernmusik auf dem Theater im Jahre 1754 ein, sondern brachte auch ganz eigentlich Französische Lustspiele mit Gesang, oder die Französischen Operetten darauf. Alles dieses schützte sie indessen nicht; sie wurde im Jahre 1762 mit der Französischen Opera comique dergestalt vereint, daß sie wechselweise mit dieser, aber nichts als Italienische Stücke spielen durfte. Im Jahre 1780 wurde sie gänzlich aufgehoben. Nur ein Paar Mitglieder derselben, vorzüglich der Harlekin, wurde von der Französischen Opera comique in so fern beibehalten; als auch diese noch Französische Stücke mit dergleichen Rollen spielt. Die übrigen Mitglieder der-

selben vereinten sich nun mit andern zu einer eigentlichen Italienischen komischen Operngesellschaft, welche von nun an fortbestand, und auch Stücke in Französischer Sprache mitunter aufführte. Die von den ersteren dieser Gesellschaft gespielten Stücke, oder die Entwürfe davon sind in dem Théatre Italien p. Mr. Gherardi. Par. 1695, 1775. 12., in 6 Bänden jedesmal, gesammelt. Für die letztere hatten sehr viele der vorhin angeführten komischen Dichter, als ausser dem gedachten Autreau, Füselier, Romagnesi, l'Affichard, Fagan, de Lisle, welcher von der Rolle des Harlekin zuerst einen vortrefflichen Gebrauch zu machen wußte, Boissy, Marivaux, Panard, Piron, St. Foix, Sedaine, Mazon de Pezay, Florian und Andere, Stücke allerhand Art mit und ohne Harlekin, mit und ohne Gesang, Parodien, und dergleichen mehr geschrieben ꝛc. — 9) Die Parodie, welcher bereits im Allgemeinen gedacht worden. — 10) Die Stücke, welche bloß für gesellschaftliche Theater geschrieben worden. — 11) Die Ambigu-Comiques, oder diejenigen Stücke, welche aus mehreren verschiedenartigen Stücken bestehen. Das erste derselben, welches unter diesem Titel erschien, war Les Amours de Didon et d'Enée von Montfleury, im Jahre 1673. Es besteht aus drei Aufzügen, welche ein vollkommnes Trauerspiel ausmachen, aber zwischen den Akten sind kleine, für sich bestehende, lustige Stücke, Le nouveau marié, Don Pasquin d'Avalos und le Semblable à soi même befindlich, welche alle zusammen nicht die Länge eines gewöhnlichen Stückes überschreiten und hintereinander gespielt wurden. Die komische Oper hat nachher noch zuweilen dergleichen Stücke gegeben. — 12) Ferner gehören zu den dramatischen Lustbarkeiten dieser Art, die sogenannten Parades, Possenspiele, worin Sitten

gemeiner Leute und niedrige Vorfälle dargestellt und auf den Boulevards gespielt werden. Daß sie nicht, wie C. F. Flögel zu sagen scheint, mit den älteren vorher erwähnten aus den Moralitäten entsprungenen, und mit ihnen verbundenen Farcen zusammen hängen, wird dadurch genug erwiesen, daß diese, die frühern, keinesweges bloß Auftritte der niedrigsten Art und unter ganz gemeinen Menschen darstellen, und daß jene die letzteren, mit Rücksicht auf die gewöhnlichen Seiltänzer-Gesellschaften, von welchen sie auch gespielt werden, abgefaßt sind, und in dem alten Cassandre in seiner Tochter oder seinem Mündel, der Isabelle, in dem Leandre, ihren Liebhaber, und in dem Gilles, dem Begleiter oder Harlekin der Seiltänzer, stehende Charaktere haben, welche noch obenein in der Sprache und mit den Accenten des gemeinen Mannes sprechen. Eine Sammlung von Paraden erschien unter dem Titel: Théatre des Boulevards, ou Recueil de Parades. Mahon (Par.) 1756. 12. in 3 Bänden; und in neuern Zeiten, im Jahre 1779, brachte d'Orville das Theater, auf welchem sie gespielt wurden, durch das Stück Les battus payent l'amende, welches über 300 Mal vorgestellt wurde, dergestalt in Aufnahme, daß die ganze Pariser Welt daselbst zusammen floß; auch schrieb er noch mehrere Stücke dieser Art, als: On fait ce qu'on peut, et non pas ce qu'on veux; Chacun son métier; Les champs bien gardés; Oui ou non; Ni l'un, ni l'autre; Les fausses consultations; Jerome pointu; Christophe le Rond; Plaise le Hargneux; La fête de la campagne, und ausser ihm noch Majeur, Guillemain: Boniface pointu et sa famille, les faux Talisman; les bonnes gens ou Boniface à Paris; Churchill amoureux; Le directeur forain; la rose et l'epine; L'Amour et Bachus au village; de la Montagne,

Arnoud; Marlborough s'en vat en guerre; Francois: Monsieur de Marlborough; Madame Beaunoir: Thalie; la Folie et les pointus; les Letes changées; Eustache pointu chez lui; la triste journée; le sculpteur. Mslle. St. Leger, Regnier, Parisau; le repentir de Figaro; Maillé, Patrat, Gabiot de Salines, Lore, Basset de St. Aimé, Raymond, Dumanian und Andere mehr für dieses Theater.

Als Pantomimen in Frankreich lassen sich schon zum Theil die Possen bei den vorher erwähnten Narren- und Eselsfesten, ob sie gleich mit Gesang verbunden waren, ansehen. Ihnen folgten die, bei großen Festen, gegebenen, ebenfalls größtentheils stummen Vorstellungen von biblischen Geschichten oder Mysterien. Daß diese ursprünglich bloß aus dergleichen Vorstellungen bestanden, ist bereits vorher bemerkt worden. Es wurden indessen auch noch von dieser Art gegeben, wie es schon geschriebene Mysterien gab. In dem 11ten Buche der Histoire de la ville de Paris, S. 523, werden verschiedene zu Paris, bei Anwesenheit Richards des Zweiten, Königs von England, im Jahre 1313 in den Straßen gegebenen Schauspiele, erwähnt, in welchen bald die Glückseligkeit der Auserwählten, bald die Qualen der Verdammten dargestellt wurden, und es ist wahrscheinlich, daß, wenn auch hin und wieder Gesang oder Worte eingemischt waren, doch das Uebrige nur aus einem stummen Spiele bestand. Noch bei der Vermählung Heinrichs des Vierten stellte man einen Streit zwischen Himmel und Hölle auf solche Art vor. — Von ähnlicher Art waren die in den Zimmern bei den Gastmahlen gegebenen Entremets. Karl der Fünfte von Frankreich bewirthete im Jahre 1378 den Kaiser Karl den Vierten mit einer Vorstellung der Eroberung von Jerusalem

durch Gottfried von Bouillon; bei Karls des Sechsten Vermählung wurde auf solche Art die Eroberung von Troja aufgeführt. Eigentliche Pantomimen, und wie es scheint sehr gute, kamen ungefähr in der Mitte des 16ten Jahrhunderts vor. Von den übrigen, hierher gehörigen theatralischen Possen sind noch die Marionetten des Jean und Francois Briochi zu erwähnen, welche zu ihrer Zeit, in der Mitte des verwichenen Jahrhunderts, ausserordentlich berühmt waren.

Die Komödie oder das Lustspiel der Engländer. Wie es scheint, so hat das Lustspiel in England auf eben die Art einen Anfang genommen, wie bei den übrigen christlichen Völkern, das heißt, mit den Mysterien, welche Miracles heißen. Daß diese hier ursprünglich schon im eilften Jahrhundert gespielt wurden, ist aus dem Mat. Paris bekannt, und sie scheinen sogar hier häufiger, als in andern Ländern Europas gespielt worden zu seyn. Zu welcher Zeit die Moralitäten, Moralities, Moral Plays, auch Interludé's zuerst in der Englischen Sprache geschrieben worden sind, ist unbekannt. Das erste bekannte Hycke Scorner scheint erst in dem Ausgange des 15ten oder anfangs des 16ten Jahrhunderts zu fallen; erhalten scheinen sie sich auf der Bühne bis zu der Zeit zu haben, wo Cromwell alle theatralische Lustbarkeiten untersagte. Einige der merkwürdigsten, als Every Max, Hycke-Scorner und Lusty Iuventus sind in dem ersten Bande des Origin of the English Drama illustradet — by Th. Hawkins, Oxf. 1773, und an andern Orten abgedruckt. In dem erstern, dessen Plan ziemlich regelmäßig ist, erscheint Gott mit unter den handelnden Personen, welche übrigens, außer einem Doctour, lauter allegorische Benennungen, als Every Man, Fellowship, Kyndrede, Goades, Good-De-

des, Confession, Beaute, Five-Wyttes ꝛc. führen und worin die Sterblichkeit des menschlichen Geschlechtes versinnlicht worden ist. Es hat einen Prolog, welchen ein sogenannter Messenger (Bothe) hält. In dem zweiten sind die spielenden Personen Hycke Scorner (Verächter höherer Dinge, besonders der Religion) Pity, Contemplation, Perseverance, Frewyll, Imagination und Perseverance, und die Absicht derselben, ist Darstellung der Thorheiten und Ausschweifungen, wozu freier Wille und Einbildungskraft verleiten können. Indessen wird Hycke Scorner, ein wilder Wollüstling, am Ende, wie billig, von Perseverance und Contemplation bekehrt. Das dritte, welches ursprüglich mit dem Titel Enterlude abgedruckt worden ist, scheint zur Verspottung des Römischen Aberglaubens und zur Beförderung der Reformation geschrieben zu seyn; die handelnden Personen darin sind Lusty Juventus, Good Councell, Knowledge, Sathan the Devil, Hypocrisie, Felowship, Abhominable Living, God's mercyfull promyses; es eröffnet sich mit einem Liedchen, von Juventus gesungen, der von der Heuchelei und von der Gesellschaft zu der liederlichen Lebensart gebracht wird, von welcher Good Councell ihn wieder losreißt.

Weltliche Schauspiele (Plays) oder Lustspiele, wie sie, nach Maaßgabe der Geistesbildung der Zeit beschaffen seyn konnten, das heißt, Possenspiele, sollen, nach Warton, schon ums Jahr 1200 in England Statt gefunden haben. So viel ist gewiß, daß unter Eduard dem Dritten ums Jahr 1330 schon eine Gesellschaft, welche Vagrants genannt werden, bestraft wurde, weil sie ärgerliche und anstößige Maskeraden in den Wirthshäusern und an andern öffentlichen Orten gespielt haben sollte. Von der Beschaffenheit und Einrichtung der von ihnen

gespielten Stücke aber ist nichts bekannt; der älteste dramatische Dichter weltlicher Schauspiele, dessen Namen und Stücke auf die Nachwelt gekommen sind, ist John Heywood. Es waren zwar schon vor ihm regelmäßige Komödien, als der Acolastus, von Palsgrave, geschrieben und andere, wie ein Stück von Plautus gespielt; allein das erstere ist nichts, als eine Uebersetzung eines, von Wilhelm Fullonius oder Gnapheus, wie er sich nannte, geschriebenen lateinischen Stückes, und das letzte wurde dem R. Farmer zu Folge lateinisch aufgeführt, obgleich nach dem Warton die Engländer schon eine wahrscheinlicher Weise ums Jahr 1520 gemachte, Uebersetzung des Terenz hatten. Seine Stücke sind indessen mehr Gespräche, als Dramen; sie sind ohne Handlung und Verwickelung. In der Four P's, welches ums Jahr 1547 oder gar 1533 erschienen seyn soll, und in der Select Collection sich, Bd. 1, S. 41 findet, besteht der ganze Plan darin, daß ein Palmer (ein wandernder Pilgrim), ein Pardoner (ein Ablaß- und Reliquienkrämer), ein Poticary und ein Pedler (ein herumziehender Galanteriehändler) sich einander über ihre Lebensart, Gewerbe, Verdienste unterreden und solche gegenseitig, auf eine vermeintliche witzige Art, und auf Kosten der andern, herausstreichen. Am Ende widerruft der Verfasser, was er dem Einen oder dem Andern habe Beleidigendes sagen lassen, und schließt mit einer Art von Gebet. Von seinen übrigen Stücken, welche alle den Titel Interlude führen, findet sich eben daselbst einige Nachricht. Ungefähr um das Jahr 1551 erschien das erste Originalstück, welches in dieser Gattung den Namen eines Dramas verdient: Gammer Gurton's Needle. Die Verwickelung beruht auf einer, von der Frau Gammer Gurton bei dem Ausbessern der Beinkleider ihres Knechtes verlornen

Nähnadel, deren Klage darüber einen herumziehenden Müssiggänger (Bedlam) veranlaßen, sie mit ihrer Nachbarin, der Dame Chat dergestalt aneinander zu hetzen, daß die beiden Weiber sich erst tapfer schlagen und daß man darauf den Priester, D. Rat, kommen läßt, der, um den Diebstahl zu entdecken, eben von jenem Spaßvogel sich überreden läßt, durch ein Loch in die Behausung der Frau Chat zu kriechen, welches aber auf Anstiften eben desselben, schon von ihr und ihren Leuten vorher so gut besetzt ist, daß der arme Priester, als ein Dieb, mit einer Tracht Schläge empfangen wird. Jetzt kommt die Sache vor den Richter und wie der Spaßvogel, Diccon, nachdem er hier seine Streiche eingestanden, einen, seinem Charakter gemäßen Eid auf den ledernen Hosen des Knechtes der Frau Gurton schwören soll, giebt er diesem einen derben Schlag auf den Hintern und treibt dadurch die, in diesen Beinkleidern steckende Nähnadel, ihm so tief in das Fleisch, daß sie, wie sehr natürlich, wieder an das Tageslicht kommt. Dieses Stück ist schon mit Musik und Gesang verbunden, und der 2te Akt eröffnet sich mit einem Liede. Auch ist es, wenn gleich nicht so anständig, doch viel komischer und unterhaltender, als die, um eben diese Zeit ungefähr erschienene erste Französische Komödie, Eugène. Es stellt Sitten gemeiner Menschen, aber sehr lebhaft vor.

Als Lustspieldichter in England sind vom Jahre 1566 an bekannt: Edward Ferrys oder Richard Edwards, John Lylly, George Gascoigne, John Marston, Th. Decker, Will. Shakespear, Fr. Beaumont u. J. Fletscher, Thom Randolphe, Thom Middleton, Benj. Johnson, Thomas Heywood, Will. Cartwright, Sh. Marmion, George Chapmann, Th. May, Phil. Massinger, Rich. Fanshaw,

Jam. Shirley, Rich. Broome, Will. Rowey, G. Wilkins, Ant. Brewer, Lud. Barry, Th. Nabbes, Jos. Maine, Will. Habington, Cew. Machin, J. Webster, R. Tailor, J. Cooke, Tomkis, Ch. Marlow, Sam. Tuke, Th. Killegrew, Robert Cox, ein Schauspieler, der durch Farcen, welche er aus andern Stücken zusammenflickte, die Bühne während Cromwells Regierung aufrecht erhielt. Diese Stücke erschienen nachher unter der Aufschrift: The Witts, or Sport upon Sport, 1673 in 2 Theilen, in 8. Obgleich keines seiner Stücke sich auf der Bühne erhalten hat, so hat er sich dennoch kein geringes Verdienst um sie erworben, daß er nicht allein während des vorhergedachten Zeitpunktes Mittel fand, dramatische Vorstellungen zu geben, sondern daß er auch, nach der Wiedereinsetzung Karls des Zweiten einen Theil der Bühne vorstand, bessere Verzierungen auf dem Theater einführte, und durch die von ihm geschriebenen Stücke, das Beispiel von einer größeren Regelmäßigkeit und von einer korrecteren Sprache gab; auch ließ er zuerst die Weiberrollen durch Frauenzimmer vorstellen. John Lacy, Georg Villiers, Herz. v. Buckingham, Mistreß Aphra Behn, Th. Otway, Rob. Howard, Th. Shadwell, John Dryden, John Crowne, George Etheredge, George Farquhar, Betterton, Will. Wicherley, Pet. Ant. Motteux, Will. Taverner, Ch. Sedley, Mistr. Sus. Centlivre, Th. d'Urfey, Christ. Bullock, Ch. Shadwell, J. Vanbrugh, Will. Congreve, Rich. Steele, Joh. Gay, Jam Miller, Ch. Johnson, Th. Odell, Heinr. Fielding, Coll. Cibber, Benj. Haadley, Oliv. Goldsmith, Ch. Maklin, Sam. Foote, Hugh Kelly, Dav. Garrik, G. Colmann, Will.

Whitehead, Mistr. Sheridan, Arth. Murphy, Will. Davies, Rich. Cumberland, Will. Kenrick, Mistr. Griffith, Rich. Sheridan, Mistr. Cowley, Th. Holcroft, W. Hayley, Jodrell, J. Keefe, Miß Lee, Pet. Andrews, Hugh Downmann, John Dent, Mistr. Inchbald, Th. Horde, Jam. Nelson, Ed. Topham, C. Stuart, Harrison, Kemble, Conway, Pilon ꝛc.

Was die verschiedenen Gattungen des Lustspiels bei den Engländern anbetrifft, so theilen sie die Stücke in 1) Histories oder Histories plays, die, ob sie gleich größtentheils sich tragisch enden und aus Königen und Fürsten bestehen, doch in so fern besonders bemerkt zu werden verdienen, als sie sichtlich nach Maaßgabe der Mysterien gebildet wurden. — 2) Tragicomedies, welche Gattung sich auch aus den frühern dramatischen Lustbarkeiten der christlichen Völker entwickelten; sie unterscheidet sich von der ersteren nur dadurch, daß, so wie in dieser, eine ganze Reihe historischer Begebenheiten, in der letztern nur ein einzelner Vorfall dargestellt wurde. Beide Benennungen sind in neuerer Zeit weggefallen. — 3) Masques, in welchen Stücken allegorische oder mythologische Personen auftreten, wahrscheinlich weil zur Vorstellung derselben, eine andere, als die gewöhnliche Kleidung nöthig ist. An der Art der Personen, welche darin dargestellt werden, zeigt sich, daß sie von den älteren Moralitäten herstammen. Auch waren diese in den frühesten Masques zum Theil von keiner besseren Erfindung, als in den Moralitäten. Es werden dergleichen Stücke noch immer, jedoch seltener geschrieben und gespielt. Unter den Regierungen Jacobs und Carls des Ersten aber, vorzüglich unter den Letzteren, waren sie eine der Hauptvergnügungen des Hofes. — 4) Heroic plays,

welche, wie bei andern Völkern, ihren Namen von den darin auftretenden Personen, den Königen und Fürsten, und von dem Sylbenmaaße, worin sie abgefaßt waren, haben. Dryden hat einen besondern Versuch darüber vor seinem Almazor und Almahide geschrieben; sie sind aber, so wie die Benennung selbst, aus der Mode gekommen. — 5) Interlude's. Daß schon die Mysterien und auch die Moralitäten diesen Titel führten, hat sich vorher gezeigt. Sie wurden wahrscheinlich so benannt, nicht, weil sie zwischen andern dramatischen Stücken, sondern weil sie bei Festlichkeiten, mitten unter andern Lustbarkeiten, oder wohl gar an Feiertagen, zwischen den Andachtsübungen gespielt wurden, oder zur Abwechselung dienen sollten. In neuern Zeiten werden die kleinen, mit Gesang verbundenen, Possenspiele so genannt. — 6) Entertainements sind komische Stücke, bei welchen es nicht sowohl auf Charakterschilderung und Entwickelung, als auf Unterhaltung und Belustigung überhaupt abgesehen ist. Sie sind daher auch ohne eigentliche Verwickelung, oder, größtentheils, ohne eigentliche Handlung. Mit Musik verbunden sind sie unter dem Titel: Musical Entertainements bekannt; auch sind öfter Tänze mit eingeflochten. Uebrigens nannte Davenant seine halb dramatischen, halb epischen Schauspiele schon auf diese Art. — 7) Pastorale. — 8) Farces, hieran sind die Engländer sehr reich. Der größte Theil der Stücke des Foote gehören hierher, ob er sie gleich nicht so genannt hat, weil sie wahrscheinlich immer noch regelmäßiger eingerichtet, oder die Fabel und die Charaktere darin immer noch wahrscheinlicher sind, als man es gewöhnlich von der eigentlichen Farce, welche nur zu lachen machen und Thorheiten züchtigen will, erwartet. Sie sind in neueren Zeiten der eigentlichen Komödie, vorzüglich durch Murphy nä-

her gebracht worden. — 9) Kinderspiele sind in neueren Zeiten von verschiedenen, als unter Andern, von Dan. Bellamy ꝛc. geschrieben worden. In den Stücken des genannten Verfassers sind sie mit Gesang verbunden. — Die Engländer besitzen nun noch Lustspiele von mehreren Gattungen, wie z. B. rührende Komödien, Dramen ꝛc., wenn gleich keine besondere Benennungen für sie eingeführt worden; auch sind ihre komischen Stücke größtentheils in Prosa geschrieben. Hayley hat deren in neuern Zeiten sogar in gereimten Versen abgefaßt. Im Ganzen sind aus dem Englischen in die andern Europäischen Sprachen mehr Trauerspiele, als Lustspiele übersetzt worden. Von den verschiedenen Sammlungen dieser Uebersetzungen mögen folgende hier stehen: In Französischer Sprache: Theatre Anglais. Par. 1746—1749. 12. 8 Bde. von Ant. de la Place. Choix de petites pieces du Theat. Angl. von Cl. P. Patu. Par. 1756. 12. Nouv. Theatre. Angl. (Par.), 1768 — 1769. 2 Bde. von Maria Riccoboni. Traduction du Theatr. Angl. depuis l'origine des Spectacles jusqu'à nos jours. Par. 1786. 8. 12 Bde. von Mde. von Vosse und Miß Wouters; s. auch noch unter Trauerspiel Shakespeare. — In deutscher Sprache: Englisches Theater von Chr. Heinr. Schmid. Leipzig und Danzig 1769—1778. 8. 7 Bde. Sammlung der neuesten und besten Schauspiele für das Deutsche Theater aus dem Englischen. Leipzig, 1770. 8. Theater der Britten. Berlin, 1770. 8. 2 Thle. Sammlung einiger auserlesener Schauspiele aus dem Französischen und Englischen. Hamburg. 1774. 9. Hamburgisches Theater; Hamburg. 1776 u. f. 8. 3 Bde. und 2 St. Theater der Ausländer. Gotha, 1779—1781. 8. 3 Thle. ꝛc. ꝛc.

Man findet nun noch bei den Engländern, als

dramatische Lustbarkeiten, die Pantomime, anfangs mit den mehrsten Englischen dramatischen Stücken, vorzüglich mit den tragischen auf solche Art verbunden, daß jedem Akte die stumme Vorstellung seines Inhaltes voranging, dieses gewahrt man z. B. an den, bei dem Trauerspiel Ferrex and Porrex oder Gordobuc zu Anfang der Akte befindlichen Anweisungen dazu, auch ist es aus Shakespears Hamlet bekannt. Diese stummen Vorspiele waren sogar, wie aus den erstern erhellt, oft allegorischer Art, und stellten gleichsam die Moral der verschiedenen Aufzüge, aber nicht immer sehr hinreichend dar; allein diese Art Vorstellung blieb nicht lange mit den dramatischen Gedichten verbunden. Als ein für sich bestehendes, eigenes Schauspiel dieser Art, läßt sich das Ballet von den klugen und thörichten Jungfrauen ansehen, welches, nach dem Brantome, von den Hofdamen der Königin Elisabeth aufgeführt wurde; auch können aus diesem Zeitpunkte noch manche, eben dieser Königin zu Ehren gegebene, Feste, als solche angeführt werden. Die eigentliche Pantomime kommt erst ums Jahr 1715 oder 1716 vor. Einer der Theaterunternehmer ließ aus Noth deren aufführen und John Weaver, ein Tanzmeister, scheint die Entwürfe dazu gemacht zu haben. Wenigstens gehen dergleichen aus diesem Zeitpunkte unter seinem Namen, als The Loves of Mars and Venus, Orpheus and Euridice, The Judgment of Paris etc. und einer der Geschichtsschreiber der Englischen Bühne nennt ihn The first Restorer of Pantomimes after the ancient manner. Diese Entwürfe verdienen mit den Ballets des Noverre verglichen zu werden; auch sind deren noch in neueren Zeiten von anderer Art, als The Choice of Harlequin, a pantomimical Entertainement, 1782, und Andere mehr

gedruckt worden und der Beifall, welchen Noverre selbst in England gefunden, ist bekannt.

Unter den Marionettenspielen (Puppet-Shew) sind die von Russel aus dem Anfange des verwichenen Jahrhunderts berühmt. Die unglückliche Charl. Charke erzählt in ihrem Leben, daß sie eine Zeitlang zu der Bewegung seiner Figuren sich habe gebrauchen lassen; auch hatten sie schon vorher ein eigenes Schauspiel dieser Art angelegt. In diesen Zeiten stellte man auch die Auferstehungsgeschichte mit Puppen dar. — Eine den Engländern ganz eigene hierher gehörige dramatische Lustbarkeit, waren die Lectures on Heads des Alex. Stevens.

Die Komödie oder das Lustspiel bei den Deutschen. Der eigentliche Ursprung der Deutschen Komödie, oder wenn dieselbe bei den Deutschen angefangen, ist unbekannt. Man setzt ungefähr den Zeitpunkt in das zwölfte Jahrhundert, vielleicht auch etwas später, und wenn man die marionettenartige Schauvorstellungen aus dem Stegreife, Pupenspiele und andere Mummereien, überhaupt den ganz rohen Anfang von Schaudarstellungen annimmt, so kann er auch wohl noch höher hinaufrücken; denn da Karl der Große, wie schon unter dem Lustspiele der Franzosen bemerkt worden, in Frankreich das Spielen der Histrionen verbot, so kann, da dieser Monarch seinen Hofstaat oder Hofhalt auch in Deutschland hielt, leicht diese Lustbarkeit der Franzosen mit herüber gekommen seyn, obgleich, von der andern Seite betrachtet, der ernste, gerade Charakter der Deutschen, wohl wenig Geschmack, außer den Karnevalslustbarkeiten, daran gefunden haben wird. Die ersten Schauspiele waren hier, so wie in den schon abgehandelten Ländern, die Mysterien und Moralitäten, welche vorzüglich in den Klöstern aufgeführt wurden. Seit der Mitte des 15ten Jahrhun-

derts wurden dergleichen Lustspiele von Hans Rosenplüet, und im 16ten von Hans Sachs und Ayrer gedichtet. Die ersten, im 15ten Jahrhundert gedruckten, Fastnachtsspiele waren von dem zuerst erwähnten Dichter. Diese Spiele wurden wahrscheinlich von herumziehenden Fastnachtsspielern, denn etwas Aehnliches waren die sogenannten Spruchsprecher zur Zeit der Meistersänger, und von Liebhabern, vorzüglich in den Reichsstädten dargestellt; auch scheint es, daß das südliche, an Frankreich gränzende, Deutschland dergleichen zuerst gehabt hat. Sie waren derb und unausgebildet, dabei aber kräftig, lustig, schlicht und deutsch gedichtet. Ihre Darstellung auf Bühnen war dem Ganzen angemessen. Die Uebersetzungen der Alten, z. B. des Terenz, welche in diese Zeiten fallen, sollen auf das Volk nicht gewirkt haben, und scheinen auch nicht aufgeführt worden zu seyn. Im 17ten Jahrhunderte machte das Deutsche Theater nur sehr wenige Fortschritte. Man begnügte sich nur mit Uebersetzungen. Die Bühne bekam jedoch eine mehr regelmäßigere Form und die Schauspiele mehr Zusammenhang. Martin Opitz bildete einige Singespiele nach Italienischen Opern, und nach ihm wurden die sogenannten Singkomödien und singende Possenspiele häufiger. Im Anfange des gedachten Jahrhunderts findet man schon Schauspielergesellschaften unter Anführung von Prinzipalen, welche die Fastnachtsspiele und geistlichen Komödien durch Vorstellungen übersetzter Stücke zu verdrängen suchten, weil es zu der Zeit noch keine Originalstücke gab, und, was wir schon oben bei den Komödien der Italiener, Spanier, Franzosen und Engländer gesehen haben, das fremde Theater schon einen höhern Grad der Ausbildung besaß, als das unsrige, das Deutsche. Die Schauspielergesellschaften jener Zeit hatten etwas

Zunftmäßiges oder näherten sich vielmehr demselben; auch nannte man sie nicht anders als Banden. Durch Uebersetzung des Guarini kamen die sogenannten Schäferdramen, auch Waldkomödien oder Waldgedichte genannt, in Deutschland auf. Um die Mitte des 17ten Jahrhunderts machte sich besonders Andr. Gryphius um die Bühne verdient. Seine Stücke sind zwar etwas schwulstig und haben viel Bombast, jedoch kann man ihnen Charakterzeichnung und Phantasie nicht absprechen. Ueberhaupt hat er das Verdienst, die Deutsche dramatische Poesie zuerst geweckt zu haben und der Urvater derselben zu seyn. Seine Lustspiele sind: Majuma, Freudenspiel; Piastus, Lust- und Gesangspiel; der schwärmende Schäfer, satyrisches Lustspiel in Versen. Eine Uebersetzung des Berger extravagant von dem jungen Corneille; Absurda comica oder Herr Peter Squentz, Schimpfspiel (Possenspiel) in Prosa; Horribilicribrifax, Deutsches Scherzspiel (Lustspiel) in Prosa. Beide Stücke sind reich an ächt komischer Laune. Das erste, Peter Squentz, ist eigentlich nur die Umarbeitung eines ursprünglich von dem Nürnbergischen Mathematiker Daniel Schwenter, der 1628 starb, verfertigten Possenspiels. Die Idee zu diesem Stücke hat wahrscheinlich das Zwischenspiel in dem Shakespearschen Sommernachtstraume, welches die Geschichte des Piramus und der Thisbe enthielt, gegeben, doch ist die Ausführung ganz verschieden. — Die Personen dieses Stückes sind Peter Squentz, Schreiber und Schulmeister zu Rumpelskirchen. Seine Mitspieler sind Meister Krix, ein Schmid; Meister Bulla Butain, ein Blasebalgmacher; Meister Klipperling, ein Tischler; Meister Lollinger, ein Leinweber und Meistersänger; und Meister Klotz-George, ein Spulenma-

cher. Der lustige Rath des Königs heißt Pickelhering. Zusehende Personen sind: der König Theodorus, der Prinz Serenus, die Königin Cassandra, die Prinzessin Violandra und der Marschall Eubulus. Unter einer voranstehenden Nachricht, an den großgünstigen, hochgeehrten Leser, unterschreibt sich Gryph.: Philipp Gregorius Riesentod. Im zweiten Stücke sind D. Horribilicribrifax, nach welchem das Stück benannt ist, und D. Daradiridatumdarides, zwei verabschiedete Officiere, die Hauptpersonen. Beide ein paar Karrikaturen von großprahlerischen Windbeuteln, so komisch, wie sie nur je auf die Bühne gebracht seyn mögen. Mit ihnen figurirt ein äußerst pedantischer und eingebildeter alter Dorfschulmeister, Sempronius, der an lateinischen und Griechischen Phrasen unerschöpflich ist, so wie jene stets mit Französischen und Italinischen Brocken um sich werfen. Daradiridatumdarides weiß durch seine Prahlereien ein reiches, aber äußerst stolzes, junges Mädchen aus einer alten adlichen Familie anzuführen. Er glaubt durch ihren Besitz zu einem großen Vermögen zu gelangen, und jene, die eine bessere Parthie hätte machen können, zieht in gleicher Hoffnung den Prahler vor. Horribilicribrifax geht darauf aus, das Herz eines liebenswürdigen jungen Frauenzimmers, der Cälestina zu erobern, findet aber einen Nebenbuhler an dem Sempronius, der, ob er gleich seine fünf und sechzig Jahre cum summa reputatione erreicht, sich dennoch per faces atque arcus cupidinis hatte überwinden lassen. Cälestina begegnet beiden mit der Verachtung, die sie verdienen. Horribilicribrifax fühlt das nicht, und Sempronius bleibt zuletzt an einer Kupplerin hängen, der er sich zur Erreichung seiner Absichten bei der Cälestina hatte bedienen wollen. Dies ist der Inhalt des Stückes, welches bei allen Mängeln des Plans und der Ausführung, und ungeachtet seines theils steifen und schlep-

penden, theils gemeinen und niedrig komischen Dialogs, dennoch in einzelnen Scenen Gryphius Talent für die komische Bühne hinlänglich verbürgt. Eine voranstehende Zuschrift an den Hoch- und Groß-Edelgebornen, Erkornen, Gestrengen, Mannfesten Herrn, Herrn Horribilicribrifax von Donnerkeil auf Wüsthausen ist unterschrieben Daradiridatumdarides Windbrecher von Tausendmord auf N. N. N. Erbherr in und zu Windloch. Angehängt ist dem Stücke der Heirathskontrakt Herrn Sempronii und Frauen Cyrilla. Aus dem Inhalte dieser beiden Lustspiele wird man ungefähr gewahren, wie sie zu der Zeit beschaffen waren. An komischen Situationen fehlt es ihnen gewiß nicht, und wenn man die Zeit berücksichtiget, in welcher sie geschrieben worden, so kann man sie, troß ihren Fehlern, als gelungen ansehen. — Ferner hat er noch geliefert: Die Säugamme oder untreues Hausgesinde, Lustspiel, in Prosa. Eine Uebersetzung a. d. Ital. des Girolamo Razzi. Das verliebte Gespenst, ein Gesangspiel; diesem Stücke ist angehängt: Die geliebte Dornrose, Posse mit Gesang; ein Zwischenspiel. Diesem dramatischen Dichter folgte Hohenstein, dessen Dramen, wegen des langwierigen Bombastes, fürs Theater eben nicht geeignet waren; allein sie fanden großen Beifall und ihr Ton der Ton affektirter Erhabenheit, nahm auf der Bühne zum großen Schaden des Deutschen Theaters bald überhand. Dadurch entstanden die marktschreierisch sogenannten Haupt- und Staatsactionen, größtentheils Bearbeitungen Französischer und Spanischer Trauerspiele; s. Trauerspiel, im folgenden Bande. In diesen Staatsactionen mußte in der Regel auch eine lustige Person unter dem Namen Courkfen, späterhin Pickelhering, vorkommen. Man sieht hieraus, wie wenig die Deutschen ihren natürlichen Geschmack bei dieser langwierigen Lustbarkeit verläugnen konnten. Schon im letzten Drit-

tel des 17ten Jahrhunderts wurden Molière's Lustspiele häufig übersetzt und aufgeführt. Die Schauspieler konnten aber ihre Kunst, theils wegen der herrschenden Verirrungen der Dichter, theils, weil sie noch lange Zeit für unehrlich gehalten wurden und das Theater mit der Geistlichkeit im Kampfe stand, noch nicht mit Freiheit ausbilden; sie fanden jedoch auch ihre Gönner und Vertheidiger, die Gesellschaften vermehrten sich zusehends und es entstanden bestimmtere Rollenfächer. In den ersten dreißig Jahren oder im ersten Drittel des 18ten Jahrhunderts waren jene Staatsactionen und Opern; nebst den extemporirten Komödien auf den Deutschen wandernden Theatern herrschend. Die Lustspiele mögen jedoch keinen größern Werth, als jene Staatsactionen gehabt haben, da man sich vieler Freiheiten darin bediente. In Wien führte zuerst ein gewisser Stranitzky, im Jahre 1708, ein Deutsches Schauspiel ein und bediente sich dabei des drolligen Wienerischen und Salzburgischen Dialekts und verwandelte den Italienischen Harlekin in den Deutschen Hanswurst, der, wie das Lustspiel überhaupt, eine vorzügliche Aufnahme fand. In dieser Periode der Deutschen Schauspielkunst hat sich besonders Johanna Neuber, geb. Weissenborn berühmt gemacht, welche Prinzipalin einer der besten damaligen Gesellschaften, selbst Schauspielerin, und auch zugleicherzeit Uebersetzerin war. Gottsched hatte einen großen Einfluß auf sie, aber nicht zum Besten der Bühne; denn seine Absicht ging dahin, die ächt komische Kraft ganz zu unterdrücken, welches er mit dem zu Leipzig feierlich zu Grabe getragenen Hanswurst anfing; allein dieser entstand immer in neuen Gestalten wieder. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts traten einige geistvolle Dichter auf, wie ein Elias Schlegel, in mehreren Lustspielen, Gellert, Cronegk,

Krüger, Romanus, allein sie rissen sich nie ganz von dem Französischen Geschmacke los, nur regelmäßiger wurde die Komödie, so wie überhaupt das Schauspiel. Gellert hat folgende sieben Lustspiele geliefert; die zärtlichen Schwestern, das Orakel, die Betschwester, das Loos in der Lotterie, Sylvia, die kranke Frau, das Band. Sie haben bedeutende Mängel im Dialog, in der Anlage, die Trägheit der Handlung, die gesuchte Moral, lauter Fehler, die besonders jetzt hervorstechen; denn als sie erschienen hatten wir nur wenige gute Lustspiele, und der Name Gellert erweckte ein gutes Vorurtheil für diese Stücke; auch waren sie nicht ganz von aller Schönheit entblößt, zuweilen gute Situationen, hin und wieder stark gezeichnete Charaktere; auch verrathen sie Kenntniß der Sitten unseres Volkes und viele edle Empfindung. Die zärtlichen Schwestern war das erste rührende Lustspiel in unserer Sprache. Der Inhalt ist folgender: Zwei Schwestern lieben sich einander mit der größten Zärtlichkeit. Lottchen beneidet ihre Schwester nicht um eine reiche Parthie, sondern befördert dieselbe vielmehr. Julchen will, als sie Erbin eines Rittergutes zu seyn glaubt, es ihrer Schwester abtreten. Beide sind zärtlich in der Liebe. Lottchen, die ihren Liebhaber aufrichtig liebt, hat den Schmerz, daß sie in ihm einen Betrüger entdeckt. Julchen kann dagegen das Wort Liebe nicht hören und verräth doch ihre Zärtlichkeit alle Augenblick. In diesem Stücke tritt auch noch ein pedantischer Magister auf. Man wird leicht an dem Hauptinhalte dieses Stückes sehen, daß es sich in einer mehr kräftigern Zeit nicht auf der Bühne halten konnte; denn so viele weiche, sanfte Charaktere, denen noch überdies die Hauptrollen zugetheilt worden, müssen, statt zu belustigen, lange Weile machen. — Weit kräftiger ist sein Lust-

spiel das Loos in der Lotterie, in welchem kräftiger gezeichnete Charaktere auftreten, als ein Phlegmatiker, eine eigennützige alte Dame, eine böse Frau und ein eitler Stutzer. Der Inhalt ist ungfähr folgender: Frau Damon legt, ohne Vorbewußt ihres Mannes, in die Lotterie, um eine Verwandtin, der Karoline, mit dem etwanigen Gewinnste auszustatten. Eine boshafte Schwägerin, Frau Orgon, entdeckt es dem Manne, der das Loos seiner Frau entwendet, um es mit Vortheil an seinen Mündel zu verkaufen. Der Mündel schenkt es der Frau Orgon und diese wieder der Karoline. Endlich kommt die Nachricht, daß das Loos tausend Thaler gewonnen, welches ein Donnerschlag für den geitzigen Damon ist. Es wird indessen noch so vermittelt, daß Damon hundert Thaler, seine Frau eben so viel bekömmt, und Karoline die übrigen achthundert Thaler behält. Dieses Stück ist von Junker im Théatre allemand Französisch übersetzt im Jahre 1772, und Polnisch in eben diesem Jahre. — Nach Gellert trat Lessing auf, welcher sowohl durch seine dramaturgische Kritik, als durch seine eigenen dramatischen Werke der Komödie einen wesentlichen Nutzen gewährte; er suchte die sogenannten vollkommenen Charaktere zu verdrängen, drang auf Charakterhaltung, stürzte das Ansehen des Französischen Geschmacks und leitete die Aufmerksamkeit auf die Werke der Engländer, jedoch nicht in Rücksicht des Lustspiels, sondern besonders des Trauerspiels. Sein Original-Lustspiel Minna von Barnhelm wird noch mit einigem Glücke gegeben, obgleich der Geschmack jetzt verändert ist. Lessing fand bald viel Nachahmer und das rührende Lustspiel war an der Tagesordnung. Ihm folgten Stephanie, Jünger, Schröder, Bretzner, Großmann, Babo, Hagemeister und Andere, s. weiter un-

ten, und die Komödie fing sich an zu heben. — Jünger's Lustspiele sind reich an glücklich gezeichneten Charakteren, gelungenen ächt komischen Situationen und treffendem Witze. Ueberhaupt verbreitete sein Lustspiel viel Vergnügen. Obgleich er nicht eigentlich Erfinder ist, sondern nur größtentheils sich mit glücklicher Leichtigkeit ausländische und einheimische Erfindungen Anderer aneignete, und durch seine Bearbeitung in sein Eigenthum verwandelte, so berechtigte ihn doch sein ächt komischer Witz, das Lustige seiner Intriguen, sein leichter, natürlicher Dialog, seine Sprache der Conversation, zu einem ehrenvollen Platze unter den Deutschen Lustspieldichtern. Er sagt, in der Vorrede zu seinem komischen Theater: „Ich habe es unter den Augen meines Vaterlandes über mich genommen, nach meinen Kräften zur Erweiterung gesunder Begriffe, zur Verbreitung nützlicher Wahrheiten, zur Veredlung der Gefühle, zur Erhaltung und Fortpflanzung des guten Geschmacks, zur Bildung des Herzens, kurz zu Allem, was man unter Aufklärung begreift, das Meinige beizutragen.“ Dieses hat er auch redlich gethan, und er würde noch mehr geleistet, ja im vorzüglicheren Grade geleistet haben, wenn er nicht, durch seine häusliche Lage gedrückt, mit zu großer Eile und Leichtigkeit gearbeitet hätte. Hier nur eine kurze Charakteristik von einem Paare seiner Lustspiele: Die Geschwister vom Lande. Ein alter Geck von einem Baron, der durch seine Thorheiten tief in Schulden gerathen, will sich durch Verheirathung mit Theresen, der Tochter seines verstorbenen Verwalters, die ein großes Vermögens ererbt hat, retten, und läßt sie in die Stadt kommen, damit sie sich hier erst ein wenig bilden soll. Da sie ganz Einfalt, Offenherzigkeit und liebenswürdige Unschuld ist, so erhält ihre Rolle dadurch viel Naivetät. Ihr Bruder, der sie in die

Stadt begleitet, um sich daselbst baronisiren zu lassen, hat geschwinder, als sie, ein Anstrich des Modetons angenommen, und affektirt die Manieren der großen Welt, doch so, daß überall Mangel an Erziehung, bäuerische Plumpheit und rohe Gutherzigkeit durchschimmern. Diese beiden ländlichen Geschwister geben dem Stücke durch die natürliche Züge ihres Charakters und durch die treffende Satyre auf die Modewelt, die sie veranlassen, viel Interesse und Lebhaftigkeit. — Das Weiberkomplott, nach Les Bourgeois à la mode von Dancourt. Dieses Stück ist besonders reich an komischen Scenen, wenn auch nicht an neuen Charakteren. Zwei reiche alte geitzige Gecken verlieben sich wechselseitig einer in des andern Frau; allein die Weiber, die Freundinnen zusammen sind, werden einig, daß jede den Ehegemahl der andern weidlich schröpfen und das Gewonnene ihrer Freundin zustellen soll. Das Liebesabentheuer eines angeblichen Barons, ehelicher Sohn einer Modehändlerin, macht die Episode dabei und vermehrt das Register der spielenden Personen noch um ein Paar lustige Rollen. Der Instinkt oder wer ist der Vater zum Kinde. Das Original dieser Posse ist von Du Presny, hat im Französischen drei Akte, welche hier in Einen zusammengezogen sind. Zwei Parthein geben jede ein kleines Mädchen zu einem Bauer in die Erziehung. Beide kommen auf einen Tag, um ihr Kind abzuholen; aber statt zwei Mädchen, findet sich nur eins, und der spitzbübische Bauer, der indessen das Kostgeld eingestrichen hat, will nicht einmal gestehen, welcher Parthei das vorhandene Kind angehöre. Dieses giebt Veranlassung zu vielem Wirrwar. Erst wollen beide Partheien das Kind haben, dann soll es der Instinkt bei dem Kinde selbst entscheiden, wem es angehört, darauf mag es Niemand für sein Kind anerkennen;

und am Ende findet sich wirklich, daß es keinem von beiden, sondern dem Bauer selbst gehört, der, da die beiden fremden Kinder an den Blattern gestorben, um nicht das Kostgeld zu verlieren, sein eignes Kind dafür ausgegeben hat. Auch Großmann hat ein entschiedenes Verdienst um das Lustspiel; er gehörte sowohl als Schauspieler, als auch als Schauspieldichter, zu den gebildetsten und vorzüglichsten, welche Deutschland aufzuweisen hat. Sein offener talentvoller Kopf, seine wissenschaftliche Bildung, sein Geschmack und seine Belesenheit in den theatralischen, so wie überhaupt in den Werken des Geistes und Geschmacks, erheben ihn über viele seiner Kunstgenossen. Er zeichnete sich von Seiten der feineren Beobachtung und Menschenkenntniß und der frappanten Darstellung der Sitten und Charaktere, auch des wirksamen komischen Witzes sehr merklich aus. Besonderes Glück unter seinen Lustspielen machte: Henriette, oder sie ist schon verheirathet, in fünf Aufzügen, und nicht mehr als sechs Schüsseln, ein Familiengemälde in fünf Aufzügen. Dieses letztere Stück kann als ein Urbild der neuern Familiengemälde angesehen werden; es erlangte auch eine große Berühmtheit und wurde, seiner Vortrefflichkeit wegen, allenthalben mit großem und verdientem Beifall aufgenommen. Das Sujet ist nämlich dieses: Ein Hausvater, dem seine adeligen Verwandten nöthigen wollen, achtzehn Schüsseln zu geben, bleibt aber schlechterdings bei seinen sechs Schüsseln, welches auch Veranlassung zu dem Titel gab. Der Gegenstand war neu, die Behandlung kühn, der Ton freier, als man gewohnt war, gewisse Lächerlichkeiten der großen Welt, die bis dahin nicht so ins Licht gestellt worden waren, erschienen hier zum ersten Male mit allen Farben eines satyrischen Pinsels ziemlich karikaturmäßig ab-

gebildet. Hiernach wird man ungefähr beurtheilen können, wie es bei uns mit dem Lustspiele zu Anfange des letzten Drittels des verwichenen Jahrhunderts stand. —

Als ein Stern eines darstellenden Künstlers in dieser Periode glänzt Eckhof. Er war der erste sagt Iffland, welcher der Bühne Bedeutung, Werth, Ansehen und Namen gab. Wenn Andere eben dahin gestrebt haben, war ein Theil des Grundes, worauf nachher gebaut ist, schon zugefahren, so haben doch sein Betragen, seine glänzenden Eigenschaften, seine Ausdauer, die ganze Weise seiner Führung zuerst erreicht, was vor ihm nicht erreicht war.“ Dieser große Künstler wirkte auf die Menschen stets in gleichem Maaße, der Advokat Patelin, der Bauer mit der Erbschaft, der taube Apotheker waren Rollen im Lustspiele, welche er mit eigener Individualität gab, daß er ein großer, wirklich großer Künstler war, haben ihm strenge und unpartheiische Kunstrichter eingeräumt, zu diesen gehören Lessing, Engel und Nicolai. Er hatte sich in den komischen Charakteren ausgezeichnet und ihm folgte hierin Reineke, Witthöft, Döbbelin, Brandes, Schröder, Iffland ꝛc. Von dem Zeitpunkte an, wo Eckhof auftrat, wurden die Schauspielergesellschaften besser, Lehrproben wurden eingeführt, überhaupt das Ganze erhielt eine wahre künstlerische Gestalt. Mehrere Höfe uud Städte haben ihre Gesellschaften auf längere Zeit, z. B. Weimar, München, Wien, wo das Komische herrschend blieb, Berlin, Leipzip, Hamburg, wo Lessing seit 1767 dramaturgisirte. Eine neue Erscheinung auf der Deutschen Bühne seit 1752 war die komische Oprette, aus welcher hernach die neue Deutsche Oper entstanden ist. Ihr Stifter war Felix Weiße; sie pflanzte sich durch die Compositionen von Landfuß,

Hiller, Schweitzer, Wolf, Benda in kurzem fort. Eine neue glänzende Periode für das Lustspiel in der Darstellung ging durch Iffland auf, welcher mit vieler Feinheit ächt komische Züge darstellte.

In der neuesten Periode des Lustspiels sind eben keine bedeutende Fortschritte in Hinsicht der Originalität desselben gemacht worden, wir begnügen uns größtentheils nur mit Uebersetzungen aus dem Französischen, und das Deutsche Publikum ist auch schon so daran gewöhnt, daß es in diesem Genre nicht gern etwas anderes sehen mag. Es scheint daher, daß wir eher stehen geblieben, als fortgerückt sind. Selbst die älteren Originallustspiele sind jetzt von unserer Bühne verbannt, und wenn auch hin und wieder eines darauf erscheint, so wird es nur kalt anfgenommen; auch unsere Kritiker, die mehr der Geschmack nach dem wahren originellen Deutschen hinleiten sollte, stimmen mit ein, und so ist dem vaterländischen, dem deutschen Lustspiele, in jetziger Zeit ein schlechtes Prognosticon gestellt worden. Einzelne Lustspieldichter, wie Holbein, Contessa, Castelli, Julius von Voß, Fr. Kind, Th. Hell (Winkler), Holtey ꝛc. geben sich zwar Mühe, Deutsche Charaktere auf die Bühne zu bringen; allein ihre Bemühungen haben, besonders jetzt, nur einen geringen Erfolg gehabt; denn das Französische Lustspiel in allen Schattirungen hat hier einmal Grund gefaßt. Hieran hätten, meint der Verfasser des Artikels: deutsches Theater, im Conversations-Lexicon, die politischen Revolutionen der letzteren Jahre Schuld gehabt, und es müsse sich jetzt nur größtentheils auf Wiederholung des Alten beschränken; dies ist aber nicht der Fall; denn das Alte gewahrt man jetzt sehr selten auf der Bühne, und statt durch die politischen Revolutionen mehr den Nationalgeist für das ächt Deutsche Lustspiel, worin

nur Deutsche Charaktere erscheinen, zu beleben, ist es jetzt vielmehr durch Produkte der Fremden, durch fremde Erzeugnisse, die unseren Sitten und unserem Charakter so wenig angemessen sind, verbannt worden.

Zu den Lustspieldichtern der Deutschen in der neuern Periode, wo das Theater sich eigentlich gestaltete, gehören: Albrecht, Andre, Anton, Arnstein, Arvelius, v. Ayrenhof, Babo, von Baczko, Ott. Nathan. Baumgärtner, Mad. Baumann (Duelliren oder kopuliren), Heinrich Beck (das Herz behält seine Rechte; Alles aus Eigennutz, Verirrung ohne Laster u. a. m.) W. G. Becker (die drei Pächter), T. B. Berger (die beschleunigte Hochzeit, der Landtag, ꝛc. ꝛc.), Joh. Bapt. Bergopzoomer (In der Noth lernt man die Freunde kennen; Alter schützt vor Thorheit nicht; der Universalerbe, der Zerstreute u. a. m.), Chr. Aug. Bertram (der Mondsüchtige), Joh. Friedr. Berthramb, Fr. Just. Bertuch (das große Loos u. a. m.), C. A. von Beulwitz (der Deserteur), von Bilderbek, Bischoff, Blumauer, Karl Blume, Blumner (die Dorfsteuer) Boeckin von Boeklinsau (der Pedant), Heinr. Bösenberg (die verschlossene Thür), Böttger, in Sondershausen, (die Dorfkirmes; der Zaubergürtel; das Kaffeehaus; der gebesserte Ehemann ꝛc.), Chr. Fr. von Bonin (die Drillinge; das Fest Germaniens; das Urtheil des Midas; der weibliche Kammerdiener; der Zauberspiegel; Hofmeister Amor; Haß und Liebe; wahres Gefühl; der Postmeister ꝛc.), Lukas Boogers (die Post; der dramatische Antikritikus), Brahm (die weibliche Schlange), Moritz von Bram (der Schubkarren des Essigkrämers; der Diener, als Nebenbuhler seines Herrn; Emilie; der ungegründete Verdacht ꝛc.), Joh. Chr. Brandes (der junge Geitzige; die Wachs-

figuren; der Zweifler; die Entführung; der Schein betrügt; Trau, schau, wem; der geadelte Kaufmann; der Hagestolze; die Schwiegermutter; die Hochzeitfeier; Unbesonnenheit und Irrthum; was dem einen recht ist, ist dem andern billig; die Irrthümer; die Komödianten in Quirlequitsch ꝛc.), J. A. Braun (die drei Fakultisten im Weinkeller; Herrlichkeit im Traum), C. F. Bretzner (Komplimente und Wind; das Räuschchen; die Liebe nach der Mode; der argwöhnische Liebhaber ꝛc. ꝛc.), Brokmann, Arth. Bröckelmann (Selbst ist der Mann), W. H. Brömel (die Verlobung; die buchstäbliche Auslegung der Gesetze ꝛc.), Brumbey, Sam. Gottf. Bürde (die Entführung; der Hochzeittag ꝛc.), von Buri (Blindheit und Betrug; die Erbschaft; das Intelligenzblatt; die Matrosen ꝛc.), Castelli, F. E. Carnier, Georg Carl Claudius (das Rendevous; die verstörte Wirthschaft; die beiden Freunde ꝛc. ꝛc.), Clauren (Heun), Chr. Salis Contessa, Fhr. von Clesheim (Herr Spul, oder Aechtheit ohne Schimmer), Ignaz Cornova, Cowmeadow, Bened. Ant. Cremeri (Wahl nach der Mode; man prüfe ehe man verurtheilt ꝛc. ꝛc.), Ant. Adolph von Crenzin (der Gefällige, der Hochzeittag ꝛc.), Wolfgang Herbert von Dalberg (der Kolerische; der weibliche Eheschene; der verborgene Ehemann; die galanten Leute; Braut und Wittwe in einer Nacht; die Zeit klärt alles auf ꝛc. ꝛc.), J. C. F. Diez, Joh. Gottf. Dyk (Ehrsucht und Schwatzhaftigkeit; wie man sich die Sache denkt; der liebenswürdige Alte; der Weg zu gefallen; Jak Spleen; Spielerglück; die schwere Wahl; die belesenen Jungfern ꝛc. ꝛc.), von Eckartshausen (Unkraut unter dem Weitzen; der Hofrath ꝛc. ꝛc.), Eichholz, Fr. Hild. von Einsiedel (Abentheuer auf Reisen ꝛc.), Joh. Jac. Engel,

Joh. Andr. Engelbrecht (der Nebenbuhler ꝛc.); Joh. Joach. Eschenburg (Lukas und Hannchen; der Deserteur O; Eifersucht auf der Probe ꝛc. ꝛc.), Schenk Hermann Ewald (der Barbier von Sevilla; Heirath aus Liebe; die doppelte Verkleidung), Fellner (viel Lärmen um nichts; Dorim oder die Jagd; Chargenverkauf ꝛc. ꝛc.), J. K. Fischer, J. H. Fischer, Flurer, Joh. Wilh. Ludw. Gleim (der Aepfeldieb), v. Göthe, Fr. Wilh. Gotter (zwei Onkel für einen; der argwöhnische Ehemann; trunkner Mund wahrer Mund; der Kobolt; das öffentliche Geheimniß; die schlaue Wittwe; der eifersüchtige Liebhaber; der Erbschleicher; ein alter Fuchs wird auch geprellt ꝛc. ꝛc.), Gust. Fr. W. Großmann (Pygmalion; die Reue vor der That; der Barbier von Sevilla; Henriette, oder sie ist schon verheirathet; die Irrungen; nicht mehr als sechs Schüsseln; was einem recht ist, ist dem andern billig ꝛc. ꝛc.), Joh. Sigism. Grüner (die beiden Liebenden; Prellerei über Prellerei; der unglückliche Irrthum; Kabale über Kabale ꝛc. ꝛc.), Hagemann (Prosit das neue Jahr; Leichtsinn und gutes Herz; die glückliche Werbung; der Mann von Stroh ꝛc. ꝛc.), J. G. Hagemeister, Gottl. Hanker, unter dem Namen Epheu (der Hypochondrist, oder die Ehescheidung; die glückliche Probe ꝛc.), Heine, unter dem Namen Ant. Wall (der Arrestand; Karoline; die Expedition; der Herr im Hause; die beiden Billets ꝛc. ꝛc.), Gr. Georg von Helmold (der Essigmann; der schöne Flüchtling; der Ton der großen Welt ꝛc. ꝛc.), Fr. Hensler (Handeln macht den Mann, oder der Freimaurer; das Judenmädchen aus Prag; der Korb aus Liebe; Petermännchen ꝛc. ꝛc.), Carl Herklotz (der Prozeß; der Mädchenmarkt ꝛc.), Hesse (zweifache Thorheit; Lorchen ꝛc.), Franz von Heufeld (Ju-

lie; Haushaltung nach der Mode; der Geburtstag; der Liebhaber nach der Mode ꝛc.), Th. Hell, v. Heuser, Theod. Gottl. von Hippel (der Mann nach der Uhr; die ungewöhnlichen Nebenbuhler; mit dem Glockenschlage zwölf ꝛc.); J. M. Hoffmann (der verführte und wieder gebesserte Student; die Conföderirten und Dissidenten ꝛc.) Franz v. Holbein, Karl v. Holtei, L. F. Huber (das heimliche Gericht; die offene Fehde; das Abentheuer einer Nacht; Güte rettet); Leopold Huber (Julchen, oder liebe Mädchen spiegelt euch! macht solche Stiftungen ihr lieben Leute ꝛc.), Johann Georg Jacobi, O. Jester (das Duell; drei Narren in einer Person; die erzwungene Einwilligung ꝛc. ꝛc.), Aug. Wilh. Iffland (wie man's treibt so gehts; allzu scharf macht schartig; alte und neue Zeit; die Reise nach der Stadt; die Advokaten ꝛc. ꝛc.), J. F. Jünger (die Badekur; Freundschaft und Argwohn; der blinde Ehemann; der offene Briefwechsel; der Weibercomplott; Verstand und Leichtsinn; der Strich durch die Rechnung; der doppelte Liebhaber; die Entführung; der Wechsel; was seyn soll schickt sich wohl; Maske für Maske ꝛc. ꝛc.), Johann Christoph Kaffka (der verstorbene Freier; sechs Freier und keine Braut; der Transport; die Günstlinge; der Guckkasten ꝛc.) J. M. Keller (die Kirmes; der Frühling; das hätte Friedel wissen sollen; die Sonne scheint ꝛc.), Friedr. Keppner, Anton von Klein (Alles für Liebe.) Christian Gottl. Klemm, Friedrich Maxim. v. Klinger, Aug. Klingemann, v. Knigge, Fr. von Kleist, von Kotzebue (die Deutschen Kleinstädter; das Kind der Liebe; der Sonderling; der Wildfang; die Wette und das Reitpferd; der Spiegelritter; der Mann von vierzig Jahren; die edle Lüge ꝛc. ꝛc.), Joh. Christ. Krauseneck, Karl

Friedr. Kretschmann, Georg Lambrecht (er hat sie alle zum Besten; alte Junggesellen; solche Streiche spielt die Liebe; der Quasi-Mann ꝛc.) Johann Laudes, Ant. Leisewitz (das Gespenst um Mitternacht; die Mohrin zu Hamburg ꝛc.), Leo (die Wette; die Universitätsjahre; der Generalmarsch; Schulden ohne Geld zu bezahlen.) Leonhardi (die Lästerschule; Stutzerlist; wer ist angeführt; sie meint's so böse nicht; so muß man die Männer fesseln), Karl Gotthelf Lessing (der Lotteriespieler; der Wildfang ohne Harlekin; der stumme Plauderer; Physiognomisten ohne es zu wissen ꝛc.) A. G. Meißner (der Liebesteufel; der Alchimist; das Grab des Mufti oder die zwei Geitzigen ꝛc.) F. L. W. Meyer (Blendwerk; die Uebereilung; desto besser für sie; der verstellte Blinde ꝛc. ꝛc.), Heinr. Ferd. Möller; Karl Müchler (der Scharlachmantel; was kümmerts mich), Joh. Heinr. Fried. Müller (Vier Namen in einer Person; der Ball; die unehelichen Brüder; stirbt der Fuchs, so gilts den Balg; ehrlich währt am längsten ꝛc.), Wilh. Christ. Sig. Mylius (der Hanswurst; Doctor nolens volens; so prellt man alle Füchse; Puf van Vlieten), Conrad Pfeffel, Karl Martin Plümike, J. F. Ratschky, Rost, Emanuel Schikaneder, Joh. Fr. Schneider (drei Freier auf einmal; die Schöne auf dem Lande; die beiden kleinen Savoyarden ꝛc.), Schmieder, Friedr. Ludw. Schröder, Seybold, Julius v. Soden, Stephani, K. Stein, von Thümmel, Mad. Unger, Joh. Christ. Unzer, Julius v. Voß, Chr. Felix Weiße, Mad. Weißenthurn, Fried. Wilh. Wetzel, Wolff, Ziegler, Carl Wilh. Zimmermann, Zschocke ꝛc. ꝛc.

Was die Komödien der übrigen christlichen Völker anbetrifft, als der Portugiesen, Holländ-

der, Dänen, Schweden, Russen, Pohlen ꝛc., so wie die Komödien der nicht christlichen Völker, so müssen diese hier übergangen werden, weil solches hier zu weit von dem vorgesteckten Plane abführen würde. Nur so viel stehe von den letztern noch hier, daß die Chinesen wirkliche dramatische Vorstellungen haben, bei denen die Hauptabsicht ist, zu unterhalten und zu bessern, die Tugend anzupreisen und das Laster schändlich zu machen. Sie sind von einer tragikomischen Art und mit Harlekinaden vermischt. Jede Person zeigt ihren Charakter mit Worten an, z. B.: ich bin der und der König, ein offenbarer Feind der Tyrannen, ich bin der und der Mandarin, ein unveränderlicher Freund oder unversöhnlicher Feind des und des ꝛc. Wenn daher gleich keine Kunst bei ihren Vorstellung ist, so haben sie doch die Absicht, durch dramatische Vorstellungen die Zuschauer zu bessern. Auch die Araber haben ihre dramatische Vorstellungen. Niebuhr fand zu Kahira eine Schauspielergesellschaft, die von Mahomedanern, Juden und Christen zusammengerafft war und deren Aufzug hinlänglich bewies, daß ihre Lage nicht die vortheilhafteste seyn konnte. Sie gingen für eine geringe Belohnung in die Häuser und der freie Hofplatz diente ihnen statt der Schaubühne. Zur Probe, wie ihre dramatischen Vorstellungen beschaffen sind, soll diejenige hier angeführt werden, welcher Niebuhr und seine Gesellschaft beiwohnte. Ein vierschrötiger Kerl in Weibskleidern machte die Hauptperson und stellte eine Araberin vor, die alle Vorbeireisende überredete, in ihr Zelt abzutreten, und dieselben sodann, wenn sie ihnen vorher Kleider und Geld auf die schicklichste Art abgelockt hatte, mit Stockschlägen fortjagen ließ. An dergleichen Schauspielen wird kein gebildeter Europäer Vergnügen finden. Auch die neueren Juden haben zuweilen dra-

matische Vorstellungen, davon größtentheils der Gegenstand aus der biblischen Geschichte genommen ist, die aber so elend sind, daß man sie ohne Widerwillen nicht lesen kann.

Zu den Lustspielen gehört noch die Farce, welches in seiner uneigentlichen Bedeutung eine Art eines verstümmelten Lustspieles heißt, in welchem der burleske und grobkomische Ton herrschend ist. Die Hauptabsicht darin ist, Lachen zu erregen, deswegen erlauben sich die Dichter alle Freiheiten, wodurch sie diese Absicht erreichen können. Auch die Griechen und Römer hatten ihre Farcen; es waren die Mimen und Pantomimen. Was die Mimen anbetrifft, s. auch Th. 90, S. 732, so scheinen die Griechen deren mehr als eine Art gehabt zu haben, wenigstens kamen dergleichen unter verschiedenen Benennungen vor. Die Ursache, warum sie aber Mimen heißen, läßt sich nicht bestimmt angeben, und über die Beschaffenheit dieser Dichtart überhaupt, giebt das, was Aristoteles von den Römern des Sophron und des Xenophon sagt, sehr wenig Auskunft, daß sie, wie Dacier in seiner Anmerkung zum Aristoteles behauptet, aus einem Gemisch von Erzählung und Gespräch bestand, läßt sich durch nichts erweisen. Etwas mehr Licht darüber erhalten wir dadurch, daß die 15te Idylle des Theocrit eine Nachahmung einer der Mimen des Sophron seyn soll. Nach diesem wäre nun nicht sowohl unmittelbar eine Handlung, als ein Gespräch darüber, oder vielmehr eine Handlung über und bei Gelegenheit einer andern Handlung darin dargestellt, oder von den Personen des Stückes selbst, eine andere Handlung darin gleichsam nachgemacht worden, und hieraus würde sich ihre Benennung noch am füglichsten herleiten lassen. Die eigentlich darin handelnden Personen haben keinen andern Zweck gehabt, als

eine andre Handlung zu sehen, und was ihnen bei dieser Gelegenheit begegnet, was sie gehört, gedacht, wäre der Inhalt der Mime oder die Person selbst darin mehr, gleichsam leidend, als thätig, gewesen; wenigstens ist die angeführte Idylle des Theocrit von solcher Beschaffenheit. Es ließen sich aber auch verschiedene der in der einen Handlung begriffenen Personen, sich in die andere Handlung einmischen, oder redend einführen; ob aber alle Arten der von den alten Schrifstellern erwähnten Mimen eben diese Einrichtung gehabt, und aus ähnlichen gemeinen Personen bestanden haben, ist schwer zu entscheiden. Nach dem Plutarch gab es 1) ernsthafte oder größtentheils niedergeschriebene und scherzhafte, und wenn in dieser Stelle gleich nur von komischen Mimen die Rede zu seyn scheint, so ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Griechen deren nicht gleichfalls von beiden Arten gehabt haben sollten. Die erstern waren länger und scheinen zusammengesetzter gewesen zu seyn, die letzteren waren schlüpfrigen Inhalts, und dergleichen lassen sich den Griechen um so weniger absprechen, wenn man die Possen des Sotades zu den Mimen rechnet. 2) Gab es ferner sogenannte männliche und weibliche Mimen. 3) Hatte man eine Art Mimen, welche Mimijamben genannt wurden; für der Urheber derselben hält man den Gesetzgeber der Arkadier, Cercidas. Ob die Verschiedenheit zwischen ihnen und den andern Mimen bloß aus der Versart entstand, läßt, bei aller Wahrscheinlichkeit, sich doch nicht gut ausmachen; obgleich es gewiß zu seyn scheint, daß die Mimen des Sophron nur in einer abgemessenen Prosa abgefaßt waren. — 4) Der sogenannte Biologischen, dem Philistion zugeschriebenen und von verschiedenen Schriftstellern für Mimen gehaltenen Komödien, sollen dergleichen nach

Andern nicht gewesen seyn. — 5) Mimische Schauspieler kommen unter sehr verschiedenen Benennungen vor, wenigstens haben die Neuern, vom Scaliger an, sich gar kein Bedenken gemacht, diesen Namen den, in Athenäus erwähnten Hilaraden oder Simoden, Lysioden, Kinädologen, Auloden, Dykäliften, Phallophoren, Autokabdalen, Phlyaken, Ithyphallen ꝛc., beizulegen; allein es ist sonderbar genug, daß keinesweges im Texte des Athenäus, sondern nur in der Lateinischen Uebersetzung von ihnen das Wort Mimi gebraucht wird. Sie werden unmittelbar hinter den Liedersängern und Rhapsoden eingeführt. Nach dem Herrn von Blankenburg sollen nur die Magoden sich zuweilen, jedoch nur wie es scheint, darauf eingelassen haben. Auch beweiset der, den mehrsten zugeschriebene Auf- und Anzug, so wie das, was ausdrücklich von ihnen erzählt wird, daß ihr Geschäft in der Absingung von lyrischen oder epischen Gedichten allerhand Art bestand; sie ließen sich höchstens in so fern zu den Schauspielern zählen, als sie größtentheils in einer besondern Kleidung oder auch in Masken dabei auftraten und ihre Deklamation mit Gebärdenspiel vielleicht begleiteten. — Was die zweite Art der zur Komödie der Griechen und Römer gehörenden dramatischen Lustbarkeiten, die Pantomime, anbetrifft, so sehe man solche Th. 106, S. 391 u. f. nach.

Unsere Deutsche Farce ist mehr für den gemeinen Mann, als für den gereinigten Geschmack, weil jener an dem Possenhaften ein besonderes Vergnügen findet. Schilderungen von Charakteren und Anlegung interessanter Situationen wird man in dem Possenspiele vergeblich suchen. Ob auf einem gereinigten Theater solche Possenspiele, in welchen Zweideutigkeiten und grobe Scherze vorkommen, geduldet werden können, darüber sind die Kunstrichter nicht einig.

Diejenigen, die sie in Schutz nehmen, sagen; man müsse es mit der Posse nicht so genau nehmen, da sie zum Zeitvertreibe diene und alle Menschen nicht den Grad der Bildung hätten, um an dem feinen Komischen ein Vergnügen zu finden. Hiernach wäre denn die Farce eine Gattung des niedrigen Komischen, die nach keinem festgesetzten Plane angelegt wäre. Daß die Farce oft gegen die guten Sitten und den Wohlstand anstößt, ist sehr natürlich, weil, wie schon oben bemerkt worden, ihr Zweck das Niedrigkomische ist; allein wo möglich muß der Dichter doch dafür sorgen, daß das, was beide Stücke zu sehr beleidiget, daraus wegbleibt. Daß die Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer und Deutsche Farcen oder Possen besitzen, ist schon oben bei Anführung der Lustspieler dieser Nation erwähnt worden; aber auch die übrigen Europäischen Nationen besitzen deren.

Das Schauspiel, die Rettungskomödie, das Rührspiel, die weinerliche Komödie, Tragikomödie, ist schon oben, S. 597, erwähnt, worden. Daß diese Art des Schauspiels nicht in der neuern Zeit aufgekommen, wie Einige vorgeben, geht oben, aus der Theater-Geschichte der neuern Völker hervor; sie sind nur in neuerer Zeit bei den Franzosen und bei uns wieder von neuem auf die Bühne gebracht worden. Daß sie übrigens, wie die empfindsamen Romane eines Millers und Anderer auf die Leser wirkten, auch auf die Zuschauer wirken sollen, ist wohl zu hart geurtheilt; eben so, daß das Rührspiel etwas Widersprechendes sei. Dieses ist wohl, nach der Erklärung des Aristoteles, von der Komödie der Fall, aber nicht nach unserem Begriffe. Das Rührspiel stellt überall Handlungen zur Belehrung und vernünftiger Unterhaltung vor, und sucht durch rührende Scenen die Darstellung um so anziehender

und die Handlung auf das Herz der Zuschauer weit eindringender zu machen; allein es giebt nur sehr wenige Personen, bei denen es seine Absicht erreicht; denn den wenigsten sind zarte Empfindungen des Herzens eigen, und so geht denn auch die Wirkung auf das Herz verloren, und jene Scenen, welche auf Wohlwollen und Mitleid Anspruch machen, gehen an den sogenannten Kraftmenschen, die alles Rührende verbannt wissen und uns in ein barbarisches Zeitalter, in das Zeitalter des Faustrechts zurückführen wollen, kalt vorüber. — Selbst wenn wir das Schau- oder Rührspiel als ein Mittelding betrachten, welches zwischen dem Lustspiele und dem Trauerspiele steht, so müßte man doch auch hier einwenden, daß es schwer sey, die Gränzen genau anzugeben, wo das Hohe und Niedrige sich trenne. Uebrigens begnügt sich die rührende Komödie nur mit einer gewöhnlichen, obgleich seltenen Handlung, sie weiß nichts von den Empfindungen großer Helden, sondern hält sich in den niedrigen Scenen des Lebens. Dichter, welche hiervon Proben geliefert haben, sind schon oben, S. 597, angeführt worden. Die Schilderungen sind mehreren Dichtern, namentlich Iffland, so gelungen, daß der empfindsame Mann Thränen vergießen muß und sich nicht schämt, über gewöhnliche Scenen solche vergossen zu haben. Sie sind daher nicht als ein Unding anzusehen.

Um das Rührspiel, das weinerliche Lustspiel, hat Iffland, nächst Lessing, ein entschiedenes Verdienst. Schöne, rührende Familien-Verhältnisse und Scenen, interessante, edle Charaktere, tiefwirkende, und doch so menschliche Situationen, wahre, reine Sprache der Natur, dieses sind die charakteristischen Merkmale, durch die sich seine Stücke dieser Art auszeichnen. Ferner herrscht darin eine gewisse originelle Herzlichkeit, tiefe Menschen-

kenntniß, getreue Sittenschilderung, Leben und Wärme der Darstellung, und über das Alles ein moralischer Zweck. Meisterhaft sind die individuellsten Züge in der menschlichen Natur aufgefaßt, und in den überraschendsten, treffendsten Kombinationen wiedergegeben. Ueberall leuchtet die edle Absicht hervor, durch Wahrheit und Lebendigkeit seiner Gemälde dem Fehler des Zeitalters entgegen zu wirken, Grundsätze zum Glück des Lebens zu verbreiten, Gefühl für das Gute zu erwecken, und überhaupt die schöne Sittlichkeit zu befördern. Unter seinen Stücken dieser Art glänzen, die Jäger und Verbrechen aus Ehrsucht hervor.

(Der Beschluß dieses Artikels im nächsten Bande.)

Ende des hundert und vierzigsten Theils.

Seite 110 muß es heißen: der vertikale Sonometer Fig. 7880 ist weit richtiger und vollkommener, als der horizontale, Fig. 7881.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier angekleistert, damit sie bequem herausgeschlagen werden können. Die zur Figur 7887 gehörige Einfassung muß so darauf geklebt werden, daß sie von drei Seiten frei bleibt, und aufgeschlagen werden kann, wie der Deckel eines Buches.

Gedruckt bei L. W. Krause, Adlerstraße, Nr. 6.

Fig. 7877. S. 88.

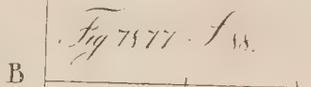


Fig. 7879. S. 108.

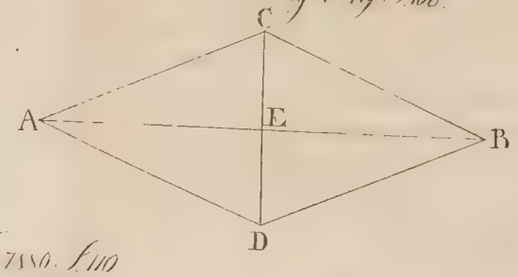


Fig. 7878. S. 89.

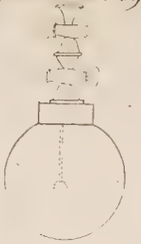


Fig. 7880. S. 110.

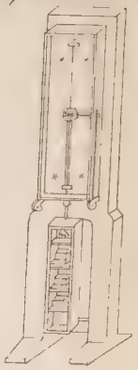


Fig. 7882. S. 111.

Fig. 7881. S. 110.

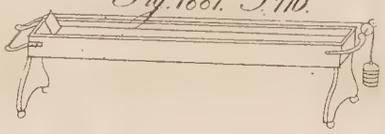


Fig. 7883. S. 112.

Fig. 7884. S. 375.

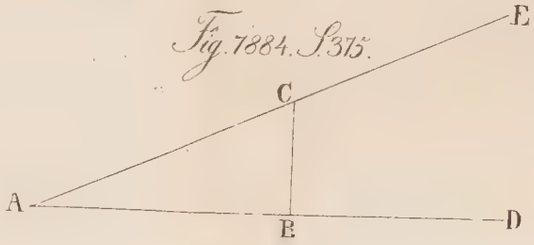
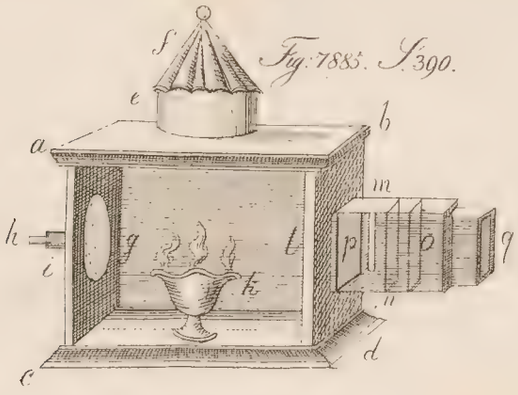
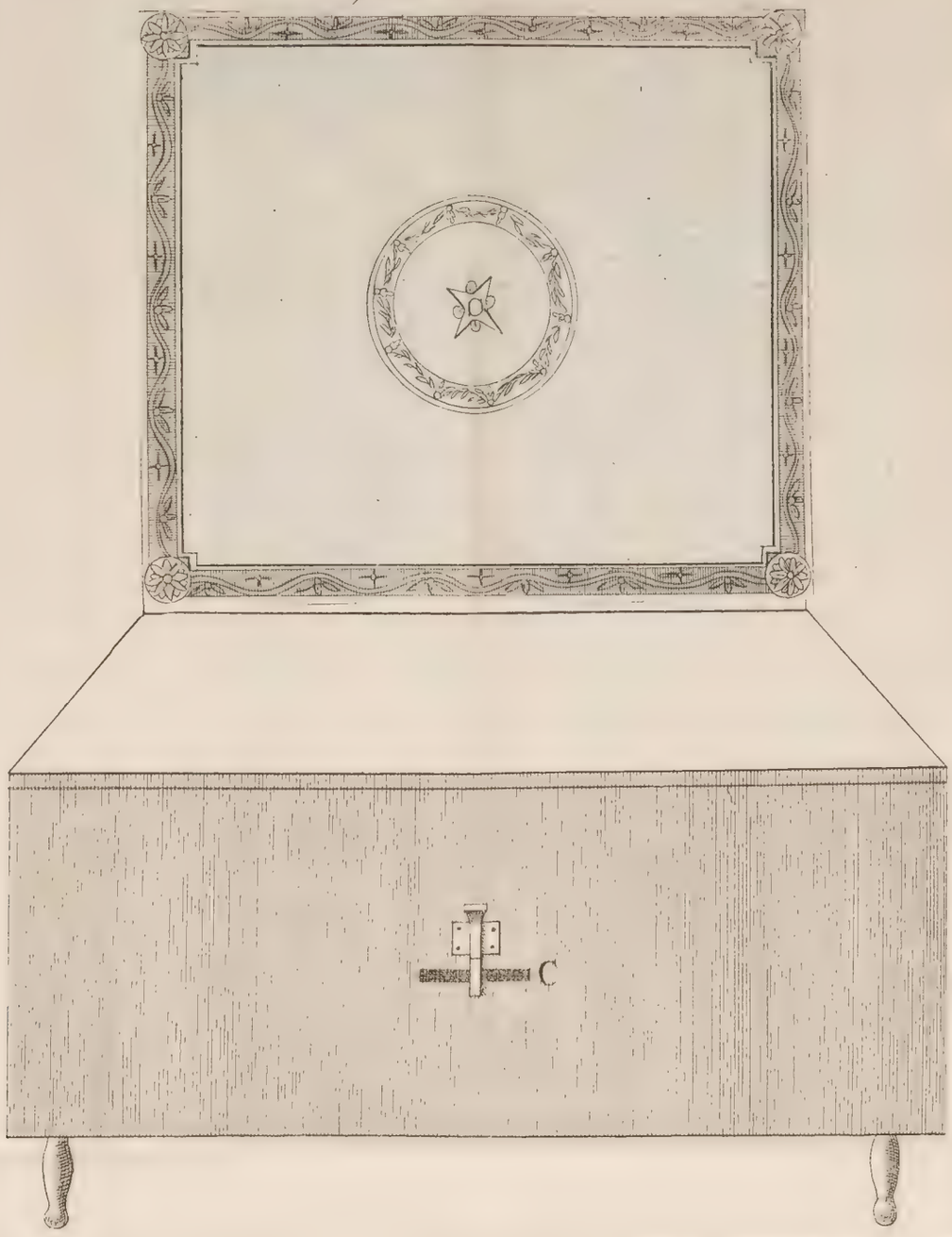


Fig. 7885. S. 390.



Oec. Enc. Th. CXXXX.

Fig. 1887. S. 93.



Occ: Enc. Th. CXXXX.

Tab. 2.

Oec. Enc. Th. CXXXI.

Fig 7889. S 395.

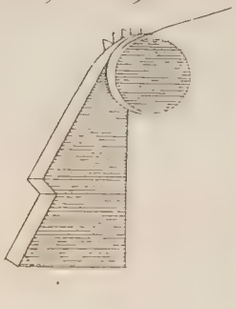


Fig 7886. S 393.

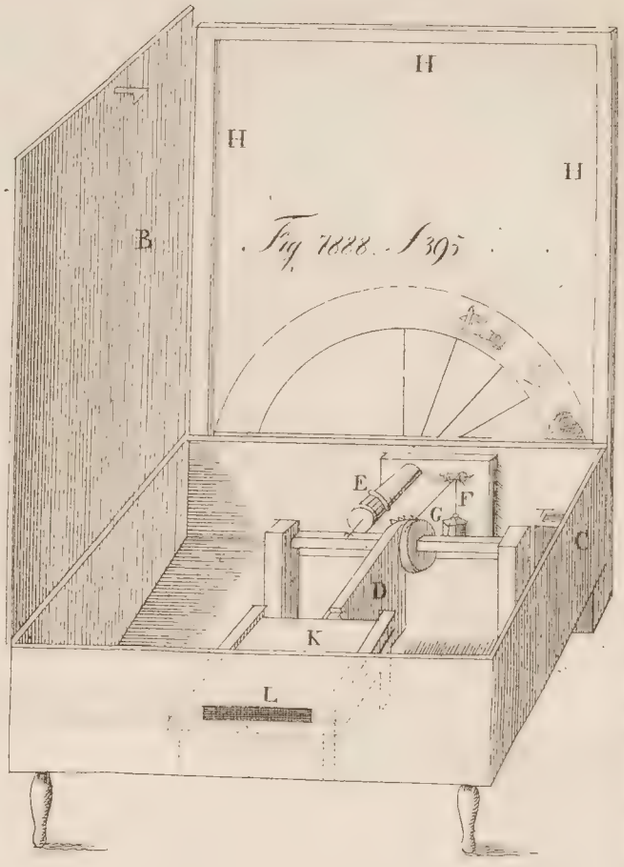
Fig 7890. S 395.

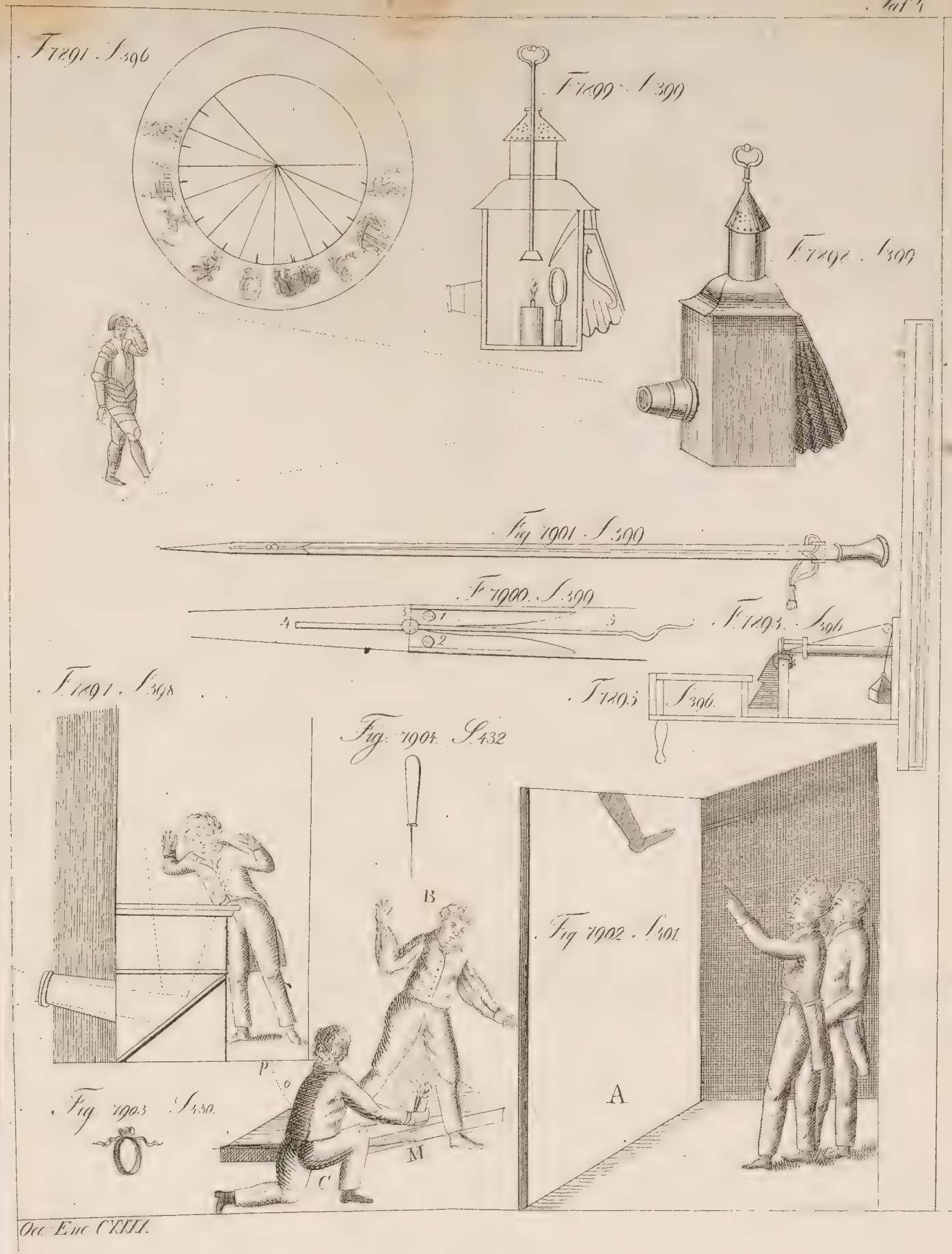
F 7892. S 396

F 7894. S 396.

F 7896. S 396

Fig 7828. S 395.





Occ. Enc. CXXII.